Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

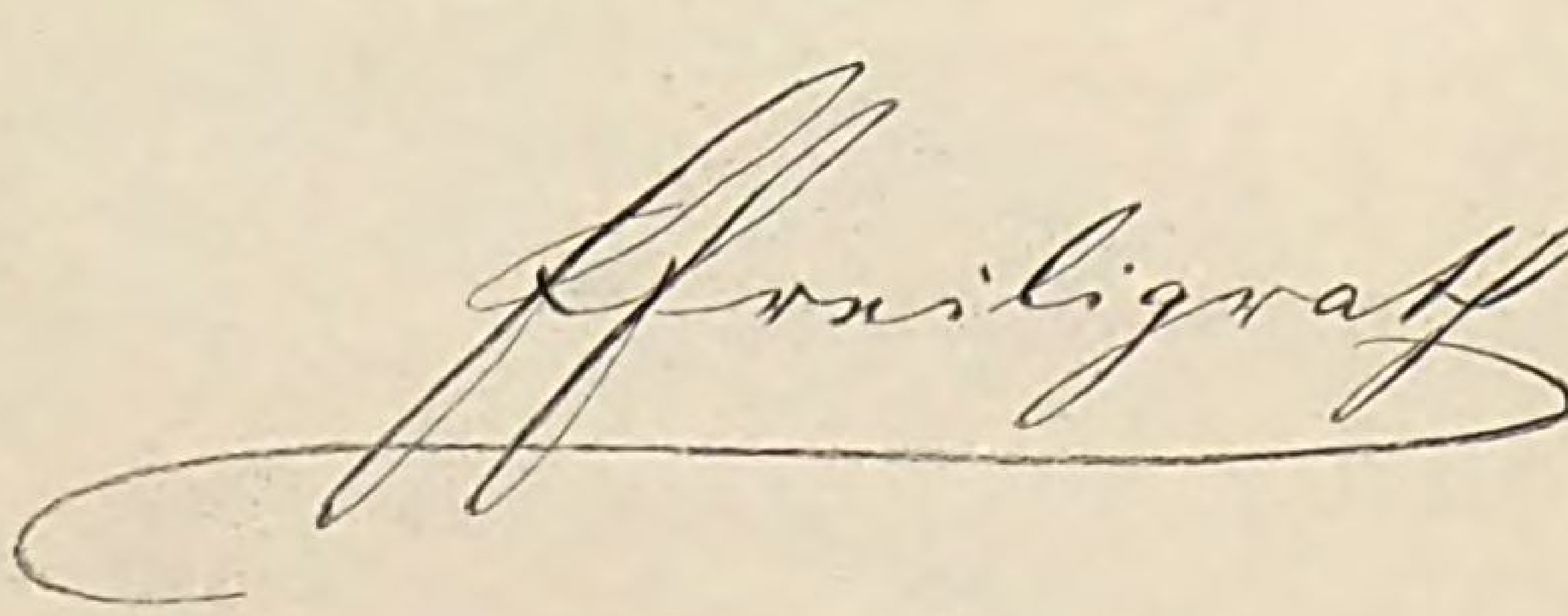
Wilhelm Buchner.

Erster Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1881.



J. L. Hasenclever pinx. W. Krauskopf sc.



Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Erster Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.



Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Erster Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.

Vorwort.

Der Versuch, Ferdinand Freiligrath ein biographisches Denkmal zu setzen, dem bedeutendsten Lyriker, welcher in den letzten fünfzig Jahren aufgetreten, bedarf wohl keiner Entschuldigung. Zwar sind vor und nach seinem Scheiden eine Reihe von kürzeren Lebensbildern des Dichters veröffentlicht worden; eine eingehende Darlegung seines Lebensganges ist noch nicht vorhanden, weil sie überhaupt nur auf Grund des Briefwechsels möglich war. Dieses Werk will eine solche versuchen.

Wie es mir gerade beschieden war, mit einem Lebensbilde Ferdinand Freiligraths hervorzutreten, bedarf kurzer Erläuterung. Als der Dichter im Frühling 1841 für ein Jahr nach Darmstadt übersiedelte, fand das junge Ehepaar an meinen Eltern verstehende und stützende Freunde, und wir heranwachsenden Söhne verehrten und liebten den gefeierten Dichter, der uns zugleich so heiter und menschlich liebenswürdig entgegenkam. So gehört die nun vierzigjährige Erinnerung an Ferdinand Freiligrath zu jenen Jugenderinnerungen, welche fähig sind, auf ein ganzes weiteres Leben einen rosigen Schein zu werfen. Dreißig Jahre lang dauerte, wenn auch bisweilen durch Pausen unterbrochen oder durch politische Meinungsverschiedenheit gestört, der Briefwechsel zwischen den beiden Häusern; als die Kunde von Freiligraths Tod durch das Land ging, da war es mir, als sei uns ein lieber älterer Freund gestorben, und ich gab dieser Empfindung Sommer 1876 in einem Aufsatze Ausdruck, welchen die Augsb. Allg. Zeitung brachte. Derselbe führte eine erneute Berührung mit der Witwe des Entschlafenen herbei, welcher ich den Vorschlag machte, mir das vorhandene briefliche Material zum Zweck einer biographischen Arbeit anzuvertrauen. Zunächst war Ludwig Walesrode, welcher dem Dichter während seines Aufenthaltes in Schwaben als Freund nahe gestanden, zum Biographen ausersehen; als dann Kränklichkeit die Übernahme einer so umfassenden Arbeit zu verbieten schien und Herr Walesrode zu meinen Gunsten verzichtete, stellte mir Frau Ida Freiligrath

die unterdes gesammelten und geordneten Briefe zur Verfügung; es gelang mir durch eigene Bemühung noch zahlreiches Weitere aufzufinden; die Briefe an mein elterliches Haus boten vielfach willkommene Ergänzung. Aus diesem Material erwuchs das nachfolgende Werk; der biographische Teil ruht im wesentlichen auf Mitteilungen der Witwe, wie naher Freunde des Dichters, so daß er wohl auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben darf.

Ihren Hauptwert besitzt meine Arbeit in den mitgeteilten Briefen und Brieffragmenten, welche uns ein getreues Seelen- und Lebensbild des herrlichen Mannes geben. Ferdinand Freiligraths Briefe sind, abgesehen von kurzen geschäftlichen Mitteilungen, stets ein voller Erguß seines Gemütes oder der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch, reine Stimmungssache; der edle Gemütsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen. Zu Zeiten ergießt er sich in einer Reihenfolge umfassender Schreiben; findet er die Stimmung nicht, so verschiebt er und erscheint den Freunden nicht selten gewaltig säumig. Aber wenn er schreibt, so ist es ihm Herzensbedürfnis, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mitteilungen über seine Poesie und seine Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterland, überall der volle warme Mensch. Dabei ist es eigentümlich zu beobachten, wie Freiligrath gerade durch seinen vielbewegten Lebensgang, durch sein Verschlagenwerden nach Soest, Amsterdam, St. Goar, Brüssel, der Schweiz, London stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den fernewohnenden Freunden gegenüber gedrängt wird, so daß der geistige Werdeprozeß uns kaum bei irgend einem andern Dichter so klar vor Augen liegt, wie bei Ferdinand Freiligrath.

Eine vollständige Sammlung der Briefe des Dichters, etwa in der Weise wie Strodtmanns Sammlung von Bürgers Briefen, oder auch nur eine vollständige Mitteilung der nicht ohne Mühe zusammengetragenen, habe ich mir nicht zum Ziel gesetzt; mannigfache Streichungen waren schon durch die Rücksicht auf den beschränkten Umfang des Werkes wie auf zahlreiche noch lebende Persönlichkeiten geboten. Bibliographische Vollständigkeit, z. B. der Nachweis, wann und wo Freiligraths Dichtungen zuerst erschienen, umfassende ästhetische Beurteilungen 2c. liegen dem Plane eines Buches fern, welches nur das erste abgerundete zuverlässige Lebensbild des Dichters geben wollte. Ich beschränke

mich auf die schlichte Mitteilung der Thatsachen aus Freiligraths Leben, auf eine kurze Besprechung seiner Dichtungen, betrachte die letzteren, soweit sie Zeitgedichte sind, nur als Kunstwerke, nicht vom Standpunkte irgend einer politischen Partei; vor allem aber lasse ich die Briefe sprechen, welche in ihrer Reihenfolge eine Autobiographie bilden, die an Unmittelbarkeit und Frische eine mosaikartige Verarbeitung in meine Darstellung bei weitem überbietet. Möchte das Werk von dem tiefen Gefühle liebender Verehrung, welche ich einst als Knabe dem Dichter entgegentrug und lebenslang bewahrt habe, Zeugnis ablegen.

Crefeld, den 22. Sept. 1881.

Wilhelm Buchner.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

F. Freiligraths Jugendjahre. 1810—1832.

Zweites Buch.

F. Freiligraths Mannesjahre. 1832 — 1842.

Erstes Buch.

Ferdinand Freiligraths Jugendjahre.

1810—1832.

Erster Abschnitt.

F. Freiligraths Kinder- und Knabenjahre.

Detmold, Sommer 1810 bis Sommer 1825.

Es ist eine alte Wahrnehmung, daß glänzende Talente weniger auf den Höhen der Menschheit erwachsen, als, um ein Wort Arndts des Bauernsohnes zu gebrauchen, unter dem „niederen Menschengesträuch", welches unter der Last der täglichen Arbeit seufzt, aber aus diesem steten Kampf ums Dasein auch die Kraft gewinnt zu rüstigem Vorwärtsstreben, wenn eine außergewöhnliche Begabung vorhanden ist. Zu diesem „niederen Menschengesträuch" gehörte auch Ferd. Freiligraths Großvater, Johann Peter Freiligrath, geboren im Juli 1755 zu Kettwig, Meister an der Loh- und Farbmühle des Herrn Ernst Scheidt in dem gewerbreichen Städtlein Kettwig im unteren Ruhrthale. In der Familie ging die Ueberlieferung, die Freiligrath seien eingewanderte Salzburger, jedoch fehlt jeder äußere Anhalt dafür; der Name klingt im Gegenteil entschieden niederrheinisch, wenn wir uns der Beckerath, Matzerath, Fastenrath ꝛc. erinnern. Der Name selbst ist wandelbar; das Kettwiger Kirchenbuch schreibt 1755 Friedchrath, seit 1778 Freilingrath; des Dichters Vater scheint den Namen in die jetzt allbekannte Gestalt umgewandelt zu haben. Die Kettwiger Familie scheint übrigens die einzige Trägerin des Namens gewesen zu sein; derselbe kommt wohl schwerlich anderwärts in Deutschland vor; klang er doch bei des Dichters erstem Auftreten manchem so absonderlich, daß Freiligrath hier und da für ein Pseudonym gehalten ward.

Meister Johann Peter Freiligrath starb am 3. Februar 1816. Ueber sein Leben und Wesen fehlt uns jede nähere Kunde. Er hatte aus seiner Ehe mit Maria Elisabeth vom Bruck (Brock, Broick) aus Kettwig sieben Kinder, die aber alle mit Ausnahme eines Sohnes und einer an den Schuhmacher Wilh. Lohrmann zu Kettwig verheirateten Tochter Katharina früh gestorben sind; die letztere starb 6. Dezember 1833. Dieser Sohn Johann Wilhelm Freiligrath, oder mit seinem Rufnamen Wilhelm, war geboren am

18. Dezember 1784. Aus den zahlreichen hinterlassenen Briefen desselben läßt sich herauslesen, daß er von dem Vater bei aller Einfachheit der Verhältnisse eine ernste gewissenhafte Erziehung empfing. „Lieber Ferdinand," schreibt er 1825 dem Sohne, „Du bist ein Freiligrath, und das waren immer kraftvolle, mitunter auch wohl eigensinnige Patrone. Das Letztere brauchst Du nun nicht zu werden; aber das Erstere wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Du weißt, ich habe außer der Erziehung von meinem seligen Vater wenig erhalten; aber durch diese Erziehung gab er mir Kraft und einen Willen, durch den es mir oft möglich geworden ist, mein Begehrungsvermögen zu beherrschen. Es ist dies das köstlichste Gut, das er mir hinterlassen hat; ich achte es aber auch höher als Tonnen Goldes. Also noch einmal, lieber Ferdinand, handle kraftvoll und sei immer thätig!"

Johann Wilhelm Freiligrath ward von dem Pfarrer Ferd. Weerth zu Kettwig, einem ausgezeichneten Schulmann, als ein begabter Schüler erkannt und veranlaßt sich zum Lehrer auszubilden. Er war eine Zeit lang zu Kettwig als Gehilfe bei dem Lehrer Forwick, sowie in Rittershausen thätig, ward dann nach Rade vorm Wald gewählt (die Reihenfolge und Dauer dieser Stellungen ist nicht genau zu ermitteln) und endlich 1806, wahrscheinlich auf Verwenden des Pfarrers Weerth, welcher unterdes General-Superintendent zu Detmold geworden, als Lehrer an die dortige Bürgerschule berufen; in Detmold schenkte ihm seine Frau Luise, geborene Tops aus Mülheim am Rhein, am 17. Juni 1810 einen Sohn, den nachmals so gefeierten Dichter. Derselbe hat, um dieses gleich hier anzuschließen, nachmals öfter seine Verwandten in Kettwig besucht; „zwischen Werden und Kettwig," schreibt er selbst, „bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr gewesen." Gegenwärtig ist der Name Freiligrath zu Kettwig und überhaupt im Ruhrthale nicht mehr vorhanden; er lebt nur noch in des Dichters Söhnen jenseits des Meeres und in seinen beiden Schwestern zu Soest.

Des Dichters Großvater von mütterlicher Seite war Johann Hermann Tops zu Mülheim am Rhein, geb. am 18. Januar 1743, verheiratet mit Anna Katharina Stürmer. Sohn eines Schullehrers zu Styrum bei Mülheim an der Ruhr, ward er, nachdem er vorher Schullehrer in Meiersberg bei Ratingen gewesen, 1768 Schullehrer der reformirten Gemeinde zu Mülheim am Rhein, ein Amt, das er 37 Jahre lang treu bekleidete. Jedoch war J. H. Tops nicht bloßer Elementarlehrer im Sinne der Gegenwart, sondern er bemühte sich, seine Gemeindeschule höher zu heben, indem an derselben auch Geschichte, Erdbeschreibung, sogar Französisch gelehrt ward, so daß wir sie wohl einer gegenwärtigen Bürgerschule vergleichen dürfen; darum ward sie auch von Lutherischen und Katholiken besucht, sogar vielfach von

Auswärtigen, so daß Tops in seiner geräumigen Dienstwohnung zu Zeiten bis neunzehn Zöglinge dauernd aufnahm. Auch als Schriftsteller trat er auf mit einem vielfach neu aufgelegten Lesebuch, genoß eines so trefflichen Rufes als Lehrmeister, daß junge Leute, welche sich dem gleichen Berufe widmen wollten, nach dem Brauche der Zeit bei ihm als Untermeister oder Gehilfen eintraten, zugleich lehrend und lernend.

Von den Kindern des Hauses, soweit sie nicht früh starben, wurden die beiden Söhne, der 1771 geborene Wilhelm und der 1781 geborene Hermann, Kaufleute; von den beiden Töchtern verheiratete sich die ältere, Elise, 1798 an den Zuckerbäcker Abraham Wilhelm von der Heydt zu Elberfeld; es ist ein Beweis ehrwürdigen Familiensinnes, daß in dem Hause von der Heydt eine beträchtliche Anzahl Briefe der Schwiegereltern Tops, der jüngeren Tochter Luise und ihres nachmaligen Gatten Wilhelm Freiligrath aufbewahrt worden sind, welche uns, obwohl mit manchen Lücken, einen Blick in die Schicksale der Familie zwischen den Jahren 1800 und 1827 gewähren. Es ist eine wahre Freude, diese vergilbten Blätter durchzulesen. Zwar die Menschen, deren auf denselben gedacht wird, sind längst geschieden und vergessen; keiner von ihnen, mit Ausnahme des kleinen Enkels Ferdinand in Detmold, gewann je Bedeutung und Ruf; ihre Freuden waren klein und dürftig, ihre Leiden oft recht schwer und bitter; aber es geht durch die Briefe jener in unserer athemlosen aufgeregten Zeit mehr und mehr schwindende Zug des echtesten Familiensinnes, treuester gegenseitiger Zuneigung, lebendigster Teilnahme an der Lieben Leid und Lust, jener Zufriedenheit in beschränktesten Verhältnissen, die für jede Freude dankbar ist, weil sie als eine Gnade Gottes hingenommen, und die jedes Herzeleid stark erträgt, weil es als Gottes Wille erkannt wird; kurz jener wahrhaft herzerhebenden duldsamen liebenden mannhaften Frömmigkeit, die uns heutzutage fast verklungen erscheint. Durch diese vermorschten Blätter weht ein Hauch vom Geiste Jung-Stillings, der Hauch, welcher durch einige der schönsten Dichtungen Freiligraths, durch „Nebo" und die „Bilderbibel" hindurchzieht.

Johann Hermann Tops starb am 8. April 1805. Er hinterließ die Wittwe in nicht glänzenden, aber auch nicht dürftigen Verhältnissen und eine jüngere Tochter Anna Luise Wilhelmine, oder mit Rufnamen Luise, geb. am 31. August 1783. Luise Tops war gerade sechs Monate alt, als jenes Ereignis eintrat, dessen die Mülheimer noch jetzt, nach nahezu hundert Jahren, mit Schrecken gedenken, die entsetzliche Eisflut vom 26.—28. Februar 1784. Das fürchterlich hoch aufgestaute Rheinwasser, mächtige Schollen wälzend, ergoß sich über die unglückliche Stadt; nur mit unglaublichen Anstrengungen ward Johann Hermann Tops mit den Seinen aus dem von der Eisflut

umspülten Hause gerettet; als alle geborgen waren, stürzte Wohnung, Schule und die ganze Straße ein. Die aufeinander geschobenen Eisschollen waren bis zu 15 Fuß hoch; eine Scholle blieb auf der Kanzel der reformirten Kirche liegen. Es wird jener furchtbaren Februartage vornehmlich deshalb hier gedacht, weil Freiligrath in dem prächtigen Gedichte „Hohes Wasser" des Glaubensbekenntnisses jener Eisflut vor 60 Jahren Erwähnung thut, welche seine Mutter „als Kind in ihrer Wiege mitgerissen."

Von Luisens Jugend wissen wir nichts Näheres, oder richtiger, nichts Wichtiges; ein kluges, lebhaftes, thätiges, warmherziges und frommes Mädchen erscheint sie in ihren Briefen. Die beiden Frauen blieben zunächst in Mülheim; Wilhelm Freiligrath, welcher bereits seit einigen Jahren dieses und jenes Lehramt im bergischen Lande bekleidete, traf gelegentlich einer Postwagenfahrt nach Elberfeld mit Luise Tops zusammen; muntere Unterhaltung und Gesang knüpften rasch die Bekanntschaft; alsbald darnach folgte die Verlobung der beiden; am 21. Juni 1808 verheiratete sich zu Mülheim die nahezu fünfundzwanzigjährige Luise Tops mit dem ein Jahr jüngeren Johann Wilhelm Freiligrath. Eingang Juli traf das junge Paar in Detmold ein, die erste größere Reise Luisens, über welche sie hocherfreut berichtet.

In der neuen Heimat gefiel es der jungen Rheinländerin sehr gut. Zwar machte Detmold sicherlich damals durchaus den Eindruck einer Landstadt, die nicht einmal den romantischen Reiz des besonders Altertümlichen besitzt; an den Hauptstraßen höhere Giebelhäuser, an den Nebengassen einfache Gebäude aus Fachwerk, die Außenwände zum Schutz gegen die Witterung mit Schiefer oder rothen Sandsteinplatten verschalt; aber Detmold besaß damals wie heute die kristallklare Werre und Berlebecke, das anmutige Grün seiner Umgebungen, die herrlichen Waldungen bis hinauf zur Grotenburg und dem gewaltigen Höhenzuge des lippischen Waldes. Die hochherzige und hochbegabte Fürstin Pauline, welche für ihren minderjährigen Sohn die Regierung des lippischen Ländchens führte, bewies sich, ohne Zweifel wieder auf Fürsprache des trefflichen Weerth, gleich anfangs der jungen Frau sehr geneigt, indem sie derselben eine Lehrstelle, und zwar der Handarbeiten, an der mit der Mädchenklasse der Bürgerschule verbundenen Industrieschule übertrug. So konnte Luise alsbald zu den Kosten der Haushaltung beitragen. Und auch im Hause war Glück. „Nun bin ich," schreibt sie Ende August, „schon acht Wochen mit meinem mir täglich lieber werdenden herzensguten Manne hier. Wir haben in den acht Wochen manche Freuden und auch schon Leiden mit einander getheilt, und lieben uns täglich mehr, wenn nur noch ein höherer Grad von Liebe möglich ist, welches ich jedoch nicht glaube. Ich hätte nie und nimmer nur von Ferne geahnt, daß ich hier auf Erden

so glücklich werden könnte, als ich's jetzt durch die treue, noch immer heißer werdende Liebe meines Wilhelm bin."

Luisens Briefe an die Schwester geben ein gar reizendes und anschauliches Bild von dem engen, aber thätigen und beglückten Leben des jungen Paares in der anmutigen kleinen Residenzstadt des lippischen Landes, dessen Schulwesen im übrigen durch die Fürsorge der Fürstin ganz vortrefflich eingerichtet war. In Wilhelm Freiligrath war eine neue tüchtige Lehrkraft gewonnen; er war ein Mann eigentümlichen Geistes, von tüchtiger Bildung, tiefgegründeter Religiosität und festem Willen, meist ernst, aber zugleich mit einer humoristischen Ader, sehr musikalisch, dabei redegewandt, ein vorzüglicher, bei seinen Schülern beliebter Lehrer, ein von den Mitbürgern hochgeachteter Mann, von kräftiger, schließlich etwas starker Statur, wie nachmals der Sohn. Luise war, nach ihren Briefen zu schließen, eine ganz vorzügliche Frau, von Herzen fromm und gottergeben, aber auch allezeit guter Laune, allezeit thätig, eine tüchtige Wirtin, durch den ernsten, gewissenhaften Vater über das Maß der Zeit und des Standes gebildet. Ihre Handschrift ist, im Anfange der Briefe wenigstens, sehr schön, der Ausdruck richtig und fließend. Sie war empfänglich für die Dichtung und hatte sich Hefte angelegt, in die sie ihre Lieblingsdichtungen hineinschrieb; sie zeichnete mit Geschick und war ebenso sehr musikalisch, doch auch in weiblichen Arbeiten von wunderbarer Fertigkeit, von den Schülerinnen um ihrer Liebenswürdigkeit und feinen Bildung willen hochverehrt. Der Sohn bewahrte lebenslang als köstliches Andenken ein von der Mutter gestricktes Stückchen feiner Spitze, wie er sich überhaupt ein Reliquienschränkchen eingerichtet hatte; da sind die Bücher, die sie gelesen, ihre Musikalien und Zeichnungen, die kleinen Kupferstiche ihres Zimmers aufbewahrt; Ferdinand Freiligrath stand oft mit Thränen der Rührung vor dem kleinen Schrein und betrachtete die Erinnerungszeichen an die längst geschiedene Mutter. Von ihrer Erscheinung spricht uns nur ein Schattenriß, wie sie damals üblich waren; darnach besaß sie freilich kein klassisches Profil; die Nase ist stark und stumpf, sehr ähnlich derjenigen des Sohnes. Besonders schön war ihr prachtvolles Haar, das ihr bis auf die Füße niederfiel und sie wie ein Mantel einhüllte. Wie der Sohn in seinem Aeußeren der Mutter Ebenbild war, so scheint auch die Dichtergabe ihm mehr von ihr, der lebhaften, beweglichen Frau, gekommen zu sein, als von dem bei aller Tüchtigkeit geistig minder regsamen Vater. Und so käme auch hier das Wort des großen Alten zur Geltung:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Am 17. Juni 1810, abends neun Uhr, erschien das erste Kind, der einzige Sohn der Ehe, „ein so lieber, schöner, dicker, starker Junge, daß es eine Freude ist ihn anzusehen", wie die gute Großmama Tops schreibt, welche seit Frühling 1809 bei den Kindern in Detmold wohnte. Der Knabe ward am 11. Juli getauft auf die Namen Hermann Ferdinand; als Paten sind eingeschrieben des Vaters Gönner, Generalsuperintendent Ferdinand Weerth zu Detmold, der Oheim Abraham Wilhelm von der Heydt zu Elberfeld und der Großvater Johann Peter Freiligrath zu Kettwig. Des Dichters Geburtshaus in der Wehmstraße Nr. 5. nahe dem Marktplatze ist jetzt durch den Gesangverein Arion zu Bielefeld mit einer Denktafel geziert; es liegt unmittelbar neben dem im gleicher Weise bezeichneten Sterbehause Grabbes. [1]) Im übrigen ist Freiligrath, obwohl in Detmold geboren, von Vater und Mutter her eigentlich ein Kind des bergischen Landes gewesen; er war, wie wir sahen, eines Schulmeisters Sohn, Enkel und Urenkel.

Wer je Briefe einer glücklichen Mutter und Großmutter gelesen, kann sich die Berichte von Luise Freiligrath und Großmama Tops über den „un-

[1]) Freiligraths Geburtshaus ist lange Zeit Gegenstand des Zweifels gewesen. Der Dichter selbst bezeichnete auf die Mitteilung der Stiefmutter und auf seine Jugenderinnerungen hin das Haus unter der Wehme, (Widum, nd. Wedem, geschenktes, der Kirche angehöriges Grundstück), als sein Geburtshaus. Aber schon beim ersten Auftauchen der Frage wurde die Ansicht laut, daß F. Freiligrath in einem andern Hause, dem ganz in der Nähe am Ausgange der Wehme nach dem Markte zu gelegenen Hölzermann'schen Hause, Bruchstraße Nr. 11, kenntlich an dem davor stehenden Lindenbaume und der Inschrift vom Jahre 1717 über der Thür, geboren sei; diese Ueberlieferung fand Ausdruck in der Gartenlaube 1868, Nr. 10; noch bei meinem Besuche zu Detmold, Herbst 1879, versicherte mich die greise Frau Menke, geb. Begemann — ihr Vater, Lehrer Begemann, war dem Hause Freiligrath nahe befreundet — daß sie als heranwachsendes Mädchen den Kleinen im Hölzermann'schen Hause gewiegt habe, daß aber die Eltern alsbald nach Ferdinands Geburt unter die Wehme gezogen seien. Die Streitfrage wird zweifellos entschieden durch die von der Heydt'schen Briefe; es erhellt aus denselben, daß das Ehepaar Freiligrath zwar die Monate Juli — September 1808 im Hölzermann'schen Hause wohnte, aber etwa im Oktober unter die Wehme zog, gegenüber dem Weerth'schen Baumhof und Hause. Am 6. November 1808 schreibt Luise Freiligrath: „Ich lebe jetzt erst in Detmold recht auf, seit der Zeit, daß wir allein wohnen. Mit Weerth's halten wir gute Nachbarschaft; ich kann, wenn ich hier — d. h. im Oberstock — sitze, in ihren Baumhof und ihr Haus sehen." Ebenso Großmutter Tops am 5. Juli 1809: „Luise hat ein sehr nettes neues Haus; Weerth's Baumhof liegt gegen dem Hause über." Nach diesen Briefstellen ist das als Freiligraths Geburtshaus bezeichnete zweifellos das richtige, im übrigen ist die Straße Unter der Wehme eine der unansehnlichsten in dem bescheidenen Detmold, das Haus selbst einfach bürgerlich, zweistöckig, aber bevorzugt durch den freien Blick auf die Bäume des vormals Weerth'schen Gartens.

bändigen Jungen", den „lieben süßen Ferdinand" denken. „Er ist so dick und so schwer wie ein Bleikloß; das liebe Kind ist aus lauter Fröhlichkeit und Zufriedenheit zusammengesetzt; er thut fast nichts wie lachen und fängt nun an zu schlagen mit seinen Fäusten, so recht nach Jungenart. Wenn man ihm etwas vorhält, greift er mit seinem Munde und beiden Händchen darnach; er exerzirt sich auch jetzt und wirft die Zunge im Mäulchen herum, als wenn er sprechen wollte — da da sagt er schon —. Ich kann dir nicht sagen, welche unaussprechliche, ich möchte sagen demüthige Freude mir das Kind macht; so abhängig vom lieben Gott, wie ich mich jetzt fühle, fühlte ich mich noch nie, denn Er ja allein hat es uns geschenkt und kann es uns auch erhalten, wie ich zu seiner Güte hoffe, denn für Ihn allein wollen wir es auferziehen", so schreibt Frau Luise am 3. Dezember 1810. Und ebenso Ausgang 1811: „An unserm lieben muntern Ferdinand haben wir unaussprechliches Vergnügen. Er läuft jetzt ganz allein und spricht fast alles, freilich auf seine Weise, was wir ihm vorsagen." „Der liebe Ferdinand", schreibt die Großmama am 19. Januar 1812, „ist ein sehr gesundes und munteres Kind; er hat zwölf Zähncher; er läuft und spricht fast alles; der gute Gott erhalte den lieben Jungen!" — „Der Ferdinand", heißt es am 2. Oktober 1814, „singt mir immer von der Minka vor, und ich kann fast keinen Gedanken festhalten; doch freue ich mich, daß er munter ist." „Ferdinand," schreibt die Mutter am 4. Dezember 1814, „ist recht wohl, voller Kraft und Leben und in einer ununterbrochenen Thätigkeit; den ganzen Tag ihn jetzt, da es Winter ist, im Hause zu beschäftigen, würde bei seinem muntern unsteten Charakter für mich das schwerste Geschäft sein, und wir schicken ihn jeden Morgen und Nachmittag eine Stunde in die Schule zum Herrn Begemann, welches er auch so gerne thut, daß er kaum die Zeit erwarten kann, und sobald der erste Glockenschlag ertönt, mit seinem Buch unterm Arm wie ein Pfeil aus dem Hause ist. Es ist uns noch nicht viel ums Lernen zu thun, nur daß er in Gesellschaft und gut aufgehoben ist; doch wie er anfangs in die Schule ging, hat er doch in vier Stunden das ganze ABC gelernt. Den größten Theil des Tages bringt er fast bei seiner lieben Mamsell Clostermeier zu, in deren Hause der gute Junge selige Stunden hat, weil sie ihn da so lieb haben und er ihnen auch aufs Wort gehorsam ist; mir ist's auch in der Hinsicht lieb, weil er da so fein gebildet wird, und so rein und so deutlich das lippische Deutsch sprechen lernt, welches ich an dem Kinde so gern höre. Der Junge hat gottlob eine selige Kindheit. Ist mein Mann hier im Hause, so sind alle seine Stunden besetzt, und er sitzt dann mitten unter den Privatschülern und schreibt und rechnet so gut wie der beste, oder bildet sich doch ein, es zu thun. Der

guten Mutter ihre größte Freude erlebt sie jetzt an ihren Enkeln; Ferdinand versüßt ihr ihr Alter und ist ihr ins Herz gewachsen."

Und am 1. März 1815: „Der liebe Ferdinand ist freudetrunken, daß er nun seine Kräfte im Freien üben kann; der Genuß der frischen Luft hat ihm wieder rothe Backen verschafft. Er ist gottlob recht gesund, aber den größten Theil des Tages an Clostermeiers; der alte Herr Rath schneidet ihm alle Tage allerhand Thiere von Karten, deren er schon eine ganze Sammlung hat und sich oft daran amüsirt, wenn er sie auf den Tisch hinstellt."

Zu des Dichters frühesten Jugenderinnerungen gehörte sein Verkehr mit der im Kriegsjahre 1815 durchziehenden Reiterei der Preußen und Kosacken, die zu zwanzig bis dreißig mit ihren Pferden in der Scheune des Hauses einquartiert wurden. Zum Schrecken seiner Eltern fühlte sich der lebhafte Knabe sehr zu den Soldaten hingezogen, schloß namentlich mit den bärtigen Söhnen des Urals und der Wolga Freundschaft und ließ sich gern von ihnen auf ihre kleinen struppigen Rosse heben.

Dem einzigen Sohne folgte am 2. Mai 1813 ein Töchterchen Emma, welches aber, eben dreijährig, am 13. Mai 1816 starb. Am 20. Sept. 1815 wurde ein zweites Töchterchen Luise geboren, das Wochenbett aber und das Nähren des Kindes griff die ohnehin nicht starke Mutter allzusehr an. Sie litt das Jahr 1816 an schwerem Husten und stets zunehmender Entkräftung; am 24. Januar 1817 ward Luise Freiligrath durch den Tod hinweg genommen; ihr folgte am 10. Februar die letztgeborene Tochter Luise nach. Der trauernde Mann verkündet am 26. Januar 1817 dem treuen Hause von der Heydt sein Unglück mit den Worten, welche, um den Geist des Hauses zu kennzeichnen, hier folgen mögen:

„Gott ist ein Gott der Lebendigen, Er ist ein Gott der Todten, ein Gott der Todten, die in ihm dem Herrn sterben, um in unverwelklicher Schönheit, in ewiger Herrlichkeit, angethan mit der Gerechtigkeit Christi, dort wieder zu erwachen, um auch dort das große Erlösungswerk zu preisen, dem sie hier glaubten und trauten, und dort schauen werden.

Meine innigstgeliebte Louise, die schon fast seit einem Jahre unaussprechlich leiden mußte, wurde den 24. dieses, früh gegen halb 4 Uhr morgens, aller ihrer irdischen Leiden entrückt, indem sie so sanft entschlummerte, daß ihr Einschlafen zur Ewigkeit fast nicht bemerkt wurde. Ich allein war bei ihr, und sie starb so sanft, so süß, voller Glauben an das vollgültige Verdienst unseres Erlösers. Wie wird sich die Vollendete jetzt in Gegenwart ihrer geliebten Emma der unverwelklichen Herrlichkeit freuen; wie wird sie staunen ob allen Wundern und wunderbaren Führungen aller Geliebten Gottes, wenn ihr so innigst geliebter Vater, ihr erster Lehrer des

Erlösungswerkes hienieden im Staube, sie dort herumführt, ihr die Geheimnisse des ganzen Erlösungswerkes verkündigend. Morgen früh, gegen 8 Uhr, wird die verblichene Hülle eines frommen Geistes dem Schooße der Erde anvertraut werden. Mehr kann ich nicht, den nächsten Posttag ausführlicher. Die Mutter leidet sehr, und wir alle haben das Heimweh."

Nicht allein die vergilbten Blätter jenes Briefwechsels liegen vor mir, auch das Gebetbüchlein der Frau Luise Freiligrath, welches öfter in den Briefen erwähnt wird. Wie mancher Gebetsseufzer mag aus demselben emporgestiegen sein in frohen und trüben Tagen! Dieses Buch wurde gleich einer Familien-Bibel zur Aufzeichnung der Geburtstage der Kinder, wie auch der Tage benutzt, an denen der Todesengel an der Pforte des Detmolder Hauses anklopfte. So finden wir in der klaren, festen Handschrift Wilhelm Freiligraths folgende, für die Biographie des Dichters wichtige Daten verzeichnet:

„Am 21. Juni 1808 wurden Joh. W. Freiligrath und Anna Luise Wilhelmine Tops im Glauben und Hoffen auf Gott verehlicht."

„Am 17. Juni 1810 wurde unser erster Sohn geboren. Er erhielt in der Taufe am 11. Juli die Namen Hermann Ferdinand.

(Hebräer 13. Vers 8.)

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in alle Ewigkeit Dir und deinen Dich herzlich liebenden Eltern."

„Den 24. Januar 1817, morgens halb 4 Uhr, endete meine unvergeßliche, fromme Gattin ihre irdische Laufbahn, nachdem sie fast ein Jahr langsam hinschwand. — Wie wird die fromme gottergebene Dulderin jetzt Ruhe ernten von ihrem, oft mühevollen Tagewerk — sie genießt gewiß eine stolze Ruhe. — 33 Jahr 4 Monat 23 Tage."

So stand denn der beklagenswerte Mann, nachdem er das Glück der Ehe nicht neun Jahre lang genossen, allein, der Gattin und der beiden Töchterchen beraubt; der kleine Ferdinand war, nächst Gott, sein einziger Trost; die greise Schwiegermutter führte, so gut es ging, den Haushalt weiter. So wird denn der gebeugte Vater fortan über den Knaben berichten. „Ferdinand schläft", so schreibt er am 16. Februar 1817, „er ist das Ebenbild seiner Mutter. Wenn es Ihnen möglich ist, so lieben Sie diesen folgsamen guten Jungen, liebe Schwester, wie Sie seine Mutter liebten." Und am 20. Juli 1817: „Wie sehr wir uns auf Ihre Hierherkunft freuen, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ferdinand jubelt deshalb und trägt mir eigens auf, Ihnen zu sagen, wenn Sie Ihre Kinder nicht mitbrächten, so wolle er Sie kitzeln, bis Sie lachten — ein jovialischer Junge, der viel lernt und jetzt stark wächst. Von Ostern bis hierher hat er 10½ Pfund gewonnen.

Er hat in den Zeichenstunden, deren er wöchentlich zwei hat, schon recht nette Sachen machen lernen." „Nichts bindet mich", schreibt die Großmutter am 25. März 1818, „hier in Detmold, als hier dies Haus, mein Sohn Freiligrath und der liebe Ferdinand; ich habe das Kind so unbeschreiblich lieb, er hat mich auch so lieb! Wie ich vorigen Posttag Eure lieben Briefe erhielt, war er an Clostermeiers Hause; wie er wiederkam, gab ich ihm deinen lieben Brief; wie er ihn gelesen, fing er an laut zu weinen, fiel mir um den Hals: du sollst nicht weg, du sollst nicht weg!"

Der kleine Ferdinand hatte die alte Großmutter Tops außerordentlich lieb. Das früheste Blatt von seiner Hand, welches die von der Heydt'schen Papiere aufbewahren, sind drei Briefe, welche das siebenjährige Kind der Großmutter zu demselben Geburtstage schreibt, ganz flott, wenn auch nicht schön geschrieben, rührend und zugleich eigenartig; das warme kleine Herz that sich nicht Genüge, ehe es seinen Glückwunsch dreimal zu Papiere gebracht. So mögen die drei Briefchen hier eine Stelle finden:

An die Liebe Großmutter
zu ihrem
geburtagstage
1. Brief

Liebe Großmuter du hast mich am meisten versorgt Morgen am = 8 = ten Merz ist dein Gebutag es ist nur eine Kleinigkeit ich habe Spendeln gekauft diessen Brief solst du verwaren bis an dein Ende es ist ein Wahrzeigen der Liebe die ich zu dir beweise denn du hast mich zuerst gelibt drum gebe ich dir denn Brief.

Detmold
am = 7 = ten
März
1818.

An die biebe Großmutter
zu ihrem
geburtagstag.
2. Brief.

Gott erhalte Dich noch lange die am 8 = ten März = 73igrige

liebe Großmutter denn ich bin nur deinn Enkel du liebenswürdige ich will dir auch noch 2 Briefe geben damit du erst recht meine Biebe kenst

Detmold
am 7 = ten
Mertz
1818.

An die liebe Großmutter zum geburtag.

3. Brif

Liebe Großmuter ich Freue mich recht sehr das Du dis Alter Erlebt hast ich hoffe auch Gott wird dich Ferner erhalten Du bist nun 73 Jahr alt und ich Freue mich recht das du dis Alter noch Erlebt hast.

Anderthalb Jahre darnach, am 11. Dezember 1819, ist Schrift und Sprache schon ganz korrekt; der Knabe schreibt an die inzwischen zu den Elberfelder Kindern Uebergesiedelte: „Meine liebe Großmutter! Mein lieber Vater schreibt Dir, und da glaube ich nun Dir gleichfalls sagen zu müssen, daß ich Dich recht lieb habe und deshalb sehr oft an Dich denke. Am letzten Markttage war hier vieles zu sehen, mein lieber Vater erlaubte mir aber nur, die ausländischen Thiere zu sehen; er meinte, Narrheiten könne ich noch genug in der Welt zu sehen bekommen; dafür brauche ich jetzt kein Geld auszugeben. Ueber die Thiere habe ich mich aber recht gefreut; da gab es Affen und Kameele, Papagaien und Antilopen, auch war ein Eisbär dabei. Letzterer war ein grimmiges Thier, du wärest wohl bange geworden, wenn du ihn gesehen hättest, aber es hätte nichts zu sagen gehabt, denn er konnte mit seinem Springen und Brüllen doch nicht durch den wohlverwahrten Käfig kommen. Grüße von mir den lieben Onkel und die Tante und alle Lieben und sei immer versichert der immer fortwährenden Liebe deines Ferdinands!“

Wunderlich! Alexander von Humboldt empfing die erste Anregung zu seiner großen wissenschaftlichen Reise in die Tropen beim Anblick einer Fächerpalme und eines alten Drachenbaumes im Berliner Pflanzengarten; sollte der Dichter des Löwenritts den ersten Funken der Poesie in einer dürftigen Detmolder Tierbude empfangen haben?

Schon um dem Knaben wieder eine Mutter zu geben, verheiratete

Wilhelm Freiligrath sich am 8. April 1819 zum zweiten Male, und zwar zu Soest, mit Klara Wilhelmine, Tochter des Predigers Christoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck. Aus dieser Ehe entsprossen vier Stiefgeschwister Ferdinand Freiligraths, ein Bruder Karl, zwei Schwestern Karoline und Gisberta, sowie ein frühgestorbenes Brüderchen Otto. Näheres über dieselben im Anhang.

Die zweite Mutter nahm sich des Stiefsohnes in treuester Weise an, und er bewies sich ihr dankbar durch die lebenslang bewahrte herzlichste Anhänglichkeit. Auch die anderen Verwandten, welche sich Wilhelm Freiligrath durch seine zweite Heirat erwarb, wandten dem hochbegabten Knaben mit den blitzenden dunkeln Augen, den sie bei ihren Besuchen in Detmold kennen lernten, herzliche Liebe zu. Es kam Tante Lina, die jüngere Schwester von Wilhelmine Freiligrath; es kam deren Bruder, Onkel Moritz Schwollmann aus Soest, nur zwölf Jahre älter als der Neffe, mit dem er in heitrer Laune Briefe wechselte und Silbenrätsel austauschte. Mit beiden stand Ferdinand auf dem besten Fuße.

Ferdinand Freiligrath war, wie aus früher mitgeteilten Briefstellen erhellt, ein höchst aufgeweckter und wißbegieriger Knabe, welcher schon vor Beginn der eigentlichen Schulzeit gleichsam spielend lesen und schreiben lernte. Frühzeitig besuchte er die Bürgerschule, sodann das Detmolder Gymnasium, dessen Scholarch oder Schulpfleger der väterliche Gönner des Freiligrath'schen Hauses, der würdige Generalsuperintendent Weerth war. Der Knabe zeichnete sich durch vorzügliche Leistungen aus und war der Liebling seiner Lehrer. Bei den Prüfungen, denen die Fürstin Pauline gern beiwohnte, streichelte sie oftmals seine dunkeln Locken und spornte ihn an mit freundlichen Anerkennungsworten.

Den glücklichen Einwirkungen einer wohl verbrachten Schulzeit gesellte sich als wertvolles erziehliches Moment der Segen eines nicht reichen aber auch nicht dürftigen, von der innigsten gegenseitigen Liebe aller Angehörigen belebten, durch und durch frommen Hauses zu. Der ernstfreundliche Vater, die heitere allezeit thätige Mutter, die Bibel Bilder- und Erzählungsbuch der Kinderjahre, das alles mußte auf des Knaben empfänglichen Sinn aufs Tiefste wirken. Freiligrath war bis in sein Alter bibelfest; wie sehr ihn schon in jungen Jahren besonders das alte Testament beschäftigte, zeigen uns einige seiner herrlichsten Gedichte; noch in Amsterdam geht er auf der Düne umher „die Lieder Davids in der Hand," und schöpft daraus die Anregung zum Leviathan.

Es mögen hier über Freiligraths Jugend- und Schuljahre zwei Berichte von Jugendgenossen beigefügt werden, welche als seine Spiel- und

Schulkameraden aufwuchsen und die Erinnerung an jene Zeit in einem treuen Herzen bewahrt haben. Zunächst mag reden Freiligraths gleichalterige Jugendfreundin, Frl. Doris Sagel, welche in rüstigem Greisenalter zu Detmold lebt: „Ferdinand Freiligraths Vater war hier Lehrer an der Mädchenschule; ich selbst habe bei ihm Schreib- und Rechenstunde gehabt; es war ein herzensguter Mann und hatte seinem Kinde, dem Ferdinand, auch schon früh gute Grundsätze beigebracht. Ich bin mit Ferdinand im nämlichen Jahre 1810 geboren, nur einen Monat jünger als er. Ferdinand war im zarten Alter ein reizend schöner Knabe mit braunen Augen und braunem Haar. Mein Schulweg — es mochte in meinem fünften bis siebenten Jahre sein — führte mich an seiner Eltern Wohnung vorüber; so kam es denn, da auch unsere Eltern befreundet waren, daß wir sehr viel zusammen spielten. Sein liebstes Kinderspiel war es, aus einem Sandhaufen, wie ihn Rath Clostermeier oft in den Zwischenraum zwischen den beiden Häusern fahren ließ, allerlei Figuren, Berge, Höhlen ꝛc. zu machen, wobei ich ihm helfen mußte; über meinen Fuß formte er Backöfen; das fertige Bauwerk ward dann mit allerlei Zweigen und Gras besteckt, und seine rege Phantasie sah dann in diesen kindlichen Kunstwerken Berg und Strom, mit allerlei Thieren bevölkert, die er gleichfalls aus Sand zu bilden versuchte. Wenn wir in der Stube zusammen spielten, hatten wir Bauklötze, von welchen wir allerlei Bauten und Figuren zusammenstellten; erschienen ihm diese Tempel und Hallen nicht schön genug, so warf er das Ganze über den Haufen; war aber nach seiner Einbildung das Werk gut gelungen, dann lief er nach seiner guten Mutter oder dem Vater, holte diese herbei und freute sich seiner Kunst."

„Ferdinand war allezeit heiterer Laune, sehr freundlich und gutmüthig und daher von jedermann gerne gesehen. Einstmals hatten wir beide auch wieder mit Sand gespielt, als sich ein kleiner Knabe aus der Nachbarschaft zu uns gesellte; selbiger hatte einen Schmetterling gefangen und riß dem Thierchen einen Flügel nach dem andern aus; das kleine Geschöpf zappelte jämmerlich. Als Ferdinand das häßliche Spiel gewahrte, sprang er hinzu und schlug dem Kind das Thierchen aus der Hand mit den Worten: Du dummer schlechter Junge, ich sage dies meinem Vater, der hat gesagt:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie Du den Schmerz.

Doris, der böse Junge soll nicht mehr mit uns spielen!"

„Bisweilen lief er in die Küche, holte sich eine Schürze, band sie um seinen Hals auf dem Rücken fest, stieg auf einen Stuhl und fing an zu predigen, allerlei Zeug, was ich heute nicht mehr weiß, aber soviel kann

ich mich noch erinnern, daß seine Eltern und ich sehr darüber lachen mußten, denn er phantasirte allerlei zusammen, unsinniges Zeug, das sich aber reimte. Wenn ich ihn dann fragte, meinte er: Ich will einmal Prediger werden! Er hatte ein schönes Bilderbuch, in welchem vielerlei ausländische Thiere abgebildet waren; dies beschäftigte seinen Geist so sehr, daß er stundenlang bei dem Buche zubrachte; dasselbe mag wohl manchen Stoff zu seinen späteren Gedichten geliefert haben."

„Als Ferdinand größer wurde, spielten wir diese Kinderspiele nicht mehr, da er sich viel mit Lesen beschäftigte; als er das Gymnasium besuchte, war er stets der beste Schüler. Alljährlich haben hier die Schulen Aktus, wo jeder Schüler ein Gedicht öffentlich vorzutragen hat. Ferdinand habe, so hörte ich noch jetzt, seine Gedichte zum Deklamiren mit einer Lebendigkeit und richtigen Betonung vorgetragen, daß es eine Lust gewesen sei, ihm zuzuhören. Einstmals hatte der Schulrath Falkmann den Schülern ein Thema aufgegeben, über welches dieselben ein Gedicht machen sollten. Als sie es dem Lehrer vorzeigen, ist Ferdinands Gedicht das beste, und der Schulrath belobt ihn mit den Worten: Ferdinand, wenn Sie so fortfahren, kann noch einmal ein Dichter aus Ihnen werden."

Im übrigen erfreute Freiligrath seine Lehrer nicht blos durch Gedichte in seinem eigenen Namen; hilfreich wie er war, stellte er wohl auch den Freunden Dichtungen zur Verfügung, und mancher von ihnen hat damals mit Freiligraths Versen geglänzt.

Derjenige Jugendfreund, welcher F. Freiligrath am nächsten stand, war ohne Zweifel Ludwig Merckel; auch blieben die beiden Jugendgenossen durch einen zwar oft und lange unterbrochenen aber fünfzigjährigen Briefwechsel verbunden. L. Merckel hat für dieses Werk „Memorabilien aus Freiligraths Jugendzeit" aufgezeichnet, von denen das Wesentliche nachfolgend mitgeteilt wird.

„Ferdinand Freiligrath oder nach der vulgären Detmolder Ausdrucksweise „Freiligraths Ferdinand" war als Knabe seiner äußeren Erscheinung nach, im Vergleich mit andern Altersgenossen, zwar von etwas zarterer und feinerer Konstitution, aber darum doch nicht kränklich und schwächlich zu nennen. Die ihm eigene blasse Gesichtsfarbe war wohl nebst den großen ausdrucksvollen Augen ein Erbtheil von der Mutter, die mir als eine ernste und doch milde und sanft blickende Frau im einfachen häuslichen Gewande, mit einer sauberen weißen Mütze auf dem Haupte, von meinen Besuchen im Freiligrath'schen Hause her noch heute so vorschwebt. Das blasse Aussehen Freiligraths mochte indes auch vielleicht mit davon herrühren, daß er als Kind von den um seine Gesundheit besorgten Eltern zu viel im Hause

gehalten wurde, wozu dann noch das seiner großen schon früh sich zeigenden Lern- und Wißbegierde ganz entsprechende freiwillige Sitzen hinter den Büchern gekommen sein wird. So oft übrigens „der spielvergeßne Knabe", wie er sich in seiner köstlichen Bilderbibel selbst nennt, heraus und unter uns trat, war er auch jugendlich fröhlich mit uns, und der Muntersten, Aufgewecktesten, ja Muthwilligsten einer."

„Ein Hauptschauplatz unserer Jugendspiele lag uns beiden ganz nahe, nämlich der freie Platz zunächst der reformirten Kirche, kurzweg der Kirchhof genannt. Meine Eltern besaßen ein Haus, welches mit dem kleinen Garten dahinter an diesen Platz stieß, nach vorn der Straße Unter der Wehme, in welcher Freiligraths Geburtshaus sich befindet, so ziemlich gegenüber lag. Nach wenigen Schritten von seiner Seite konnten wir also beisammen sein; andere Nachbarskinder, darunter auch einige Mädchen, fanden sich in der Regel bald mit uns zusammen; es wurden dann je nach der Jahreszeit allerlei Spiele gemacht. Im Winter lockte der nahe Schloßgraben uns wie die ganze Detmolder Jugend durch seine ausgedehnte Eisbahn. Ein anderer Schauplatz unserer wie der gesammten Nachbarjugend Thaten war das damals nur als Kuhweide dienende städtische Bruch, auf dem jetzt ein ganz neuer Stadttheil entstanden ist. Wir versammelten uns dort besonders gern unter den schönen schattigen Linden des Rondels oder lagerten uns an dem Ufer der silberhellen Berlebecke; bisweilen gingen wir beide auch nach dem Rittergute Braunenbruch, der Besitzung eines Oheims von mir, wo es selbstverständlich mancherlei ländliche Freuden gab, und das schöne eigenhändig gepflückte Obst uns Stadtkindern besonders gut mundete. Daß die sonstigen Umgebungen unserer Vaterstadt, der Büchen- und Weinberg, die Allee und Schanze, und weiterhin der Teutoburger Wald selbst ebenfalls häufige Ziele unserer Wanderungen gewesen sind, braucht kaum gesagt zu werden; sogar nach dem Jagdschlosse Lopshorn hat mich einmal Freiligrath begleitet, meinen greisen Großvater, den Oberförster, dort zu besuchen. Die Nacht auf dem einsamen Forsthause im tiefen Wald, die rauschenden riesigen Tannen vor dem Schlafzimmer machten auf Freiligraths jugendliche Phantasie ganz besonderen Eindruck."

„Aus alle dem möchte hinreichend hervorgehen, daß Freiligraths Jugendzeit keine so dürftige gewesen, und ich kann im Gegentheil nur versichern, daß wir eine reiche und fröhliche Jugend mit einander verlebt haben. Sein Vater hatte zwar meines Wissens ebensowenig wie der meinige Vermögen; aber das Einkommen seiner Lehrstelle ist ohne Zweifel bei bescheidenen Ansprüchen, besonders in der damaligen wohlfeilen Zeit, zur Ernährung der Familie ausreichend gewesen. Ferdinand war stets sauber und anständig

gekleidet, und wenn ihm aus des Vaters abgelegter Kleidung auch wohl einmal ein Anzug gemacht sein wird, so war das bei uns allen, sogar bei des General-Superintendenten Kindern, durchaus nichts Ungewohntes; Ausgaben hatten wir dagegen kaum andere zu machen, als einen Groschen für Obst oder Stuten, da wir kein Wirthshaus besuchten."

„F. Freiligraths Vater war Lehrer an der Bürgerschule zu Detmold. Dieselbe rekrutirte sich aus der Küsterschule, so genannt, weil der Küster an der reformirten Kirche, hier zu Lande immer ein Lehrer, darin unterrichtete, und zwar Knaben und Mädchen zusammen bis zum 9. oder 10. Jahre. In solchem Alter traten dann diejenigen Knaben, die nur bis zu ihrer Konfirmation die Schule besuchen wollten, in die Bürgerschule über, während die zum Studiren oder dem Kaufmannsfache bestimmten in die unterste Klasse des Gymnasiums kamen; in einzelnen Fächern hatten beide Klassen gemeinschaftlichen Unterricht. Die beiden Lehrer der Bürgerschule waren Kantor Pustkuchen und Wilh. Freiligrath. Seinem Aeußeren nach war dieser von kräftigem, untersetztem Körperbau, hatte ein freies offenes Gesicht mit klugen, freundlichen Augen und dem unverkennbaren Gepräge großer Bonhommie. Von Haus aus sehr geschickt und begabt, hatte er sich mehr als die gewöhnlichen Kenntnisse eines Elementarlehrers angeeignet und sich eine allgemeinere Bildung erworben; so trug denn auch der Eindruck eines gebildeten Mannes, den er alsbald machte, nicht unwesentlich dazu bei, daß die Knaben höherer Stände vor ihm mehr Respekt hatten, als vor manchen seiner Berufsgenossen. Was ihn bei allen seinen Schülern jedes Standes so sehr beliebt machte, das war sein humanes, durch und durch wohlwollendes Wesen und die demselben gemäße Behandlung seiner Schüler. Wilh. Freiligrath unterrichtete übrigens nicht allein an der Bürgerschule, sondern auch am Seminar und an der Judenschule."

„Wilhelm Freiligrath lebte mit seiner Familie sehr eingezogen und hatte wohl, außer mit den nächsten Kollegen und mit meinem Vater, nur wenig Verkehr. Zu dem letzteren kam er abends recht oft zu einem Plauderstündchen herüber. Was den so allgemein beliebten und geachteten Mann bewogen hat, seine Lehrerstelle aufzugeben, und das ihm zur zweiten Heimat gewordene Detmold zu verlassen, habe ich entweder seiner Zeit nicht näher erfahren, oder es ist mir entfallen. Ich weiß nur soviel, daß ihm seine dortige Stellung irgendwie verleidet worden, wohl hauptsächlich dadurch, daß zwischen ihm und seinem obersten Vorgesetzten, demselben General-Superintendenten Weerth, der ihn berufen, das bisherige gute Einvernehmen in den letzten Jahren nicht mehr stattfand; er scheint die Anstellung eines jüngeren Mannes am Gymnasium als eine Zurücksetzung betrachtet zu haben. Das Scheiden von

Detmold wurde ihm trotzdem ungemein schwer. Am Morgen seiner Abreise war ich mit einer Anzahl Mitschüler in den an die Straße nach Paderborn stoßenden Theil des Büchenberges vorausgegangen, um dem lieben scheidenden Lehrer noch ein letztes Lebewohl zuzurufen. Als der Reisewagen, in dem Freiligrath mit seiner Familie saß, herankam, traten wir unter den Bäumen hervor und überraschten ihn durch unser vielstimmiges Adieu, Herr Freiligrath! Gute Reise, und grüßen Sie doch Ferdinand vielmals von uns! Er ließ halten, winkte uns heran, reichte jedem Einzelnen, unter herzlichen Worten, mit Thränen in den Augen, die Hand, nahm dann zum letzten Gruße sein grünes Samtkäppchen ab, und der Wagen fuhr weiter. Ich habe den theuern Jugendlehrer und Vater meines liebsten Freundes nie wieder gesehen."

„Welch ein gutes Andenken Wilhelm Freiligrath bei seinen Schülern hinterlassen hat, davon habe ich mich noch in den letzten Jahren überzeugen können. Ich traf eines Tages mit einem lange nicht gesehenen Jugendgenossen, einem Detmolder Bürger, zusammen, und als wir auf unsere Schulzeit, dabei auch auf Freiligrath zu sprechen kamen, da wurde der sonst mehr schweigsame Mann ganz lebendig und rief aus: Freiligrath, ja, das war ein prächtiger Mann; das war ein Lehrer, wie er nachher nicht wieder da gewesen ist. Dem bin ich noch heute von Herzen dankbar für Alles, was ich bei ihm gelernt, und ehre ihn noch in seinem Grabe!"

„Aus der Küsterschule des „lieben Herrn Begemann" traten wir beide, Ferdinand und ich, gemeinschaftlich in das Gymnasium, welches sich in dem ehemaligen nun längst abgebrochenen Kloster der grauen Schwestern auf der Schülerstraße befand. Da wir beide, ich mit Hilfe meines Vaters, Ferdinand mit der des Nachbars Clostermeier, schon einen gewissen Vorrath von lateinischen Vokabeln mitbrachten, so wurden wir die beiden Obersten zunächst der Neueingetretenen, später auch der ganzen Klasse; diese Ehrenplätze — Freiligrath war Klassenoberster — haben wir denn auch stets bis zu seinem Abgange von der Schule miteinander inne gehabt und behauptet. Wir besaßen beide, wenn Ferdinand auch noch in höherem Maße als ich, ein angeborenes Talent für Sprachen, und brachten es zunächst im Lateinischen, dann aber auch im Griechischen, nicht minder im Deutschen, bald viel weiter als alle unsere Mitschüler, zumal wir auch fleißiger waren als die meisten von diesen. Daher geschah es, daß wir mehr und mehr die Nachhelfer der letzteren wurden; dem einen sollten wir eine schwere Konstruktion erklären, dem andern das Pensum vorübersetzen, dem dritten Worte diktiren oder abschreiben lassen. Wir saßen dabei auf der den Platz begrenzenden niedrigen Mauer oder auf zufällig daliegenden Steinen oder Baumstämmen; über die vielen Quälereien wurden wir zuweilen ärgerlich, und namentlich der lebhafte

Freiligrath machte seinem Aerger in kräftigen Worten Luft; wenn dann aber die armen Schelme in ihrer Angst wiederkamen, so ließ er sich regelmäßig wieder erbitten. Daß wir um dieser Dienstleistungen willen bei unsern Mitschülern ein gewisses Ansehen hatten und wohlgelitten waren, läßt sich leicht denken; ebenso waren wir wegen unseres Fleißes und unserer Befähigung, in welcher letzteren mich übrigens Freiligrath, dem alles nur so zuflog, weit übertraf, bei unseren Lehrern auf das Beste angeschrieben. Doch konnten wir auch gelegentlich gewaltig muthwillig sein."

„Im Griechischen gewann Ferdinand eine tüchtige Grundlage durch den Unterricht des Professors Siebert, während es dem grundgelehrten Möbius an Lehrgabe wie Disziplin gebrach. Daß Freiligrath die deutsche Sprache als Dichter so meisterhaft zu handhaben verstand, dazu hat ohne allen Zweifel vornehmlich der Unterricht beigetragen, den er bei dem Rath Falkmann gehabt. Dieser war ein ganz ausgezeichneter Lehrer, wie in Latein, Geschichte &c., so auch in der deutschen Sprache, in deren Geist und Reichthum er seine Schüler so recht einzuführen verstand. Mit den Aufsätzen nahm er es in jeder Hinsicht äußerst genau, suchte uns zugleich durch genaue Anweisungen und strenge Anforderungen an die größte Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen. Ein „Gut, Fleißig, Löblich" galt als eine hohe Ehre; das Gegentheil haben wir, Freiligrath und ich, soviel ich mich erinnere, niemals zu bedauern gehabt. Falkmann, der in jungen Jahren selbst einen Band Gedichte herausgegeben und darin eine schöne poetische Begabung gezeigt hatte, sah es gern, wenn auch seine Schüler, sofern sie Anlage dazu besaßen, sich zuweilen in kleinen Gedichten versuchten; poetischer Versuche von Freiligrath erinnere ich mich übrigens nicht; seinem hochgeschätzten Lehrer Falkmann hat er, wie das aus seinen Briefen erhellt, stets die größte Pietät bewahrt. Als andere Lehrer Freiligraths will ich noch Schierenberg, Rohdewald und Preuß nennen."

„Endlich zur Beantwortung der Frage, wann sich das Dichtertalent Freiligraths wohl zuerst gezeigt habe. Wenigstens durch einen Reim hat er sich schon in seinem 10. Jahre bemerklich gemacht. Bei der allgemeinen Illumination nämlich, welche im Jahre 1820 zu Ehren des neuvermählten fürstlichen Paares, Paul Alexander Leopold und der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen, stattfand, hatte der schelmische Knabe sich auch einen kleinen Beitrag zum Feste ausgedacht; er hatte vor einem Fenster der elterlichen Wohnung als Transparent auf einem großen Papierbogen ein von ihm selbst entworfenes Bild ausgestellt, auf dem ein Lehrer mit dem Stocke in der Hand vor einer Anzahl Knaben mit dem Zurufe stand:

Jungens, ich will euch mores lehren,
Ihr sollt dem Fürsten das Land vermehren!

Ein zweites, schon längeres poetisches Produkt, ohne Zweifel erst aus dem 12. oder 13. Jahre, war ein in Hexametern abgefaßtes Lobgedicht auf Schweizer, einen in der Nähe der Schule hausenden Metzgerhund; dasselbe wurde von der ganzen Klasse mit großem Beifall aufgenommen. Ein dritter ebenfalls humoristisch gehaltener Versuch war ein in Gemeinschaft mit mir verfaßtes Heldengedicht, die Stegevirias, beginnend:

Nenne mir, Muse, den Mann,
Auf dessen Lob ich längst schon sann,
Bei dem ich St. Omer, Rapé
Und andres Nasenfutter seh'.

Der Held derselben war ein Tabaksfabrikant und Händler Stegemann, welcher gleich seiner Frau durch eine etwas sonderbare Persönlichkeit unsern harmlosen Muthwillen geweckt hatte. Das Gedicht ist längst verloren gegangen; soviel ist übrigens nach diesen Proben gewiß, daß Freiligraths dichterische Anfänge humoristischer Art gewesen sind."

„Von jeher waren Bücher F. Freiligraths Hauptliebhaberei, wie sie das bis an sein Ende geblieben sind. Diese machten ihm unter den Geburtstags- oder Weihnachtsangebinden der Eltern ersichtlich die meiste Freude und wurden von ihm mit dem größten Eifer durchgelesen, sorgsam vor jeder Beschädigung oder Beschmutzung verwahrt. Geschichtsbücher und Reisebeschreibungen, Campes Robinson an der Spitze, interessirten ihn vorzugsweise. Ebenso hatte er Bilder besonders gern und übte sich nach Knabenart im Kopiren der Ritter und Damen auf den Bilderbogen um so lieber, als er Anlage zum Zeichnen hatte, vermöge dessen es ihm auch leicht wurde, allerlei komische Figuren und Karikaturen, oft mit Portraitähnlichkeit, zu entwerfen. Einer hübschen Mineraliensammlung, die er sich angelegt, sowie eines Herbariums, beides Frucht des ebenso lehrreichen als anziehenden naturgeschichtlichen Unterrichts beim Rath Falkmann, der uns namentlich auch zum Botanisiren die beste Anleitung gab, glaube ich mich bestimmt zu erinnern."

„Wie sehr Ferd. Freiligrath schon in seiner Jugendzeit in seinen Gedanken mit der fernen Welt sich beschäftigte, das zeigte sich auch damals, als sein Lebensgang an einem so entschiedenen Wendepunkte angekommen war, wie er mit der Veränderung seiner bisherigen Berufsabsicht eintrat. Die letztere war ganz entschieden die, daß er studiren sollte und wollte, ohne daß bereits ein bestimmtes Fach in Aussicht genommen war, und wir beide hatten uns oft genug im Geiste in die Zeit versetzt, wo wir zusammen zur Universität abgehen würden. Da kam auf einmal jenes verlockende Begehren des reichen kinderlosen Onkels in Edinburg nach einem befähigten Knaben aus

seiner Verwandtschaft zur Adoption und demnächstigen Succession in dem glänzenden Geschäfte nach Detmold, indem Ferdinand als der Geeignetste dazu erschienen war. Und siehe, es hieß auch bei ihm: „Halb zog es ihn, halb sank er hin, so war's um ihn geschehn." Er beklagte es zwar mit mir, daß nun unser schöner Zukunftstraum zerrann; aber er tröstete sich und mich auch damit, daß er demnächst für seinen Onkel weite Reisen zu machen und die herrlichste Gelegenheit haben werde, Länder und Völker zu sehen. Ach, er ahnte zu der Zeit noch nicht im entferntesten, wie bald auch dieser schöne Traum zerrinnen und als ein Luftschloß zusammenfallen würde! Ich habe oft daran denken müssen, wie ganz anders das äußere Loos Freiligraths sich doch gestaltet haben möchte, wenn dieser trügerische Sirenenruf ihn nicht aus seiner Bahn gelockt hätte. Er meldete mir den plötzlichen Umschwung der Dinge betrübten Herzens nach Marburg; meine Aufforderung, das verlassene Studium doch jetzt noch wieder aufzunehmen, was ihm ja bei der stattgehabten Fortbildung und seinen Fähigkeiten nicht schwer fallen könnte, lehnte er jedoch unter der Motivirung ab, daß er jetzt erst im Stande sei, seinem Onkel Schwollmann sich nützlich und durch die That dankbar zu erweisen, ein Grund, welcher dem pietätvollen Herzen Freiligraths ein neues Zeugnis geben würde, wenn es dessen noch bedürfte."

Es ist ein Beweis altehrwürdigen Familiensinnes, daß die Schulbücher und Schulhefte des heranwachsenden Knaben sorgfältig aufbewahrt wurden und noch jetzt erhalten sind. Aus allen Fächern des Unterrichts, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Religion, Fremdsprachen, dem deutschen Aufsatz rc. liegen Freiligraths Schulhefte vor, alle aufs Sorgfältigste gehalten. Ueberhaupt ist diese Sauberkeit und Sorgfalt in der Behandlung seiner Bücher ein Charakterzug, der sehr früh entwickelt gewesen sein muß, denn die noch vorhandenen Schulbücher legen davon ein sprechendes Zeugnis ab. Da ist trotz alles Gebrauches der Einband wohlerhalten, kein Fleckchen, kein Eselsohr zu sehen; jedes enthält in saubersten Schrift den Namen des Besitzers, Jahreszahl und Preis. Es liegen einige der Knabenhefte vor mir, deutsche Aufsätze in Unrein- und Reinschrift, Uebersetzungen aus Curtius und Henriade, Vorbereitungen zur Odyssee und Ovids Trauergedichten rc., alles in des Knaben kräftiger Handschrift, in unbewachten Augenblicken wohl auch eine scherzhafte Zeichnung dazwischen. In einem dieser Aufsatzhefte beschreibt Ferdinand — es mag Neujahr 1823 sein — seine Winterfreuden. Er schildert die Lust des Eislaufs, des Vogelfangs, des Weihnachtsabends. „Da liegen für die kleineren Kinder Puppen, Säbel, Steckenpferde rc., für die größeren aber Bücher, Kleider und dergleichen. Für mich lag da eine neue Weste, ein Halstuch, John Turnbulls Reise um die Welt mit 2 Kupfern,

und Denons nach Aegypten mit einem. Nun Schlittschuhe, bleibt nur an der Wand hangen! Jetzt wird gelesen!"

Dieses jauchzende „Jetzt wird gelesen!" erinnert uns daran, daß der Knabe mit ganz besonderer Vorliebe Reisebeschreibungen las, während seiner Gymnasialzeit wie später in Soest. Wohl nach einer Mitteilung Freiligraths selbst bemerkt sein Freund Schnezler in einer Beurteilung der Gedichte: „Als Knabe schon verschlang unser Poet mehrere tausend Robinsonaden, Länderschilderungen und Reisebücher;" oft bis in die tiefe Nacht saß er in seiner kleinen Kammer und folgte mit gespannter Teilnahme den Abenteuern des Marco Polo, des Vasco de Gama, den Entdeckern und Reisenden; er drang mit ihnen zu unbekannten Völkern, in sagenhafte Länder vor, er nahm an den Gefahren und dem Ruhme seiner Helden Teil. Gleichzeitig beschäftigte er sich eifrig mit Studien der Naturgeschichte; noch mehrere Jahrzehnte später finden wir in dem Briefwechsel mit Freund Weerth, welchem er von London Tierbälge und ausgestopfte Tiere besorgt, den Beweis für eine ganz außergewöhnliche Kenntnis der Zoologie. Durch diese Richtung seiner geistigen Arbeit gewann Freiligrath schon als Knabe jene reiche Kenntnis fremder Länder und fremder Tierwelt, welche nachmals durch eine wunderbar kräftige Phantasie in die lebendigste, farbenprächtigste Poesie umgesetzt ward.

Ueber die Anfänge von Freiligraths dichterischer Thätigkeit haben wir keine nähere Kunde. Als älteste poetische Produktion des Knaben, etwa aus seinem 10. oder 11. Lebensjahr, gilt eine Fortsetzung von des alten Claudius Urians Reise, ganz in demselben Versmaß, derselben humoristischen Weise. Das Gedicht ist natürlich unselbständig und schwach, wie von einem Kind nicht anders zu erwarten; aber es dient doch zugleich als Beweis, daß damals schon die Phantasie des jungen Poeten sich ihre Stoffe auf dem Meer und in fernen Zonen suchte. Es lautet:

Neuholland wollt' ich nun besehn
Und dort der Britten Ehren,
Denn nichts laß ich vorübergehn,
Was ich thät rühmen hören.

Die blauen Berge sind sehr hoch!
Ich wollt' sie nicht besteigen,
Drum ging ich lieber in ein Loch
Der Wilden und thät geigen.

Als ich Neuholland nun besehn,
Da ging ich an den Hafen
Und wollte dort ein Schiff erspähn,
Das ging' zu den Schlaraffen.

Zum Feuerlande kam ich nu,
Da froren ich und meine (Frau);
Denk' ich noch dran, so läuft's mir, hu,
Durch Kreuz und Mark und Beine.

Mein Weibchen starb nach kurzer Frist,
Es konnt' die Kält' nicht tragen;
Doch wenn man mal auf Reisen ist,
Hat das nicht viel zu sagen.

Von da ging es nach Quito hin,
Ist's angenehm zu leben;
Doch störte oft den ruhigen Sinn
Ein starkes Erdenbeben.

Da ließ ich Quito Quito sein
Und ging mit Wind gleich weiter,
Schnurstracks nach Afrika hinein,
Doch da gab's Bärenhäuter.

Die wollten mich lebendig fahn.
Weil ich war weiß von Farbe,
Sahn sie mich für den Teufel an,
Da dacht' ich: Gott erbarme!

Da macht' ich schnell mich aus dem Staub
Und segelte zurücke,
Sah endlich Deutschlands Bäum' und Laub
Und freu mich Eurer Blicke.

Tutti:
Da hat er gar nicht übel angethan,
Auf'n andermal erzähl' Er weiter, Herr Urian.

Ferner liegt mir vor eine Anzahl gereimter Glückwünsche für den Geburtstag des Vaters oder der Mutter aus den Jahren 1821—30, die früheren von kindlicher Unbeholfenheit und Schalkhaftigkeit, dann zunehmend in der Form sicherer, im Ausdruck reifer und ernster, in der Schrift männlicher, alle von herzlicher Liebe eingegeben, aber keines, auch die späteren nicht, hervorragende dichterische Begabung verratend; immerhin Beweise dichterischen Dranges.

Eingang 1823 kam eine freudig bewegte Zeit über das Freiligrath'sche Haus. Ein älterer Bruder der verstorbenen Luise, Johann Hermann Tops, welcher vor Jahren von dannen gegangen und geraume Zeit verschollen gewesen, schrieb am 6. Februar 1823 von Edinburg an Wilhelm Freiligrath, den Vater des einzig überlebenden Kindes von Luise Tops: „Daß dieser Knabe

mich äußerst interessirt, brauche ich Sie hoffentlich nicht zu versichern. Demzufolge wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie die Güte haben wollten, mir baldigst, wo thunlich, umständliche Nachrichten über ihn mitzutheilen; was er macht, verspricht, lernt; wie weit er es in jeder unter Händen habenden Wissenschaft, Rechnen, Klavier, Französisch ꝛc. bereits gebracht hat; wozu er wohl Lust äußert, was er werden will, und was Sie aus ihm zu machen gedenken oder wenigstens vorhaben zu machen. Die Liebe, die ich Ferdinands seliger Mutter in ihrem Leben nicht erzeigen konnte, habe ich auf ihr Kind übertragen; und da Mutterstelle nicht vertreten werden kann, so will ich doch wenigstens versuchen mit Rath und, wenn's mir möglich ist, mit That, mit Ihnen Vaterstelle an ihm zu beweisen, und sehr würde es mich freuen, wenn ich jemals im Stande wäre, dieses mit mehr als leeren Worten bezeugen zu können."

„Es war einmal eine Zeit, doch dies ist lange her, wo ich gesund und stark war, und vieles stehen und ertragen konnte, welches jetzt nicht mehr der Fall ist. Daher werden Sie, lieber Herr Schwager, es hoffentlich nicht als Affektation von meiner Seite ansehen, wenn ich Sie bitte, mir von Ferdinands seliger Mutter nicht das Mindeste zu erwähnen, bis ich Sie darum ersuche. Von dem Knaben selbst, an dem mein Herze hängt, sagen Sie mir aber desto mehr; beschreiben Sie mir ihn so recht con amore, Körper und Geist, wie er so leibt und lebt, Größe, Augen, Haare, Farbe, kurz alles, was Sie nur glauben, das mich interessiren könnte. Ich wünschte, Ferdinand schriebe unter Ihren lieben Brief einige wenige Zeilen in deutschen und lateinischen Buchstaben, damit ich seine Handschrift sehe."

Man kann sich vorstellen, welche unendliche Freude dieser Brief dem Vater machte, dessen liebste Hoffnungen auf dem begabten Sohne ruhten, und der doch nicht die Mittel besaß, ihm eine höhere Ausbildung erteilen zu lassen. Wilhelm Freiligraths Antwort ist erhalten und bietet uns den willkommensten Aufschluß über des Knaben Wesen und Wünsche. Er schreibt:

Detmold, am 23. Februar 1823.

Mein lieber Herr Bruder!

Ihre gütige Zuschrift vom 6. dieses habe ich vorgestern erhalten, und habe ich mich, sowie ebenfalls die Meinigen, über den Inhalt derselben, sowie über Ihr geneigtes Wohlwollen, und über die Anhänglichkeit, die Sie in demselben für meinen Ferdinand aussprechen, von ganzem Herzen gefreut; haben Sie herzlichen Dank für Ihren inhaltschweren Brief. — Nun zur Beantwortung desselben. —

Sie sind von unsern lieben Geschwistern nicht unrecht berichtet, daß

unser lieber Ferdinand am nächsten 17. Juni, Abends 9 Uhr, 13 Jahre alt wird. — Sie wünschen zu wissen, was der liebe Knabe mache; ich will sehen, Ihnen von seinem ganzen Sein, so viel es mir möglich ist, eine kurze Uebersicht zu geben. Einliegend erhalten Sie einige seiner Haare, aus deren Farbe Sie gütigst auf die seiner Augen schließen wollen, zugleich kann ich Ihnen sagen, daß er ein großes, Blitze sprühendes, oft recht ernstes, vorzüglich bei seinen Arbeiten, aber auch, und oft bei Kleinigkeiten, bei vorkommenden Witzen recht schalkhaft spürendes Auge hat. Sein ganzes Gesicht spricht von großer Treue, wie sich überhaupt sein ganzes Verhalten gegen andere ausspricht. Er erfreut sich eines gesunden und geraden Körpers und hat letzteren schon zu einer Größe von 2 7/16 Ellen cöllnisch gebracht. Das wäre dann das Vorzüglichste seiner äußern Gestaltung, die mir, seinem Vater, schon große Freude gewährt. Aber noch größere Wonne wird mir, und tiefern Dank gegen Gott empfinde ich, wenn ich auf die, ihm vom Schöpfer verliehenen großen Geistesanlagen Rücksicht nehme. Er ist den ganzen Tag beschäftigt, treibt seine Arbeiten mit Lust und Liebe, und ist, in Hinsicht derselben, fast nicht zu ermüden. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen auf Ihre theilnehmenden Fragen ein vollständiges Verzeichnis seiner Arbeiten, sowie seiner Lehrer, die seinen Unterricht leiten, mitzutheilen. — Mathematik, Geometrie, Geographie und Kalligraphie — Hr. Legationsrath Preuß; Geschichte, Naturgeschichte, lateinisches Uebersetzen, deutscher Stil und deutsche Sprache — Hr. Rath Falkmann; Religion und lateinische Grammatik — Hr. Professor Siebert. Zu dem hat er Privatunterricht im Französischen beim Rath Falkmann.

In der Musik habe ich ihm noch keinen Unterricht geben lassen, weil ich, selbst Schulmann, den Grundsatz hege, daß nicht auf einmal zu viel angefangen werden darf. Sobald indessen die Osterferien beendigt sein werden, wird er den Anfang auf dem Klaviere machen, da er wohl musikalisches Gefühl hat.

Der Delikatesse würde ich ganz entgegen handeln, wenn ich, der Arbeiten wegen, meinen lieben Ferdinand gegen Sie loben würde. Aber sagen darf ich es Ihnen, daß ich am Ende eines jeden Quartals, wenn hier, an unserm Gymnasio, jeder Schüler über Verhalten und Fleiß eine Censur erhält, die den Eltern gezeigt und von denselben unterschrieben wieder zurückgeliefert werden muß, die hohe, so wohlthuende Freude genoß, daß mir der brave Junge jedesmal eine Censur zur Unterschrift brachte, auf der nichts Unangenehmes verzeichnet stand, und im Gegentheil von allen Lehrern sein Fleiß in der Schule und zu Hause immer als rühmlich angemerkt waren. Er ist jetzt noch in Tertia, würde aber schon vorigen Michaelis in Secunda

gekommen sein, wenn man auf sein zartes Alter nicht hätte Rücksicht nehmen müssen. Um Ihnen ein Uebriges über seinen Fleiß zu sagen, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Worte eines seiner Lehrer, des Herrn Rath Falkmann anführe: — „Bestände meine Klasse aus lauter solchen Schülern, wie Ihr Sohn ist, so wollte ich auftreten, und fragen, ob in ganz Deutschland eine bessere Schule sey!“ —

Einliegend erhalten Sie zugleich seine eigenen Gedanken, die gerade so sind, wie er sie als Concept in meiner Gegenwart entworfen hat; ich kann Ihnen vor Gott die Versicherung geben, daß ihm kein Buchstabe geholfen ist.

Die zweite Frage Ihres freundlichen Briefes, was er, der gute Junge, zu werden gedächte? kann ich mit einer allgemeinen erwiedern, nämlich mit dieser: was wird noch aus dem Kindlein werden? Früherhin, lieber Herr Bruder, nachdem er einmal in Elberfeld, und nachher öfterer in Soest im Schwollmann'schen Hause dem kaufmännischen Verkehr zugesehen hatte, sagte er immer, er wolle Kaufmann werden. — Ich schwieg, obgleich mich der Entschluß und die Kraft des kleinen Schelmen freuete, in der Hoffnung: kömmt Zeit, kömmt auch Rath. Seit einem halben Jahre hat er den Wissenschaften aber so gehuldigt und so vielen Geschmack abgewonnen, daß er jetzt Theologie studiren will. Ich gehe von dem Grundsatze aus, meine Kinder zu keinem Geschäfte und zu keinem Amte zwingen zu wollen, nur abhalten von solchen, die ihrer Würde entgegen sind, das kann und soll ein Vater, und da Sie, nach Ihrem Briefe, Vaterstelle mit mir vertreten wollen, so glaube ich, daß der Bruder meiner verklärten frommen Louise hierüber mit mir einstimmen werde. Wenn Ferdinand Theologie studirt, so muß er freilich drei Jahre auf eine Universität, was mir, als Schulmann, schwer werden dürfte. Deshalb bin ich Ihnen um so unendlich dankbarer, wenn Sie, Ihrem Versprechen zufolge, sich des hoffnungsvollen, braven Jungen auch mit der That annehmen würden. — Ich kann Ihnen, lieber Bruder, hierüber weiter nichts sagen, als daß ich, bei Durchlesung Ihres Briefes, und bei der meinem Ferdinand ausgesprochenen Liebe, Dank- und Freudenthränen zu Gott geweint habe. Ich darf Ihnen, guter Bruder, nach der Aussage Ihres Briefes nichts weiter sagen, und das soll auch nicht; aber wir verehren Sie. Mein gutes Weib steht oft seit der Ankunft Ihres l. Briefes sinnend vor mir, und dann ausrufend: „Das ist ein braver Bruder!“ Ihnen gesagt, weil sie selbst einen solchen braven Bruder hat, der, ohne es zu scheinen, dem lieben Ferdinand schon große Freude bereitete.

Auch ich bin seit Ende 1817 und Anfang 1818 nicht mehr fest, und

Anfangs 1818, wie jeder glaubte, es ginge mit mir auf die Neige, da hielt die treue Mutter allein bei mir aus, — doch es ist über, und Gott wird der Guten dafür gewiß Freude die Fülle geben. Wir leben und wollen wirken. Es wird freilich im Mittage des Lebens oft schwül; aber ein kühler Abend erfrischt uns, und dann gehen wir zur sanften Ruhe und singen mit Klopstock:

Die früher sich verloren hatten,
Die finden sich im Abendschatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh!

Behalten Sie lieb und recht unwandelbar lieb Ihren

Sie innigst liebenden Bruder
Joh. Wilh. Freiligrath.

N. S. Ferdinand lernt auch Zeichnen beim Herrn Hofmaler von Valentini. —

Das dem Briefe beiliegende Schriftstück ist verloren gegangen. Onkel Hermann, auch nach anderen Anzeichen ein sehr wunderlicher Mann, erbot sich, so lautet die Überlieferung der Familie, den Sohn der verstorbenen Schwester an Kindesstatt anzunehmen und zum Erben seines Geschäftes einzusetzen, unter der Bedingung, daß dieser für die kaufmännische Laufbahn erzogen werde. Er verlangte zunächst in einem noch vorliegenden Briefe vom 1. März 1823, daß Ferdinand alsbald der Anstalt der Brüdergemeinde in Neuwied zur Erziehung anvertraut werde, wobei er selbst die Kosten zu decken versprach. Wilhelm Freiligrath scheint dieses Anerbieten, um den einzigen Sohn in seiner Nähe zu behalten und selbst zu erziehen, abgelehnt zu haben, und der Oheim darüber ungehalten gewesen zu sein.

Die erbetene Vermittelung der Elberfelder Verwandten blieb erfolglos. Der tiefgekränkte Vater schreibt am 16. Januar 1825:

Ferdinand ist noch immer recht fleißig. Bei dem letzten Austheilen der Censuren hatte er von den Schülern der Secunda eine ganz makelfreie Censur, wodurch der Scholarch veranlaßt wurde ihm zu sagen: das ist brav, Ferdinand, nur immer so fort gefahren! — Gerne würde ich ihn studiren lassen; da sich aber Bruder Hermann so stillschweigend zurückzieht, so sehe ich noch nicht ein, auf welche Weise ich 800—850 preuß. Thaler für seine drei Studienjahre aufbringen will. Schon gegen Michaelis vorigen Jahres bewarb ich mich für Ferdinand um die Stipendien für unvermögende Studirende, mußte aber zu meiner Betrübnis hören, daß selbige schon bis 1830 vergeben seien. Zugleich wurde mir die Bemerkung gemacht, daß Ferdinand wohl kein Stipendium erlangen würde, weil ihn sein Onkel

wolle studiren lassen. Dieses Gerücht hat sich hier im Herbste 1823 durch Herrn L. aus Vierssen verbreitet, der damals hier zum Besuche war, und der ausgesagt haben soll: Ferdinands Onkel würde ihn sicher studiren lassen, er sei ein reicher Mann, der dem Bruder oft etwas schicke, aber nie unter 20 Guineen.

Man kann keinen Menschen zum Wohlthätigsein zwingen; wer es aber nicht sein will oder nicht sein kann, o, der brüste sich doch auch vorher nicht. Alles, auch das Unangenehme und das Unfreundliche, dient in Gottes Hand zu unserm Besten, und auch dieses wird zu Ferdinands Bestem dienen, sei es, auf welchem Wege es wolle, denn mit denen, die der Herr zu sich ziehen will, geht Er Seinen eigenen Weg. Nun wollen Sie, lieber Herr Bruder, es mir nicht übel denken, daß ich Sie von dieser Angelegenheit so lange unterhalten habe; hier kann ich mit Niemanden darüber sprechen, und da dachte ich, am besten könnte ich's, und auch am leichtesten würde es mir von Ihnen vergönnt werden. Hätten Bruder Hermann und Bruder Wilhelm mich und meinen Ferdinand nicht als Klötze, nein, hätten diese uns nur halb so gut behandelt, als Ihre werthe Behandlungsart mir zu Theil geworden ist, — denn Sie, ein reicher Mann, haben mir doch gezeigt, daß Sie sich Ihres Schwagers, eines armen Schulmeisters, nicht schämten, — so hätte ich sicher kein Wort darüber verloren; aber jetzt bin ich von Beiden, vorzüglich von Bruder Hermann, am Narrenseile herumgeführt worden. Das sey das Ende. —

So waren denn die schönen Hoffnungen, welche sich an des reichen Onkels Eingreifen in Ferdinands Schicksal knüpften, zu nichte geworden; der Erbonkel Hermann in England aber machte Bankrott und starb, wann ist unbekannt, zu Brüssel in Dürftigkeit.

Eines Hauses in Detmold muß hier zum Schlusse der Darstellung von Freiligraths Jugendjahren gedacht werden, welches auf die geistige Entwickelung des hochbegabten Knaben den reichsten und förderlichsten Einfluß übte; es war das bereits mehrfach erwähnte Haus des Archivrats Clostermeier. Derselbe war ein tüchtiger Gelehrter, welcher besonders auch um die Ermittelung der Örtlichkeit der Hermannsschlacht sich Verdienste erworben hat. Clostermeiers Haus, der väterlichen Wohnung hart anstoßend, war dem Knaben ein zweites Elternhaus, und namentlich in den beiden Jahren nach dem Tode seiner Mutter, welche der Wiederverheiratung des Vaters vorausgingen, brachte er fast alle freie Zeit dort zu. Der Archivrat liebte den fähigen und muntern Knaben wie sein eigenes Kind und beschäftigte sich gern mit ihm. So wurde ein für allemal am Mittwoch Nachmittag Latein getrieben und namentlich lateinische Sprichwörter

und kurze Dichterworte diktirt, welche der Knabe dann auswendig lernen mußte, jedenfalls eine gute Schule des Denkens und Lateinsprechens. Mehrere Hefte derart liegen mir vor, das früheste begonnen 1821, das dritte und letzte noch 1836. Clostermeier erkannte Ferdinands Liebhaberei für Bücher und konnte ihn sehr bald als seinen „Bibliothek-Pagen" benutzen. Doch auch ins Freie nahm der gelehrte Herr seinen kleinen Liebling mit, führte ihn auf die Höhe des Teutberges, deutete ihm Ort und Gang der Hermannsschlacht und ließ ihn hinausblicken in die weite norddeutsche Ebene. Noch fünfzig Jahre darnach, bei der Enthüllung des Hermannsdenkmales 1875, legt Ferdinand Freiligrath in dem warmherzigen waldesfrischen Gedichte „Lang, lang ist's her" als dankbartreuer Schüler dem geliebten Lehrer den Kranz von Eichenlaub auf die Gruft. Er befand sich bereits in Soest, als der verehrte Mann am 10. September 1829 starb; der neunzehnjährige Dichter weihte seinem Gedächtnis ein Gedicht [1]) im asklepiadeischen Maß, welches um seines Inhaltes willen, wie um Freiligraths selten geübte Gewandtheit auch in der Bewältigung antiker Maße zu zeigen, hier eine Stelle finden mag; eine gewisse Abhängigkeit von Höltys und Matthissons Empfindungs- und Ausdrucksweise ist in dem Gedichte nicht zu verkennen, und wohl deshalb hat es der Dichter nachmals in seine Werke nicht aufgenommen. Das Gedicht lautet:

Den Manen Christian Gottlieb Clostermeiers.

Clostermeier ist todt! So wie der Wetterstrahl,
Der aus heiterer Luft plötzlich herniederfährt,
Und mit bangem Entsetzen
Die Bewohner der Flur erfüllt,

Trifft mich Fernen das Wort. Zweifelnd vernehm' ich es;
Kann nicht glauben, daß ihm, den ich als Knabe einst
Froh umspielte, die Fackel
Schon sein Genius senkete;

Kann nicht glauben, daß ihn nimmer mein Aug' mehr schaut,
Nie sein silbernes Haar, nie mehr sein Lächeln sieht,
Nie vom Munde des Greises
Lob und tadelndes Wort vernimmt;

Daß im traulichen Kreis seiner Geliebten er
Nicht mehr weilet, geliebt, liebend mit Vaterhuld;
Daß des letzten, des langen
Schlummers Fessel ihn bindend hält.

---

[1]) Dasselbe steht im Lippischen Intelligenzblatt 1830, als entlehnt „aus den zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblättern vom 30. Nov. 1829."

Und doch ist es kein Traum! o, so beweinet ihn,
Thränen! fließet um ihn, netzet die Wange mir,
Und beträufelt die Urne,
Die des Edeln Gebein umfängt;

Die vom Mondstrahl umglänzt, von der Cypress' umrauscht,
Dort im Thal sich erhebt! Clio, die Hohe, stützt
Ernst ihr Haupt auf die Urne,
Birgt im Schleier ihr Angesicht.

Denn sie trauert um ihn, der sie so treu verehrt,
Der ihr Schüler und Freund, opfernder Priester war,
Der ihr Jugend und Alter,
Ihr, der Wahrheit, dem Recht geweiht.

Ihn betrauert voll Gram Teutoburgs Waldgebirg,
Dem er bleibenden Ruhm, ewige Kränze gab;
Dem der Sieg des Cheruskers,
Romas Fall er gerettet hat.

Sieh! vom Herbststurm entlaubt, trauert sein Eichenhain;
Klagend säuselt der Wind durch den entblätterten;
Trauernd stehen die Berge,
Steht der mächtige Hünenring;

Und wie Harfengetön klingt es, wie Bardensang
Durch das Rauschen des Sturmes, Barden, Druiden ziehn
Auf den Nebeln des Herbstes,
Und beweinen des Mannes Tod,

Der mit prüfendem Blick allen die Stätte wies,
Und des Felsengeklipps schäumenden Sprudelquell,
Wo die Harfe der Barden
Und ihr Schlachtlied den Helden scholl.

Aus den Hügeln hervor, und aus den moosigen
Gründen schwebet ihr Zug: Krieger und Barden sind's.
Unter Waffengeklirre
Ziehn sie, unter der Schwerter Klang,

Zu den Eichen des Thals; unter den rauschenden,
Die hochschwebend der Aar Wodans im Flug umkreist,
Hohe Nebelgestalten,
Tanzt der nächtige Trauerzug.

Ihn betrauert das Land, dem er die Manneskraft,
Treu des Herrschers Geschlecht, bieder und gut geweiht.
Sieh wie Lippias Rose
Ernst den Purpur der Blätter senkt!

Ihn betrauert, beweint würdiger Männer Schaar.
Deutschland trauert um ihn; weinend des Ruhmes Kranz
Für die Schläfe des Greises
Flicht die trauernde Wissenschaft.

Und die fester an ihn knüpfendes Schicksal schloß,
Gattin, Tochter, sie stehn über sein Grab gebeugt,
Träufeln Thränen der Liebe
Auf des Gatten, des Vaters Grab.

Auch ich weine Dir nach, der ich Dir ferne war,
Als zu lichteren Höh'n Deine Seele flog,
Der so gern Dich noch einmal,
Du Geliebter! so gern gesehn.

Als das Knabengewand mir um die Schulter flog,
Als noch helles Gelock sich mir um Schläf' und Stirn
Krümmte, als ich noch jauchzend
Durch den Hain, durch die Wiese sprang:

Da war ich stets Dir nah! eilte zur Seite Dir
Nach des Gartens Bezirk; pflückte Dir Blumen ab;
Hüpfte fröhlich zurücke,
Trug Dir fröhlich den duft'gen Strauß.

Und dann zeigtest Du mir, wie man der Tugend lebt;
Hobst den Schleier mir auf, welcher die Vorzeit deckt,
Und die Helden der Vorwelt:
Lehrtest Sprüche der Weisheit mich!

Ach! verstummt ist der Mund, welcher mich einst belehrt,
Kalt die Hand, die mich wies, wie man durch's Leben wallt.
Unter grünendem Hügel
Ruht der theure, der edle Mann.

O, vermöcht' ich es jetzt mit des Venusischen
Schwanes Flug Dir ein Lied über den tönenden
Steg der Leier zu rauschen,
Voll von Klage, voll Schmerzgefühl.

Doch zu schwach ist mein Mund, daß er Dich würdig singt!
Thränen sind es allein, die ich Dir weihen kann,
Thränen innigen Dankes,
Den im Tode mein Herz Dir bringt.

O, so ruhe denn sanft! Ewiger Frühlingsduft
Soll die Gruft Dir umwehn, füllen die Urne Dir!
Bis die Rechte des Richters
Dir den Kranz der Vergeltung reicht!

Aus dem Briefwechsel mit Clostermeier und seinen Hinterbliebenen, besonders mit dessen Tochter Christiane Luise, nachmals Grabbes Gattin, wird in der Folge noch manches Blatt mitgeteilt werden.

Am 29. Mai 1825 ward Ferdinand Freiligrath konfirmirt. Der Vater besaß die Mittel nicht, den Sohn drei Jahre lang auf der Hochschule zu erhalten; auf ein Stipendium war keine Aussicht vorhanden. Wilhelm Freiligrath bestimmte daher den Knaben für den kaufmännischen Beruf; ob er an eine dereinstige sichere Versorgung Ferdinands im Soester Geschäft dachte, oder ob die Hoffnung auf den reichen Erbonkel in Edinburg noch nicht völlig entschlafen war, ist nicht mehr zu entscheiden; jedenfalls war Ferdinand über diese Entscheidung keineswegs unglücklich; bei dem mutigen Drang ins Weite, der ihn beseelte, war ihm die Aussicht, vielleicht als Kaufmann dereinst Schottland, das Land der Walter Scott'schen Helden zu sehen, sehr willkommen. Zum Eintritt in die kaufmännische Lehre bot sich in dem Schwollmann'schen Geschäft zu Soest, welchem Onkel Moritz als Teilhaber und bald darnach als Eigentümer vorstand, die beste Gelegenheit. Ferdinand Freiligrath verließ Johannis 1825 das Detmolder Gymnasium, nachdem er dasselbe mehr als sieben Jahre lang besucht und bis zum Aufsteigen in die Prima durchlaufen hatte. In dem Abgangszeugnis wird er vom Direktor Professor Möbius und dem ehrwürdigen Schulpfleger Weerth bezeichnet als ein juvenis et morum probitate et summa diligentia conspicuus. War des Jünglings Gymnasialbildung auch nicht ganz vollständig, so war sie doch gediegen und derjenigen des allergrößten Teiles seiner dereinstigen Standesgenossen weit überlegen. Ferdinand Freiligrath würde ohne diese gediegene Grundlage einer klassischen Bildung, auf welche sich alsbald als jüngere Schicht eine ebenso tüchtige Ausbildung in den modernen Sprachen lagerte, nie und nimmer auch als Dichter geleistet haben, was er leistete. Die ernste fromme Zucht des väterlichen Hauses, die Ernte fleißig benutzter Gymnasialjahre sind ihm für seine spätere vielbewegte Lebensbahn die trefflichste Mitgabe gewesen.

Zweiter Abschnitt.

Jünglingsjahre.

Soest, Juli 1825 — Januar 1832.

So war denn Ferdinands Schicksal besiegelt; er sollte Kaufmann werden. Den 15. Geburtstag, 17. Juni 1825, verweilte er noch in Detmold, wie ein mir vorliegender lateinischer Geburtstagswunsch an Clostermeier beweist, ein Versuch in Distichen, welcher allerdings in Beobachtung der Länge und Kürze der Silben eine schülerhafte Unbekümmertheit zeigt. Eingang Juli reiste der Vater mit dem Knaben nach Soest, wo die Firma Gebrüder Schwollmann ein Großhandlungsgeschäft in Kolonialwaaren, mit Kleinverkauf verbunden, Tabak- und Essigfabrik, Webereien und eine Zwirnspinnerei besaß. In dieses mannigfache Getriebe kaufmännischer Thätigkeit trat nun Ferdinand Freiligrath als Lehrling ein. Dem heimkehrenden Vater gab er einen Brief mit an Archivrat Clostermeier, aus welchem das Wesentliche hier mitgeteilt werden mag.

Soest, den 16. Juli 1825.

Wir kamen heute vor 14 Tagen hier an, und wurden von unsern Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Ich glaube, daß ich mich in mein jetziges Geschäft leicht finden werde, da ich ganz und gar nicht den ganzen Tag im Laden zu stehen brauche, sondern auch Zeit genug habe, mich mit der französischen und englischen Sprache, mit der Mathematik, Geographie ꝛc. zu beschäftigen. Auch habe ich mir vorgenommen, das Lateinische nicht ganz zu vernachlässigen, sondern von Zeit zu Zeit noch einen lateinischen Autor zu lesen. Wenn ich dies ordentlich treibe (und das hängt lediglich von meinem Willen ab), so hoffe ich, als Kaufmann dereinst eben so viel Nutzen stiften zu können, als als Jurist. Vorigen Mittwoch bin ich von einer Reise nach Cölln zurückgekommen, welche ich in Gesellschaft meines Vaters, der beiden Tanten, und meines Onkels machte, welcher dort Geschäfte hatte. Diese Reise hat mir vorzüglich deßwegen sehr viele Freude verursacht, weil ich auf ihr zuerst den Rhein sah, der bei Cölln sehr breit ist. Während unseres Aufenthaltes in

der alten Colonia Agrippina kam dort gerade ein Rotterdamer Dampfschiff an, welches wir von innen und außen besahen und dessen Einrichtung das Angenehme mit dem Nützlichen verband. Es fiel mir dabei der Denkspruch ein, den Sie, verehrtester Herr Rath, mir einst sagten: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.“

Im Hafen von Cölln lagen wohl an 150 Handelsschiffe, von denen die Namen einiger Bezug auf die Geschichte Cöllns hatten, eines hieß Agrippina, ein anderes Julius Cäsar ꝛc. Auf unserer Rückreise besahen wir in Düsseldorf die Gemäldegallerie, und bei Iserlohn die, wohl eine halbe Stunde lange, Sundwicher Höhle, und das sogenannte Felsenmeer: eine Menge hoher Kalkfelsen, ungefähr von der halben Höhe unsers Eggestersteines, in deren Nähe sich Eisenbergwerke befinden. In Elberfeld sagten meine Verwandten, daß mein Onkel nicht in London, sondern in Edinburg wohnte, und zeigten uns seinen letzten Brief, worin wörtlich stand, daß er mich adoptiren wolle.

Als Gegenstück mag ein Schreiben an Mutter und Tante, vom 16. August 1825, folgen:

Liebe Mutter! Deinen l. Brief vom 9. d. M. habe ich gestern empfangen und mich sehr darüber gefreut, weil ich daraus sah, daß du mich noch immer lieb hast. Daß du, wie mir der liebe Vater schreibt, einige Tage unwohl gewesen bist, thut mir recht leid; ich hoffe aber, daß es nichts zu bedeuten gehabt hat, und daß es jetzt schon längst wieder weg ist. Ich bin noch immer recht gesund, und hoffe, daß ich auch hier, wie bisher in Detmold, recht „kontant“ sein werde. Was du mir in Hinsicht meiner Kleidung räthst, will ich befolgen, und mich, wenn es das Wetter erfordert, recht warm halten. Es ist hier seit einigen Tagen recht regnerisches und kühles Wetter gewesen, und ich habe deshalb meinen Biberrock (der nun wieder recht stark ist, nun ihn Hr. Schröder, den ich nebst Frau und Kindern zu grüßen bitte, umgewandt hat) angezogen, da mir mein alter Frack zu kalt, und mein neuer Sommerrock zu leicht zu beflecken war. Das frische Gemüse, d. h. Erbsen und Bohnen, sind hier schon lange auf, und an ihre Stelle sind die Kohlraben, der Kappus ꝛc. getreten, worin ich auch ordentlich mit einhaue. — Daß die lieben Kinderchen noch recht wohl sind, freut mich sehr; über ihre kleinen Briefe habe ich mich recht gefreut. Ich konnte mir so recht vorstellen, wie sie auf Vaters Schooße saßen, und er ihnen die kleinen Hände führte, und sie, besonders Carlchen, vor Freude immer lachten. Deine Grüße an alle Lieben habe ich ausgerichtet, und sie lassen Dich alle wieder grüßen. Die Zeit erlaubt mir nicht, weiter zu schreiben, und ich muß daher abbrechen. Lebe wohl, liebe Mutter, und behalte lieb deinen dich stets herzlich liebenden Ferdinand.

Liebe Tante!

Obgleich ich bis jetzt noch nicht an Dich aus Soest geschrieben habe, so kannst Du doch versichert sein, daß ich immer mit Liebe an Dich gedacht habe. Allein, wenn ich Dir gar nicht schriebe, so könnte es doch den Anschein haben, als wäre es nicht so, und man muß auch den bösen Schein meiden. Es ist hier seit einigen Tagen recht unruhig gewesen, da alles wegen der Lippstädter Revue in Bewegung ist. Heute Morgen kam hier ein Infanterieregiment an, um Rasttag zu halten. Da hättest Du die Musik hören sollen, die von 24 Hautboisten, 28 Trommelschlägern und 6 Hornisten, schöner Janitscharenmusik u. s. w. gemacht wurde. Dieses Regiment bleibt hier bis morgen liegen, und seine Offiziere geben heute Abend in der neuen Ressource einen Ball, wo es gewiß recht brilliant hergehen wird. Im Westph. Anzeiger las ich vor einiger Zeit, daß unter den vielen großen Herren, die dem König von Preußen dann in Lippstadt ihre Aufwartung machen, auch der Fürst von der Lippe sein wird. Bitte ihn, daß er Dich mit nimmt, dann kannst Du bald bis Soest zu Deinem Geliebten hinkommen; er wird es gewiß thun, und seiner Vetterschaft von der Rose her so bald nicht vergessen. In der Hoffnung, daß Du dieß thun wirst, bleibe ich, da ich keine Zeit habe, viel mehr zu schreiben, Dein Dich stets liebender Ferdinand.

Vom 29. Juli 1825 liegt ein Brief W. Freiligraths vor. Er ermahnt den Sohn, das ihn bisweilen überfallende Heimweh zu bekämpfen und knüpft daran die bereits S. 4. mitgeteilte Stelle, worin er den festen Willen der Freiligrathe rühmt. Er fährt dann fort: Was du mir in Betreff deines Thuns und deines Lernens mittheilst, so kann ich nur über das letztere ein Urtheil fällen; über dein Treiben als Lehrling würde schon um deshalb meine Aussage null und nichtig scheinen, weil ich wohl weiß, wozu Kaffee und Zucker gebraucht werden, aber durchaus nicht darüber Rede und Antwort stehen kann, auf welchem Platze, nach welchem Preis-Courant, mit welchen Spesen, und was weiter dazu gehört, gekauft werden muß, um mit den Kaufleuten desselben Ortes in Concurrenz zu bleiben, und dennoch die gehörigen und sogar nöthigen Prozente zu gewinnen. Das sind Sachen, die ich ganz unbedingt deinen beiden lieben Oheimen überlasse. Nach dem, was du mir über des theuern Onkels M. Ansichten über deine wissenschaftliche Bildung mittheilst, kann ich nicht anders, als mich freuen; und werde ich also auch in dieser Hinsicht mich beruhigen können, da es ein großer Vortheil für dich ist, daß deine beiden Onkels selbst literarisch gebildet sind, und bis jetzt in den Stunden ihrer Erholung so gerne den Musen und Grazien huldigen. Ahme du diesen beiden, lieber Ferdinand,

nach, sei nach den Stunden der Arbeit nie zu müde, dich wenigstens einer der vorhergenannten Göttinnen auf eine Stunde als eifriger Ritter zu zeigen, und thust du das, so werden sie allein dich beglücken, wenn auch alles Andere wanken sollte.

N. S. Trachte auch vorzüglich nach einer schönen Handschrift, sie darf dir, als Kaufmann, durchaus nicht fehlen, und sie dürfte in Zukunft zu deinem Fortkommen und Bestehen vielleicht ein nicht Geringes in die Wagschale deines Glückes legen. Adieu, mein lieber Junge.

Hier gelegentlich eine Bemerkung. Den dringenden Rat, sich eine schöne Handschrift anzugewöhnen, hat Freiligrath ebensogut beherzigt, wie Goethe und Gneisenau, welchen derselbe Rat in jungen Jahren gegeben worden. Freiligraths Eltern schreiben beide schön, der Vater sogar mit tadelloser Regelmäßigkeit und Sorgsamkeit der Züge, während die Schrift bei der Mutter in der Regel sehr bald durch die Unrast eines überaus lebendigen Geistes flüchtig wird. Des Sohnes klare, aber bisher noch unfreie Knabenhand entwickelte sich in der Soester Zeit zu jener großen freien schönen kaufmännischen Handschrift, welcher der Dichter lebenslang getreu blieb, die lebenslang den Kaufmann verriet und die zu lesen eine wahre Freude ist. Erst spät, nach der letzten Heimkehr ins Vaterland, unter dem Druck eines lastenden Briefwechsels, welcher doch zugleich nicht mehr kaufmännische Regelmäßigkeit forderte, wird die Hand minder korrekt und klar.

Mit fünfzehn Jahren also zog Ferdinand Freiligrath nach Soest; er verweilte daselbst bis Eingang 1832. Soest hat sein altertümliches Gepräge, seine ländliche Stille wohl ungleich mehr bewahrt als Detmold; krumme Straßen, Giebelhäuser, prachtvolle alte Kirchen, baumgeschmückte Stadtwälle, alles in zahlreiche Gärten eingebettet. Von den altertümlichen Gebäuden der westfälischen Hansestadt war das Haus, in welchem seines Oheims Geschäft betrieben wurde, wohl eines der merkwürdigsten, ein vielstöckiges Giebelhaus in Holzbau auf dem kleinen Platz an der Ecke der Marktstraße, der Rose; jetzt ist das alte Haus in unschöner Weise modernisirt; es trägt die Nr. 1167. In der Eckstube des Erdgeschosses befand sich der Laden, in welchem Ferdinand in die Geheimnisse von Handel und Wandel eingeweiht ward; ebenso war er während der beiden ersten Jahre des Soester Aufenthaltes der Hausgenosse der Familie Schwollmann.

Schwer genug mag es dem hochbegabten Knaben anfangs geworden sein, sich den zahlreichen kleinen und kleinlichen Pflichten seiner kaufmännischen Lehrzeit zu widmen; mit sehnsüchtigen Augen blickte er den Altersgenossen nach, die mit ihren Heften unter dem Arm am Hause vorbei zur Schule gingen. Aber die Jugend, ein glückliches Temperament, ein fröhlicher

Humor, vor allem die einsamen Studien, sobald die Geschäfte beendet waren, halfen ihm darüber hinweg. Allerdings hat Freiligrath sein ganzes Leben lang eine gewisse Bitterkeit darüber nicht verwinden können, daß er mit seinen Anlagen diese Jahre, in denen das rechte Lernen erst anfängt, mit Beschäftigungen verbringen mußte, die für seinen spätern Lebensgang wertlos waren. Er hat sich nie recht darüber trösten können, obwohl er eine wahrhaft erstaunliche Fülle von Kenntnissen besaß und die Vorzüge klassischer und moderner Bildung in seltener Weise vereinigte. Onkel Moritz Schwollmann — er ist am 29. Januar 1880 hochbetagt zu Soest gestorben — gewann den frischen gutwilligen fleißigen Knaben, den er bereits seit Jahren kannte und gern hatte, sehr lieb und behandelte ihn wie einen Sohn. Selbst wider seine Neigung in die kaufmännische Laufbahn eingetreten, war er ein wohl unterrichteter, gebildeter, höher strebender Mann, der seines Neffen Talente wohl zu würdigen wußte, wenn er auch die poetischen Versuche des Lehrlings nicht gern sah und nach Freiligraths eigenen Worten, noch 1836, dessen „Poetisiren mit der schärfsten Lauge begoß.“ Auch Christian Schwollmann, der andere der beiden Häupter des Geschäfts, Moritz Schwollmanns Vetter und Schwager, machte seinem Unmut über des jungen Mannes Dichten nicht selten in scharfen Worten Luft, so daß Ferdinand seine Reimerei heimlich betreiben, die Soester Wochenblätter, welche die Erstlinge seiner gedruckten Dichtungen brachten, verstecken mußte. Er hat dem Groll über dieses Mißverstehen seiner Dichterkraft in dem Gedicht „Am Birkenbaum“ Ausdruck gegeben; noch 1840 in der Unkeler Zeit sprach er zu Freund C. Stumpf, welcher damals Lehrer in Remagen war: „Hast du dich wohl jemals schon so geärgert, daß es dir war, als ob sich dir alles im Leibe umdrehte und du Bauchgrimmen bekämst? So war es mir, wenn mich mein Onkel Christian beim Versemachen ertappte und mich darüber, als über eine brotlose Kunst, ausschalt.“

Außer einer bescheidenen Zahl von Briefen sind die noch erhaltenen Arbeitshefte F. Freiligraths wichtige Urkunden über den Soester Zeitraum. Die Sammlung lateinischer Sprichwörter und Denksprüche setzte er treulich fort, ein Beweis, daß er seine Klassiker weiterhin las; wichtiger sind die Studien in den neueren Sprachen, welche mit um so größerem Eifer betrieben wurden, weil die Hoffnung auf eine zukünftige Stellvertretung des Oheims in Schottland noch nicht ganz aufgegeben war. Freiligrath erzählte manchmal im häuslichen Kreise, wie er als Lehrling in Soest an frostigen Wintermorgen über knisternden Schnee, mit Paradise lost und dem Vicar of Wakefield unter dem Arm, durch die Straßen der altertümlichen Stadt gewandert sei und gewöhnlich den Lehrer um sechs Uhr erst habe aus den

Federn holen müssen. Diese Sprachkenntnis war denn auch der einzige Gewinn, der ihm aus der Edinburger Fata Morgana verblieb.

Es liegen vor mir zwei Hefte derart, englische Exercitia, begonnen am 19. Juli 1825 alsbald nach dem Eintritt in Soest, sowie italienische, begonnen im Oktober 1826; die letzteren zeigen bereits eine völlig veränderte Handschrift. Unterstützt durch ein glänzendes Sprachtalent, durch die gute Gymnasialvorbereitung und nicht zum Wenigsten durch ein bis in sein Alter ungeschwächtes riesiges Gedächtnis, machte sich Ferdinand bald zum Meister dieser Sprachen, vornehmlich der französischen und englischen. Alsbald legte er sich auch ein Heft an: Sammlung von Gedichten aus verschiedenen Sprachen, angefangen im Winter 1826—27. Es enthält eine Anzahl französischer, englischer, italienischer Gedichte, teilweise mit deutscher metrischer Uebersetzung, aber wohl nicht von Freiligrath selbst, ebensowenig die Uebertragung etlicher deutscher Poesien ins Englische. Doch köstlichere Früchte sollte diese ernste Beschäftigung mit den neueren Sprachen nicht bloß dem Kaufmann, sondern auch dem Dichter tragen, das beweisen uns die gleich mit der ersten Sammlung der Gedichte veröffentlichten meisterhaften Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen, sowie die bereits früher erschienene Uebertragung des Victor Hugo. Die frühesten dieser Arbeiten rühren, wie es scheint, aus dem Jahre 1829 her, zu schließen nach einem handschriftlichen Hefte „Gedichte aus fremden Sprachen, im Versmaße des Originals übertragen, mit Ausnahme der horazischen Oden, die ich in gereimten Versen übersetzt habe.“ Die letzteren haben eigentlich nur den Wert, daß wir sehen, wie Freiligrath auch noch Jahre lang nach dem Verlassen des Gymnasiums die Beschäftigung mit den alten Sprachen — auch eine Uebersetzung nach Anakreon ist dabei — keineswegs verabsäumte; wichtiger sind die Uebersetzungen aus dem Englischen, vornehmlich nach Walter Scott. Dieselben sind so meisterlich in der Behandlung der Sprache und dichterischen Form, daß der Dichter, welcher mit seinen Jugendarbeiten so streng ins Gericht ging, acht derselben, alle im Jahre 1829 entstanden, mit geringen Aenderungen nachmals der ersten Sammlung seiner Uebersetzungen einverleiben konnte. Sie zeigen uns zugleich, wie Freiligrath, welcher in seinen eigenen Hervorbringungen, wie das wohl jedem jungen Dichter begegnet, zunächst auf den Pfaden eines verehrten Vorbildes ging und dabei die subjektive Empfindung vorwalten ließ, durch diese Uebersetzungen auf den Weg jenes objektiven Schaffens geführt ward, welches gleich den Erstlingsdichtungen Ferd. Freiligraths ein so eigenartiges Gepräge giebt. Er selbst sandte im Februar 1841 von Unkel aus der Braut die beiden letzterwähnten Hefte — er hätte ihnen noch eine

1830 entstandene poetische Uebertragung des ersten Gesanges von W. Scotts Letztem Minstrel beifügen können — mit folgenden Worten zu: „Die beiden geschriebenen Hefte, die ich dieser Tage beim Ordnen meiner Bücher fand, mögen Dich in die ersten Epochen meiner erwachenden Liebe zur Poesie und meiner fortgeschrittenen selbständigen Beschäftigung mit ihr versetzen. Es ist an beiden wenig gelegen, doch wird es Dich freuen, in die Seele des Sechszehn- und Neunzehnjährigen zu blicken, soweit es solche Sammlungen und Nachbildungen zulassen. Auch die närrische Knabenhand des ältesten Heftes wird Dich ergötzen. Von den Uebersetzungen sind die aus dem Lateinischen sehr schlecht; wie sehr ich an denen aus dem Englischen später noch gefeilt habe, möge Dir ein Blick in meine Gedichte darthun. Du siehst daraus, was man zu thun hat, eh' man's nur einigermaßen gut macht, und daß ich meine gegenwärtige Leichtigkeit und Sicherheit in der Form nicht gleich anfangs besessen habe, sondern erst durch Fleiß und Studium vor und nach dazu gekommen bin."

Freiligrath war noch nicht lange in Soest, als ihn infolge eines verschleppten Keuchhustens ein Brustleiden befiel, das in Schwindsucht auszuarten drohte und um so bedenklicher erschien, als die Mutter einer Brustkrankheit erlegen war. Der junge Mann verbrachte fast den ganzen Sommer 1826 in dem großen Garten vor dem Thore, welcher dem Oheim gehörte; an einem Stock schlich er langsam zwischen den Blumenbeeten einher, über die er sonst mit ein paar Sätzen hinweggesprungen, und der alte Arzt der Familie sprach im schönsten Platt zu ihm: Nu Ferdinand, du speist ja wie ein Oller! Damals war es, als der würdige Dr. Gauwerky jenen bitteren Trank verschrieb, der Ferdinand zu seinem Gedicht Moosthee anregte, jenem Gedicht, mit welchem der sechszehnjährige Poet in so glänzender und eigenartiger Weise seine Dichterlaufbahn begann. Es erscheint uns schier unbegreiflich, wie ein Knabe solche Fülle des Gedankens und des Gedankenausdrucks, solche Macht der Empfindung entwickeln konnte; es ist dieser vulkanische Ausbruch dichterischen Feuers aus einer kranken Brust mit dadurch zu erklären, daß der junge Dichter in seiner gezwungenen Ruhe und Einsamkeit Muße zur Einkehr und Vertiefung in sich selbst fand.

Während Ferdinand langsam der Genesung zuschritt, bereitete sich in Detmold eine Entscheidung vor, welche auch für ihn von großer Wichtigkeit war. Vater Freiligrath fühlte sich zurückgesetzt, blieb auf sein ursprüngliches schmales Gehalt angewiesen, während andere vorrückten; wir ersehen aus seinen Briefen, daß er, um mit der Familie durchzukommen, außer seinen zahlreichen Unterrichtsstunden auch noch eine beträchtliche Zahl von Privatstunden geben mußte. Unter diesen Umständen zündete ein Wort des Schwagers Schwoll-

mann, als dieser zum Besuch in Detmold war und auf die Gehaltsverhältnisse die Rede kam: „Da bekommt ja mein Buchhalter mehr!“ vielleicht mehr als dieser beabsichtigt hatte. Genug, Wilhelm Freiligrath, der undankbaren Schulmeisterei müde, ergriff den Vorschlag des Schwagers mit großem Eifer und beschloß die Uebersiedelung nach Soest. Dieselbe erfolgte Ostern 1827. Er übernahm daselbst die Leitung der verschiedenen Fabriken des Schwagers und die Führung der Hauptbücher; sein Einkommen war dabei besser, als er trotz aller Privatstunden es je in Detmold erzielen konnte; im Falle des Todes wußte er Frau und Kinder im Kreise der Verwandten sicher versorgt.

So gewagt diese gänzliche Umwälzung in der Thätigkeit des Vaters auch sein mochte, so ging für den Jüngling doch der Vorteil daraus hervor, daß er wieder ein innigeres Familienleben führen durfte. Er wohnte von da an mit seinen Eltern, denen am Steingraben 9. ein besonderes Haus nebst Garten eingeräumt ward, zusammen und brachte den jüngern Halbgeschwistern die zärtlichste Bruderliebe entgegen. Auch seine jugendliche Fröhlichkeit und sein guter Humor gewannen mit der erstarkenden Gesundheit und unter der liebevollen Pflege der zweiten Mutter wieder die Oberhand. Dem Vater selbst war nur noch eine kurze Lebensfrist beschieden; der rüstige Mann, welcher kaum zwei Jahre seine neue Thätigkeit in Soest ausgeübt hatte, wobei er große Thatkraft und lebhaften Eifer entwickelte, begann zu kränkeln. Oft fand ihn der Sohn schwermütig auf seinem Zimmer; lange bevor jemand eine Ahnung hatte, daß der Zustand bedenklich war, sagte er öfter zu seinem Sohne: Ferdinand, du wirst sehen, ich sterbe bald. Dieser suchte es ihm dann auszureden und wies auf des Vaters rüstiges Alter hin. Als Wilhelm Freiligrath wieder einmal diese trübe Ahnung ausgesprochen hatte, fragte ihn Ferdinand, warum er sich das so fest einbilde. Das will ich dir sagen, Ferdinand, antwortete er, es wird mir durch eine Vorgeschichte verkündigt. Wenn alles still im Hause ist und ich allein auf meinem Zimmer bin, so beginnt es in dem großen Kachelofen der Stube zu rasseln und zu wirtschaften, als wenn alle Kochtöpfe und Pfannen in Gebrauch genommen würden. Ferdinand, der so etwas von seinem frommgläubigen klarblickenden Vater nicht erwartet hätte, lachte darüber und suchte es ihm als ein Spiel seiner trüben Stimmung auszulegen. Ganz bestimmt und ruhig erwiderte der Vater: Nein, es ist so, wie ich dir sage, und du wirst dich vielleicht selbst einmal davon überzeugen — und zusammenschreckend fuhr er fort: Hörst du's nun? Und wirklich begann ein Getöse, Geschiebe und Gestoße in dem Ofen, als wenn blechernes und eisernes Geschirr darin gehandhabt würde. Wie dem nun auch sei; des Vaters Ahnung ward Wahrheit; Wilhelm Freiligrath starb am 23. November

1829 zu Soest, nahezu 45 Jahre alt, also noch in rüstigster Manneskraft. Wer gedenkt hier nicht der ergreifenden Worte am Schlusse der bald darnach gedichteten Bilderbibel: Mir ist,

Als trät' ich wie vor Zeiten
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn,
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuern Eltern beide,
Der still zufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Der neunzehnjährige Jüngling ward durch den Tod des Vaters tief niedergebeugt; wohl umgab ihn die sorgende Liebe treuer Verwandten, aber er war jetzt vater- und mutterlos! Unter diesen Eindrücken entstand noch im selben Jahre 1829, im Entwurfe wenigstens, in der Barmer Zeit vollendet, jenes Gedicht, welches zu dem Schönsten gehört, das Freiligrath je gedichtet, das unvergleichliche „O lieb, so lang du lieben kannst." Ein Lied, das schon den Text zu Predigten auf der Kanzel, am Grabe und vor dem Traualtar geliefert, das Aufnahme in dem St. Galler und Appenzeller Gesangbuch gefunden, das schon Hunderttausende von Seelen aufs tiefste gerührt, zu Liebe und Reue zurückgeführt hat. Freiligrath hat mit diesem Gedicht mehr Gutes gestiftet, die Gewissen mehr aufgeweckt, als zu sagen ist. „Vor Kurzem noch", so schreibt die Wittwe des Dichters, „erzählte mir ein junger Geistlicher, daß nach einem begangenen Fehler als kleiner Knabe seine Mutter ihn vor das Gedicht geführt habe, welches sauber abgeschrieben und eingerahmt an der Wand hing. Sie habe ihm geboten, es ihr vorzulesen und die Worte stets zu beherzigen, und nie habe er den Eindruck vergessen können, den dieser Vorfall auf ihn gemacht habe." Und doch nahm der Dichter das wundervolle Lied nicht in seine erste Sammlung auf, weil er damals eine unüberwindliche Scheu empfand, seine tiefsten und innigsten Gefühle der Welt preiszugeben, leider, denn diese Scheu gab der Meinung kurzsichtiger Leser und Kritiker Nahrung, daß der junge Poet wohl viel Phantasie,

aber eigentlich kein Herz habe. Freiligrath gab das Lied erst in „Zwischen den Garben“ an das Licht.

Brachte dem jungen Manne das Jahr 1829 mit dem Tode des Vaters einen tiefen Schmerz, so das Jahr 1830 einen neuen mit dem Tode seines jüngsten Brüderchens Otto, welches am 23. Juli 1830, vierzehn Monate alt, starb. Wir können oft bemerken, daß zum völligen Empfinden eines schweren Verlustes ebensowohl ein reiferes Alter gehört, wie zum völligen Empfinden einer hohen Freude. Der Tod des kleinen Brüderchens, das er mit größter Zärtlichkeit liebte und das oft stundenlang zu seinen Füßen im Zimmer gespielt hatte, bewegte das Gemüt des Jünglings aufs tiefste. Zwölf Jahre darnach schreibt er an den durch den Tod seines jüngsten Knaben niedergebeugten Freund Karl Buchner: „Ich war ein Zwanziger, als ich ein Brüderchen verlor, das etwas jünger als Ihr Ludwig sein mochte, auch einen herzigen Jungen mit rührendguten, liebestrahlenden Augen. Mir ist es noch wie heute, als ich ihn zuletzt im Sarge küßte — das bleiche blumenbekränzte Bild kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich Ludwigs Tod weiß, und wenn ich an Ludwig denke, so ist mir unwillkürlich wieder, als säh' ich Otto im Sarge vor mir.“ In jener Zeit entstand auch ein Gedicht auf des kleinen Bruders Tod, welches zwar immer noch die Abhängigkeit von einem Vorbilde, sagen wir Hölty, bekundet, aber in seiner Weise doch schön ist, wenn gleich der strenge Dichter es aus der Sammlung ausschloß. Er schickte es schon am 24. Juli an Ludwig Merckel. Das übrigens in der Lipp. Landeszeitung vom 3. Febr. 1880, sowie später in Nr. 7 der Gegenwart 1880 bereits mitgeteilte Gedicht lautet:

Gefühle

bei der Leiche meines lieben Brüderchens Otto, der am 23. Juli 1830, gerade 8 Monate nach dem Tode seines Vaters, an der Bräune verschied.

O, so hast Du sie nun ausgelitten,
Kleiner Dulder, Deine letzte Nacht?
Hast den Todeskampf nun ausgestritten?
Trägst den Kranz, den Engel Dir gebracht?
Ja, Gott, ja! da liegst Du in der Wiege,
Bleich und starr, und bist so kalt, bist todt,
Und um Deine blassen, lieben Züge
Spielt mit Purpurschein das Morgenroth!

Lieber Otto, lieber, lieber Knabe!
Ach, Du hörst mich, hörst den Bruder nicht!
Morgen ruhst Du schon im dunkeln Grabe!
Nimmer hörst Du, was Dein Bruder spricht!

Wie ich Dich mit Küssen auch bedecken,
Wie ich Deinen Namen rufen mag! —
Nimmer, nimmer kann ich Dich erwecken!
Nimmer, nimmer, nimmer wirst Du wach!

Ach, da liegst Du mit so bleichen Wangen,
Ihre Röthe, ihre Farbe wich;
Deine rabenschwarzen Wimpern hangen
Tief herab, sie heben nimmer sich!
Deine Händchen, ach! so kalt, sie liegen
Auf der Brust — jetzt ist sie frei von Schmerz!
Deine blonden, glatten Härchen schmiegen
An die Stirne sich, — o brich, mein Herz!

Wie ein Engel schlummerst Du; ein Lächeln
Spielt um Deinen blassen theuern Mund!
Schmerzvoll floh Dein Leben unter Röcheln —
Doch kein Zug macht jene Schmerzen kund!
Otto, Bruder! Knabe, den voll Wonne,
Den voll Lust des Bruders Auge sah,
Nimmer lacht Dir mehr die schöne Sonne,
Nimmer stammelst Du Dein kindisch: „Da!"

Nimmer streckst Du mehr die kleinen Hände
Nach des Bruders offnen Armen aus!
Schwankst nicht mehr um dieses Stuhls Gelände,
Zausest mir nicht mehr die Haare kraus!
Nimmer sehen mich mit treuem Blicke
Deine großen braunen Augen an!
Deine warme, kleine Hand, ich drücke
Nie sie mehr! — Die schöne Zeit verrann!

Sie verrann! — Des theuern Vaters Rufen
Hörtest Du, und folgtest bald ihm nach!
Spielest jetzt an Gottes Thronesstufen;
Trinkst aus lautrer, ew'ger Freude Bach! —
Doch wir jammern, Engel! — Gottes Wille,
Herbe, herbe trifft er unser Herz,
Und an Deiner lieben, bleichen Hülle
Klaget Mutter-, Bruder-, Schwesterschmerz!

O leb' wohl! ins Händchen diese Blume
Drück' ich Dir von Vaters Grab gepflückt,
Schwinge sie in Gottes Heiligthume,
Wenn Dein Aug' den Vater dort erblickt!
Grüß' den Vater, Otto! beim Empfange,
Bring' ihm Ferdinands, des Bruders, Gruß!
Küsse jubelnd ihm auf Mund und Wange
Diesen heißen, heißen letzten Kuß!

Otto! Bruder! lebe wohl, wir glauben
An ein Dort — das macht die Trennung leicht!
Diese Locke laß mich Dir noch rauben,
Diese Locke, ach! von Thränen feucht!
Lebe wohl! und sterb' ich einst, dann gleite
An mein Sterbebett im Lichtgewand!
Und zu allen Lieben dort geleite,
Engelchen! mich Deine Bruderhand!

Hart trifft uns das Schicksal, lieber Ludwig! Schreibst Du nach Detmold, so schreibe Deinen Eltern den unsäglich schweren Verlust; ich kann's nicht. Nur Dir konnte ich diese Zeilen mittheilen! Dein F.

Es wird uns übrigens aus diesem Jugendgedichte erklärlich, wenn Grabbe, welcher des jungen Dichters Leistungen mit landsmannschaftlicher Teilnahme verfolgte, denselben als einen Nachkömmling der Matthisson'schen Schule betrachtete.

Leider ist den Gedichten, auch in der neuen sechsbändigen Ausgabe der Gesammelten Dichtungen von 1877, das Jahr der Entstehung nur ausnahmsweise beigesetzt, ohne Zweifel, weil die Zeit der Entstehung derselben nur in seltenen Fällen nachweisbar ist. Es ist merkwürdig, die zwei Strömungen zu verfolgen, welche während seiner Soester Zeit nebeneinander in der Seele des jungen Dichters fluteten. Hier die ruhige, leise dahin fließende Strömung des Dichtens nach liebgewonnenen Vorbildern; dieser Richtung danken jene Dichtungen ihre Entstehung, deren mehrere im Anhang zum 1. Band der Gesammelten Dichtungen veröffentlicht, wie diejenigen, die hier zum ersten Male aus der Handschrift oder verschollenen Lokalblättern mitgeteilt sind, Gedichte, welche den Einfluß der Jugendlektüre, der im väterlichen Hause herrschenden religiösen Empfindung und gemütlichen Ergießung, der tiefen Betrübnis über den frühen Tod des Vaters und des Bruders offenbaren; dann springt wieder der eigenartige Dichter, der echte Freiligrath, mit seiner genialen Bilderpracht, seiner glühenden Phantasie, wie ein Füllen zwischen die akademische Regelrechtigkeit und die anerzogene Weichmütigkeit hinein. Das früheste vom ihm selbst der Veröffentlichung in der Sammlung würdig erkannte Gedicht ist ohne Zweifel „Moosthee" von 1826. Der brustkranke Jüngling muß Thee von isländischem Moose trinken, wie Hunderttausende vor und nach ihm, die nichts dabei dachten und denken, als daß das Getränk recht bitter schmeckt. Der junge Poet denkt dabei an den Geiser und den Hekla, die ihm diesen Trank gesandt, an die übereiste Insel, aus welcher die Feuersglut der Vulkane zum Himmel aufsprüht, an das schäumende Eismeer und den Nordlichtschein der Polarnacht, und schließt mit den großartig prophetischen Worten:

Ha! Wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt, wie rasch und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis.

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Das ist der echte Freiligrath, der geniale Lyriker, der Entdecker ganz neuer Stoffe, der in Gedanken und Wort durchaus originelle Dichter. Mit derartigen Dingen wagte er damals freilich nicht in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, sie in die Spalten kleiner westfälischer Blätter einzurücken; noch 1832 will dem doch selbst genialen Grabbe das Gedicht „Barbarossas Erwachen" um seiner Wunderlichkeit willen nicht zusagen, und er nennt den jungen Mann, welcher bereits den Nebo gedichtet, noch immer „unsern Matthisson," wie er 1831 an Luise Clostermeier schrieb: Freiligrath ist wirklich ein guter Junge; er ist aus der Matthisson'schen Schule — überflügelt uns vielleicht bald, denn er ist jünger." Die Jugend freilich thut es nicht, ebensowenig der Genius, sondern die Zügelung des Genius durch das Maß und die Arbeit. Und darin ist F. Freiligrath wahrhaft mustergültig; die Vergleichung des Druckes mit der Handschrift z. B. der Lieder nach Walter Scott zeigt uns, mit welcher strengen Selbstzucht er sichtete und nachbesserte.

Im Uebrigen würden wir uns sehr irren, wollten wir uns Freiligrath während dieser Soester Jahre als einen „bleichen hohlwangigen Werther" denken; dafür war er tiefinnen viel zu gesund und geistesfrisch; durch die Prosa des täglichen Geschäftslebens ließ er sich ebensowenig unterkriegen, wie durch die Trübsal. Onkel Moritz hielt ein Reitpferd, und Ferdinand durfte es häufig benutzen; dann machte er auf seiner schönen Stute Horsa manchen wilden Ritt, wenn diese auch anfangs scheute, ihn wohl auch abwarf. Das düstere Gedicht „Der Reiter" mag in der Erinnerung an diese Ausritte entstanden sein, und ebenso fand Freiligrath, sagte er später einem Freunde, auf

seinen Ausritten zu den Kleinhändlern des benachbarten Westfalenlandes und durch die Senner Haide die Anregung zu manchem seiner Wüstengedichte. Auch die Jagd machte er bisweilen mit, obgleich er kein leidenschaftlicher Jäger war; gegen Immermann rühmt er sich einmal einen Fuchs geschossen zu haben. Meistenteils mochte er es aber wohl machen, wie er es selbst im ersten Theile des Gedichtes „Am Birkenbaum“ so unvergleichlich schildert: statt der Jagd zu folgen, streckt sich der „lateinische Jägersmann“ am Wachholderstrauch auf den grauen moosigen Stein, um ungestört Byrons Mazeppa zu übersetzen:

Er liest — er sinnt — nun schreibt er sich's auf;
Nun scheint er so recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf
Und thut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närrischer Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleistift flott geschrieben,
Ein sauberer Anfang im Taschenbuch steht.

Er reibt sich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu gehn;
Nur ein einzig Mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich spähn;
Will mir Schimmer und Duft in die Seele saugen,
Daß sie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurstigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt sie finster mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall
Und Dichten heißt Zeitverderb!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag wie heut — Schwerenoth, ich wüßte
Keinen Rath meiner heimlichen Reimerei!

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, überm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!

Und wie er hier neben der eigenen Gemütsstimmung die ernste Poesie des westfälischen Landes meisterhaft schildert, so ist eine durchaus westfälische Gestalt der Kuhhirt, welcher sich dem einsamen Jäger und Dichter gesellt, ein Mann mit stechendem blauen Auge, ein „Spökenkieker", d. h. ein Mensch, der die unheimliche Gabe des zweiten Gesichts hat; als Modell mag ein Tagelöhner des Onkels gedient haben, welcher es den Leuten, deren Tod bevorstand, ansah.

Also Reiter, Jäger, und wohl auch zu Zeiten tapferer Zecher! Als Tänzer dagegen mangelte Freiligrath des Ruhmes; sein Lehrer in der edeln Kunst, der Tanzmeister Amor, war mit dem jungen Mann gar nicht zufrieden und rief ihm öfter ärgerlich zu: „Stolzirt er einmal wieder herum wie ein Pfau?" und setzte ihm die Füße mit dem Fiedelbogen in die richtige Stellung. Man wird darnach den köstlichen Humor des Amsterdamer Briefes vom 21. März 1835 an die Geschwister verstehen. Freiligrath hat später nie getanzt.

Von den Gedichten der Soester Zeit sind, soweit die mangelhafte Datirung einen Schluß gestattet, von Freiligrath selbst in die Sammlung nur wenige aufgenommen, das geniale „Moosthee," das anmutige „Heiligenschrein, Vogel und Wandersmann," die grandiosen „Wetterleuchten in der Pfingstnacht," „Nebo" und „Barbarossas Erwachen" die tiefernste „Bilderbibel," und eine Anzahl Uebersetzungen nach Walter Scott ꝛc.; anderes ist neuerdings im Anhang zum ersten Bande der Gesammelten Dichtungen abgedruckt worden. Manches ist verloren, wieder anderes, mehr gelegentlicher Art, hat immerhin zur Kennzeichnung des jungen Dichters seinen Wert. Manche festliche Gelegenheit in Soest, wie z. B. das Schützenfest, forderte ihn zu poetischer Produktion heraus. So z. B. ein Gedicht Flaschenkrieg vom Jahre 1831, mit seiner Hindeutung auf Polens und Belgiens Erhebung, auf die Julirevolution, ein äußerst merkwürdiges Vorspiel der späteren politischen Dichtung, auch in der Form für einen 21jährigen Poeten ein Meisterstück. Einige Strophen desselben mögen hier mitgeteilt sein:

„Sturmgeläut und Pulverdampf,
Krieg auf allen Seiten!
Renner schnauben in den Kampf,
Blut'ge Heere streiten!
Schlachtgesang,
Schwerterklang
Tönen bang die Welt entlang."

„Manches Staatenroß wird scheu
Und zertritt die Deichsel,

Freiheit! ist der Welt Geschrei,
Zürnend grollt's die Weichsel.
Ihr Gebraus,
Dumpf und graus,
Donnert laut zum Freiheitsstrauß."

„Um den Baum der Freiheit tanzt
Brabant auf dem Kopfe;
Frankreichs Lilie wird verpflanzt
Aus dem alten Topfe.
Gluterhellt
Sah's die Welt —
Ob der neue Topf auch hält?"

„Bebend zuckt der Ost, der West!
Trübe, schwere Zeiten!
Nichts ist heilig, nichts ist fest!
Selbst an des geweihten
Papstes Thron
Spielte schon
Rom ein wenig Rebellion!"

So spricht mancher weise Mann
Klagend jetzt zur Stunde. —
Was gehn uns die Türken an?
Laut singt in die Runde:
Glanzerhellt,
Ist das Zelt!
Sagt, was kümmert uns die Welt?
u. s. w.

Von besonderer Bedeutsamkeit für die Kenntnis von Freiligraths Jugenddichtung [1]) ist das Soester Wochenblatt, in welchem der junge Poet, jedoch ohne seinen Namen zu nennen, einen Theil seiner Erstlinge veröffentlichte. Es liegen mir die Jahrgänge 1828—1837 dieses äußerst bescheidenen, vornehmlich Anzeigen, dann naturwissenschaftliche und geschichtliche Lesefrüchte, nur ab und zu auch Gedichte bringenden Blattes vor, und zwar der wichtigste derselben, der Jahrgang 1830, durch die Gefälligkeit des Herrn Karl Stumpf zu Köln, welcher selbst Soester von Geburt, sieben Jahre jünger als der Dichter, mit demselben zwar damals noch keinen freundschaftlichen Umgang haben konnte, sich aber noch gut erinnert, wie ihm „Schwollmanns Ferdinand" manches Pfund Kaffee oder Zucker abgewogen; Freunde wurden sie erst 1840, als Freiligrath in Unkel, Stumpf in dem nahen Remagen wohnte. Die

[1]) Der Verfasser hat bereits Dez. 1879 in der „Gegenwart" einen Aufsatz über Freiligraths Erstlinge veröffentlicht, welcher die Hauptsache des Nachfolgenden mitteilt.

Einsicht der übrigen Jahrgänge verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Bürgermeisters Coester in Soest.

Diese Gedichte des Soester Wochenblattes machen einigermaßen den Eindruck, als ob der junge Mann nicht recht wage, sein Innerstes der Welt, in welcher er täglich verkehrte, zu zeigen; es findet sich darunter kein Gedicht, welches das eigentümliche Gepräge voll an sich trüge; der Dichter feiert mit Vorliebe, bald ernst bald scherzend, verschiedene Oertlichkeiten von Soest; es sind das Poesien, welche im übrigen in ihrem kecken Wurf, der lebendigen Phantasie, der frischen Behandlung eines sonst nicht gerade bedeutenden Stoffes von hervorragender dichterischer Begabung Zeugnis geben. Dazu kommen einige Uebersetzungen aus dem Englischen, einige Lieder, auch ein paar Balladen, die letzteren teilweise unbedeutend oder unselbständig, die Form ist allezeit keck und gewandt, wenn auch der Daktylus etwas gewaltthätig behandelt.

Eine kurze Mitteilung über den Inhalt der verschiedenen Jahrgänge ist hier wohl am Platze. Das Jahr 1828 zunächst enthält kein Gedicht, welches von Freiligrath herrühren könnte. Nr. 11 des Jahrganges 1829, vom 14. März, bringt, wie mir scheint, das erste Gedicht des jungen Poeten, „Todes Wiegenlied," eine Dichtung etwa den ersten Liedern im Anhang des ersten Bandes der Gesammelten Dichtungen vergleichbar. Der Tod spricht:

Ich hab' eine Wiege so schmuck und nett
Und drinnen so weich und so warm ein Bett;
Ich wiege Groß, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, schlummert ein.

Ich hab' eine Weise mir ausgedacht;
Es horchet wohl gerne, was weint und lacht;
Sie trällert Kind und Greis zur Ruh,
Das Auge fällt von selber zu.

Ich hab' ein gar liebliches Glockenspiel,
Das wohl auch dem Könige selbst gefiel;
Es klingelt, klingelt leise kaum,
Und was da weh thut, ist ein Traum.

So kommt denn, ihr Kindlein, Hand in Hand,
Was Kronen getragen und Besen band;
In meine Wiege, gleich bequem
Für Bettelstab und Diadem.

Was steht da die blühende Braut so fern?
Ich habe die blühenden Bräute gern;
Der Rosen achte nicht, mein Kind,
Die Lilien viel schöner sind.

Was hat er die Krücke so lieb, der Greis?
Was will er auf Erden? Sein Haar ist weiß.
Komm her, vergiß es, daß du bist;
Es ist nur glücklich, wer vergißt.

Wohl steht er dir stattlich, der Doktorhut,
Doch irdische Weisheit macht schweres Blut!
Das Kopfweh und den kranken Wahn
Verschaukelt dir mein leichter Kahn.

Laß, arme Verlorne, dir nimmer graun:
Hier ist noch ein Plätzchen, du darfst vertraun;
Die Tugend und das Glas zerbricht,
Ich wiege nur und richte nicht.

Ehrwürdiger Bürger, gestreng und fromm,
Verschmähe die Nachbarin nicht und komm;
Ob man die Münze lobt und schilt,
Mich kümmert's wenig, was sie gilt.

Was, schöne Prinzessin, ist Hermelin?
Ich habe Cypressen und Rosmarin;
Die stehn bei weißer Tracht wohl fein. —
Nun stille, Kindlein, schlaft mir ein!

Das Gedicht ist eigenartig genug, um für mich Freiligraths Autorschaft völlig zweifellos zu machen.

Sehr inhaltreich ist der Jahrgang 1830 des Soester Wochenblattes. In Nr. 6 vom 6. Februar wird der Große Teich in Soest besungen, etwas ang, aber die Schilderung des in seiner Tiefe ruhenden Nixenschlosses ist vortrefflich.

Von Gold sind seine Zinnen,
Die Mauern von Krystall;
Von Schmelz das Dach, und drinnen
Glänzt funkelnd mancher Saal.
Die stolzen Pforten strahlen
Von Lahn und Diamant,
Und bunte Muschelschalen
Bedecken rings die Wand.

Hier ist es, wo im kühlen
Gemach die Nixe ruht;
Auf weichen Seetangpfühlen,
Umspielt von blauer Fluth.
Hier thront, vom lauten Strande
Entfernt, das Wasserweib,
Und grüne Prachtgewande
Umschließen ihren Leib.

Des Haares dichte Flechten
Berühren weich den Pfühl;
In ihrer feuchten Rechten
Hält sie den Lilienstiel;
Und schmucke Wasserdirnen
Umstehn sie Paar bei Paar,
Umwallt die hohen Stirnen
Vom dunkelblauen Haar. — —

Und im krystallnen Hause,
In seiner Mitte, fest
Verwahrt, ist eine Klause;
Von Blättern, wie ein Nest
Umwölbt, von schwanken Zweigen
Und Knospen leis umspielt;
Die heben sich und neigen,
Gleich wie vom West gekühlt.

Und tritt man an die Schwelle,
Die ernst ein Storch bewacht,
Und blickt hinein zur Zelle,
Der grünen, — welche Pracht!
Da sieht man, von dem Spiele
Der Zweige halb verdeckt,
Ganz kleiner Kinder viele
Auf Muscheln ausgestreckt.

Und oftmals spricht die Nymphe
Des dunkeln Wogenblaus:
„Flieg' aus, du Herr der Sümpfe!
Getreuer Storch! flieg aus!
Nimm eins der kleinen Kräutchen,
Die warm mein Hauch beseelt,
Und brings den jungen Leutchen,
Die neulich sich vermählt!"

Drum rath' ich jedem Paare,
Das jüngst sich erst verband:
Stracks, kommt ihr vom Altare,
Geht zu des Teiches Strand;
Und naht mit frommen Sinne
Der Nixe goldnem Thron,
Dann schenkt sie eurer Minne
Gewiß den schönsten Lohn!

Nr. 7 vom 13. Februar bringt eine „Ballade", welche den jähen Tod von 30 Knaben beim Eislauf kurz und frisch erzählt, Nr. 8 vom 20. Februar das Gedicht „das Wall-Rondel am Grandwegs-Thore zu Soest", wieder abgedruckt unter den Jugendgedichten im ersten Bande der Gesammelten Dichtungen von 1877. In Nr. 10 vom 6. März feiert ein langes, „den schönen Bewohnerinnen Soests und dem Domküster zu Pisa" gewidmetes Gedicht in humoristischer Weise den Turm der Soester Thomaskirche, welcher aus Sehnsucht nach den auf dem nahen Walle lustwandelnden Jungfrauen schief geworden. Nr. 11 vom 13. März enthält das Gedicht „der Mauerthurm auf dem Ulrichswalle zu Soest", ein wahres Genrebild, welches um seiner frischen Kürze und kräftigen plastischen Darstellungsweise willen nicht vergessen zu werden verdient. Es lautet:

Sieh! Purpur schimmert im Osten!
Es dämmert! Der Morgen graut!
Schrill tönet im grün bemoosten
Gesteine des Käuzchens Laut.

Ich nahe dem Thurm; ich schaue
Hinein — mein Wunsch ist erfüllt!
Ich seh' in dem alten Baue
Aus alten Zeiten ein Bild.

Hoch oben auf Thurmes Zinne,
Da flattert der Stadt Panier,
Und schaut mit trotzigem Sinne
Nach Feindes Zelte-Revier.

Gelehnt auf die Hellebarte,
Steht dort ein rüstiger Mann,
Und blickt durch die Mauerscharte,
Und sieht die Belagrer an.

Ein Jüngling mit blauen stolzen
Glutaugen, harnischumhüllt,
Mit Bogen und Spieß und Bolzen,
Sitzt dort auf buckligem Schild.

Dort schlummern, in düstrer Ecke,
Von nächtlicher Wache matt,
Auf wärmenden Mantels Decke,
Zwei alte Hüter der Stadt.

Da wiehern der Feinde Rosse,
Da tönet der Hörner Schall;
Befiedert schwirren Geschosse
Herüber zum festen Wall.

Da greifen sie All' zum Bogen,
Betreten des Walles Saum: —
Hell strahlet die Sonn'! entflogen,
Verschwunden ist, ach! mein Traum.

Nr. 14 vom 3. April bringt das bereits unter den Jugendgedichten wieder abgedruckte „Nöttenthor", die bedeutendste der auf Soest bezüglichen Dichtungen; die folgenden Nummern eine Anzahl Uebersetzungen aus dem Englischen. In Nr. 28 vom 10. Juli finden wir ein zwar nicht gerade eigenartiges, aber sehr anmutiges „Sommerlied", welches als einzig erhaltenes Beispiel derartiger Dichtung Freiligraths hier mitgeteilt werden mag.

Ein schöner, braungelockter Knabe,
So naht der Sommer unsern Höhn;
Er naht mit goldnem Zauberstabe,
Umsäuselt von des Westes Wehn.

Die Stirn bekränzt mit bärt'gen Aehren,
Umschwirrt, umgirrt von Vögelein,
Im Binsenkörbchen saft'ge Beeren,
So zieht er froh durch Flur und Hain.

Er winkt, und warme Strahlen sendet
Die Sonne von des Aethers Blau;
Wohin er seine Schritte wendet,
Da grünt, da prangt, da lacht die Au.

Er winkt, und schwarze Wolken ziehen,
Gehorsam seinem Zauberstab;
Dumpf murmeln Donner, Blitze glühen,
Und milder Regen rauscht herab.

Er winkt, und Segen träuft aus Wettern;
Sie fliehn, verjüngt steht rings die Au,
Und auf den Halmen, auf den Blättern
Perlt silberhell des Regens Thau.

Am kräuterreichen Bergeshange,
Mit Glöckleinschall und Brüllen, irrt
Die Heerde weidend; mit Gesange
Folgt sorgsam ihr der treue Hirt.

Geschwätzig murmelnd eilt die Welle
Des Bächleins rauschend durch das Thal;
Den Kieselgrund flieht die Forelle
Und schnellt empor im Sonnenstrahl.

Rings steht das Korn in grünen Streifen,
So weit mein spähend Aug' nur sieht;
Es wogt und wallt, bald wird es reifen,
Und drüber singt die Lerch' ihr Lied.

Die Vögel zwitschern in den Büschen;
Sie singen all des Sommers Preis;
Sie baden sich im Thau, dem frischen,
Und wiegen sich auf schwankem Reis.

Dir Dank, du holder brauner Knabe!
Ach bald, schon bald wirst du entfliehn!
Wich doch der Frühling deinem Stabe,
Dich wird uns bald der Herbst entziehn.

Noch prangt durch dich in Sommerschöne
Die große, herrliche Natur;
Auf denn! mein Sommerlied, so töne,
Noch ist es Zeit, der Sommerflur!

Als Gegenstück zu dieser zierlichen Einfachheit bringt Nr. 33 vom 14. August eine Ballade „Marcus Curtius," stattliche Strophen in Schiller'scher oder besser Körner'scher Diction; dagegen ist das in Nr. 47 vom 20. November abgedruckte Gedicht „der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt" so geschickt im Volkstone gehalten, daß man darüber zweifelhaft sein könnte, ob es von Freiligrath verfaßt sei; da es indes gut gearbeitet ist, auch keinen Namen trägt, während die andern poetischen Mitarbeiter des Soester Wochenblattes den ihrigen angeben oder doch andeuten, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß das Gedicht von Freiligrath herrührt.

Karl Stumpf lieh den Band dem alternden Dichter, und dieser antwortete am 3. Juli 1871: „Vielen Dank für die freundliche Mittheilung des Soester Wochenblattes vom Jahre 1830! Der erneuerte Anblick dieser alten, zum Theil ganz von mir vergessenen Sachen hat mich, ich kann es dir wohl gestehen, ganz eigenthümlich ergriffen. Doch dürfte kaum Eines dieser Poemata der Erhaltung werth sein. Es sind eben Anfänge, Schüler-Arbeiten, Exercitien, schwankend, unselbständig, nachahmend. Wie sieht man es z. B. dem Curtius an, daß die Schiller'schen Balladen ihn gezeugt haben! Sprache und Form hab' ich freilich schon damals, zu meiner eigenen Verwunderung heute nach mehr als 40 Jahren, leidlich genug beherrscht. Aber sonst, — nein, lieber Freund, wir wollen diese Knabenwerke ruhig modern lassen!"

Auf Stumpfs erneuertes Andringen, wenigstens das eine oder andere

dieser Gedichte der Sammlung einzuverleiben, erwiderte Freiligrath am 30. September 1872: „Wegen der Poemata aus 1830 kann ich nur bei meiner frühern Meinung beharren. Es sind Vorübungen, Exercitien, die nicht werth sind, aus ihrem Dunkel herausgezogen zu werden. Lassen wir sie ruhig darin fortschlafen. Das Wochenblatt schicke ich dir bald mit Dank zurück, du mußt mir aber dein Wort geben, daß du jene Puerilia Niemanden verrathen oder vollends gar abschreiben lassen willst. Ich verlasse mich dieserhalb fest auf dich und deine alte Freundschaft.“ Nachdem bereits mehrere der von Freiligrath selbst als Puerilia verurteilten Erstlingsarbeiten in die Gesammelten Dichtungen aufgenommen worden, kann es nicht wohl als ein Mangel an Pietät betrachtet werden, wenn in einem Werke, welches eine Darstellung von des Dichters geistiger und künstlerischer Entwickelung geben will, noch einige andere, keineswegs so unbedeutende Dichtungen jener Zeit hervorgezogen werden. Hat Freiligrath, so lange er lebte, diese Jugendarbeiten nicht der Wiedererweckung wert gehalten, so haben sie doch für uns die hohe Bedeutung, auf seine bisher so gut wie gänzlich unbekannten poetischen Anfänge ein helles Licht zu werfen. Und warum sollte nicht auch ein Freiligrath jung, unreif, ein Werdender gewesen sein?

Die Ausbeute aus dem Jahre 1831 ist weit weniger reich. Gleich in Nr. 1 vom 1. Januar lernen wir den Dichter von einer ganz neuen Seite kennen; er dichtet für die Weihnachtsbescherung der Waisenkinder zwei einfach schöne geistliche Lieder, in welchen der Schmerz um die eigene Verwaisung nachzittert. An eine Reihe von Gedichten des vorhergehenden Jahrganges erinnert in Nr. 26 vom 25. Juni „Sonst und jetzt oder Adler und Schlüssel;“ es preist die große Vergangenheit der alten Hansestadt. Das Gedicht erinnert in der Gesammthaltung noch an Schenkendorfs Lied von den deutschen Städten, der Strophenbau ist dessen Lied vom Rhein nachgebildet; auch ist es etwas lang. Dennoch verdient es, um seiner kernhaften Gediegenheit und vaterländischen Gesinnung willen, und weil Freiligrath desselben noch in einem Briefe an Immermann mit einem gewissen väterlichen Wohlgefallen gedenkt, an dieser Stelle einen Platz:

Dir tönt des Sängers Lob,
Du Zeit des alten Ruhms,
Als schlank und stolz sich hob
Der Baum des Bürgerthums!
O laß ihn durch der Jahre Grauen
Zurück in deine Hallen schauen,
Daß er von dir ein schwaches Bild
Dem Auge seiner Zeit enthüllt!

Sei herzlich mir gegrüßt,
Du Zeit des alten Ruhms!
Wie herrlich schießt und sprießt
Der Baum des Bürgerthums;
Gebräunt ist seine narb'ge Rinde,
Sein grünes Laub durchwehn die Winde,
Und tausend Städte lind und kühl
Beschattet seiner Blätter Spiel.

Und in den Städten sitzt
Der guten Bürger Zahl,
Daß sie den Baum beschützt
Vor fremder Beile Stahl,
Sie pflegen sein mit treuem Fleiße,
Begießen ihn mit ihrem Schweiße,
Und, sind die Wipfel in Gefahr,
Mit ihrem eignen Blute gar.

Da muß ja wohl gedeihn
Der Baum, so hoch, so stark.
Er ist allein ein Hain,
Und kräftig rinnt sein Mark;
Und fest zu einer eh'rnen Kette
Verbinden sich des Baumes Städte.
Das ist ein mächt'ger, großer Bund:
Die Hansa nennt ihn unser Mund.

O Soest, du alte Stadt,
Wie reich, wie groß warst du!
Dich deckte auch ein Blatt
Von jenem Baume zu.
Wie schafften deine Waffenschmiede,
Wie klang der Laute Ton zum Liede,
Wie sah man Mauern, hoch und kühn,
Und Krieger drauf, dich rings umziehn!

Du sandtest Wagen aus,
Beschwert mit reicher Fracht;
Du kämpftest manchen Strauß
Und manche blut'ge Schlacht.
Du bautest stattliche Gebäude,
Am Webstuhl glänzten Woll' und Seide.
Und staunend wurdest du genannt
Bis an des Meeres kies'gen Strand!

Dich ehrte fern und nah
Der Ritter wild Geschlecht,
Und deine weise Schrae [1])
Sprach weit und breit das Recht;

[1]) Die Schrae, das uralte Soester Gesetzbuch.

Und trat ein Mächt'ger dir entgegen,
So zogst du sieghaft deinen Degen
Und warst im Frieden selbst bedacht,
Dich abzuhärten für die Schlacht.

Das seid'ne Banner schwoll,
Gebläht vom lauen West;
Der Klang der Hörner scholl —
Es war das Bürgerfest!
Das erste Fest der Soester Schützen!
Wie funkelten der Pfeile Spitzen,
Wie dröhnten Pauk' und Hackebrett,
Wie flog die Feder ums Barett!

Wie flog mit lust'gem Wehn
Das weiße Stadtpanier!
Wie blitzte drin so schön
Des Purpurschlüssels Zier!
Wie folgte jubelnd seinem Banner
Der Zug der kecken Bogenspanner,
Die krummen Bogen in der Hand;
Ein Panzerrock war ihr Gewand.

Sie warfen kühn und wild
Den freien Blick umher,
Und hoben ihren Schild
Und klirrten mit der Wehr;
Und höher schlug ihr Herz und stärker,
Sahn sie am grün umrankten Erker
Des Zuges Schauerinnen stehn,
Die Frau'n und Jungfrau'n, licht und schön.

Geöffnet war das Thor,
Es ließ sie willig ziehn.
Aus Lust und Spiel hervor
Sah es ja Ernst erblühn.
Beim Wettkampf, wo die Hörner gellten,
Beim Ringeltanze in den Zelten,
Da ward der Muth, der Trotz erzeugt,
Der Fürstenhochmuth selbst gebeugt.

Da strömte hohe Kraft
Selbst in der Frauen Brust,
Da ward die Bürgerschaft
Sich ihres Werths bewußt. —
Der alte Ruhm, die alten Hallen,
Die Mauerthürme sind gefallen,
Und mit der großen, alten Zeit
Entfloh auch ihre Herrlichkeit.

Die feste Kette sprang,
Die rings, ein eh'rner Saum,
Den Städtebund umschlang,
Welk ward der Bürgerbaum.
Doch, zagt nicht! eine neue Kette
Vereinigt jetzt die alten Städte,
Und ihrer güldnen Glieder Glanz
Bestrahlt auch unsrer Mauern Kranz.

Und frischen Laubes Grün
Umfängt des Baumes Haupt;
Des Schlüssels Purpurglühn
Ward nimmer ihm geraubt.
Ein Adler hält ihn in den Krallen,
Da kann der Schlüssel ja nicht fallen!
Horcht, wie so hell sein Erz noch klingt!
Das Thor, das er berührt, zerspringt.

Der schwarze Adler sitzt
Auf unsers Königs Hand;
Sein Flammenauge blitzt
Und wacht für Stadt und Land.
Sein weiter Flügel weht uns Kühle,
Ihm gelten unsre Waffenspiele!
Ihm stählen wir die Männerbrust
Und waffnen uns zum Ernst durch Lust.

Ihm riefen wir zurück
Des alten Ruhmes Zeit!
O, seht mit frohem Blick,
Wie schön sie sich erneut!
Ihm wehn die Fahnen all' im Winde,
Ihm trägt aufs Neu' der Führer Binde
Die alten Farben: Weiß und Roth,
Die oft dem Feinde Tod gedroht.

Ihm ziehn die Hofen [1]) aus
Mit Waffen und mit Wehr;
Ihm sendet jedes Haus
Die rüst'gen Söhne her.
Ihm schmücken Rosen, voll und blühend,
Auch sie in Soester Farben glühend,
Den Schlund der Büchsen roth und weiß,
Und draußen winkt der Zelte Kreis.

---

[1]) Hofen, Einzahl die Hofe, Stadtbezirk nach der alten Einteilung von Soest.

Ha! Graut vielleicht der Tag,
Und fliegt der Adler aus,
Dann folgen wir ihm nach
Zum wilden blut'gen Strauß!
Für ihn dann siegen wir und schlagen,
Daß noch in später Zukunft Tagen
Auch unsre Nachwelt im Gedicht
Von ihren Ahnen preisend spricht.

Der Jahrgang 1831 des Soester Wochenblattes schließt, wie er begonnen, in Nr. 53 vom 31. Dezember mit zwei Weihnachtsliedern für die Waisenkinder, von denen das erste so zweifellos Freiligraths Dichtereigentümlichkeit bekundet, daß es des dabei ausgesprochenen Dankes des Waisenvaters an den mit Namen bezeichneten Verfasser nicht bedürfte, um denselben zu erraten; der junge Mann war im Begriffe Soest zu verlassen und hatte keinen Grund mehr seinen Namen als Dichter zu verschweigen. Das allerliebste Gedicht ist bereits im Anhange des ersten Bandes der Ausgabe von 1877 wieder abgedruckt. Das Schlußlied ist kurz, reimlos, freigebaut, allem Anschein nach einer Weise untergelegt. Damit endet, soweit mir erfindlich, für eine Reihe von Jahren Freiligraths Mitarbeit am Soester Wochenblatt; er hatte mittlerweile eine andere würdigere Heimstätte für seine Erstlinge gefunden. Erst im Jahrgang 1836, zur Zeit von des Dichters zweitem Aufenthalt in Soest, wendet er dem Wochenblatt wieder etliche Gedichte zu; Nr. 40 vom 1. Oktober 1836 bringt den „Scheik am Sinai," Nr. 51 vom 17. Dezember die herrliche Verdeutschung von Rebouls „Der Engel und das Kind," ersteres mit dem vollen Namen, letzteres nur mit F. unterzeichnet. Der Jahrgang 1837 enthält nichts; die folgenden habe ich nicht eingesehen, da nach dem Erscheinen seiner Sammlung der Dichter dem Blatte sicherlich keine ferneren Beiträge sandte.

Die erwähnte zweite Heimstätte für Freiligraths Erstlinge ist das „Mindener Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen," herausgegeben von Dr. Nicolaus Meyer. Es liegen mir die Jahrgänge 1827—38 des Blattes vor, und mit ihnen eine Reihe wichtiger Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte des jungen, damals noch ganz namenlosen Dichters, dessen Poesien sich neben den wohlgemeinten geistesarmen Reimereien der übrigen Mitarbeiter, zwischen den dürftigen Novellen, geschichtlichen Aufsätzen und Lokalkorrespondenzen gar wunderlich ausnehmen. Da Freiligrath seinen Namen untersetzt, so ist auch ein Zweifel hier nicht möglich.

Zunächst die Jahrgänge 1827—29 des Mindener Sonntagsblattes

enthalten keine Beiträge von Freiligrath. Nr. 26 vom 27. Juni 1830 bringt von ihm das erste Gedicht „Das arabische Roß in der Fremde,“ sieben achtzeilige Strophen, noch etwas willkürlich im Gebrauche der Daktylen, aber als ältestes Zeugnis der fremdländischen Stoffe heranholenden Richtung des Dichters von Bedeutung. Hier die erste Strophe:

Fern auf dem gelblichen Sande der Wüste,
Unter des Arabers wanderndem Zelt,
War's wo den freundlichen Tag ich begrüßte,
Ihn und die schöne, die lachende Welt.
Voll von der Ahnen, der feurigen, Muthe,
Grüßte ich wiehernd des Hüttenbaus Rund,
Und meine Mutter, die bräunliche Stute,
Leckte mir kosend den röthlichen Mund
u. s. w.

In Nr. 37 vom 12. Sept. 1830 wird mitgeteilt, daß Herr Freiligtag (!) in Soest eine Uebersetzung von Coleridges Ancient mariner übersandt habe, welche aber trotz mancher Schönheiten wegen ihrer Länge nicht mitgeteilt werden könne; Nr. 43 vom 24. Oktober 1830 bringt eine Verdeutschung von Lord Ronalds Kind nach John Wilson, ein vortreffliches Stück Arbeit, Nr. 46 ein kurzes Gedicht „Des ewigen Juden Lied,“ nach Wordsworth, Nr. 48 eine Uebersetzung von zwei Strophen aus Byrons Hebrew Melodies

Dann große Pause. Erst Nr. 48 vom 27. November 1831 enthält abermals ein bisher nicht wieder veröffentlichtes Gedicht „Das Nordlicht,“ ein vortreffliches Gegenstück zum Moosthee. Es sei hier deshalb ganz mitgeteilt.

Hell glänzt, besä't mit Sternen,
Des Winterhimmels Blau,
Doch der nördlichen Veste Fernen
Umdüstert dämmernd Grau.

Und wölbende Bogen umfließen
Das Grau, so weiß wie Schnee,
Und leuchtende Strahlen schießen
Aus den Bogen in die Höh.

Rothglühender Streifen Blitzen
Zuckt wie Schwerter hindurch,
Als wollt' es flammend beschützen
Die güldne Sternenburg.

Und Säulen, feuerfarben,
Reihen zu Hallen sich schlank;
Und ährenstarrende Garben
Wogen den Duft entlang.

Von Licht gezimmerte Kähne
Durchfahren die Feuerfluth;
Und spitzige Drachenzähne
Umtröpfelt rauchendes Blut.

Als blitzten tausend Gewitter,
So flammt das Nachtgesicht;
Und durch das lohende Gitter
Lächelt der Sterne Licht.

Jetzt regt sich auf seinem Throne
Am Pol der Winter und schnaubt,
Und flicht die Strahlen als Krone
Um sein bereiftes Haupt.

Des nordischen Reiters Rappe
Wiehert hinauf im Lauf;
Das Rennthier und der Lappe
Schlagen die Augen auf.

Da draußen auf den Gassen,
Wie das murrt und summt und raunt!
Das Volk in dichten Massen
Sieht zagend empor und staunt.

Die garnumwundne Spule
Verläßt das Mütterlein,
Erhebt sich von dem Stuhle
Und starrt in den glühen Schein;

Mag gern im blutigen Meere
Eine blutige Zukunft sehn;
Sieht streitende Kriegesheere
Und trotziger Banner Wehn.

Der Sänger in stiller Freude
Verläßt das dunkle Haus,
Sieht den Himmel im Strahlenkleide,
Breitet sehnend die Arme aus:

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Ich träte durch die Säulen
Hinein zu der Halle Thor!

Beschiffen des Aethers Weiten
Wollt' ich auf leichtem Kahn!
Auf den Bogen wollt' ich reiten
Den Himmel hinab, hinan!

Die Schwerter wollt' ich schwingen,
Die Aehren wollt' ich mähn,
Die Drachen wollt' ich bezwingen,
In Flammen mich ergehn!

Der Leute Murmeln und Summen
Tönte herauf zu mir,
Der ich auf leuchtenden stummen
Frostschwangern Wolken führ'!

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Erklömme die schlanken Säulen,
Sprengte das feurige Thor!

In Nr. 49 vom 4. Dez. 1831 erscheint dann „Der Blumen Rache,“ in Nr. 50 „Die Schreinergesellen,“ daneben in Nr. 52 ein schwer- und weichmütiges „matthissonisch“ gefärbtes Gedicht „Die Leiche.“ Es wird im folgenden Abschnitt mitgeteilt werden.

Auch in dem Jahrgang 1832 ist Freiligraths Name mehrfach vertreten. Nr. 2 und 3 vom 8. und 15. Januar bringen Verdeutschungen von Abschnitten aus Byrons Giaour, unterzeichnet nur mit Ferdinand, Nr. 5 einen kleinen Aufsatz, worin „Ferdinand F.“ eine Stelle des Homer, Jl. VI. 146. mit einer Stelle desselben Inhalts bei Ossian vergleicht; Freiligrath hat, unterstützt durch eine außerordentliche Belesenheit und ein unglaubliches Gedächtnis, mehrfach derartige Aehnlichkeiten aufgefunden. Nr. 6 vom 5. Febr. enthält ein bisher nicht wieder gedrucktes, gar anmutiges Gedicht, welches wegen seiner vollendeten Form und weil es den Dichter von einer neuen Seite zeigt, hier eine Stelle verdient:

Schneeball und Frostblumen.

Wenn der Frost, der kluge Gärtner,
Kommt, die Scheiben zu bekränzen,
Und am Fenster, kraus und seltsam,
Die gefrornen Blumen glänzen,

Strömt dann nicht ein wonnig Wehen
Und ein lindes laues Locken
Und ein warmer Frühlingsodem
Aus den kalten Blumenglocken?

Werden die phantast'schen Formen
Nicht zu Rosen, Hyazinthen?
Uebergießt die weißen Kelche
Nicht der Zauber bunter Tinten?

Scheucht ein mildes, duft'ges Hauchen
Nicht des Winters bitt're Kälte?
Wird des Zimmers weiße Decke
Nicht zum blauen Himmelszelte?

Wird die kleine, traute Stube
Nicht ein weiter Frühlingsgarten,
Reich an Blumen, reich an Mädchen,
Die der Blumen sorgsam warten?

Tönt es nicht, als rauschten Blätter,
Tönt es nicht, als surrten Immen?
Tönt es nicht, wie das Geschmetter
Von zehntausend Vogelstimmen?

Also wie dem frommen Dichter
Mitten in des Winters Schweigen
Aus den starren Frostgebilden
Blumen, schön und bunt, ersteigen;

Wie die Vöglein ihn umsingen,
Wie die Falter ihn umgaukeln,
Wie die kleinen Elfenkinder
Sich in seinen Locken schaukeln,

Also mag im luft'gen Lenze
Auch der Winter ihn umfrieren,
Und der grüne Glanz der Fluren
Sich in Flockensturm verlieren.

Träumend lieg' ich auf dem Rücken
Unterm grünen Schneeballstrauche,
Und die weißen Blumenbälle
Schwanken in der Lüfte Hauche.

Frostgeborne Fensterblumen
Senden leises Frühlingsahnen,
Und ein duft'ger Blüthenschneeball
Mag an Sturm und Winter mahnen.

Wahrlich! schon erblick' ich Flocken!
Traun! es starren schon die Bäche!
Glitzernd in dem Strahl des Mondes
Ruht die weite, weiße Fläche.

Und beschneit sind alle Dächer;
Alles ist so licht, so helle!
Auf dem Eise tönt der Schlittschuh,
Sausend fliegen Flockenbälle.

Pelzverhüllte, rüst'ge Männer
Wandeln rasch, mit weiten Schritten,
Und ich spanne meinen Renner
Vor den leichten, flücht'gen Schlitten.

Seinen Hals, den schön gekrümmten,
Hebt er, daß der Mähne Ringeln
Flattern; daß die rein gestimmten
Glöcklein hell wie Silber klingeln.

Willig läßt er mir die Zügel,
Und gehorsam meinem Rufe
Auf dem glatten Schollenspiegel
Tanzt das Doppelpaar der Hufe.

Schneidend wehn des Winters Winde
Um uns her im Vorwärtseilen;
Aus des Rosses weiten Nüstern
Steigen blaue Dampfessäulen.

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf dem schönsten Nacken.

Denn im Schlitten, weich auf Polstern,
Sitzt die Schönste aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen.

Wonne, Wonne! meine Hände,
Die des Renners Wildheit zähmen,
Ruhn auf ihren weißen Schultern,
Die den weißen Schnee beschämen.

Wonne, Wonne, oft berühr' ich,
Wie durch Zufall ihre Wangen,
Zwischen meinen Zügeln sitzt sie,
Wie in einem Netz, gefangen;

Wendet jetzt das Haupt zurücke
Mit der Freude lichten Blicken,
Nickt und lächelt, daß die Federn
Ihres Hutes schwankend nicken;

Horcht errötend meinen Bitten —
Niemand lauscht zu dieser Stunde! —
Und das süße Recht der Schlitten
Üb' ich aus auf ihrem Munde.

Und der Schlitten wird zum Tempel,
Wird zum stillen Heiligtume —
Wär's doch Wahrheit, weißer Schneeball,
Winterliche Sommerblume!

In Nr. 10 vom 4. März 1832 erscheint „der Mohrenfürst", in Nr. 11 „die Bilderbibel" — hier ist zum ersten Mal als Wohnort des Dichters, statt wie bisher Soest, Amsterdam angegeben; Nr. 24 vom 10. Juni bringt das pompöse „Wetterleuchten in der Pfingstnacht", Nr. 37 vom 9. Sept. „Vier Roßschweife", nach der Überschrift gedichtet am 15. Juli 1832, „als den Verfasser eine Reise in Militärangelegenheiten in die westphälische Heimath zurückrief."

Der Jahrgang 1833 beginnt gleich in Nr. 1 vom 6. Januar mit „Donald Dhus Kriegsgesang"; in Nr. 10 vom 10. März erscheint der herrliche „Nebo", in Nr. 11 „die Auswanderer", als Probe aus der Gunloda für 1833.

Es macht einen merkwürdigen Eindruck, diesen teilweise unvergänglichen Gedichten im Mindener Sonntagsblatt zum ersten Male zu begegnen; zwischen herzlich altväterischen Aufsätzen über Beleuchtung, Obstkultur, Cholera-mittel, Maitrankrecepten ꝛc., zu sehen, wie der junge Riese so bescheidentlich in die Zwergengesellschaft hereintritt, und daß der Herausgeber in keiner Weise zur Erkenntnis von der Bedeutung und Eigentümlichkeit des jungen Poeten gekommen zu sein scheint, dem er seine Spalten öffnete; nicht minder freilich überrascht es uns, zu sehen, wie der beispiellos gewissenhafte junge Dichter so vorzügliche Poesien, wie das Nordlicht, nachmals nicht der Aufnahme in seine Gesammelten Dichtungen würdigte. Noch sonderbarer aber erscheint es uns, wenn wir Freiligrath hier, wohl zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben, als Novellisten begegnen. In Nr. 46 nämlich vom 13. November 1831 beginnt „der Eggesterstein. Erzählung von Ferdinand F." mit der Bemerkung: Zur Preisbewerbung eingesandt. Die Novelle geht durch fünf Nummern, eine ins Breite gemalte Behandlung der Volkssage, wie der Teufel den Meister des berühmten uralten Bildwerkes an der Stein-

gruppe, eine Kreuzabnahme darstellend, um deren Vollendung zu verhindern, mannigfach versuchte, aber schließlich an Walthers und seiner schönen Braut Kunigunde Frömmigkeit zu Schanden ward. Es ist eine Arbeit, welche in ihrer phantastisch-romantischen Färbung, der blumenreichen Darstellung ganz entschieden den jungen Dilettanten verrät; dennoch ward für die Erzählung, wie uns Nr. 1 des folgenden Jahrganges 1832 berichtet, der erste Preis, bestehend in einer goldenen Brustnadel von getriebener Arbeit mit dem Kopfe Aristipps, dem Verfasser Herrn Ferdinand Freiligrath zu Soest zuerkannt. Der Dichter gedenkt dieser novellistischen Jugendarbeit, soweit mir erfindlich, nur in einem Briefe an L. Merckel, und zwar mit verwerfendem Achselzucken; er hat, wie es scheint, nachmals über jene Novelle nie gesprochen, derselben jedenfalls keine zweite folgen lassen.

Um F. Freiligraths Verhältnis zum Mindener Sonntagsblatt ein für allemal abzuschließen, so seien hier noch die folgenden Jahrgänge desselben betrachtet. Alte Liebe rostet nicht, und so blieb der Dichter, auch nachdem er bereits durch Chamisso und Schwab in einen weiteren Kreis eingeführt worden, jenem altväterischen Blatte getreu, teilte ihm ab und zu Übersetzungen mit, weil diese der Musenalmanach nicht aufnahm, von eigenen Gedichten nur eines, ohne Zweifel deshalb, weil dasselbe um seines grausigen Inhalts willen Chamissos Billigung nicht fand.

Der Jahrgang 1834 enthält keinen Beitrag von F. Freiligrath. Im Sommer und Herbst 1835 erschienen dann wieder einige Übertragungen englischer und französischer Gedichte, schließlich in Nr. 45—47, Oktober 1835, ein längeres Gedicht, überschrieben „Tiger und Wärter“. Es gehört allem Anschein nach zu jenen, von dem feinsinnigen Chamisso ob ihrer Blutmalerei getadelten und zurückgewiesenen Dichtungen; es hat dann in dem Mindener Sonntagsblatt eine Zufluchtstätte, in den Gedichten keine Aufnahme gefunden; trotz seiner Mängel scheint es immerhin würdig, als Markstein einer durch Beharrlichkeit und zunehmende Klarheit überwundenen Richtung in des Dichters Laufbahn hier eine Stelle zu erhalten.

Ali, du liebst mich noch; bei Tigern nur wohnt Liebe!
Laß' ich dich los, so springst du schmeichelnd auf mich zu;
Und wenn ich meinen Kopf in deinen Rachen schiebe,
So brüllst vor Freude du.

Denn du gedenkst der Zeit, da freundlich aus dem Schilfe
Des Dschumnastromes dich empor hob diese Hand;
Drei Tage warst du alt; du winseltest um Hilfe.
Mein zorn'ger Elephant

Warf deine Mutter hoch empor; er schrie und schnaubte;
Todt fiel zu Boden sie, blutig — o, welch' ein Thier!
Fünf Ellen war sie lang vom Schweife bis zum Haupte.
Ali, wie gleichst du ihr!

Ich band ihr zottig Fell ans Dach des Baldachines,
Den auf dem Rücken stolz ihr Überwinder trug.
Der Rajah, der uns sah vom Sitz des Palankines,
Der Landmann, der den Pflug

An uns vorübertrieb, vor Agra's Thor die Wache —
Wie zornig machte sie mein Glück; ihr Neid war groß.
„Das Fell der Tigerin weht an des Zeltes Dache,
Auf ihres Mörders Schooß

Lebendig liegt ihr Sohn!" — Von eines Käfigs Gittern
Umschlossen, wuchsest du heran, wie Bambusrohr.
Dein Ruhm und dein Gebrüll, bei dem die Cockney's zittern,
Drang zu des Rajahs Ohr.

Er kaufte dich von mir; er gab mir seinen falt'gen
Turban, sein Schwert, sein Kleid — er gab mir königlich,
Zu Schiff an seines Reiches Schutzherrn, an den gewalt'gen
Herrn Englands, sandt' er dich.

Den Königstiger gab der fürstliche Vasalle
Dem großen Könige, deß Thron vom Flusse Thames
Bespült wird. Ich betrat mit dir die Marmorhalle
Des Schlosses von St. James.

In dieser prächt'gen Stadt, die auf den grünen Auen
Altenglands märchenhaft mit ihren Wundern blitzt,
Bunt, wie ein Schmetterling Ostindiens anzuschauen,
Der auf dem Grase sitzt, —

Der reiche Farbenschmelz der schöngezackten Schwingen
Wird von dem frischen Grün der Wiese scharf begrenzt, —
In dieser Zauberstadt, die nachts von Feuerringen
Und Feuerfurchen glänzt, —

Die Straßen Furchen, die Marktplätze Feuerkreise —
Saht ihr bei Nacht das Glühn des kieldurchzischten Meers? —
So funkelt London nachts von Gaslicht: Feuergleise
Die Straßen und die Squares;

In dieser Stadt verlieh der König diesen Garten,
Verlieh er dieses Haus und diese Bäume mir.
Hier muß der Indier des Königstigers warten,
Ali, mit dir und ihr

Bewohn' ich — ha, mit ihr — treulose Bajadere!
Ali, du liebst mich noch! wild grüßt mich dein Gebrüll.
Einst liebte sie mich auch! — sie hat mit mir die Meere
Durchkreuzt — jetzt! — Ali, still!

Ali, betritt mit mir den Hof! siehst du die Mauer,
Die unser enges Reich, die diesen Park umzäunt?
Siehst du gesenkten Haupts, voll Heimwehs und voll Trauer
Die Treibhauspalme stehn? fühlst du den Frühlingsschauer?
Er tropft von ihrem Laub herab; die Palme weint.

Mit der Geliebten saß ich oft an ihrem Stamme;
Wir lauschten auf ihr Wehn, die Heimat war uns nah.
Gleich wie ein Zauberer bespricht die wilde Flamme,
So zähmte dich ihr Blick, ihr Wort; gleich einem Lamme
Lagst du, Blutgieriger, zu ihren Füßen da.

Dein lechzend, rollend Aug' hing an des Mädchens Blicken.
Im indischen Gewand, das schwarze Haar durchblitzt
Von Perlen, ruhte sie auf deinem bunten Rücken.
Sie ritt auf dir, sie glich — so sagte mit Entzücken
Das Volk — dem Liebesgott, der auf dem Löwen sitzt.

Ali, dein Nacken ist nicht mehr ihr Ruhebette;
Sie sprengt nicht mehr auf dir durch diese Stauden hin.
Am Abend legt sie dich nicht mehr an deine Kette,
Seit Monden schwand der Tag, da mir gelächelt hätte
Ihr Aug'! — Ein andrer füllt das Herz der Indierin.

Du schnaubst nach Blut, und ich nach Rache.
Im dichten Buschwerk hier laß Wache
Uns halten! In die Gräser kau're
Dich nieder! lechzend, gähnend lau're,
Bis — wie dein borstig Haar dem Winde
Entgegenstarrt! wie peitscht die Rinde
Von diesem Baum dein prächt'ger Schweif!
Wie scharrst du mit den Klau'n! — der Greif
Hat schärfre nicht! — Ja, wälze dich,
Du Sohn des Dschumna! königlich
Bewirthet heut dein Wärter dich!
Kein Wildpret, das im Forste dir
Ein Jäger schoß, mein schlankes Thier,
Soll heute deine Lippen röthen;
Heut sollst du selbst ein Wild dir tödten! —
Schon dunkelt es! bald muß er kommen!
Ha! siehst du sein Gewand! — erklommen
Hat er die Mauer; dunkel weht
Sein Reitermantel; — wie er späht!

Er lauscht — ein rascher Sprung! — der Garten
Empfängt ihn. Des Tollkühnen warten
Die Arme, die einst mich umfingen,
Sie singt — so klang einst mir dein Singen
Zu Agra, Schlange! — Sieh' die Hand
Legt er ans Schwert: leis knirscht der Sand
Des Weges unter seinen Sohlen.
Er blickt ins Holz; zwei rothe Kohlen,
Glühn deine Augen ihm entgegen.
Brich los, gehungert und gelegen
Hast du genug! — Dein Wild, das! — ha, —
Starr, wie ein Steinbild steht er da!
Bleich, zitternd, seine Kniee schlottern;
Er stöhnt, wie einer, der von Ottern
Gebissen ward; sein nutzlos Eisen
Klirrt auf dem Grund; in weiten Kreisen
Wird er — ja, Ali! — von dem Wilden
Umsprengt; des Tigers Haar fliegt gülden.
Er nähert sich; sein durstig Aug'
Durchbohrt ihn; brüllend auf den Bauch
Legt er sich nieder; — bleich und trübe
Flammt dort ihr Licht; — weh', meiner Liebe
Duftreiche Blum' hat er gebrochen! —
Da! — welch' ein Satz! — ich bin gerochen!
Stolz wie der Geier auf der Taube,
Sitzt brüllend er auf seinem Raube.
Ja, brülle! — wie der Leoparde,
Der Leu, der einen von der Garde
Des mächt'gen Inselherrn zerriß?
Sein Blut umtröpfelt dein Gebiß;
Es rinnt und raucht von ihm der Plan —
Sie? — weh' mir, was hab' ich gethan! —

Jahrgang 1836 des Mindener Sonntagsblattes bringt aus Freiligraths Feder nur noch Übersetzungen. Seine Beiträge zum Mindener Blatt schließen in Nr. 9. vom 26. Febr. 1837 mit einer Übersetzung nach Coleridge „Inschrift auf eine Quelle auf der Heide." 1838 bringt nichts mehr.

Noch an einer dritten Stelle hat Freiligrath Ende der zwanziger Jahre Erstlinge veröffentlicht. Er schreibt nämlich den 27. Juli 1829 an Freund Merckel, drei Gedichte nach Walter Scott seien bereits in einer „in Hamm erscheinenden Zeitschrift" abgedruckt worden; er übersendet das Heft, worin sie stehen, bittet um ein Urteil über diese ersten Erzeugnisse seiner Muse, und erbietet sich, auch Dichtungen des Freundes an die genannte Zeitschrift zu besorgen. Das S. 30. mitgeteilte Gedicht auf Clostermeiers Tod ist Aus-

gang 1829 in den „zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblättern“ zuerst abgedruckt worden; 4. Nov. 1830 schreibt, wie wir alsbald sehen werden, Freiligrath an L. Grabbe: „Die Münster'schen Unterhaltungsblätter haben seit kurzem mehreres von mir aufgenommen.“ Diese demzufolge 1829 zu Hamm heftweise erscheinende Zeitschrift, diese Münster'schen Unterhaltungsblätter von Ausgang 1830, konnten trotz emsigster Bemühung, besonders des Herrn Justizrats Rauschenbusch zu Hamm, weder zu Hamm, noch zu Münster und Arnsberg aufgefunden werden; ein Aufruf im Westfälischen Merkur Ende 1880 ist erfolglos gewesen. Es ist wahrscheinlich oder möglich, daß diese beiden Blätter, das von Hamm und das von Münster, dieselben sind; wer kann das, bei der Eintagsnatur schöngeistiger Blätter, besonders jener Zeit, entscheiden?

Nun befindet sich unter den hinterlassenen Papieren des Dichters ein Doppelquartblatt, S. 95—98 paginirt, zweispaltig, welches mit dem Soester Wochenblatt und Mindener Sonntagsblatt große Ähnlichkeit hat, aber nicht dazu gehört; die Zeitschrift, aus welcher die Blätter herstammen, erschien heftweise, denn S. 97 bringt die „Auflösung der Charade im vorigen Hefte“; leider aber fehlen sowohl Anfang wie Schluß und damit jede Hindeutung auf Titel, Verleger und Druckort des Blattes. Dasselbe enthält 4½ Spalten eines mit Freiligraths Namen unterschriebenen Gedichtes; eine Anzahl Druckfehler sind von seiner zierlichen Hand verbessert. Wir können den Anfang nur erraten: der Teufel kommt zum Dichter mit einem Höllenroß und erklärt sich bereit, ihm dasselbe zu einem Ritt in weite Ferne zu leihen; das Bruchstück beginnt mitten in des Dichters Antwort:

„Auch wünscht' ich nicht, zu eilen um die ganze Kugel im Flug!
Nein, ein paar hundert Meilen sind schon für mich genug!
So schnell, es wäre Schade! Nein, im gemäßigten, sachten
Galopp will mit Pomade die Welt ich mir betrachten!“

„„Auch das! nur mußt du sagen, in welcherlei Revier,
Poet! soll dich denn tragen mein schnaubend Höllenthier?
Nach des Südens prangenden Auen, wo die Sonne prallend sengt,
Wo liebend mit dunkelblauem Gewölb' der Himmel die Erd' umfängt;

Wo rings im Heiligthume der üppigen reichen Natur,
Wo im Feuerkelch der Blume, in des Himmels tiefem Azur,
Wo in allem die Wollust lächelt, wo Wollust dir entgegenbebt,
Wo Wollust dich umfächelt im Lüftchen, das dich lau umschwebt;

Wo dürr und heiß die Wüste sich ausdehnt, hügelumsäumt,
Von des Meeres feuchter Küste, von kühlen Wellen träumt;
Wo im gift'gen Samum ich fahre, den Reisenden zum Fluch:
Sand ist der Erstickten Bahre, und Sand auch ihr Leichentuch.

Wo Straußfederfächer dir wedeln, wo Vulkane knistern und knastern,
Wo die Fürsten mit Menschenschädeln der Schlösser Vorhof bepflastern;
Wo der Feldherr auf blutiger Schüssel dem König das Haupt des Feindes bringt,
Wo der Elephant den Rüssel um Palmenbäume schlingt;

Wo zum Geklirr der Becken man Neger tanzen sieht;
Wo Araber dich wecken, eh' noch der Morgen glüht;
Wo Mahoms grüne Fahne keck in den Lüften wallt,
Wo laut der Karavane, der Pilger Loblied schallt;

Wo schüchtern die Gazelle bei dir vorüberschießt,
Wo säugende Kameele dein staunend Auge grüßt;
Wo kühn sein wandernd Lager der Beduine hütet;
Wo sonnenbraun und hager ein Scheik die Hand dir bietet;

Wo im Auge des Malaien verrätherisch Feuer glüht;
Wo mit spitzigen Hassagaien der Kaffern Schaar zum Kampfe zieht;
Wo der braune Indianer mit Gift die Pfeile tränkt;
Wo, ein säuselnder Schöpfungsmahner, der Urwald mit ewiger Nacht dich umfängt;

Wo im ellenhohen Grase der Leu zum Sprunge kauert;
Wo die Schlange, meine Base, auf Lebensbäumen lauert;
Wo Tiger mit blutigen Zähnen, wo Panther den Forst durcheilen;
Wo gierige Hyänen bei Nacht auf Gräbern heulen;

Wo auf Indias reichem Strande stets Wohlgeruch die Lüfte würzt;
Wo die fliegenden Gewande die Tänzerin zum Tanze schürzt;
Es tönen Zauberlieder; ihr Spruch vermag dich zu lenken;
Schon seh' ich dich hernieder den Flug des Rosses senken;

Seh', wie am rauschenden Wehre du Ganges Fluthen trinkst,
Der winkenden Bajadere an den schwellenden Busen sinkst;
Im Schatten von Mimosen hält sie dich brünstig umschlungen;
Von ihrer Lippen Rosen trinkst du Beseligungen.

Die Erd' ist euer Bette! das Brautlied plätschert der Fluß!
Es feiern um die Wette der Vögel Lieder euern Kuß!
Der Feuerwurm, die Sterne sind die Ampeln! wie hell sie glühn!
Auf! nach des Südens Ferne! gen Süden mußt du ziehn!""

„Nein!" rief ich aus, „gen Norden! das hast du fein erdacht!
Mich hier ohne Grund zu morden, dazu fehlt dir die Macht!
Gen Süden willst du mich kirren, daß meine lodernde Brust,
Bethört von Liebesgirren, erläge böser Lust.

Drum willst du mit üppigen Bildern des Südens Pracht und Glanz
Und seine Lust mir schildern; doch ich durchschau' dich ganz.
Ich kann die Schlange spüren; gern hättest du den Ritt
Bezahlt, willst mich verführen! nein! so sind wir nicht quitt!

Nein! nach des Nordens Wäldern zieht mich ein innrer Drang,
Nach seinen bereiften Feldern, nach seiner Hügel schnee'gem Hang;
Wo von tobenden, kalten Stürmen der Erde Angeln zittern,
Wo Berge von Eis sich thürmen, und Schiffe wie Schachteln zerknittern;

Wo versunkne Runensteine des Epheus Blatt umschlingt;
Wo dem kahlen, entblätterten Haine sein Schlachtlied Odin singt:
Er sitzt auf eisigem Throne, läßt die Asen vor sich knien:
Das Nordlicht ist seine Krone und Schnee sein Hermelin;

Wo an schwachen, zerbrechlichen Seilen der Insulaner hangt,
An Klippenwänden, steilen, nach Vogelnestern langt.
Nicht schreckt ihn die Tiefe, die grausende! ihn lohnt der Eidergans Brut!
Tief unter ihm die brausende, die brandende, heulende Flut!

Dort, wo auf mächtigen Schollen der grimme Eisbär brüllt;
Wo Schneegestöber tollen; wo der Himmel die Erde schilt;
Dort auf den fernsten Marken der Erde will ich gehn,
Will die Mannschaft scheiternder Barken mit dem Tode ringen sehn!

Dort, wo der Hekla zischend, von Dampf umwirbelt, dräut;
Und, Schnee mit Feuer mischend, bis zu den grauen Wolken speit;
Wo Glut sich und Kälte vermählen, dort will ich jauchzen vor Lust,
Dort will ich den Willen stählen, dort soll erstarken meine Brust!"

„„So zieh' denn hin! verachte des Südens reizend Loos!""
Er sprang aus dem Fenster, lachte und band den Rappen los.
Er hielt mir selbst die Bügel, und sagte: „„Halt dich fest!""
Und reichte mir auch den Zügel, wie sich das denken läßt.

„„So mögest du denn besteigen dies muth'ge, edle Thier!
Heut' Nacht sei es dein eigen mit Sattel und Zaumeszier!
In seinen Adern wallt heiße, infernalisch-dämonische Glut;
Die theilt sich deinem Steiße mit, sowie deinem ganzen Blut,

Und wärmt dich am Pol!"" — Ich staunte, und blickte schwindelnd empor;
Er aber pfiff und raunte dem Rosse was ins Ohr.
Und schnell, wie Blitzes Schimmer, fuhr aufwärts es im Nu,
Er aber fuhr ins Zimmer, und schlug das Fenster zu.

Was weiter sich begeben, und mit mir zugetragen,
Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen! —
Dies erste? — nur beklommen hab' ich es euch beschеert!
Darf ich auch wiederkommen? habt ihr mich gern gehört?

Wir brauchen das Bruchstück nur zu überlesen, um zu erkennen, daß wir es hier mit einem nächsten Zeitgenossen des „Moosthee," mit einem Gedicht Freiligraths zu thun haben, welches deutlich die Spuren einer Erstlingsarbeit an sich trägt in der Überfülle der aneinander gereihten Scenerien aus der Tropen- und Polarwelt, in dem bisweilen dreisten

Ausdruck, unregelmäßigen Versbau, zugleich aber eine überreiche Phantasie, eine merkwürdige Sprachgewalt bekundet; Freiligrath hat hier offenbar alle Farben seiner Palette gleichzeitig auftragen wollen. Möge es einem Glücklicheren beschieden sein, das unbekannte Blatt und damit vielleicht noch andere verschollene Jugenddichtungen Freiligraths aufzufinden!

Es muß hier eines Verhältnisses gedacht werden, welches für Freiligraths Leben und Dichten ein Jahrzehnt hindurch von höchster Bedeutung war, der Neigung des Dichters zu Caroline Schwollmann, der Schwester seiner Stiefmutter. Caroline war ein gutes liebenswürdiges Mädchen, von hellem Verstand und warmem Herzen. Sie hatte zwar keine vorzügliche Schulbildung genossen, sprach keine Fremdsprachen, wie das zu jener Zeit in kleineren Städten selbstverständlich war; dagegen besaß sie eine gute musikalische Bildung, war voll lebhaften Interesses nicht nur für schöngeistige, sondern auch für manche Gebiete wissenschaftlicher Literatur; eine gediegene Lektüre gehörte zu ihren täglichen Bedürfnissen. Caroline Schwollmann war verlobt gewesen, hatte aber den Bräutigam durch den Tod verloren. Ihre Gefühle für den jungen Dichter, den sie seit seinen Knabenjahren kannte, mit dem sie nunmehr täglich verkehrte, waren schon mit Rücksicht auf den Altersunterschied von zehn Jahren mehr freundschaftliche, geschwisterliche, während Freiligrath, wie bedeutende junge Männer mehrfach ihre erste Liebe älteren Frauen zugewandt haben, ihr schon seit Jahren in schwärmerischer Verehrung zugethan war; nennt er sich doch schon in einem Briefe vom 16. August 1825 ihren „Geliebten". Da der junge Mann damals sehr ernst war, und Caroline sich eine jugendliche Frische und Elasticität bewahrt hatte, so war auch in jener Zeit der Altersunterschied kaum bemerkbar. Uebrigens war Caroline damals, wie Freiligrath selbst später einem Freunde mitteilte, eigentlich das einzige weibliche Wesen, das er näher kannte, da er von früh bis zum Abend an das Geschäft gebannt war und wegen seiner einsiedlerischen Stimmung kaum in Gesellschaft kam.

Zu der Neigung, die ihn zu Caroline zog, gesellte sich ein anderes mächtiges Gefühl, die Dankbarkeit. Wilhelm Freiligrath kränkelte bereits im Sommer 1829, und Caroline Schwollmann war die treue liebevolle Pflegerin des kranken Mannes.

Gegen Ende November 1829 starb Wilhelm Freiligrath; der Anfang des folgenden Monats sah Ferdinand und Lina als Verlobte. So wahrhaft zweifellos beide einander liebten, das Verhältnis trug doch im Grunde, mit Rücksicht auf den verschiedenen Bildungsgang der Beiden wie auf den mit jedem Jahre mehr hervortretenden Altersunterschied, den Keim des Todes in sich. Dafür spricht auch, daß es in Freiligraths Dichtung kaum sichtbare

Spuren hinterließ; wenigstens ist nur Ein auf Caroline bezügliches Gedicht erhalten, das anmutige Lied „der Zauberspiegel“, welches mit der Jahreszahl 1830 im ersten Bande der Gesammelten Dichtungen, Anhang, neuerdings veröffentlicht worden ist. So sinnig das Lied des zwanzigjährigen Bräutigams erscheint, so wenig entspricht es dem, was wir von dem Liebeslied eines jungen glänzend begabten Dichters erwarten, eine glühende verzehrende Poesie, eine concentrirte Leidenschaft; dagegen tritt uns in dem Gedichte der reinigende Segen einer edeln Herzensneigung entgegen. Es zeigt uns bei aller Schönheit das innerlich Ungesunde des Verhältnisses; es läßt uns die Gefeierte nicht sowol als Geliebte, denn als mahnende und warnende Freundin sehen.

In diesem Sinne erfüllte die Liebe zu Caroline eine gar herrliche Mission. Sie war der Talisman, der während des Aufenthalts zu Amsterdam den heißblütigen jungen Dichter vor den Gefahren und Versuchungen der Weltstadt behütete. Freiligrath fand keinen Gefallen an den leeren Zerstreuungen seiner Altersgenossen; er lebte ganz der gewissenhaften Erfüllung seines Berufes; in den Freistunden las er im Kaffeehause die Zeitungen, oder er wanderte einsam hinaus den Strand entlang, auf die Düne, „die Lieder Davids in der Hand“ — und welch’ köstliche Früchte trugen die einsamen Stunden! Aber die Liebe zu Caroline war doch nur ein schöner Jünglingstraum gewesen, schon verglommen als Freiligrath in die Mannesjahre trat. Die Fessel, die er sich angelegt hatte, verschwand nicht mit dem Traume; sie rieb ihm manche schmerzende Wunde. So wirkte dieses Verhältnis, so sehr es den Dichter aus der Alltäglichkeit seiner Umgebung erhob, auch wieder hemmend und niederdrückend; er sah sich in der Mitte der Zwanziger verlobt, ohne Vermögen, ohne auskömmlichen Gehalt, ohne Aussicht, gekettet an einen Beruf, der seinen Neigungen widersprach, unerkannt von seiner Umgebung; müssen wir uns wundern, wenn er einsam und schweigend durch die Welt geht, und nicht selten ein verzweifelter Trübsinn in heller Flamme aus Gedichten wie „der Reiter,“ „der ausgewanderte Dichter“ und andern poetischen Ergüssen der Amsterdamer und folgenden Zeit hervorlodert?

Treu seinem gegebenen Worte hielt Freiligrath das Verhältnis noch jahrelang fest. Wohl konnte sich Caroline nicht verhehlen, daß die Flamme der Liebe auf seiner Seite verloschen war; Klagen und Vorwürfe, zeitweilige Entzweiungen änderten auch nichts daran. Sie gab dem Verlobten zu verschiedenen Malen sein Wort zurück, welches ohne sein Herz ja doch keinen Wert für sie haben konnte; aber Freiligrath nahm das Anerbieten seiner Freiheit nicht an; er wußte, daß er dennoch der geliebten Freundin damit weh thun würde; er war zu weichen Gemütes, um ein unhaltbar gewor-

denes Verhältnis mit kräftigem Entschlusse zu lösen. So spann sich dasselbe weiter, unerquicklich für beide Teile; die letzten Jahre seines Bestehens lagen wie ein schwerer Druck auf der ganzen Familie. Erst im Sommer 1840 führte eine mächtig erwachende Leidenschaft ein naturgemäßes Ende des zehnjährigen Brautstandes herbei. Caroline litt schwer unter dieser lange vorausgesehenen, öfter herbeigerufenen, aber bei ihrem schließlichen Eintreten doch tief schmerzlichen Entscheidung; sie blieb, obwol ihr nach Lösung des Verhältnisses wiederholt die Gelegenheit zu ehrenvollen Verbindungen geboten war, unvermählt und ihr ganzes Leben hindurch die treue Freundin, die zweite Mutter von F. Freiligraths jüngeren Geschwistern; sie bewahrte zugleich lebenslang das hohe und warme Interesse für den Dichter und seine Familie. Lina Schwollmann ist Ausgang 1878 hochbetagt zu Soest gestorben.

So wenig für des Dichters als Carolinens Andenken ist das hellere Licht nachteilig, welches zum ersten Male, da sich das Grab über beiden geschlossen, auf dieses Band von Freud und Leid fällt; das Verhältnis durfte nicht ganz übergangen werden, wenn wir so manche Dichtung Freiligraths von innen heraus verstehen, wenn wir erklären wollten, weshalb das gemeiniglich erste und bevorzugte Produkt jedes jungen Poeten, das Liebeslied, bei Freiligrath so karg an Zahl und dann erst später vertreten ist.

Eines Freundes aus dem Schlusse der Soester Zeit soll hier noch gedacht werden, weil derselbe auch nachmals noch mit F. Freiligrath in herzlichstem brieflichen Verkehre blieb, besonders auch weil er so gut wie der einzige wirkliche Vertraute von Freiligraths Verlobung mit Caroline war und die schwierige Aufgabe hatte, bei mehrfach eintretenden Zerwürfnissen die Vermittelung zu übernehmen. Es ist das Heinrich Jerrentrup, welcher nach mathematischen Studien in Berlin, wo wir ihn als Boten Freiligraths an Chamisso kennen lernen werden, eine Zeit lang in Frankreich verweilte, dann Lehrerstellen in Soest und Herford bekleidete, bis im Frühling 1839 ein schweres Brustleiden bei ihm zum Ausbruch kam, welches ihn im Spätjahr 1839, während Freiligrath zu Unkel verweilte, hinwegnahm. Jerrentrup war, nach allem zu schließen, ein wohl unterrichteter liebenswürdiger junger Mann, an welchem Freiligrath mit ganzer Seele hing, wie ihn auch des Dichters Geschwister sehr ins Herz geschlossen hatten.

Wir besitzen aus den sechs Jahren des Soester Zeitraumes, außer den bereits Eingangs mitgeteilten, nur wenige Briefe. Es ist das sehr zu bedauern; denn gerade diese Lehrlingsjahre waren eine Zeit ganz eigentümlicher Weiterentwickelung; die wenigen vorhandenen Briefe an L. Clostermeier und

Ludwig Merckel — diejenigen an des letzteren Vater Friedrich Merckel sind mehr conventionellen Inhaltes — zeigen uns den warmfühlenden strebenden, rastlos vorwärts arbeitenden Jüngling in der Enge seines bürgerlichen Berufes; des jungen Mannes Schreiben an den Vater, an andere Jugendfreunde sind, so scheint es, vernichtet oder spurlos verloren.

An Ludwig Merckel.

Soest, den 8. April 1826.

Edler Freund!

ich kann nicht unterlassen,
Und sollte ich auch darüber erblassen,
Dir eine kleine Epistel zu schreiben
Und mir damit jetzt die Zeit zu vertreiben.

Zuerst soll ich Dich grüßen in allen Gnaden
Von Hieronimus Jobs dem Kandidaten,
Des Name berühmt ist in aller Welt
Und der seinem Vater schrieb um Geld,

Wie Du ja neulich mit mir gelesen,
Als ich bei Dir in Detmold gewesen.
Das Liedlein thät uns ergötzen sehr,
Ich wollte wir hätten dergleichen mehr.

Doch dieweil es uns fehlt an solchen Sachen,
So müssen wir selber wohl etwas machen.
Und fehlt es an Kraft sowohl Dir wie mir,
So hilft auch zuweilen wohl ein Klystir.

Wünschte also von Grund meiner Seelen,
(Warum sollte ich Dir es verhehlen)
Wir begönnen eine politische Correspondenz
Und das, mein Kind, mit großer Vehemenz,

Worin wir von Staats- und gelehrten Sachen
Kannegießern, bald weinen, bald lachen,
Auch in schönem poetischen Styl
Erzählen der Neuigkeiten viel;

Und wie es wohl sonst die Dichter treiben:
Wenig denken und doch viel schreiben —
Das Versmaaß ist mir dann einerlei,
Ich für mein Theil bleibe bei der Knüttelei.

Sehe also bald einer Antwort entgegen,
Die vielen poetischen Witz thut hegen,
Worin, mein Theurer, wie sonst noch nie,
Du entfaltest Dein dichterisches Genie.

Doch für heute muß ich wirklich schließen,
Sollte es Dich auch sehr verdrießen.
Bleibe daher stets mit Rath und That
Dein treuer Freund

Ferdinand Freiligrath.

* * *

An Ludwig Merckel.

(Undatirtes Fragment, beschädigt, aus dem Beginn der Soester Zeit.)

— Vorzüglich ist es mit dem der Fall, was ich gleich zuerst nennen will. Es heißt: Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen von H. Steffens. Dieser Steffens, Professor in Breslau und bekannt durch mehre wissenschaftliche Schriften, ein Norweger von Geburt, läßt es sich in diesem Buche recht angelegen seyn, uns die hohe, hehre Nordlandsnatur mit ihren starken Söhnen vor Augen zu führen. Doch da die Helden der Geschichte wild ins Leben herausgerissen werden, so bleibt die Scene nicht immer dieselbe, sondern wir erblicken die handelnden Personen, bald in der ultima Thule, bald an den Ufern der bergigten Corsica, bald unter den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne, und bald im Feldlager des großen Friedrich. Wie gesagt, gefällt mir, die durchaus anziehende Fabel des Stückes abgerechnet, der gewisse Anflug von Philosophie, der durchs Ganze weht, und ich empfehle Dir in dieser Hinsicht besonders im ersten Bande das Gespräch des alten Obersten mit dem Norweger Lögh, und im zweiten die Anrede Walseths an das Meer, die wahrhaft dichterisch ist, und bei deren Lesung ich in den dritten Himmel versetzt zu werden glaubte.

Das zweite der zu nennenden Bücher heißt: Die Inseln im Südmeer. Ein Roman von Oehlenschläger. Dieses Buch behandelt ein schon altes Sujet, die ehemals viel gelesene Robinsonade: Die Insel Felsenburg, indeß das Gewand, das ihr Oehlenschläger, der berühmte dänische Dichter, umgehangen, steht ihr ganz gut, und ich kann sagen, daß mir die Lesung davon ein wahrer Genuß gewesen ist. Da die Zeit der Handlung gewiß einen Raum von 150 Jahren, ohne eine Episode zu rechnen, einschließt, so braucht der Verfasser diese Gelegenheit, die gerade — — — doch ich verweise Dich auf das Buch selbst, und Du wirst gewiß meiner Meinung, daß es sehr unterhaltend ist, beipflichten. Sollte es in der Lesegesellschaft nicht seyn, so leiht es Dir, sowie das vorherbenannte, gewiß gern Dein theurer Freund und Gönner, Herr Rath Falkmann, in dessen Lesegesellschaft es vielleicht circulirt.

Doch, theurer Ludwig, es ist 10 Uhr. Um mich schlummert die edle Mannschaft des Schwollmann'schen Ladens, Pieler der liebenswürdige Altgeselle, und R. vulgo Aal, Satan, Rabattenträmpler rc. mein devotester Schuhputzer. Dazu

kommt noch, daß mein Licht abgelaufen ist. Lebe also wohl, biedere Seele, und sey meiner stets gedenk; grüße deine verehrungswürdigen Eltern von meiner Wenigkeit, item, wenn Du es gerne thust, Rohdewald und Falkmann. Den saumseligen Seiff rüttele, kraft Deines (künftigen) geistlichen Amts, aus seinem Schlafe auf, damit seine wohlbekannten, mir so theuern Schriftzüge sich wieder zeigen vor meinen Augen. Sey auch Du gedenk der Treue, so Du mir gelobet, und laß Dich durch keine Bannbulle zum baldigen Schreiben ermuntern. Ich bin stets Dein ingenium mercantile

F. F.

* * *

An Ludwig Merckel.

Soest, den 27. July 1829.

Schon sind beinahe drei Monate verflossen, lieber Ludwig, ohne daß ich Deinen, mir bei Deiner Abreise aus Detmold zugerufenen, herzlichen Scheidegruß erwidert und Dich als nunmehrigen akademischen Bürger in dem alten Marburg willkommen geheißen hätte. Allein Du mußt dieß auf Rechnung meiner vielen Geschäfte, und der, mir zu eignen Studien und zur Abfassung freundschaftlicher Briefe so äußerst knapp zugemessenen Zeit, nicht aber auf Abnahme meiner Freundschaft setzen; denn diese, hoffe ich, wird einmal in unsern froh verlebten Knabenjahren, wo uns beiden noch ein gleiches Ziel vorschwebte, geknüpft, nie abnehmen noch erkalten, sondern, wie sie uns in jener, mir noch in der Erinnerung theuern Zeit verband, uns auch als Jünglinge und, wills Gott, auch dereinst als Männer und Greise, stets vereinigen. Also, lieber Ludwig, meinen herzlichen Glückwunsch dazu, daß Du, auf Deiner Dir bezeichneten Bahn den jetzigen Standpunkt erreicht hast, und gebe Gott, daß Du Dein nächstes Ziel (wahrscheinlich doch wohl eine hübsche Pfarrerwohnung, mit einem noch hübscheren Weibchen darin?) schnell und glücklich erlangen mögest! —

So weit der erste Theil meiner Epistel, im jetzt beginnenden zweiten werde ich Dich von meinem literarischen und poetischen Bestrebungen unterhalten. Wie? höre ich Dich rufen, ein Kübiosaktes [1]) und Literatur? Ein im Oel-, Thran-, Härings-, Stockfisch-, Kaffee- ꝛc. Duft versauerter Ladenjunge, und Poesie? Ei nun, Freund! war nicht Bretzner, der außer vielen andern Operntexten auch den zu Belmonte und Constanze dichtete, ein Kaufmann? Ist nicht W. Gerhard, dessen Gedichte (vorzüglich seine Wila oder Uebersetzung Serbischer Volkslieder) in den besten kritischen Instituten ver-

[1]) Κυβιοσάκτης Händler mit Salzfisch.

diente Anerkennung finden, ein Kaufmann? War nicht Nicolai, der berühmte Nicolai, ein (freilich Buch-) Händler? Also, ich dichte! und nun höre, was?

Daß es für einen

. . . . . téméraire auteur,
(Qui) pense de l'art des vers atteindre la hauteur (Boileau, Art Poétique)

natürlich sehr bildend ist, wenn er, ehe er selbst genugsame Selbstständigkeit besitzt, die Erzeugnisse der Dichtkunst fremder Zungen treu, und doch den Ansprüchen des Schönheitsgefühls genügend, metrisch übersetzt, wirst Du mir zugestehen. Dieß thue ich denn pro primo, und habe schon seit einiger Zeit begonnen, Walter Scotts kleinere vermischte Gedichte (miscellaneous poems) unter der eben angegebenen Bedingung zu übertragen, von welchen drei (die anderen werden folgen) bereits in einer, in Hamm erscheinenden Zeitschrift abgedruckt sind. Beiliegend bin ich so frei, Dir das Heft, worin sie stehen, als einen kleinen Beweis meiner Freundschaft zu senden und mir in Deinem, hoffentlich bald zu erwartenden Antwortschreiben Dein Urtheil über diese ersten Erzeugnisse meiner Muse auszubitten. —

Außerdem habe ich noch mehreres Andere aus englischen Klassikern, und auch mehrere Oden aus Horaz (in gereimten Versen) übersetzt. Zuweilen, wenn ich gut bei Laune bin, sattele ich mir auch wohl den Pegasus im eigenen Stalle und gerade jetzt bin ich mit einem größeren Gedichte in italienischen Stanzen (ottave rime) betitelt: „Die Zerstörung von Persepolis" beschäftigt, welches mit einer Apostrophe an Helios, den Beschützer, den Gott des Perserreiches folgendermaßen beginnt:

Was ist es, Helios! daß Du die Zügel
Der Sonnenrosse zögernd abwärts lenkst,
Daß in der Meeresfluth krystallnem Spiegel
Noch nicht der raschen scheu Gespann Du tränkst?
Was ist es, daß Du noch von jenem Hügel
Den Blick still trauernd hin zur Ebne senkst,
Als ob er sie das letztemal begrüßte,
Persepolis, die Königin der Wüste?

Noch steht sie ja, des Cyrus alte Veste,
In ihrer ganzen königlichen Pracht!
Noch schimmern ihre Thürme und Paläste!
Was so gebaut ist, schwindet nicht in Nacht!
Noch füllen ihre Mauern frohe Gäste,
Und ihrer Tempel goldne Menge lacht;
Noch spiegeln sich der Thore stolze Bogen
In des Araxes dunkelblauen Wogen ꝛc.

Doch, jam satis est!
Sollten Dich auch einmal die Kamönen inspiriren, und Du ihre, durch Deine Fingerspitzen dem Papiere anvertrauten Gesänge gern gedruckt sehen, so schicke sie mir nur. Ich werde sie mit Vergnügen der Redaktion der genannten Zeitschrift besorgen. Antworte bald

Deinem treuen Freund

Ferdinand Freiligrath.

* * *

An Friedrich Merckel.

Soest, den 13. Juni 1830.

Verehrter Herr Hofrichter!

Auf die Gefahr hin, von Ihnen wegen der schweren Beilage ausgelacht zu werden, wage ich's, Ihnen einen ächten Westphälischen Pumpernickel zu übersenden. Ich hoffe, um mich der alten Redensart zu bedienen, daß Sie denselben in bester Gesundheit verzehren mögen, sowie, daß Ihre Gesundheit durch den Genuß des derben Confects nicht leiden möge, sintemal ein an dasselbe nicht gewöhnter Magen dadurch leicht verdorben werden kann. Indeß hat das doch so leicht nichts zu sagen, und Sie können daher nur ruhig essen, und werden gewiß finden, daß ein Schnittchen Pumpernickel benebst einem Schnittchen Weißbrod darauf, dem Schiller'schen Recept zufolge:

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang,

wenn auch keinen guten Klang, doch einen guten Geschmack gibt. Hoffentlich wird der beikommende Westphälinger gut gerathen seyn. Wegen des vorjährigen nassen Sommers und dessen nachtheiligen Einflusses auf das Korn, haben wir zwar einigemal sehr feuchtes Brod gehabt, indeß habe ich es dem jungen Soester eingeschärft, daß Detmold eine Residenz ist und daß er sich dort auf eine angenehme Weise produciren muß, und so wird er es auch wohl thun. Meine Mutter ist in großer Angst, daß sie keine Ehre mit dem jungen Menschen einlegt, und bittet daher, falls sich derselbe wider Erwarten blamiren sollte, im voraus um Entschuldigung.

Freund Ludchen ist jetzt gewiß wieder in Marburg, und werde ich jetzt wohl bald mein Versprechen, ihm zuerst schreiben zu wollen, erfüllen müssen. Ihre übrige werthe Familie ist doch hoffentlich noch recht gesund?

Was uns anbelangt, so sind wir sämmtlich noch Alle wohlauf; künftigen Freitag, Sonnabend und Sonntag wird hier das Schützen- und

Bürgerfest gefeiert. Mein Oheim M. Schwollmann ist dies Jahr zum Obristen des Corps erwählt, und meine Wenigkeit figurirt als einer der 24 Sänger der Schützencompagnie, wozu man mich meiner heisern Stimme wegen gewählt hat, die gewiß nicht ermangeln wird, in denen Straßen unsrer vielgeliebten alten Stadt auf eine melodische Weise das Echo zu erwecken. Einige Stunden später werde ich dann die Ehre haben, mit noch 12 andern jungen Leuten die Karossen der Königin und ihrer Hofdamen aus der Stadt nach dem Schützenhofe als chapeau d'honneur zu Roß zu begleiten. Wie bedauern wir Alle, daß Sie mit den werthen Ihrigen an diesen Tagen nicht hier sind. Wenn Sie auch in Detmold vielleicht glänzendere Feste in glänzenderen Sälen haben, so würde Ihnen doch das frohe Treiben, der Tanz, der Jubel im Grünen, unter geräumigen Zelten, das Wogen der Menge, verbunden mit Vogel- und Sternschießen, Feuerwerk u. s. w. eine angenehme Erscheinung seyn. Indeß ist ja übers Jahr wieder Schützenfest!

* * *

Daran schließen sich einige, an das Clostermeier'sche Haus, besonders an Grabbes Braut Luise gerichtete Briefe. Zunächst der nachfolgende war bestimmt, an des gestorbenen väterlichen Gönners Geburtstag, dem 17. Juni, welcher auch des Dichters Geburtstag war, die Hinterbliebenen zu erfreuen.

Soest, den 13. Juni 1830.

Diese Zeilen werden wahrscheinlich an einem Tage in Ihre Hände kommen, den Sie, und ich mit Ihnen, früher freudig und festlich begingen: — er war ja der Tag, an welchem ein nun schon entschlafener, mir ewig unvergeßlicher, noch in der Asche von mir verehrter theurer Mann einst boren ward. Wie ist das dieses Jahr anders! O ich will, ich kann Sie nicht trösten! Leide, fühle ich doch tief mit Ihnen! Habe ich doch doppelten herben Schmerz gelitten! Auch mein Vater ist nicht mehr, mein guter, guter, lieber Vater! Aber meiner herzlichen Theilnahme will ich Sie versichern! Seyn Sie gewiß, daß ich am 17. Juni Ihnen gewiß im Geiste trauernd nahe bin!

Da Sie doch immer so großen Antheil an meinem Thun und Treiben genommen haben, so bin ich so frei, Ihnen einige Soester Wochenblätter beizulegen, in welche ich Gedichte habe einrücken lassen. Zwei derselben sind freilich local, und dürften somit wenig Interesse für Sie haben, indeß das eine derselben: „Das Nötten-Thor" macht Ihnen vielleicht Vergnügen, weil Ihnen daraus die Sage bekannt wird, daß die Nibelungen einst Soest besucht haben; und das andere: „Der große Teich" mag Ihnen zeigen, daß unsere Stadt auch einen Verwandten des Detmolder Lünsborns

in ihren Mauern besitzt. Das aus dem Englischen übersetzte Gedicht wird Sie vielleicht auf eine andere Weise ansprechen. Sollte Herr Auditeur Grabbe, dem ich mich freundlichst zu empfehlen bitte, diese metrischen Versuche zu Gesicht bekommen, so ersuchen Sie ihn doch, ja nicht zu scharf zu kritisiren, denn ich weiß nur zu gut, wie wenig meine Reimereien eine scharfe Kritik zu bestehen vermögen. Ist Herrn Grabbe's Heinrich VI. noch nicht erschienen, und hat er den Napoleon schon vollendet?

Doch ich sehe wirklich, daß ich schon auf der vierten Seite bin, und muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie so lange gelangweilt habe. Doch noch eine Frage, ehe ich schließe, und zwar an Sie, verehrte Mademoiselle! Ich wünschte nämlich gern zu wissen, wer im Jahr 1448 Graf zur Lippe gewesen sei; vielleicht können Sie mir darüber Auskunft geben. Sie würden mich unendlich durch Ihre Güte verbinden!

Am 4. November 1830 schreibt Freiligrath an dieselbe:

Geehrteste Demoiselle!

Wie bald würde ich mich Ihrer erneuerten, gütigen Erlaubniß, mich Ihnen zuweilen schriftlich mitzutheilen, bedient, wie sehr mich beeilt haben, Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihr mir so äußerst angenehmes Schreiben darzubringen; wenn mich nicht in dem nämlichen Augenblicke, der mich in Besitz Ihres Briefes setzte, ein neuer Schlag des Schicksals getroffen hätte, der es mir bis jetzt unmöglich machte, meiner Pflicht, Ihr Schreiben zu beantworten, nachzukommen: ich erhielt Ihre Zeilen am Begräbnißtage meines Brüderchens Otto; Sie schrieben dieselben am Vortage seines Todes!! — Ich weiß, diese wenigen Worte sind hinreichend, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Mutter das zu schildern, was ich von jener Zeit an gelitten habe; und eben so gewiß weiß ich, daß Sie mir, daß Sie meiner unaussprechlich leidenden Mutter, daß Sie unserer ganzen, den verklärten Liebling betrauernden Familie Ihr Mitleid schenken werden. — O! der Schmerz um den Kleinen ist gerecht! Er war zwar erst fünfviertel Jahr alt, aber darum doch schon so herzig, so lieb, so anschmiegend; konnte mich mit den großen schwarzen Augen so treu ansehn, fing schon an, der Mutter und meinen Namen zu lallen, konnte schon bald laufen, war bis auf seine letzte Krankheit, die Bräune, immer so gesund — und nun? o! es ist schrecklich, und es gibt Augenblicke, wo ich — — doch, dann geh' ich an sein Grab, das sich neben dem des Vaters, dem er hier das letzte halbe Jahr seines Lebens noch erheiterte, den er auch jetzt wohl umspielen wird, erhebt; und weine, und finde nur darin Trost. —

Ihre gefällige Mittheilung über den Grafen Bernhard VII. bewegt

mich zum lebhaftesten Danke. Den Zweck, wozu ich diese Nachricht wünschte, haben Sie errathen; jedoch fragt es sich, ob ich jenes Gedicht, wozu schon Manches, als einzuschiebende Lieder u. s. w. fertig vorliegt, je vollenden werde. Meine Zeit ist zu beschränkt zu solchen Allotrien; und dann erkenne ich auch nur zu gut, daß mir Viel, Viel fehlt, um je ein großer Dichter zu werden. Eine nothdürftige Kenntniß der Metrik, einzelne, von Lektüre noch im Kopf herumschwirrende Phrasen ꝛc. machen noch keinen Dichter! Und doch kann ich nicht vom Reimen lassen! Die Münster'schen Unterhaltungsblätter haben seit Kurzem wieder Mehres von mir aufgenommen, und es werden auch, einem Schreiben der Redaction nach, noch mehre Gedichte von mir darin abgedruckt werden. Auch das dürre Sonntagsblatt hat Ballast von mir aufgeladen, jedoch durch einzelne Veränderungen entstellt.

Sollte ich 'mal was recht Eclatantes zu Tage fördern, so wünschte ich wohl, es in eine gelesenere Zeitschrift, z. B. das Morgenblatt, einzurücken, bin aber, ich Namenloser! zu blöde, es selbst einzusenden. Würde vielleicht Herr Auditeur Grabbe, wenn es anders sein Gewissen erlaubte, meine, jedoch von ihm vorher zu prüfende, Waare einzuschwärzen, die Güte haben, dergleichen zu spediren? natürlich, zum ersten Male nur?

Aus dem Schreiben an L. Clostermeier vom Grünen Donnerstag 1831 läßt sich Folgendes herausheben:

Sie ließen mir sagen, daß Herr Auditeur Grabbe die Güte haben wollte, einige Gedichte von mir mit einem Begleitschreiben an die Redaction des Morgenblattes zu versehen. Ich bin deshalb so frei, Ihnen in dem beikommenden Packete einige meiner jüngsten Versuche mit der Bitte zuzustellen, dieselben dem Herrn Auditeur zur gefälligen Durchsicht und Prüfung zu übergeben. Ich ersuche jedoch sowohl den Herrn Auditeur, wie auch Sie, ja recht strenge zu Werke zu gehn; sollte das, was ich Ihnen sende, nicht werth sein, einem größern Publikum vor die Augen zu treten, so verhehlen Sie es mir ja nicht, und verbrennen es lieber, als daß ich mich dadurch lächerlich mache. Sollte jedoch das eine oder andere Gedicht es wagen dürfen, die Reise nach Stuttgart anzutreten, so haben Sie wohl gelegentlich die Güte, mich wissen zu lassen, ob der Herr Auditeur dasselbe seinen eigenen, der Redaction des Morgenblattes einzusendenden Poesien beilegen will, oder ob ich die Einsendung selbst besorgen muß.

Sie wünschen zu wissen, wie es mit meinem Militärdienst aussieht! Ich schrieb Ihnen zuletzt, daß ich wahrscheinlich schon im verwichenen December oder Januar zur Conscription herangezogen werden würde. Dieß ist jedoch nicht der Fall gewesen, sondern in den benannten Monaten wurde

hier nur eine Reserve von den in den Jahren 1805—9 geborenen und bei frühern Conscriptionen berücksichtigten Militärpflichtigen gebildet. Im nächsten Juni werde ich jedoch unfehlbar herangezogen werden, habe jedoch Hoffnung, berücksichtigt zu werden, da ich, seit dem Tode meines Vaters, als ältester erwachsener Sohn, für den Ernährer der Familie angesehen werde. —

Am 13. Juli 1831 schreibt Freiligrath der Freundin:

Obschon ich fürchten muß, mir durch mein häufiges Schreiben Ihr Mißfallen zuzuziehen, wage ich es dennoch, Sie wieder mit einigen Zeilen zu behelligen. Es ist ja gerade Mittwoch Nachmittag, wo es mir sonst vergönnt war, unangemeldet, meine lateinischen Hefte unter dem Arme, bei Ihnen einzutreten, um mich der Belehrung eines mir ewig unvergeßlichen Mannes zu erfreuen; und da hoffe ich, daß Sie es mir schon des Tages und der Tageszeit wegen verzeihen werden, wenn ich auch heute, die alte Gewohnheit erneuernd, zu Ihnen komme.

Der Zweck dieser wenigen Worte (lachen Sie mich nicht aus!) ist, Ihnen einige Bagatellen mitzutheilen, die ich vor Kurzem gelegentlich gemacht habe, und die Ihnen beweisen mögen, daß ich leider, zu meinem eignen Leidwesen, noch immer an der unleidlichen Manie leide, Reime zu schmieden. Wir haben hier nämlich am 24., 25. und 26. v. M. unser jährliches Volksfest, das Soester Schützen- und Bürgerfest, gefeiert, welches an den genannten Tagen von den Corporationen der Schützen und Bürger in einem, eigens zu diesem Zwecke im Freien aufgeschlagenen Lager mit Vogelschießen, Tanz und Trinkgelagen begangen wird, uud in diesem Jahre meiner poetischen Ader vier Blutstrahlen entlockt hat. Den einen derselben (das im anliegenden Wochenblatte enthaltene Gedicht: Sonst und Jetzt) ließ ich mir selbst heiß aus dem Herzen hervorspringen, und ich glaube, daß er deßhalb auch wärmer und klarer hervorgequollen ist, als die drei andern, die im beikommenden Heftchen: Lieder &c. befindlichen, von mir herrührenden Dinger, welche, durch die Lanzetten anderer Leute hervorgerufen, nach den Ansichten und dem Gefallen derselben, in einzelnen Hinsichten wenigstens springen und rieseln mußten, und deren Blut daher mit etwas Wasser versetzt sein mag, vielleicht auch nur Wasser ist. Damit Sie übrigens eins dieser Dinger, das Johanniskuchen-Lied, besser verstehen, lege ich ein Exemplar des besungenen Gegenstandes, welcher während des Festes zur allgemeinen Ergötzlichkeit ausgewürfelt wurde, bei, hoffend, daß Sie sich den Magen nicht damit verderben mögen. Verübeln Sie mir den Scherz nicht!

Das erwähnte Johanniskuchen-Lied mag als ein Prachtstück humoristischer Gelegenheitspoesie hier eine Stelle finden:

Die ihr des Weines Naß verschmäht,
Solide Männer ihr!
Ein Loblied der Solidität
Sing' ich euch heute für!
Soliden Pfefferkuchens voll,
Will ich ihm Ruhm verleihn!
Solide, wie sein Backwerk, soll
Auch dieses Loblied sein.

Die ihr an Krampf und Magenweh
Und Darmgicht laborirt,
Hier findet ihr die Panacee,
Die euch alsbald curirt!
Frisch auf! macht den Versuch sogleich!
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es soll euch nicht gereun!

Ein schöner Backwerk saht ihr nie!
Wie knuppert es, wie brennt's!
Es duftet süß, und hat auch die
Gehör'ge Consistenz.
Johannes prangt im Taufornat
Darauf, im Haargewand;
Mit Kreuz und Becken, accurat,
Wie er am Jordan stand.

Sein Abbild, wie es schön und hell
Den braunen Kuchen ziert,
Ward nach dem großen Raphael
Mit vielem Fleiß copirt.
Das ist der ehrenfeste Mann,
Der in der Wüste saß.
Man sieht es seiner Farbe an,
Daß er viel Honig aß.

Schon dieses Heil'gen Bildniß muß
Dem Kuchen Kraft verleihn;
Selbst, lockten auch nicht zum Genuß
Die edlen Specerei'n,
Die durch und durch, ein duft'ger Kern,
In seinem Innern braun!
Drum auf, und schenkt dem heil'gen Herrn
Ein ehrendes Vertraun!

Der Würfel klirrt, der Würfel fiel!
Bald seht ihr nur den Rest!
Drum auf, und ehrt durch flottes Spiel
Das St. Johannisfest!

Frisch auf! noch sind die Kuchen weich!
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es wird euch nicht gereun!

Im Sommer 1831 starb Luisens Mutter. Freiligrath nahm daraus Anlaß, ihr am 25. September zu schreiben:

Tief bewegt ergreife ich die Feder, um Ihnen aus vollem Herzen einige Worte inniger Theilnahme an einem Ereignisse zuzurufen, dessen Kunde mir erst vor einigen Tagen wurde, und mich ebenso unerwartet, eben so schmerzlich berührte, wie vor nun beinahe zwei Jahren eine ähnliche, mir Thränen der Liebe und Wehmuth entlockende Trauerpost. Worte der Theilnahme will ich Ihnen zurufen, aber nicht Worte des Trostes. Wie wäre es mir auch möglich, Sie zu trösten? wie wäre es mir möglich, dem Schmerze einer Tochter Linderung zu bringen, die, nachdem die Wunde kaum vernarbt ist, welche das Scheiden eines heißgeliebten Vaters ihrem Herzen geschlagen, jetzt auch die Mutter von ihrer Seite gerissen sieht? — O, wie ganz fühle ich mich in Ihre Lage hinein! wie ganz kann ich mir Ihren Gram vergegenwärtigen, und wie gerecht muß ich ihn finden, da er der besten der Mütter gilt; da er einer Frau gilt, die auch mir Viel, Viel war, die auch meine Kindheit mit ihrer Liebe schmückte, und deren Andenken mir stets heilig und theuer sein wird.

Ja, auch ich habe Viel in der Geschiedenen verloren! O, möchte, wenn auch nichts sonst, Sie doch der Gedanke trösten, daß Sie nicht allein am Grabe der Vollendeten trauern, daß auch Andere mit stillem Schmerze sich ihrer erinnern. Möchte das schöne Wort des Dichters:

„Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz!"

sich auch bei Ihnen bewähren; möchte mein Schmerz dazu beitragen, den Ihrigen zu lindern! möchte endlich die Alles heilende Zeit auch Ihren Wunden ihren Balsam nicht versagen, und Ihr Herz mit jener süßen, stillen Wehmuth erfüllen, die, wie der Regen dem Gewitter, dem ersten heftigen Schmerze folgt, den Leidenden zu erquicken.

An Herrn Auditeur Grabbe haben Sie wohl die Güte, meine höfliche Empfehlung auszurichten. Hat er meine Gedichte für würdig befunden, nach Tübingen gesandt zu werden? Ich fürchte das Gegentheil, da ich mich schon seit einiger Zeit vergeblich im Morgenblatte danach umsehe.

Auf diesen letzteren Brief antwortete Luise Clostermeier am 27. Januar 1832 u. A. „Ihre trefflichen, für das Morgenblatt bestimmten Dichtungen

haben Grabbe ganz entzückt. Allein der Barbarossa wollte ihm bei seiner Wunderlichkeit nicht zusagen, in den übrigen aber hat er Ihr Talent bewundert. Die Erinnerung an den unglücklichen Luftballonführer hat ihn ganz bezaubert; er spricht noch immer davon. Er hat sämmtliche acht Gedichte bei seiner Erholungsreise am 5. August von hier mit nach Frankfurt genommen und seinem Verleger Kettembeil mit der allerbesten Empfehlung zu weiterer Beförderung an den Hofrath Wolfgang Menzel, mit dem jener in näherer Verbindung steht, übergeben. Und nachdem er zurückgekehrt, hat er denselben im September nachgeforscht und erfahren, daß sie sich wirklich in Menzels Händen befinden. In diesem Monat hat er wiederholt Kettembeil um eine Erinnerung bei Menzel ersucht und erwartet nun täglich die Antwort."

„Ihr Wintermärchen hat mich mit Grabbe so innig erfreut. Grabbe hat es schon mehreremal von mir geliehen und selbst noch in diesen Tagen einen Freund, den er zu mir geführt, bei mir lesen lassen. Sie haben ihn durch Ihre Gedichte ganz für sich gewonnen, er läßt Sie aufs beste grüßen und Ihnen für Ihr Andenken innigst danken. Der „blasse Tonsor Schmerz" hat ihn gar sehr amüsirt. Bleiben Sie ja beim Dichten, mein lieber Ferdinand. Wer ein Licht hat, der lasse es leuchten! so sprach einst der arme Papa. Durch Sie lebt, wenn Sie wollen, Matthisson noch ein Erdenleben. Mit Grabbe nenne ich Sie immer unsern Matthisson."

Die erwähnten Gedichte wurden übrigens nicht in dem Morgenblatt abgedruckt; sie scheinen bis auf den Barbarossa verloren zu sein; dem Luftballonfahrer und dem Wintermärchen begegnen wir in den Gedichten nicht.

Man hat wohl aus Freiligraths schönem Gedicht auf Grabbe's Tod geschlossen, die beiden Dichter seien einander befreundet gewesen. Das ist nicht richtig. Grabbe war neun Jahre älter als Freiligrath, welcher ja selbst spricht:

> Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
> Und kräftig gingst dem Knaben Du vorüber.
> Nach Jahren drauf erschaut' ich Dich als Mann,
> Da warst Du bleich, die hohe Stirne sann,
> Nur Deine Schläfe pochten wie im Fieber.

So trat auch Freiligrath, seinem Wesen gemäß, dem älteren Landsmann mit bescheidener Unterordnung gegenüber, vertraute Grabbe's Empfehlung seine ersten für die Verbreitung in weiteren Kreisen würdig erkannten Gedichte an. Und als dann Luise Clostermeier des genialen aber haltlosen Dichters Gattin ward, noch mehr als sie denselben durch den Tod verloren hatte und die auf Luisens ohne Zweifel sehr einseitigen Mitteilungen ruhende Grabbe-Biographie von Eduard Duller, dessen Arbeit Freiligrath vermittelt hatte, eine ganze Wetter-

wolke von Gehässigkeiten gegen die Witwe entfesselte, da war Ferdinand Freiligrath derjenige, dem sie ihr volles Herz aussprach, wie eine erhebliche Zahl von weiteren Schreiben Luisens und des Freundes zeigt, die aber, weil ausschließlich persönliche Interessen der Frau berührend, nicht mitgeteilt zu werden brauchen, wenn sie auch Freiligraths allezeit hülfsbereiten Freundschaftssinn im schönsten Lichte zeigen. Nur mag zum Schluß noch eine Äußerung Luisens aus dem Frühling 1837 erwähnt werden: „Grabbe sprach oft von Ihnen, und selbst noch in den letzten Lebenstagen. Er äußerte, ich möchte Ihnen schreiben, Sie möchten doch Ihre Gedichte nicht aus der Ferne holen, Sie möchten hier bleiben. Das waren seine eigenen Worte. Auch wünschte er sehr etwas Ausführliches, etwas Großes von Ihnen zu lesen; das würde Ihnen sehr gelingen.“ So gehört auch Grabbe zu jenen Tadlern, denen der Dichter zuruft:

Wächst in der Wüste nicht die Palme?

* * *

An Friedrich Merckel.

Soest, 12. Januar 1832.

Geschätzter Herr Richter!

Eingedenk des Versprechens, welches ich Ihnen in meinem letzten Briefe gab, Ihnen, ehe ich Soest verließe, noch einmal Nachricht von mir zu geben, bin ich so frei, mich heute zum letzten Male schriftlich von Soest aus an Sie zu wenden. Kurz nach dem Abgange jenes Schreibens nämlich erhielt ich schon von einem angesehenen Amsterdamer Handlungshause ein vortheilhaftes Anerbieten, und werde bereits künftigen Dienstag über Elberfeld, Düsseldorf, Nymwegen und Utrecht nach meinem neuen Bestimmungsorte abgehen.

So angenehm mir nun auch einen Theils diese äußerst vortheilhafte Veränderung meiner Lage ist, so unangenehm ist mir auch andern Theils der Umstand, daß die größere Entfernung vielleicht Anlaß zu einem minder lebhaften Verkehr zwischen mir und Ihnen mit Ihrer verehrten Familie geben wird. Besonders schmerzlich ist es mir, daß ich den Genuß entbehren muß, zu Ostern meinen lieben Ludwig wiederzusehen, der ja, Ihrem gütigen Versprechen zufolge, als wohlconditionirter candidatus theologiae nach Soest herüberstiefeln, und sich auf der hiesigen Domkanzel die Hände wund pauken sollte. Kommen muß er auf jeden Fall, meiner Abwesenheit ungeachtet! Die Meinigen werden ihn, wie Jeden der Ihrigen, der, ein längst gegebenes Versprechen zu lösen, einmal das alte Soest zu besuchen nicht verschmähen sollte, mit herzlicher Liebe aufnehmen und ihm die Zeit seines Hierseins so angenehm wie möglich zu machen suchen.

Wie sich doch die Bahnen trennen! Wenn ich an die Zeit denke, wo ich mit Ludwig auf derselben Bank saß, und mir dann vorstelle, wie er in der Folge in poetischer Abgeschiedenheit einem so schönen heiligen Zwecke leben wird; wie ich dahingegen, weit von ihm entfernt, im Getümmel der Börse, des Hafens mich umhertreiben werde, so wird mir seltsam zu Muthe, und ich möchte in manchem Augenblicke wohl mit ihm tauschen. Doch auch meine Empfindungsweise wird sich ändern, und es kann seyn, daß auch ich einmal Bürgers Worte:

„Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier"

mit komischem Pathos am Amsterdamer Hafen sprechen werde, wie es einst ein Freund meines Oheims Schwollmann ironisch that. —

So wünschen wir unserm 21jährigen Freunde alles Glück zu seinem ersten Eintritt in das bewegte Treiben der großen Welt!

Zweites Buch.

Ferdinand Freiligraths Mannesjahre.

1832—1844.

Dritter Abschnitt.

Amsterdam. Januar 1832—Juni 1836.

Mitte Januar 1832 verließ Ferdinand Freiligrath, durch die Soester Lehrzeit trefflich vorbereitet, die damals noch herzlich einsam liegende westfälische Landstadt. „Der junge Mann hatte," so schrieb mir sein betagter Stiefoheim Moritz Schwollmann, „dem Hause treu und redlich gedient und sich die herzliche Liebe der Seinen erworben."

Freiligrath trat zu Amsterdam in das Wechselgeschäft und Großhandlungshaus von Jacob Sigrist ein und verweilte in dieser Stellung bis zum Sommer 1836, also vier und ein halbes Jahr lang. Über die Lebensverhältnisse des Dichters während dieser Zeit sind wir fast allein beschränkt auf diese und jene Äußerungen in den Gedichten, sowie auf die nicht gerade reichlichen Mitteilungen der Briefe. Er lebte still und einsiedlerisch; das Verhältnis zu seinen ihm an Geist und Bildung weit nachstehenden Standesgenossen ging nur ausnahmsweise über eine oberflächliche Bekanntschaft hinaus. Er selbst giebt seiner Stimmung über die laute Einsamkeit dieser Tage Ausdruck in den schwermütigen Strophen der 1835 geschriebenen Landrinette:

Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdrossen durch die Gassen gingen wir;
Das Wort ließ ich die andern führen.
Bei Gott, es war ein wichtiges Gespräch;
Sie unterhielten sich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren.

Von dem Heimweh, welches in diesen Jahren bisweilen den Dichter übermannte, giebt Zeugnis das nicht in die Gedichte aufgenommene, zuerst von Adolf Strodtmann in Nr. 2. der Illustr. Frauenzeitung 1878, nun auch im 1. Band der Dichterprofile mitgeteilte Sonett:

Nachtfahrt.

Es braust die Flut, der Schiffe Masten krachen;
Es ist die finstre schwarze Mitternacht;
In fremder Zunge kündet sie die Wacht.
Fluch dem Gewelsch! Es wird mich toll noch machen!

O meine Heimat! Streckt euch, meine Drachen!
Reißt aus! dahinten lasset Moor und Gracht!
Mein Vaterland, die Thore aufgemacht!
Nach deinen Bergen zieht mich's aus dem Flachen!

Lang miß' ich dich, oft unter stillen Thränen!
Doch jetzt — ja, das ist deiner Sprache Tönen!
Das ist dein Volk! Vorwärts, mein nächt'ger Ritt!

Ich seh dich wieder! Auf des Geistes Schwingen
Durchschweif' ich dich, dem meine Lieder klingen, —
O hörtest du, statt ihrer, meinen Tritt!

Als ein Haus, in welchem während des letzten Jahres seines Amsterdamer Aufenthaltes Freiligrath geistigen Verkehr fand, ist hervorzuheben dasjenige des deutschen Buchhändlers Johannes Müller. Freiligrath war, so schildert ihn eine Genossin des Müller'schen Hauses, ein schmächtiger junger Mann von blassem Angesicht, mit blitzenden dunkeln Augen und schwarzem Haar. In seinem Benehmen schüchtern und fast unbeholfen, saß er in ihm nicht völlig vertrauter Gesellschaft stumm da oder er machte sich stillschweigend davon. Er fand in dem Müller'schen Hause, was er während des größeren Teiles des Aufenthaltes in Amsterdam so sehr vermißt hatte, ein stillbehagliches Heim; er verbrachte dort regelmäßig die Sonntagnachmittage; aber auch hier, im engsten Familienkreise, war er meistens schweigsam, sah neuerschienene Bücher an, schnitt den Kindern des Hauses, die sich sehr an ihn anschlossen, Bilder aus; von seinen Dichtungen sprach er nie, es sei denn, daß er zum Vorlesen eines derselben aufgefordert worden. Aus einem Briefe Müllers geht hervor, „daß Freiligrath sich in Amsterdam allein fühlte, ganz abgesondert stand und nur in der Erfüllung einer trockenen Comptoirarbeit unter Menschen lebte." Im Müller'schen Hause machte der junge Dichter auch die Bekanntschaft des stud. theol. Isaak Molenaar. Die beiden Jünglinge waren während der letzten Zeit von Freiligraths Aufenthalt in Amsterdam nahe befreundet, und der greise Pastor emeritus zu Zwolle gedenkt mit Freude noch der gemütlichen Samstag-Abende, da sie auf der einen oder andern Stube zusammen saßen, deutsche oder englische Klassiker lesend, über sie sprechend, wobei denn auch der sonst so verschlossene Dichter sein Neuestes zum Besten gab. Noch nach langen Jahren gedachte Freiligrath durch Übersendung seiner Werke jener Jugendfreundschaft; der folgende Abschnitt bringt einige anziehende Briefe des Dichters an Molenaar.

Zu dem kleinen Kreise von Freiligraths Freunden aus der Amsterdamer Zeit gehörte ferner Johannes Müllers Neffe Frederick, jetzt Buchhändler und

gelehrter Antiquar daselbst. Aus den Aufzeichnungen des verehrten Mannes sei das Bedeutsamste hier mitgeteilt:

„Die Jahre, die Freiligrath hier zubrachte, gehören durch seine Freundschaft zu den schönsten meiner Jugendjahre. Er war damals ein stiller ernster junger Mann, voll Begeisterung aber, wenn er einen poetischen Gegenstand fand oder den mit uns besprach. Unsere Freiheitskriege waren, bei meinem Hange für Geschichte, oft das Thema unserer Gespräche, und dann ganz besonders Burns und Scotts Gedichte. Er war ein so vollständiger Fremdling in den Comptoirkreisen, daß er fast immer mit Widerwillen davon sprach, auch habe ich nie gesehen oder gehört, daß er in Kaffeehäuser kam, Billard oder Karte spielte. Auch damals war er eine fromme, doch keineswegs kirchliche Person, und alle die Elemente, welche in seinen späteren Gedichten zum Vorschein kamen, waren damals schon im Keime anwesend, z. B. Haß gegen allen Zwang, aufgestachelt durch das schroffe Benehmen seines Kaufherrn. Dieser fand im Pulte Freiligraths oft Gedichte oder Versuche dazu, und ließ ihn solche „Dummheiten," wie er es nannte, unsanft büßen."

„Im ganzen lebte Freiligrath in jener Zeit eigentlich nur körperlich mit der Gesellschaft; seine Gedanken waren meist entweder in der Vergangenheit oder in der Heimat oder wohin ein anregendes Buch ihn versetzte. Auch erinnere ich mich nicht, daß je auf unseren Spaziergängen die Begebenheiten des Tages besprochen wurden, meistens die Dichtungen von Herder oder Follens Bildersaal deutscher Dichtung, welcher immer und immer die Quelle und Stoff unserer Gespräche bildete. Freiligrath wohnte damals auf de Oudezyds-Voorburgwal, jetzt A. 308, gerade gegenüber dem schönen altertümlichen Pförtchen des Athenaeum illustre, jetzt Universität."

„Freiligrath fühlte sich beim Onkel Johannes ganz zu Hause; dort hat er uns viele seiner schönen Gedichte, wie Bilderbibel, Löwenritt u. s. w. vorgetragen mit seiner schönen vollen und doch weichen Stimme."

„Soeben empfange ich einen Besuch von Herrn Laarmann (dem Buchhändler, an welchen Freiligrath seine Briefe adressiren ließ), der mir sagt, daß Freiligrath nicht bei ihm gewohnt hat, daß er denselben aber gut gekannt und ihm ganz hübsche Beträge an Honorar für Weidmann, Cotta 2c. gezahlt hat. Auch war er noch ergriffen von dem Ernst und der sittlichen Aufführung Freiligraths während seines Hierseins."

Verbrachte Freiligrath die ersten Jahre des Amsterdamer Aufenthaltes in tiefer Einsamkeit, völlig unbeachtet, so ward das anders, seitdem etwa seit 1834 sein Name bekannt ward und sein Ruf sich mit Blitzesschnelle verbreitete. Auch in Amsterdam fingen seine Genossen an inne zu werden, daß sie einen Dichter unter sich hatten. Er selbst erzählte später gern mit Lachen,

wie er anfangs bei den großen Essen, die einer der drei Häupter des Sigrist'schen Geschäftes gab, seinen Platz am unteren Ende der Tafel unter andrem jungen Volke fand, wo sich die Jünglinge unbeachtet um so behaglicher fühlten. Seitdem aber der Name Freiligrath rühmend genannt wurde, rückte er an den Ehrenplatz zur Seite der Hausfrau, die sich mit ihm über Jean Paul und das „Immergrün der Gefühle" unterhielt. Zu dieser Schattenseite der Berühmtheit gesellten sich andere. Er hatte es übernommen, für Sauerländer den Victor Hugo zu übersetzen. Er nahm sich das Unerhörte vor, jeden Abend eines der Gedichte zu übertragen, weil die Zeit des Erscheinens der verschiedenen Bände fest bestimmt war; nach abgethanen Geschäften setzte er sich auf seine Stube, braute einen starken Kaffee und ging nicht eher zu Bette, bis eine der Übersetzungen fertig war, mochte auch der Morgen darüber anbrechen. Er sagte später oft, mit dieser Übersetzertagelöhnerei habe er seiner Gesundheit sehr geschadet und seine Kräfte aufgerieben; er werde nie wieder eine solche Arbeit auf Bestellung übernehmen.

Die Zahl der vorhandenen oder doch der mir zugänglichen Briefe Freiligraths aus der Amsterdamer Zeit ist leider keineswegs bedeutend. Den hauptsächlichen Bestandteil derselben bildet eine nur sehr lückenhafte Reihe von Briefen oder Briefbruchstücken, geschrieben an die Lieben in Soest. Teilen sie uns über Freiligrath den Dichter wenig mit, so sind sie um so schätzenswerter für die Erfassung seines Gemütslebens. Wir ersehen aus denselben seine wahrhaft kindliche Liebe zu der Stiefmutter, welche dem verwaisten Knaben eine zweite Mutter geworden und uns aus jeder Äußerung des Sohnes als eine vortreffliche Frau entgegentritt; die innige Zuneigung zu den Halbgeschwistern, zu dem einzigen 1820 geborenen Bruder Karl, zu den Schwestern Karoline, geb. 1821, und zu der jüngsten 1826 geborenen Schwester Gisberta, als Kind gewöhnlich Benda oder Bendeken genannt. Es ist rührend und wunderhübsch, wie er in diesen Briefen an die Kinder auf ihren geistigen Standpunkt herniedersteigt und wie väterlich er sich derselben annimmt. Sein erstes Honorar vom Musen-Almanach, in drei Friedrichsdor bestehend, wurde voller Glückseligkeit den drei Geschwistern geschenkt und jedes Goldstück besonders auf ein Kärtchen gesteckt. Diese herzliche Liebe Freiligraths zu Kindern überhaupt, diese wunderbare Fähigkeit, ernst oder humoristisch zu ihnen hinunterzusteigen, können wir durch des Dichters ganzes Leben verfolgen. Ein kurz zusammenfassender Blick darf hier wohl auf das fernere Schicksal der Geschwister unseres Dichters geworfen werden. Karl Freiligrath, dem nach einer schweren Kopfkrankheit das Studieren ärztlicherseits untersagt wurde, stand einer Fabrik des Oheims vor; er starb noch in jungen Jahren Frühling 1846 infolge eines unglücklichen Sturzes

von der Leiter, zu des Dichters tiefster Betrübnis. So leben von Ferdinand Freiligraths Geschwistern gegenwärtig nur noch Lina und Gisberta, beide in Soest. Lina bekleidete bis zum Herbst 1879 ein Lehramt an der städtischen höheren Töchterschule; Gisberta, musikalisch sehr begabt, bildete sich unter Liszt in Weimar aus, war viele Jahre hindurch Musiklehrerin, ist aber daran seit einigen Jahren durch zunehmende Kränklichkeit verhindert. Beide sind talentvoll und hochgebildet.

Eine wertvolle Ergänzung der an die Familie in Soest gerichteten Schreiben bilden einige durch glückliche Fügung erhaltene Briefe an Vetter Hermann von der Heydt in Elberfeld, an Luise Clostermeier in Detmold, an H. Jerrentrup, vornehmlich an den treuen Ludwig Merckel, dessen Briefwechsel von Freiligraths Lehrlingszeit bis zu seinem letzten Lebensjahre eine zwar nur tropfenweis fließende, aber allezeit lautere Quelle ist. Die Briefe an Ed. Duller sind leider vernichtet, die an O. L. B. Wolff zerstreut. Nachdem wir des jungen Dichters Äußerungen an die Nächststehenden — einen weiteren brieflichen Verkehr scheint er in jenen Jahren kaum gesucht zu haben — buntgemischt in zeitlicher Reihenfolge vernommen, schließen wir in zwei gesonderten Gruppen die beiden Briefwechsel an, welche in den folgenden Zeitraum hinüberleiten, diejenigen mit den beiden trefflichen Männern, welche den jungen Dichter in die deutsche Literatur einführten, mit Chamisso und Schwab.

An die Mutter.

Amsterdam, 31. Januar 1832.

— Umsomehr wünsche ich mich in stillen ruhigen Stunden zu Euch zurück, als ich hier bis jetzt eigentlich noch Niemanden habe, an den ich mich so recht von Herzen anschließen könnte. Wie ich auch dem Onkel geschrieben habe, herrscht hier eine Etikette, die mir die Herzlichkeit, die Liebe, das ungezwungene Wesen, an welche ich in Soest gewöhnt war, schlecht ersetzt. Herr Frank, so gut und edel er ist, scheint einen großen Werth auf diese steife Convenienz zu legen. Meine Mitcommis sind zum Theil Bonvivants, deren Art mir auch nicht recht behagt. Sonst gefällt es mir hier ganz wohl.

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 8. Februar 1832.

Theuerster Ludwig!

Nun sind es gestern schon drei Wochen, seit Dein letzter, mir eine so angenehme Ueberraschung bereitender Brief in meinen Händen ist, und es wird also nachgerade Zeit, Dir durch eine Antwort meinen herzlichen Dank dafür

abzustatten. Längst würde ich es bereits gethan haben, wenn meine Reise, meine erste Einrichtung hier, die neue Art meiner Beschäftigung, die Menge Zerstreuungen, in deren Strudel man, fast wider Willen, hineingerissen wird, und manches Andre, mich nicht bis jetzt davon abgehalten hätte. Dafür soll dieses Schreiben aber auch desto länger seyn!

Im nämlichen Augenblicke, als ich am 17. v. M. in das Postbüreau zu Soest trat, um zweien mir bekannten Postsecretairen unter den Klängen des zur Abfahrt auffordernden Hornes Lebewohl zu sagen, überreichte mir einer derselben Deine soeben, mit demselben Wagen, welcher mich forttragen sollte, eingegangene Zuschrift. Stelle Dir meine Freude vor! Seit Jahren hatte ich, wenige Nachrichten aus Detmold ausgenommen, nichts von Dir erfahren, glaubte Dich zu „Halle an der Saale Strande", und nun so unerwartet, so plötzlich, in einer Minute, wo der Schmerz der Trennung von meinen Lieben mich tief bewegte, kam dieser Brief an, dessen im Fahren freilich schwer zu bewerkstelligende Lectüre mir die Abschiedsgedanken auf eine wohlthätig zerstreuende Weise flugs aus dem Kopfe zauberte und mich von dem Wohlseyn und der fortdauernden Liebe meines Ludwigs überzeugte. Nochmals meinen innigen Dank für die Freude, lieber Junge!

Du verdienst aber doch Tadel, daß Du mich von deiner Anwesenheit in Detmold nicht eher in Kenntniß gesetzt hast. Hätte ich es gewußt, so würde ich Dich auf die Weihnachtsfeiertage nach Soest eingeladen haben, und, nicht wahr? Du hättest mich und die Meinigen dann gewiß durch Deinen Besuch erfreut. Viele und rauschende Vergnügungen würde ich Dir freilich nicht haben darbieten können, aber ich hoffe, daß ein herzliches Willkommenheißen von meiner ganzen Familie, ein biederer Händedruck von mir, und ein freundschaftliches Gespräch über gemeinschaftliche Interessen Dir jene gewiß ersetzt haben würden. Am Abend wären wir dann auf mein Stübchen gegangen, das ich mir im letzten Jahre meines Dortseyns ganz wohnlich gemacht hatte, auf welchem ich mich nach vollbrachtem Tagewerk meinen Studien und Träumereien hingab, und dessen freundliche Stille ich jetzt im bewegten Leben der großen Handelsstadt oft so sehr, so sehr vermisse. Laß dir das trauliche Oertchen einmal beschreiben! Zürne mir deshalb nicht! es thut mir einmal wohl, mich in der Erinnerung an eine Stelle zu versetzen, wo ich oft so glücklich war — durch Träume!!

Denke Dir also ein nicht zu großes Zimmer im 2. Stockwerke eines von der Straße ganz abgelegenen, rings von Gärten umgebenen Hauses: des Wohnhauses meiner Mutter. Die zwei Fenster gewähren die Aussicht in einen großen Obstgarten, und die Spiegelwand, welche sich zwischen ihnen befindet, ist von zu beträchtlicher Höhe und Breite, als daß ich der Ver-

suchung, sie mit Kupferstichen zu schmücken, widerstehen könnte. Ueber dem Spiegel blickt Byron, der herrliche unübertreffliche Britte, sinnend auf das tobende Meer, unter dem Spiegel erblickst Du ein allerliebstes Bildchen, eine Scene aus Hebels alemannischem Gedicht „die Wiese“. Zu beiden Seiten schauen Uhland, Goethe, Scott, Tieck, Ernst Schulze und andere Dich mit hellen Dichteraugen an. An der Seitenwand hängt die Ansicht von Detmold, ein liebes Andenken von Dir, außerdem eine Karte vom Lippischen Lande, ein Shakespeareskopf u. s. w. Vor dem Spiegel steht mein Arbeitstisch, mit einer kleinen Bibliothek (die meistentheils aus Deutschen, Englischen, Italienischen und Französischen Poeten besteht) beladen, und links von demselben mein Pult, welches meine Reimereien, nebst noch andern Büchern, die mir nicht immer zur Hand zu seyn brauchen, aufbewahrt. Grüne Zweige wiegen sich vor den Scheiben — kurz! eine Sommerstube, wie sie seyn muß. Links, wenn ich zum Fenster hinausschaue, sehe ich ein Haus, und in dem Hause — ach, Ludwig! mir träumte einmal, ich wäre bei einer Schlittenparthie gewesen, und in dem Gedicht, welches ich auf diesen Traum machte, kommen folgende Reime vor:

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf den schönsten Nacken;

Denn im Schlitten, weich auf Polstern,
Sitzt die Schönste aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen!

Nun weißt Du, wer in dem Hause ist! — Lache mich nur recht aus! Vielleicht könnte ich, wenn Du mir Deine Herzensgeheimnisse auftischtest, auch mit Auslachen aufwarten. — Doch genug von dem dummen Zeuge!

Auf jenes Stübchen hätten wir uns also gesetzt, und uns 'mal recht ausgeplaudert. Wann wird das jetzt wohl der Fall seyn? Vielleicht erst nach Jahren! Wenn Du, statt nach Göttingen, zu Ostern nach Bonn gingst, so wollte ich Dich freundlichst ersucht haben, mit dem Dampfschiff nach Vollendung deiner Studien hierher zu kommen. Der Aufenthalt hier sollte Dich nicht viel kosten. Du könntest mit mir in ein Bett kriechen, in einer Restauration wohlfeil zu Mittag speisen, brauchst vielleicht bei achttägigem Verweilen nur ca. 3 Pistolen, und hättest dabei doch den Vortheil, daß Du die ledernen Holländer einmal sähest, wie ich den, Dich einmal wiederzusehen. Ueberleg's. —

Du bist also jetzt in Detmold, und mit Dir eine Menge unserer ehemaligen Schulkameraden: Oltendorf, Becker, Seiff, Weerth u. a. Wie gern sähe ich vor Allen meinen lieben Dietrich Adolph und den dicken Michel wieder, um mich zu überzeugen, ob sie meiner noch gedächten. Grüße Alle, Alle herzlich von mir und versichere sie meiner Liebe.

Daß Herr Rath Falkmann sich nach mir und meinem poetischen Treiben erkundigt hat, hat mich mit lebhafter Freude erfüllt. Vor ungefähr einem Jahre sandte ich ihm die Uebersetzung des Byron'schen Gedichtes Mazeppa mit der Bitte, mir sein Urtheil darüber gütigst bei Gelegenheit mittheilen zu wollen. Mangel an Zeit, und die Unbedeutendheit meines Versuchs werden ihn abgehalten haben, diese Bitte zu erfüllen, und ich ersuche Dich deßhalb, ihn bei passender Gelegenheit um seine Meinung über jene Bearbeitung zu befragen, und mir dieselbe in deinem nächsten Briefe mitzutheilen. Du mußt mir aber reinen Wein einschenken! Ich bin mehr auf Tadel, als Lob gefaßt. Meine freundliche Empfehlung an den Herrn Rath!

In Soest habe ich stark gedichtet (wenn Du so mein Reimen nennen willst!). Außer eigenen Versuchen habe ich auch viel aus dem Englischen, vorzüglich aus Byron, übersetzt. Sein „Giaur" ist in der Handschrift beinahe fertig übertragen. Hier wird die Sache nicht so coulant gehen. Denn wenn ich auch viele Zeit für mich habe (ich arbeite täglich nur 8—9 Stunden), so ist meine Stimmung hier doch nicht so, daß ich meinen poetischen Duseleien stark nachhängen könnte. In dem ewigen Lärmen gehen die besten Gedanken zum Teufel! Und dann das ewige, verfluchte Rechnen!

Im Sonntagsblatte haben kürzlich wieder einige, mit Ferdinand unterzeichnete Beiträge von mir gestanden. Wahrscheinlich wird auch bald im Morgenblatt etwas von mir zu lesen seyn. — —

Da bin ich denn nun weit, weit von dir verschlagen, mein Lieber! Wer hätte gedacht, daß wir so auseinanderfliegen würden?

Ich befinde mich hier übrigens ganz à mon aise! Wenn der Bogen nicht bald zu Ende wäre, so wollte ich Dir eine Menge Sachen über Amsterdam schreiben: vom Hafen, von Schiffen, vom Enthusiasmus der Holländer, vom Theater, von hübschen Mädchen u. s. w., ich würde dann aber schwerlich mit dem Papier ausreichen, und theile Dir daher nur Folgendes, zunächst mich betreffend, mit:

Das Handlungshaus, in welchem ich jetzt als Commis arbeite, ist eines der renommirtesten in ganz Amsterdam. Auf unserm Comptoir sind 14 junge Leute beschäftigt. Morgens neun Uhr gehe ich ans Pult, arbeite bis 3—4 Uhr, und speise dann beim Restaurateur Peter in der Kalverstraat zu Mittag, spaziere bis 5—½ 6 und arbeite dann noch bis 8—9 Uhr. Wenn ich

fleißig bin, hoffe ich, mir ein ziemliches Gehalt zu verdienen. Für den Anfang gibt's wenig. Unser erster Comptoirist erhält 1500 Gulden. —

NS. Was für ein Flegel ich doch bin! Da habe ich Dir von meinen alten Soester Geschichten soviel und hingegen von meinem neuen Amsterdamer Leben, was Dich gewiß mehr interessirt haben würde, fast gar nichts geschrieben. Halt's zu gute bis nächstens. Meine Adresse ist: F. F. Adr. Jacob Sigrist.

* * *

An Luise Clostermeier.

Amsterdam, 10. Februar 1832.

Die Gefühle zu beschreiben, welche ich beim Empfange Ihres mich auf so unerwartete Weise überraschenden Briefes empfand, ist unmöglich. Freude bei der nunmehrigen Gewißheit, daß Sie meiner noch mit freundlicher Erinnerung gedächten, Trauer bei der Nachricht von dem, was das Schicksal im Laufe des letztverflossenen Jahres wieder über Sie verhängt hat, und noch über Sie verhängt, machten sich wechselsweise in meiner Brust Raum. O, was haben Sie leiden müssen! Glauben Sie nicht, daß ich mir die ganze Größe Ihres Verlustes, das namenlos Schmerzliche Ihrer jetzigen Lage nicht vorzustellen vermöchte! Hat doch auch mir das Grab schon so vieles Theure geraubt; stand ich doch schon als Kind neben der Bahre meiner lieben, lieben Mutter und zweier Schwestern; beugte ich mich doch vor wenigen Jahren erst weinend über die Leiche des besten der Väter, und wenige Monate später über die meines jüngsten Brüderchens, meines unvergeßlichen Otto! Ja, gewiß kann nur der, welcher selbst Schmerz empfunden hat, den Schmerz eines Andern ganz mitfühlen!

Ich fühle den Ihrigen mit! O, könnten Sie sich von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen überzeugen, Ihre Trauer würde sich dadurch, daß Sie sähen, wie ich mit Ihnen trauerte, mildern! Verargen Sie es mir nicht, daß ich Ihnen ein Lied beilege, welches ich einst in einem, dem Ihrigen ähnlichen Gemüthszustande machte. Möchte Ihnen die Lesung desselben die Ruhe zu Theil werden lassen, welche mir bei seiner Verfertigung wurde! —

Durch das längere Verweilen bei den letzten Lebensmonaten Ihrer theuern Frau Mutter verpflichten Sie mich zum heißesten Danke! O, mit welcher süßen Wehmuth erfüllten mich diese Nachrichten! Also hat sie auch meiner in ihren letzten Tagen noch sich erinnert? O, daß es mir nicht vergönnt war, sie noch einmal vor ihrem Scheiden zu sehen, ihr noch einmal zu sagen, wie ich sie liebte, wie ich sie verehrte. Sie wird ewig in meinem Herzen fortleben!

Wie gut sind Sie! Der Ring von Ihrer verstorbenen Frau Mutter wird mir stets ein heiliges Andenken an sie, und ein Beweis von Ihrer

Güte, welche mir dieses Andenken zukommen ließ, sein, und mit dem Fernrohr, welches Sie mir aus dem Nachlasse des Herrn Archivraths schenkten, das kostbarste Stück meines kleinen Besitzthums ausmachen! Empfangen Sie meinen innigsten, herzlichsten Dank für dieses Zeichen Ihrer Freundschaft!

Sie glauben, ich zürne Ihnen, wegen Ihres längern Schweigens? O, wie könnte ich das? Ich betrachte es als eine unverdiente Güte, daß Sie meine Briefe mir beantworten, und wenn Sie je einer Entschuldigung bedürften, so wäre ja das viele Schmerzliche, was Sie im letzten Jahre erlitten, eine mehr als hinreichende. Nein, so dürfen Sie nicht zu mir sprechen! Sie beschämen mich, Sie sind zu gütig! —

So weit hatte ich vorgestern und gestern in einigen freien Augenblicken geschrieben, und benütze jetzt den stillen Sonntagabend, um diesen Brief fortzusetzen. Ich komme so eben vom Y, auf welchem ich mich, trotz des ziemlich starken Windes, welcher die See ziemlich hoch gehen ließ, durch einen rüstigen Schiffer ein Stündchen im Mondenscheine habe herum rudern lassen. Es war ein herrlicher Abend! Der Himmel klar und heiter, wie selten in dem .nebeligen Holland, überall mächtige Dreimaster vor Anker liegend, und unter ihnen hin und wieder ein zierlich gebautes Dampfboot; auf den beschäumten Wellen das Bild des Mondes, und dicht drüber hin schwirrend die weißgrauen Möven!

Wie sehr bin ich Herrn Auditeur Grabbe für die gütige Besorgung meiner geringfügigen Versuche an die Redaction des Morgenblattes verpflichtet! Haben Sie die Güte, mich ihm freundschaftlichst zu empfehlen und ihn meines Dankes für seine große Gefälligkeit zu versichern. Daß ihm, wie Ihnen, die fraglichen Reimereien nicht ganz mißfallen haben, hat mich innig erfreut, jedoch glaube ich, daß Sie dieselben entweder zu günstig beurtheilt, oder mir in Ihrem Briefe dasjenige, was Sie daran zu tadeln fanden, verschwiegen haben.

Sogar hier in dem prosaischen Amsterdam wird Herrn Grabbe's Genius verehrt. In einer Buchhandlung, wo ich mir vor 8 Tagen seinen Napoleon kaufte, um ihn gleich darauf im Café français zu verschlingen, wurde mir gesagt, daß Alles, was aus Herrn Grabbe's Feder käme, reißend abginge. Was haben wir denn zunächst von ihm zu erwarten?

Ehe Sie weiter lesen, muß ich Sie bitten, mich nicht auszulachen. Sie werden nämlich anliegend ein leeres Stammblatt finden, welches ich gern von Herrn Auditeur Grabbe's Hand beschrieben hätte. Ich habe noch keinen einzigen Dichter in meinem Stammbuche, und würde mich glücklich schätzen, wenn der erste, der sich darin einschriebe, ein so eminenter wäre, wie Herr Grabbe ist. Sollte er's aber auch wohl thun? —

Nun bin ich schon beinahe vier Wochen hier. Meine Lage ist sehr angenehm. Ich habe bloß Comptoirarbeit zu verrichten, die freilich nicht selten sehr trocken ist, und habe einen Prinzipal, der nicht nur als Kaufmann, sondern auch als Mensch ausgezeichnet zu nennen ist. Unser Haus ist eines der ersten Amsterdams, befaßt sich mit Wechsel- und Waarengeschäften, hat auf eigene Rechnung ein Schiff in See, welches jetzt in Bahia ist, und gibt vierzehn Comptoiristen Arbeit. Ich denke hier in der Folge, wenn ich erst mehr eingerichtet bin, sehr angenehm zu leben, und wünsche nur, daß ich eine gewisse Abneigung gegen den Kaufmannsstand, die mir noch immer anklebt, bekämpft hätte. —

Das dem Briefe beiliegende Gedicht, mit der Überschrift „Die Leiche", zuerst abgedruckt im Mindener Sonntagsblatt vom 25. Dezember 1831, neuerdings in Nr. 3 der Gegenwart von 1878, mag als letztes Muster von Freiligraths religiös-sentimentaler Jugenddichtung hier Aufnahme finden:

Da liegst du, still und ernst und kalt,
Du bleiche, schlummernde Gestalt!
Auf schlechten Hobelspänen.
Ich seh' dich an, und küsse dich,
Und weine laut und bitterlich
Dir meine heißen Thränen.

Wie blaß, wie blaß dein Angesicht!
Wie deine Haare, dicht und schlicht,
Sich an die Stirne schmiegen!
Wie hangt die Wimper, schwarz und lang,
Hernieder auf die welke Wang'!
Welche Ruh' in deinen Zügen!

Wie weiß, wie weiß dein Grabgewand!
Wie fromm gefaltet Hand in Hand!
Wie fest der Mund geschlossen!
Und welcher Friede, still und mild
Ist über dich, du bleiches Bild,
Vom Tode ausgegossen.

Dein Kampf war kurz, dein Friede währt!
Gar süße Ruh' wird dir beschert
Unter kühlen Trauerbäumen!
Im trauten Schrein, im Kämmerlein,
Gedeckt vom leichten Blumenrain,
Da magst du schlafen und träumen.

Der Leib zerstäubt, sein Wohner bleibt:
Der Keim verwes't, die Ähre treibt;
Aus enger, dunkler Hülle

Ringt strahlend sich der Falter los,
Und trinkt aus duft'ger Kelche Schoß
Der Seligkeiten Fülle.

So sprengst auch du die Hülle bald,
Du bleiche, schlummernde Gestalt,
Und schwelgst in Himmelshainen.
Doch erst mußt du hinab, hinab;
Hinab ins kalte, dunkle Grab,
Und darum muß ich weinen.

Ich kann, ich kann nicht von dir gehn!
O, könnt' ich immer bei dir stehn,
Hier neben deinem Schragen!
O, könnt' ich stets im Leichenschmuck
Dich schaun, mit Kuß und Händedruck
Dir meine Liebe sagen.

Doch weh! — Die Todtenglocke schallt! —
Noch einen Kuß! wie eisig kalt! —
Seine Kält' kann mich nicht schrecken!
Zum letzten Mal küß' ich dich,
Und weine laut und bitterlich,
Und möchte gern dich wecken!

* * *

An Gisberta.

Ohne Datum, wohl Frühling 1832.

Liebe Benda!

Zu meiner großen Freude habe ich gehört, daß Du, meine Charmanteste, jetzt in die Strickschule gehst. Ich habe nicht verfehlen wollen, Dir diese Freude in wenigen Worten an den Tag zu legen, und Dich zu bitten, mir ein Paar schöne Socken zu stricken. Wenn Du das thust und mich bald wieder Dein Pfötchen sehen läßt, will ich auch Dein Dich liebender Bruder Nando bleiben. —

* * *

An Lina Schwollmann.

8. April 1832.

— Was hältst Du davon, wenn ich meine Reimereien sammelte und sie einem Buchhändler in Verlag gäbe? So ein paar hundert Gulden extra zu verdienen, wäre nicht übel, und Zeit habe ich Sonntags genug. Anonym müßte ich's freilich thun, denn was würde Hr. Franck sagen, wenn er sähe, daß er einen Poeten auf dem Comptoir hätte? —

* * *

An Lina Schwollmann.

5. August 1832.

— Ich lese jetzt fleißig spät abends im Jean Paul. Diesen Herbst schicke ich den Feldkoffer, wenn es sein muß, an Euch zurück und packe alsdann diejenigen Bände, die ich gelesen habe, hinein. Solltet Ihr mir Aepfel schicken wollen, so kannst Du dagegen den Hesperus und den Quintus Fixlein mit ins Faß praktiziren; künftigen Sommer bringe ich sie wieder mit.

Die Dichterin Elise von Hohenhausen hat mich kürzlich wieder mit einem Briefe beehrt. Sie will mich durchaus ans Novellenschreiben haben, was ich aber höflich abgelehnt habe. Die gnädige Frau habe ich mit meinen Reimereien ganz auf meine Seite gebracht. Es ist übrigens eine verständige Dame, die mir auch den Rath gibt, mich durch die Poesie nicht von meinen Berufsarbeiten abhalten zu lassen. Den Rath hätte ich übrigens nicht bedurft. —

* * *

An Luise Clostermeier.

Amsterdam, 20. September 1832.

Im Februar dieses Jahres hatte ich zuletzt das Vergnügen, an Sie zu schreiben, und ich hoffe, auf Ihre Verzeihung rechnen zu dürfen, wenn ich heute neuerdings so frei bin, Ihnen einmal wieder Nachricht von mir zu geben. Seit jener Zeit bin ich dem Lippischen Lande inzwischen näher gewesen, als Sie vielleicht glauben: ich mußte nämlich vor ungefähr acht Wochen meiner Militärangelegenheiten wegen eine Reise nach Soest machen, konnte mich aber meiner beschränkten Zeit wegen nur zwei Tage daselbst aufhalten, und so meiner frühern Absicht, bei dem Besuche auch eben Detmold zu berühren, leider nicht treu bleiben. Ungefähr eine halbe Stunde von Soest, auf dem Wege nach Arnsberg, kann man die Lippischen Berge sehen; auf diesen Punkt ritt ich hinaus, und versetzte mich im Geist hinter den fernen Höhenzug, an Orte, welche mir durch so manche frohe und trübe Erinnerung stets werth bleiben werden.

Ich habe mich jetzt hier so ziemlich eingebürgert; meine Beschäftigungen sind mir lieb geworden, und das Leben in der großen Stadt gefällt mir jetzt, nachdem die erste Periode des Heimwehs und mancher anderen Erinnerungen überstanden ist, sehr gut. An das Comptoir bin ich zwar den größten Theil des Tages gefesselt, außer demselben bin ich aber so unabhängig, als ich es nur wünschen kann. Ich wohne, wie alle meine Collegen, außer dem Hause des Prinzipals. Mein Logis liegt in einem der schönsten Theile der Stadt, und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Amstel. Zu Mittag

esse ich beim Restaurateur, trinke meinen Kaffee auf dem Kaffeehause, und bin wirklich auf gutem Wege ein — wenn ich das Wort gebrauchen kann — Wirthshausmensch zu werden, wie ich hingegen zu Soest ein wahrer Einsiedler geworden war, der die vier Pfähle höchstens zu einem Spaziergange verließ. Zwischen beiden Extremen werde ich jetzt schon die Mitte zu halten wissen.

In der Poesie bin ich jetzt ziemlich unthätig, und muß es auch seyn, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, aufs Neue den Geschmack an den Beschäftigungen zu verlieren, welche mir nun einmal angewiesen sind. Ich habe kürzlich Goethe's Wilhelm Meister wieder gelesen, und neben Manchem, was Zweifel und Fragen in mir aufregen wollte, auch Vieles gefunden, was mir zur wahren Belehrung und Beruhigung gedient hat.

Der Rath Bachmann in Paderborn forderte mich kürzlich zu Beiträgen für ein von ihm projectirtes Taschenbuch auf. Ich habe ihm Einiges gesandt, und zugleich den Auftrag gegeben, Ihnen, werthe Freundin, zwei Exemplare des Buches zuzuschicken. Eins davon wollen Sie, das andere Herr Auditeur Grabbe nicht verschmähen! Ich weiß zwar nicht, ob das, was ich Ihnen biete, Ihren Beifall erhalten wird, wünsche aber von Herzen, daß es besser seyn möge, als so Manches, was ich schon habe drucken lassen, und dessen ich mich fast schäme, umsomehr, da ich denken muß, daß Viele, besonders solche, die mich früher kannten, mich deßwegen für albern und närrisch halten müssen. — —

Die „Gunloda, Westfälisches Taschenbuch für 1833“, herausgegeben zu Paderborn von Moritz Bachmann, bringt folgende in die „Gedichte“ aufgenommene Gedichte von F. Freiligrath: Im Walde, Die Tanne, Die Amphitrite, Der Falk, Die Auswanderer, Schwalbenmärchen, Prinz Eugen, Piratenromanze. Später unterdrückt, erst wieder abgedruckt Gs. Dichtungen 1877. I. wurden: An Afrika, Der Tod, Das kranke Kind, Die Blüte, Hafengang. Auch zu der von demselben M. Bachmann herausgegebenen Sammlung „Kränze“, Rinteln 1834, hat Freiligrath dreizehn Gedichte oder Übersetzungen gesteuert, die ersteren Der Schlittschuh laufende Neger, Zwei Feldherrngräber, Florida of Boston, Barbarossas erstes Erwachen, Der Schwertfeger von Damascus, der Scheik am Sinai, Meerfabel, Audubon, Die Griechin auf der Messe, Der Divan der Ereignisse.

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 3. Octbr. 1832.

Liebster Ludwig!

Endlich muß ich meinen längst gehegten Vorsatz, Deinen letzten Brief vom 15. März dieses Jahres zu beantworten, wohl einmal verwirklichen,

wenn ich mich in Deinen Augen nicht dem Verdachte einer Abnahme meiner Freundschaft zu Dir aussetzen will. Sey überzeugt, daß nur eine Unzahl von Geschäften und Zerstreuungen (welchen letzteren man auch bei dem besten Willen nicht ganz aus dem Weg gehen kann) mich bisher vermochten, ein Stillschweigen gegen Dich zu beobachten, welches je länger, desto drückender für mich wird, und dem ich daher endlich heute durch einige eng geschriebene Seiten Luft zu machen gedenke. Ich habe ohnehin so viel und Mancherlei mit Dir zu besprechen, daß ich im Voraus weiß, daß ich am Schluß des Bogens im besten Plaudern aufhören muß, und den Brief mit einer Wiederholung einer schon oft geäußerten, aber leider nichts fruchtenden Klage: „ein wie schlechtes Surrogat nämlich für die mündliche Unterhaltung die schriftliche sey" siegeln werde.

Mit dem tiefsten Schmerze und der innigsten, aufrichtigsten Theilnahme habe ich die betrübende Nachricht von dem Tode Deines Schwesterchens Elise vernommen. Also auch Euerm stillen, frohen Kreise ist auf eine solche harte Weise eine blutige Wunde geschlagen, auch Euch hat der Tod unerbittlich einen heiß geliebten Gegenstand geraubt, und Ihr blickt weinend auf das Grab eines Kindes, dessen leidendes, stilles Wesen und große Lieblichkeit mich noch bei meinem letzten Dortseyn so freundlich und doch auch so wehmüthig ansprachen. Schon damals war es mir in einzelnen Augenblicken, als ob diese zarte, kränkelnde Blume bald in einen andern Boden verpflanzt werden würde — sie ist es jetzt! Doch Ludwig! Dieser Boden ist gewiß ein schönerer, besserer, als der, in welchem sie hier stand — dort wird sie sich gewiß zur herrlichsten Blüthe entfalten, und der schwache, sieche Körper wird dort auf ihr fröhliches Emporkeimen nicht mehr hemmend einwirken können. Bei keiner andern Gelegenheit werden wir wohl mehr in dem Glauben an die Unsterblichkeit befestigt, als bei dem Scheiden unserer Geliebten, und die christliche Religion weiß uns diesen Glauben auf eine so erhebende und tröstliche Weise darzustellen, daß er unsern Schmerz wohl in stille Wehmuth, in ein hoffendes Trauern zu verwandeln vermag. Möchte doch auch Dir und Deinen verehrten Eltern und Geschwistern die Zeit ihren Balsam nicht versagt haben, und Ihr jetzt, wenn auch nicht ohne Trauer — denn die verliert sich nie! — doch wenigstens mit Ruhe der theuren früh Hinübergegangenen gedenken können. Habe die Güte, die Deinigen meines wärmsten Mitgefühls bei diesem harten Falle zu versichern.

Deine übrigen Mittheilungen über Dein damaliges Leben, wie die verschiedenen Notizen über manche unsrer gemeinschaftlichen Freunde haben mich angenehm angesprochen, und mich zum lebhaftesten Dank verpflichtet. Als Gegenstück will ich versuchen, Dir meine eigne augenblickliche Lage in der

Kürze darzustellen. Im Allgemeinen befinde ich mich jetzt in ganz angenehmen Verhältnissen. Ein Comptoirist in einer Handelsstadt wie Amsterdam befindet sich, die Art der Beschäftigung natürlich abgerechnet, fast ganz in derselben Lage, wie in Deutschland ein junger Jurist, Secretär u. dgl., der seine bestimmte Zeit auf dem Bureau arbeitet, übrigens aber von seiner Behörde durchaus unabhängig ist. Ich wohne, wie meine sämmtlichen Collegen, außer dem Hause des Prinzipals und habe mir mit einem jungen Württemberger, einem sedaten, frommen Kerl, der freilich in mancher Hinsicht ganz mein Antipode ist, ein paar Zimmer in einem der schönsten Stadttheile gemiethet, wo wir eine wahre Junggesellenwirthschaft führen, und wenn wir anders den Comment loshätten, wohl eine Art Studentenkneipe etabliren könnten. Meine Arbeit besteht in Correspondenz, Buchführung, Facturen aufnehmen &c. — lauter trockne Dinge freilich; — indeß, Ludwig, welcher Mensch möchte sich wohl rühmen können, ganz so zu leben, wie er es wohl wünschte, und einzig solchen Beschäftigungen obzuliegen, welche seinen Neigungen durchaus entsprechen? Ich glaube, keiner! Und warum wollte man sich um die Arbeit, die einem nun mal angewiesen ist, und welcher man durch Uebung und Gewohnheit, wenn eben auch nicht durch ausgezeichnetes Talent gewachsen ist, durch beständiges Murren und Hinüberwünschen in einen andern Zustand, verbittern? Ich glaube wenigstens, daß dies eine große Thorheit ist, und suche meiner Arbeit durch Ordnung, Accuratesse &c. die angenehmste Seite abzugewinnen. Dies gelingt mir auch trefflich, und ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mich eine schön geschriebene und genau gerechnete Seite in meinen dicken Factur- und Contocorrentbüchern ebenso amüsirt, als meine beste Reimerei. Dabei habe ich noch den Vortheil, zu wissen, daß jene einen reellen Nutzen stiftet, und mir solide Zufriedenheit meines Alten erwirkt, während diese mir nach kurzer Zeit nicht mehr gefällt, und mir vielleicht bei vernünftigen Leuten den Namen eines Narren auswirkt. — Mein Gehalt ist noch nicht festgesetzt; Herr Franck schrieb mir, als er mich hierherzog, daß ich fürs Erste ein mäßiges Salair erhalten würde, ohne die Summe anzugeben. Auf dieses „mäßige Salair" lasse ich mir jetzt von unserm Kassier zahlen, was ich brauche, und weiß nur, daß das zu erwartende Firum fürs erste Jahr nicht unter 600, und nicht über 700 Gulden seyn wird. Das erste sind ungefähr 340, das letzte 396 Preußische Thaler.

„Das heißt doch nicht um Katzendreck
Sich müd und lahm casteien!
Soll denn so viel gebratner Speck
Umsonst ins Maul mir schneien?" Bürger.

Uebrigens muß ich Dir auch unverhohlen sagen, daß ich bei dem theuern

Pflaster hier auch nur eben, eben mit diesem gebratenen Speck ausreiche und kein Stückchen davon in den Rauch hängen, d. h. auf die Seite legen kann. Indessen brauche ich doch auch keine Schulden zu machen, und für die Zukunft wird Gott sorgen.

Mein Prinzipal ist sehr freundschaftlich gegen mich gesinnt. Mit seiner Familie komme ich nur zuweilen alle 2—4 Wochen in Berührung, wo ich zum Diner geladen werde. Ein solcher Fraß ist äußerst brillant und nicht zu verachten, wenn es dabei auch zuweilen etwas steif hergeht, und ich mir nicht selten Zwang anthun muß, besonders wenn es mit den Tischnachbarinnen an eine holländische Conversation geht. Jedoch wiederhole ich dann bloß im Stillen den obigen Bürger'schen Vers, schenke meiner Schönen und mir selber aus der neben mir aufgepflanzten Flasche tapfer ein, und bringe die lange Zeit von 5—12 oder 1 Uhr vergnügt genug hin. Hoffentlich wird sich durch diese Schule auch die mir angeborne Schüchternheit und Schweigsamkeit in Gesellschaften so ziemlich verlieren.

Die angeregten Skizzen aus der Amsterdamer Bildergallerie halte ich übrigens für überflüssig Dir zu geben. Du findest das Einschlagende in jeder guten Geographie und Reisebeschreibung; von letzteren empfehle ich Dir besonders die Reise des seligen Kanzler Niemeyer. Ich bemerke Dir bloß noch, daß wir ein holländisches, deutsches und französisches Theater haben, und daß ich alle drei zuweilen besuche. Das letztere gibt die Vaudevilles von Scribe und Consorten fast gleich noch dem Erscheinen in Paris, und wenn es diesen leichten Dingern auch an innerer Tiefe gebricht, so amüsiren sie doch ein paar Stunden recht gut, und sind als Practikum der französischen Sprache sehr anzuempfehlen.

Um doch auch ein Wort von meiner Poeterei zu sagen, bemerke ich Dir, daß ich dieselbe fast ganz an den Nagel gehängt habe. Ganz habe ich's freilich noch nicht gekonnt, und sehe auch nicht ein, warum ich's sollte, wenn ich mich dadurch nicht in meine alte Schlenderei hinreißen lasse. Auf die meisten meiner bisher gedruckten Sachen, besonders auf einen Versuch in der Novelle, sehe ich jetzt herzlich beschämt zurück, und wünschte, sie wären ins neunte Jahr premirt worden, wo sie dann sicher einem Auto-da-fé ausgesetzt gewesen wären. Ich begreife wirklich nicht, wie manches derselben noch Beifall gefunden hat. Die Regierungsräthin E. v. Hohenhausen wirft in ihren Briefen an mich (eine Ehre, zu der ich komme, ohne zu wissen wie?) mit meuchelmörderischen Redensarten um sich, und von dem Gerichtsrath Bachmann in Paderborn wurde ich noch kürzlich zu Beiträgen für ein von ihm zu edirendes Taschenbuch auf 1833 aufgefordert. Da ich gerade noch einige Bagatellen liegen hatte, so schickte ich sie ihm zu, und trug ihm zugleich auf,

Dir und dem Cand. theol. Ad. Seiff, vulgo Tippo, ein Exemplar des Buches zuzustellen. Ihr wollt die Lappalie nicht verschmähen, und bei der Beurtheilung der von mir herrührenden Poesien einigen derselben es nicht übelnehmen, daß sie noch an einer gewissen Sentimentalität kränkeln.

Die Cholera hätte ich beinahe vergessen zu erwähnen. Sie ist stark in Abnahme begriffen, und hat mir während ihres ganzen Hierseins auch nicht die Probe Furcht abgezwungen.

Durch eine baldige Antwort wirst Du „feurige Kohlen" auf mein Haupt sammeln, was Dir als reformirtem Candidaten wohl zukäme.

Diese beiden Fettflecken willst Du entschuldigen und keineswegs als Mangel an Respect ansehen.

* * *

An Lina Schwollmann.

21. Januar 1833.

— Ach hätte ich auf Weihnachten doch bei Euch seyn können! Wie leer ist doch die Welt, wenn man an einem Orte so ganz ohne Liebe dasteht und sich nur wehmüthig in Gedanken an die Plätze versetzen kann, wo man geliebt wird. Am Abend des zweiten Weihnachtstages habe ich einen einsamen Spaziergang an der Amstel gemacht und dabei gedacht, daß nun der Baum zuletzt brennen würde. Vorher war das Wetter so schlecht, daß ich zu Haus bleiben mußte. Da kramte ich denn in meinen Briefen, blätterte im Stammbuche und wollte aus der Haut fahren, wenn es mir beifiel, wie froh ich sonst an diesem Tage in eigener und fremder Freude gewesen — und nun? —

* * *

An dieselbe. 18. Februar 1833.

— Doch was nützt das Raisonniren? Sind es doch auch nur einzelne Augenblicke, wo ich alles schwarz sehe und mich, wenn ich in Rechnungen, Büchern, Briefen vergraben bin, für jene unglückliche Prinzessin halte, die in der und der Zeit so und so viel Erbsen oder Federn zu lesen, oder einen ungeheuern Garnknäuel zu entwirren von einer bösen Fee verurtheilt wurde. So schlimm ist es nun freilich nicht. Geduld überwindet alles, und ich muß mich oft selbst über mein rasches und flinkes Arbeiten freuen. Ach, wenn ich nur mehr Erbsenzähler wäre, dann sollte es wohl gehen. Aber der Stuhl wird mir gar zu leicht heiß. Mit steter Liebe

Dein F. Freilig
Rath.

Was sagst Du zu meiner obigen Unterschrift?
Es ist doch ein Glück, wenn man ein geborener Rath ist.

* * *

An die Mutter.

28. Mai 1833.

Da ich vorgestern und gestern doch die Tour nach dem Haag gemacht habe und vermuthe, daß Dir eine kurze Beschreibung davón nicht unangenehm seyn wird, so will ich Dir dieselbe sobald wie möglich geben, um so mehr, da heute, als am blauen Dienstag-Morgen, doch wenig gearbeitet wird, und ich, wenn ich länger damit warten wollte, Vieles vergessen würde. Vollständig und ausführlich kann meine Beschreibung natürlich nicht seyn, und sie soll Dich ja auch nicht sowohl von Gegenständen unterhalten, die Dir ganz fremd sind, als vielmehr nur an solche erinnern, die Dir bekannt und in einer Reihe von Jahren lieb geworden sind.

Ich fuhr also vorgestern Morgen mit der Diligence von hier ab und langte nach einer sechsstündigen Fahrt auf der Route über Haarlem in der Residenz an, wo ich mich mit meinem Reisegefährten von Jan [1]) im Hotel de Bellevue, welches, wie Dir bekannt sein wird, vor der Stadt an dem nach dem Bosch führenden Wege liegt, einquartirte.

Hierauf ging ich nach dem königlichen Lustschlosse Huis in Bosch, um dessen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Der große Saal, dessen prächtige Wandgemälde durch die Fenster der Kuppel erleuchtet werden, gefiel mir am Besten. Aus dem Huis in Bosch ging's in den Bosch mit seinen herrlichen Promenaden selbst, auf denen ich mich besser amüsirte, als in den prachtvollen Schloßzimmern. Wenn man, wie in Amsterdam, fast ganz und gar auf schöne Natur verzichten muß, und sich höchstens auf einigen steifen Alleen vollstauben lassen kann, thut es doppelt wohl, einmal wieder in ein ordentliches Gehölz zu kommen. Ich wurde hier lebhaft an den Detmolder Büchenberg erinnert, der, wenn man sich die Teiche des Haager Holzes hinzudenkt, wohl so schön ist, wie dieses. Vom Bosch begab ich mich nach dem Gebäude, in welchem der Saal der Staten-Generaal befindlich ist, und beging in demselben die Frechheit, mich auf den Thron des Königs zu setzen, und den Tischen und Bänken vor mir einige verbindliche Worte zu sagen, worüber sich die herumführende Frau nicht genug wundern konnte.

Der übrige Theil des Tages wurde nun auf die Besichtigung der Straßen und Plätze verwandt. Ich fand, daß dieselben mit denen Düsseldorfs viele Aehnlichkeit haben: freundlich, hübsch, mehr deutsche, als holländische Bauart, und ohne die solide Pracht, welche den Häusern der Amsterdamer Millionärs aus den Fenstern herausguckt. Der königliche Palast ist von Außen ein-

[1]) Dem im Briefe an Merckel vom 3. Okt. 1832 erwähnten Kollegen und Stubengenossen Freiligraths.

facher, als manches hiesige Privathaus auf der Herren- und Kaisersgracht, wenn auch in Hinsicht des von ihm eingenommenen Raumes großartiger. Er hat nur zwei Etagen.

Da mein Zimmer in der Bellevue wirklich eine belle vue hatte, und ich aus meinem Bette über Wiesen und Weiden nach dem Dorfe Voorburg schauen konnte, so wurde ich am Pfingstmontag zeitig wach, und ging um 7 Uhr gestiefelt und gespornt im Bosch herum, wo ich von Jan, dessen Vater Forstmeister beim mediatisirten Duodezfürsten von Hohenlohe-Oehringen ist, und der folglich, um so mehr, da er adlig ist, einen furchtbaren Aristokratismus im Leibe hat, damit ärgerte, daß ich Blätter von den Hecken und Bäumen riß, um darauf zu pfeifen. Hier sieht man doch, daß es Herrschaftlich ist! sagte er, als die Rasenstücke alle scharf abgesteckt waren, und etliche große Tafeln das Verbot enthielten, darauf herumzuspringen; die Freudenthränen standen ihm dabei in den Augen. Merkwürdig, daß solche Leute kein Paradies genießen können, wenn es darin nicht derartige verbotene Aepfel gibt, die sie n. b. mit allem Respect an den Bäumen hängen lassen, und jeden lumpigen herrschaftlichen Promenaden-Aufseher mit einer Schüppe in der Hand für den Engel Gabriel mit einem feurigen Schwert ansehen. Die Detmolder Pedanterien kamen mir dabei recht ins Gedächtniß.

Um 10 Uhr ins Museum! Im untern Stock desselben befinden sich die chinesischen, japanesischen, afrikanischen, amerikanischen und australischen Merkwürdigkeiten, nebst allerlei andern kostbaren Raritäten. Im obern die herrliche Gemäldesammlung, meist aus Stücken älterer und neuerer niederländischer Meister bestehend, aber auch solche von Altdeutschen, Italienischen, Französischen und Spanischen enthaltend. Jammerschade, daß man solche Sachen im Fluge, in 3 Stunden höchstens, abfertigen muß. Was ich davon behalten habe, und mir aus den Catalogen, die ich mitbringen werde, vergegenwärtigen kann, erzähle ich den Kindern beim Wiedersehen mündlich. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich wenigstens Karl und Lina hätte bei mir haben können!

Um 1 Uhr wurde der Weg nach Scheveningen angetreten, den ich besonders angenehm fand. Eine nicht zu zählende Menschenmenge strömte zu Fuß, zu Roß, und zu Wagen — es gehen sogar regelmäßig Diligencen dahin ab — hinaus. In Scheveningen war Kirmeß, die jedoch bloß aus einigen Honigkuchenbuden bestand. Da Ebbe war, so habe ich die meiste Zeit am Strande promenirt, wo sich überhaupt eine große Anzahl Spaziergänger herumtrieben. Der Wind wehte ziemlich frisch, und das Meer schäumte und brummte, daß es eine Freude war. Die hübschen Bäuerinnen stellten sich ganz dicht ans Wasser, und wenn die Brandung dann die hohen Wellen

hinantrieb, daß sie, wären sie stehen geblieben, über und über naß geworden wären, so liefen sie kreischend und lachend den Strand hinauf, daß ihnen die goldenen Zierrathen, die wie Ohrringe in den Spitzen ihrer Mützen hingen, an die Nase schlugen. Im Badehause une tartine avec de la langue fumée gegessen, zurückgegangen, in die Diligence gestiegen, und um 11 Uhr gestern Abend hier angekommen! — Finis coronat opus! —

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 29. Octbr. 1833.

Theurer Ludwig!

Da Dein letzter Brief an mich vom 16. Februar datirt, der heutige Tag aber, an welchem ich mich endlich daran mache, ihn zu beantworten, dem Feste aller Heiligen nicht allzufern ist, so wäre es eigentlich wohl billig, mein langes Schweigen einigermaßen bei Dir zu entschuldigen. Da ich indessen ein so abgesagter Feind aller Entschuldigungen bin, daß es mich sogar ärgert, wenn ich Jemanden, den ich im Gedränge der Börse, des Theaters oder der Straße mit aller Grazie, deren ich fähig bin, über den Haufen gerannt habe, ein „Pardon, Monsieur!“ zurufen muß, so wirst Du es schon entschuldigen, wenn ich, auf die Gefahr hin, von Dir der Grobheit beschuldigt zu werden, ohne Entschuldigung, obgleich schuldiger Maßen gern eingestehend, daß ich in diesem Falle nicht unschuldig bin, sondern viel gegen Dich verschuldet habe, auf Deine Kneipe trete, und Dir, durch die verfluchte Periode, welche aber gleich zu Ende sein soll, ganz außer Athem gekommen, die Hand biete. — So! — Da wäre ich denn endlich im Heiligthum der Musen und Grazien angelangt! Dem merkantilischen Treiben auf Augenblicke entronnen, und nur wie im Traum noch das Brausen der Ebbe und Fluth des finanziellen Oceans, das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Wechselcourse vernehmend, sitze ich an der Seite meines ci-devant Unzertrennlichen.

Eigentlich ist freilich Alles, was ich Dir über mich mitzutheilen im Stande bin, in dem kurzen, alten Spruch: „barba crescit, tunica vilescit, ex — warum soll ich's nicht ausschreiben? — asino nil fit!“ enthalten; es würde aber wenig Lebensart verrathen, Dich mit einer solchen allgemeinen Phrase abspeisen zu wollen, und es ist daher wohl erforderlich, sie Dir mit einigen Worten zu commentiren. Ich werde Dich also nach Anleitung derselben in den Guckkasten meines letzten Lebensjahres hineinschauen lassen, und im ersten Theile des Dir mitzutheilenden physischmoralischen Tableaus auf Veranlassung der Worte: „barba crescit“, und geführt durch die damit sich verbindenden Ideenassociationen, ein wahrhaftiges Bild nicht nur meines

Bartes, sondern auch der übrigen Theile meines Körpers, und ihres Befindens vor Deine Seele stellen. Im zweiten Theil wird die „tunica“ schon dafür sorgen, daß die Details des ersten ohne Verletzung des Decorums und unter gehöriger Beobachtung der Decenz vorgetragen werden, und Dir außerdem eine getreue Darstellung meiner äußeren und namentlich gesellschaftlichen Verhältnisse verschaffen, welche ja, wie das Sprichwort: „Kleider machen Leute!“ zur Genüge darthut, mit der tunica im engsten nexus stehen. Gleich wie nun aber diese beiden ersten Abschnitte mein leibliches Ich behandeln sollen, so wird endlich der dritte und letzte mein geistiges Ich, meine unsterbliche Seele, über welche ich zu meinem nicht geringen Ergötzen zuweilen ebenso tiefsinnig philosophiren kann, wie Ritter Simon in Tiecks Blaubart, in nähern Rapport mit Dir bringen. Er wird Dir ihr Inneres, diese terra incognita, so gut es geht, zu entschleiern suchen, und Dir beweisen, daß sie, wenn auch wahrscheinlich unsterblich, doch nur eine asina ist, woraus denn natürlich folgt, daß ich selbst ein asinus bin, und — doch die Nutzanwendung wird nicht ausbleiben! —

Also: barba crescit! — Wenn auch meine Wangen und diejenigen Regionen meines Antlitzes, welche unmittelbar das Ohr berühren, noch so kahl sind, daß Sir John, wenn er noch lebte, eben so gut von mir, wie von Prinz Hal sagen könnte: J will sooner have a beard grow in the palm of my hand, than he shall get one on his cheek!“ — so beweist doch mein Kinn —

Claudite jam rivos, pueri! sat prata biberunt! höre ich Dich rufen, und Du hast Recht, Alter! Was soll das dumme Zeug? Laß mich die ohnehin nur kurze Zeit meines Besuches besser benutzen! Schiebe mir, da mich das lange Sprechen etwas echauffirt, und Dein Candidaten-Lehnstuhl doch zu weich für mich profanen Menschen ist, Deine biblia sacra unter das os sacrum, laß mich diese Tasse Thee gemüthlich schlürfen, und vernimm, daß, was mein physisches und psychisches Befinden anbetrifft, der mir vor längerer Zeit von einem älteren Freunde auf den Lebensweg nachgerufene Wunsch: „ut tibi sit semper mens sana in corpore sano!“ bis jetzt, wenn ich anders nicht in einer argen Selbsttäuschung befangen bin, so ziemlich in Erfüllung gegangen ist. Mein äußeres Leben im letzten Jahre hat an der, allem ruhigen, bürgerlichen Treiben eigenthümlichen Einförmigkeit laborirt. Meine Beschäftigungen, Einkünfte, Aussichten oder vielmehr Nicht-Aussichten sind keiner Veränderung unterworfen gewesen, und wenn ich Dich von einer freiwilligen Pfingstreise nach dem Haag, und einer unfreiwilligen in militaribus nach Soest, welche im August vor sich ging, in Kenntniß setze, so hast Du omnia mea scil. fata in nuce vor Dir.

Du wirst inzwischen nach glücklich bestandenem Examen, wozu ich Dir von Herzen gratulire, auf der zum Bischof oder Probst führenden Stufenleiter eine oder einige Stufen höher gestiegen sein, und vielleicht für den Augenblick irgend einem pastori fideli animarum fidelium, dessen Kräfte im Abnehmen begriffen sind, die Lasten seines Amtes tragen helfen, in welchem Falle ich die fehlerhafte Aufschrift dieses Briefes zu verzeihen, und mich außerdem zu belehren bitte, ob ein Cand. theol. auch schon „Hochehrwürden" geschimpft werden muß. Da ich das deutsche Titulaturwesen gar nicht mehr im Kopfe habe, so bin ich ungewiß, ob ich Dir auf der Adresse jenes, oder das schlichte Laienprädicat „Wohlgeboren" geben soll, werde aber wahrscheinlich das letzte vorziehen, da mir — nichts für ungut! — Deine Hochehrwürdigkeit noch gar nicht recht einleuchten will.

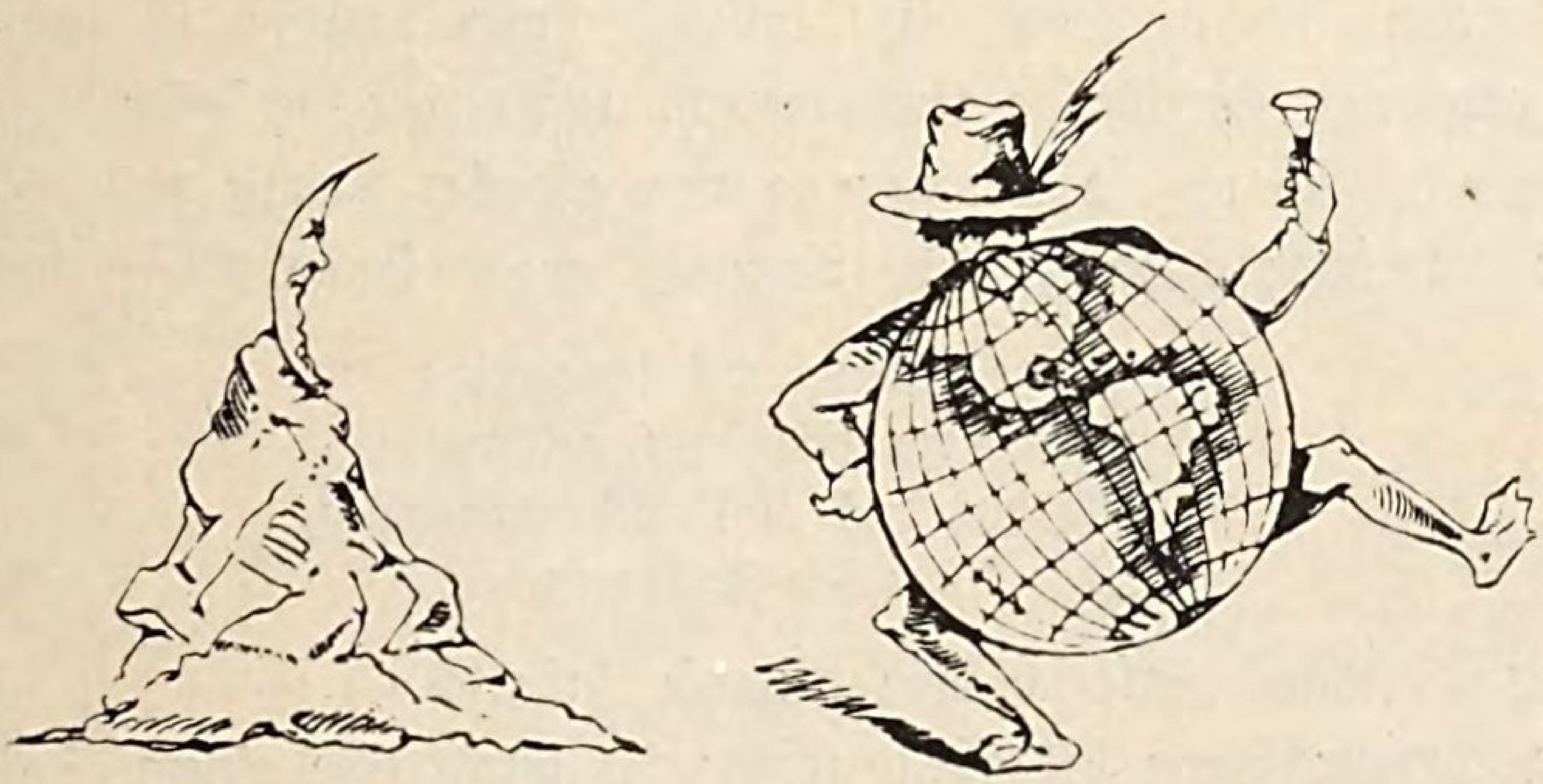
Die Nachricht, daß Du noch das Englische angefangen hast, war mir so unerwartet, als angenehm, und ich bin überzeugt, daß Dich dieser Schritt nicht gereuen wird. Ich wüßte, unsre eigene ausgenommen, keine neuere Sprache, deren Literatur mich so mannigfach angesprochen und angeregt hätte, als gerade die Englische. Die Franzosen haben mich von jeher kalt gelassen, und erst, seitdem Feuerköpfe, wie Victor Hugo, Alph. de Lamartine Beranger, Balzac, Jules Janin, Alfr. de Vigny, Eugene Sue (Verf. von Atar Gull) und Andere die Fesseln gesprengt haben, mit welchen die Allongeperücken des siècle de Louis XIV. Sprache und Geschmack ihrer Nation gebunden hatten, bin ich mächtig von dem Genius gallischer Poesie ergriffen, und namentlich von Hugo's unvergleichlicher Lyrik hingerissen worden. — Von den Italienern haben, die Epiker Dante, Ariost und Tasso ausgenommen, hauptsächlich nur der feurige Ugo Foscolo (durch seine ultime lettere di Jacopo Ortis), Alfieri und einige Andere Einfluß auf mich ausgeübt. Die Dichtungen der Uebrigen, eines Metastasio, Cesarotti, Filicaja und wie sie alle heißen mögen, selbst Petrarca's gefeierte Sonette, haben mich nie recht ansprechen wollen. — Was endlich die Holländer anbetrifft, die ich, wie Du vermuthen wirst, seit meinem Hiersein auch studirt habe, so haben sie, vornehmlich die alten Hähne, die aber alle lateinisch geschrieben haben, in den Fächern der Philologie, Geschichte u. s. w. Ehrenwerthes geleistet, was aber ihre Dichtkunst anbetrifft, so kann ich fast nicht umhin, Wolfgang Menzels keck hingeworfenes Paradoxon: „holländische Poesie ist eine contradictio in adjecto!" zu unterschreiben. Die Holländer sind gute Reimschmiede und Sylbenzähler, haben aber keine Phantasie, und suchen den Mangel derselben durch Schwulst und Bombast zu ersetzen. Sollten für Dich nähere Nachrichten über die Musen und Grazien — nicht in der Mark, sondern in Oud Nederland, von Interesse sein, so werde ich mir

ein Vergnügen daraus machen, Dir des allerdings für die Holländer etwas eingenommenen Engländers John Bowring Sketch of the language and literature of Holland zu schicken, ein Büchlein, welches auf wenig Seiten das Wichtigste des Gegenstandes, den es sich zum Vorwurf gemacht hat, mittheilt. Du wirst aber wohl wenig Lust zu einem solchen Studium haben, da man in Deutschland gewohnt ist, die armen, freilich etwas massiven und tölpelhaften Dutchmen mit wegwerfender Verachtung zu behandeln, welche Verachtung sich wohl nie witziger ausgesprochen hat, als in Lichtenbergs Worten: „Der Esel ist ein Pferd, ins Holländische übersetzt."

Wie ganz anders als die Stuben- und Sumpfpoesie der Batavier schreitet dagegen die Muse des benachbarten Albion einher! Zwischen Shakespeare und Byron, diesen A und O Englischer Poesie, welch ein reiches glänzendes Dichteralphabet (dieß ist übrigens ein schiefes Gleichniß!) — Wie hat namentlich die neuere Zeit Männer hervorgebracht, die nicht nur mit den Heroen früherer Dichterperioden Englands auf gleicher, sondern einige selbst auf höherer Stufe stehen, als sie! Der ruhige, fromme Cowper, der bilderreiche Moore, der Ettrickschäfer Hoggs, der sanfte Wilson, der phantasiereiche Coleridge, der correcte Campbell (der freilich ohnlängst im Kunstblatte zum Morgenblatte bei Gelegenheit der Beurtheilung eines in Wien nach seinem Gedichte The last man angefertigten Gemäldes hart mitgenommen wurde), und, um der allerdings noch weit größerer Ausdehnung fähigen Liste schnell ein Ende zu machen, unter den Novellisten neben dem uns schon als Quartaner begeisternden W. Scott der geistreiche Bulwer, der Verfasser des Pelham, Devereux, Eugen Aram u. s. w. — wer nennt ihre Namen nicht mit Achtung gegen sie selbst, und das Land, welchem sie angehören? Und nun die Historiker und Philosophen! — Nein es geht Nichts über England! Mit Goldsmith's lahmgeschossenem Matrosen werfe ich die Mütze in die Höhe und rufe: Old England for ever! huzza! Meine Hauptlectüre ist jetzt Robertsons History of America, und außerdem nehme ich noch von den meisten neueren Dichtern jede freie Stunde einen Eßlöffel voll. Eine seltsame Mixtur! Wenn ich das: non multa, sed multum, nur besser zu beherzigen im Stande wäre!

Die reiche humoristische Ader der Engländer zeigt sich, wie der Reichthum und die Geschwindigkeit ihrer Sprache, besonders auch in der Leichtigkeit, womit sie Calembourgs, Wortspiele u. s. w. machen, und liefern die Londoner Caricaturplatten, mögen sie nun politische, oder allgemein menschliche Thorheiten und Gebrechen züchtigen, oder bloß der Lust des Zeichners an dergleichen whims and oddities ihr Entstehen zu verdanken haben, einen schlagenden Beweis zu dieser meiner Behauptung. Cruikshank ist unstreitig

der geistreichste der jetzt lebenden Caricaturzeichner, und möchte ihm allenfalls nur der Herausgeber des Pariser Journals la Caricature-Philippon — oder Philippeau heißt er, glaub ich, — der vorzüglich die birnförmige Gestalt des Hauptes, welches jetzt die Krone Frankreichs drückt, zum Vorwurf seines Crayons macht, an die Seite zu stellen sein [1]. Auf einer der neueren Platten Cruikshanks, welche ich kürzlich am Fenster eines Buchladens ausgestellt sah, hat er die Redensart all the world, welche der Engländer bekanntlich, wie der Franzose sein tout le monde, für unser Jedermann gebraucht, zu folgendem artigen Witze benutzt:



All the world and his wife were there.

Diese Redensart wird zweifelsohne jedesmal gebraucht, wenn man sagen will, daß es irgendwo recht voll gewesen sei, und darauf hat Cr. nun gefußt und effectiv die Welt, oder vielmehr Erde, mit dem Monde, als wife, hingestellt. Ich habe übrigens mit einer miserablen Feder nur aus dem Gedächtnisse skizzirt, und muß Dich, wenn Du Cruikshank näher kennen lernen willst, auf die 2. Ausgabe von A. von Chamisso's phantastischem Peter Schlemihl verweisen, zu welcher er einige Blätter geliefert hat.

Ich erwähnte eben des Pariser, mit den Waffen des Scherzes und der Satire kämpfenden Oppositionsblattes la caricature. König und Minister werden fameus in ihm hergenommen. Neulich las ich darin einen Aufsatz sur le nez de Mr. d'Argout, des Ministers des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Dieser nez, mußt Du wissen, ist von enormer Ausdehnung und streckt sich über fast jedes Caricaturblatt mit gleich drohender Länge

[1]) Ich schließe aus dieser Stelle, daß der in den Gesam. Dichtungen mit der Jahreszahl 1830 bezeichnete „Scheik am Sinai" um jene Zeit, Ende 1833, entstand. Das Gedicht erscheint zuerst in Moritz Bachmanns Kränzen 1834, und zwar mit der Überschrift „Der Sch. a. S. im Spätjahr 1830." So lautet die Überschrift auch in der 6. Auflage, 1843. Der Zusatz soll, scheint mir, nicht sowohl die Zeit der Entstehung bezeichnen als den Zeitpunkt, in welchem das Gedicht spielt. Es deutet sichtlich auf Freiligraths damalige Beschäftigung mit Victor Hugo hin.

aus, wie sich der Schwanz jenes Kometen über den nächtlichen Sommerhimmel des Jahres 1811 legte. Geburts- und Lebenslauf der Nase werden treu beschrieben. Bei jener fragt die Mutter, eben aus ihrer Betäubung erwachend, die Hebamme, was sie denn zur Welt gebracht habe. „Est-ce que c'est un garçon ou une fille?" — „C'est un nez, Madame!" lautet die fürchterliche Antwort. Un nez! ohne Kopf, Arme, Beine und sonstigem zum Leben erforderlichen Fleisch- und Knochenapparat, der erst nachher durch sorgfältige von Medicinern beaufsichtigte Pflege anschießt, und sich nach und nach entwickelt. — Der Aufsatz ist übrigens H. H. unterzeichnet, und da Heine sich in Paris jetzt aufhält, und daselbst in zweier Völker Zungen redet und schreibt, so vermuthe ich, daß er der Verfasser jenes Stückes ist, worin ich mich um so weniger zu irren glaube, da mir aus dem Gedicht, worin er Hamburg verläßt, seine Aversion gegen lange Nasen bekannt ist:

„Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie, wie sonst, geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich stolz gespreizet."

Gott sei Dank, daß ich eine stumpfe habe! —

Die Verheirathung Grabbe's erfuhr ich durch eine einem Soester Verwandten eingeschickte Karte. Du schreibst mir wohl Näheres über dieses Kapitel. Ich bitte Dich darum. —

Dabei fällt mir ein, daß ich bald vergessen hätte, Dir zu melden, daß Klemmen Fritze vor beinahe einem Jahre mich bekneipt hat. Ich gehe auf der Straße bei einem ziemlich pauvre aussehenden Gnoten vorbei und höre plötzlich ein: „Sieh, Fernand!" hinter mir herrufen. Ich drehe mich um und betrachte den Rufer. „Kennen Sie mir nicht mehr, Fernand?" — „„Klemmen Fritze?"" — „Allemal derjenigte! Ach, Fernand, sehen Sie meine Stiebeln mal an! Haben Sie nich en paar alte abgedragene vor mich? Sie sind mich immer gut zu gewesen! wissen Sie wohl, als wir noch bei Bägemann zusammen ins Lesebuch gingen, und als Sie zuletzt in Detmold waren, in der Amei, als Sie mit Merckels Louis in die Komedie gingen, da gaben Sie mich auch noch drei Margengroschen! Ach, Fernand, haben Sie keine alte Weste, oder können Sie mich nich ein paar Gulden vorschießen?" Que faire? Mein Herz wurde weit, die Erinnerung der alten Zeit wurde wach in mir, ich nahm ihn mit auf meine Kneipe, entkorkte eine Flasche Bordeaux und ließ mir, wie Alkinoos von Odysseus, oder Dido von Aeneas, wenn auch nicht toro ab alto Fritze's Abenteuer erzählen. Beim Abschied versprach er mir, Dich zu grüßen. Hat er es, Dir zum Mißvergnügen, auch gethan? —

Es ist Mitternacht! Mein Thee ist ausgetrunken, und ich muß Dich, wie ungern! — ver- und Deinen einsamen Nachtgedanken überlassen. Leb wohl, Du Theurer!

* * *

An Lina Schwollmann.

2. Januar 1834.

— Nun spitze die Ohren und habe Respect vor mir! Wolfgang Menzel, der ästhetische Papst zu Stuttgart, hat mich gelobt und meinen Namen mit gesperrter Schrift drucken lassen, wie Du in der, am 21. Oktober herausgekommenen 107. Nummer des Stuttgarter Literaturblattes, welches das Morgenblatt begleitet, lesen kannst. Der Kerl läßt sonst keinem Reimschmied ein gutes Haar, sagt aber doch bei Gelegenheit der Beurtheilung des Taschenbuches „Lies mich" [1]), nachdem er den übrigen Inhalt desselben ziemlich geringschätzig besprochen hat, daß meine darin befindlichen Gedichte „durch reiche Phantasie ausgezeichnet" wären. Da sonst alles an mir arm ist, so freut es mich doch, daß wenigstens meine Phantasie reich sein soll. Leider kann man von solchem Reichthum nicht leben! —

In Amsterdam bleibe ich nicht, und wenn die Welt darüber vergehen sollte! Wie? wo? und wann? wird vielleicht dieses Jahr entscheiden, zu dessen Beginn ich Dir und mir alles wünsche, was zu unserm wahren Wohle gereicht. —

* * *

An dieselbe.

26. Mai 1834.

— Berge! Berge! Kornfelder und Hölzer — kurz: Deutschland! — O Gott, was habe ich oft das Heimweh! — Wie will ich aber aus diesem vermaledeiten philiströsen Irdischenpfeifenlande so schnell loskommen, da ich, wenn ich meine Stelle aufgebe, nicht einmal Reisegeld habe, um anderswohin zu gehen? Es gefällt mir hier gar nicht mehr! Nein, kein Mensch, zu dem ich in einem vertraut freundschaftlichen Verhältnisse stünde! Es muß anders werden, ich will weg! Hier blühen mir keine Rosen! —

---

[1]) Das Taschenbuch „Lies mich", Jahrgang 1834, Iserlohn Langewiesche, enthält, neben manchem sehr dürftigen, sechs Gedichte von Freiligrath: Afrikanische Huldigung, Die Todten im Meere, Der Wecker in der Wüste, Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Der Mann im Walde, Des Räubers Begräbnis.

An die Geschwister.

Amsterdam, 10. Nov. 1834.

Lieber Karl, Lina und Benda!

Zuerst danke ich Dir, liebe Lina, für Dein Briefchen vom 19. Oct., worin Du mir von Deinem Besuch des Naturalienkabinets schreibst. Leider habe ich seitdem nichts Neues hier gesehen, und da ich Dir also nicht eine Beschreibung mit der andern vergelten kann, so will ich Dir statt dessen eine hübsche Geschichte erzählen. Nun paßt auf, Ihr drei, und spitzt die Ohren!

Knaust un sine drie Sühne [1]).

Twisken Wiärl und Saust, do wuhnde 'n Mann, und dei hede Knaust, dei hadde drie Sühne, de eene was blind, de annre was lahm, un de drüdde was splenternaket. Do gingen se mohl öwwer Feld, do sögen se 'n Hasen. De blinne de schot en, de lahme de fienk en, der naaklige de stack en in de Tasken. Do kwämen se vör en gräut allmächtig Waater, do wören drie Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat sank, dat drüdde do was keen Buom inne. Wo kean Buom inne was, do gingen se alle drie inne; do kwämen se an en allmächtig grauten Wold, do was en graut allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig graute Capelle, in de Capelle was een hageböken Köster und een bußboomen Pastäur, de deelden dat Wiggewaater mit Knüppeln iut.

Sielig is dei Mann,
dei den Wiggewaater entlaupen kann!

Nun ist die Geschichte aus! War sie wohl nicht hübsch? Ob aber der Knaust in Ampen, Ost- oder Westönnen gewohnt hat, weiß ich nicht.

Wie geht es Dir denn auf Quarta, lieber Karl? Ich denke gut! — Was macht denn mein Schatz Bendeken? — Grüßt Elise, Nando und Gisbert von mir, und behaltet lieb Euren Euch mit der herzlichsten Liebe zugethanen Bruder Ferdinand.

* * *

An Lina Schwollmann.

2. Dez. 1834.

— Ich und Kaufmann! ach Du mein Göttchen!

Nun lies aber mal die Einlage! ist das auf all den Jammer nicht ein Gaudium? Nun merke Du nur hübsch auf die Blätter für literarische Unterhaltung, den Kometen, den Planeten, die Halle'sche Literaturzeitung u. s. w.

---

[1]) Das Märchen steht, im Dialekt wenig anders, auch in Grimms Kinder- und Hausmärchen, 10. Aufl. 1872, Seite 534.

Morgenblatt, Abendzeitung u. s. w. habe ich hier. Ihr sollt noch Euer blaues Wunder an meiner Berühmtheit erleben! —

* * *

An die Mutter.

Amsterdam, 28. Dez. 1834.

Liebe, gute Mutter!

Diese Zeilen werden am Neujahrstage in Deine Hände gelangen. Wie gern möchte ich, statt ihrer, selbst hinüberkommen, und Dir mündlich sagen können, was sich auf dem Papiere zwar ebensowohl aussprechen, aber weder von einem treuen Druck der Hand, noch von einem freudigen In's Auge Sehen begleiten läßt: mir auch in dem anzutretenden neuen Jahre, das der Himmel Dir und Euch Allen ein gesegnetes sein lassen möge, Deine Liebe zu erhalten, wie Dir, theure Mutter, die meinige mit unwandelbarer Innigkeit zugewandt bleibt.

Mögen dann auch die Loose, welche uns das Schicksal in dem noch dunkel vor uns liegenden Zeitabschnitte bestimmt hat, heiter oder trübe sein — das Bewußtsein dessen, was wir einander auch in der Entfernung sind, wird uns die Freude verklären und den Schmerz lindern — und mit diesem Gedanken, liebe Mutter, werde ich Dir, wie am ersten, so auch am elften Tage des neuen Jahres im Geiste nahe sein.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber indem ich dies schreibe, will es mir fast naß in den Augen werden. In den Augen mag das angehen, auf dem Papier aber sieht es schlecht aus, und ich will Dir daher, um dem Verwischen der Dinte durch ein herabpurzelndes Wasserkügelchen vorzubeugen, nur schnell Adieu sagen. Adieu, liebe Mutter! — Alle Jahre wie im alten! Dein Ferdinand.

* * *

An die Geschwister.

Amsterdam, 28. Januar 1835.

Meine Lieben!

Nun ist es schon recht lange, daß ich Euch nicht mit der Ausführlichkeit geschrieben habe, mit welcher ich mich so gern mit Euch unterhalte. Die viele Arbeit, mit welcher ich mich in dieser Jahreszeit überhäuft sehe, ist schuld daran gewesen; nun aber, da ich wieder mehr mein eigner Herr bin, will ich auch nicht länger warten, sondern meine Schulden Euch mit vollen zwei Seiten abtragen.

Daß Ihr am Weihnachtsfeste so reichlich vom Christkindchen bedacht

worden seid, und die beiden Tage so froh und glücklich zugebracht habt, habe ich mit herzlicher Freude gelesen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich an Eurer Lust hätte Theil nehmen, und unter den andern schönen Sachen auch Karls Uhr, Lina's Spinnrädchen und Bertinens Geschichtenbuch und Gliederpüppchen bewundern können!

Nun, ich hoffe, daß Ihr alle drei der guten Meinung, welche das Christkindchen von Euch zu haben scheint, Ehre, und seinen Euch so sehr liebenden Stellvertretern, Mutter, Onkel und Tante, durch Fleiß und Folgsamkeit Freude machen werdet. Nicht wahr, das wollt Ihr thun? Es ist mir in diesem Augenblick, als sähe ich Euch vor mir stehen, und hörte Euch alle, wie aus einem Munde: Ja! sagen. —

Ueber Dein Zeugniß, lieber Karl, habe ich mich auch dieses Mal recht gefreut! Wenn es auch nicht so gut ausgefallen ist, wie das vorige, so thut dieß doch aus dem Grunde nichts, weil Du in den Dir fremden Gegenständen natürlich nicht gleich so zu Hause sein kannst, wie in denjenigen, welche auf der verlassenen Klasse getrieben wurden.

Aus dem ganzen Zeugniß leuchtet Dein guter Wille hervor, mit Deinen übrigen Mitschülern Schritt zu halten, und wenn Du dabei bleibst, so wird Deine Anstrengung auch gewiß nicht unbelohnt bleiben. Kannst Du auch noch immer mit dem kleinen lateinischen Wörterbuch fertig werden, oder mußt Du vielleicht ein größeres (etwa den Scheller), wie auch ein griechisches Wörterbuch haben? Schreibe mir doch darüber. Bei den hiesigen Antiquaren sind diese Lexica sehr billig, für den vierten oder fünften Theil des Ladenpreises zu haben, und ich könnte sie Dir gut besorgen. Im Griechischen ist Riemers Wörterbuch wohl das Beste?

Weil Dir die vorige Geschichte von Knaust so gut gefallen hat, liebe Lina, so will ich Dir nächstens auch mal eine von „ick no Walpe, du no Walpe, min Mann Cham, din Mann Cham, min Kind Grind, din Kind Grind, mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige, min Knecht Mach' mir's recht, din Knecht Mach' mir's recht u. s. w." erzählen, die Du dann auch dem Rosenblättchen wieder sagen mußt. [1])

Und nun, mein herzliebes Bendeken, muß ich absolut auch noch ein klein Stündchen mit Dir plaudern. Aus Lina's Brief habe ich gesehen, daß Du Ostern auf die erste Klasse kommst, wozu ich Dir von Herzen gratulire, und Dich zugleich bitte, Elise, Nando und Gisbert bestens von mir zu grüßen. Hast Du auch schon viel in Deinem schönen Geschichtenbuche gelesen, und sind auch hübsche Bilder darin? Denkst Du Dir auch zuweilen

[1]) Steht unter der Überschrift „Das Hausgesinde" a. a. O. S. 535.

noch einen Vers aus, wie: es schimmert noch immer mit lieblichem Schimmer u. s. w.?

Das Blatt ist zu Ende! Lebt recht wohl, mein Herz- und Kleeblatt, bleibt gesund und schreibt bald wieder Eurem Ferdinand.

* * *

An die Geschwister.

Amsterdam, 21. März 1835.

Meine Lieben!

Den schönen Tag, dessen wir uns hier zum Anfange des Frühlings heute zu erfreuen gehabt haben, glaube ich nicht besser beschließen, und die Müdigkeit, die ich mir auf einem tüchtigen Abendspaziergang geholt habe, nicht besser vertreiben zu können, als wenn ich mit Euch, meine Herzblätter, mal wieder ein Stündchen plaudere. Des Sonnabend Abends, wenn ich die Arbeit einer Woche wieder hinter mir habe, denke ich mich doch so gern in Eure Mitte, und so will ich denn auch jetzt ins grüne Stübchen treten, und Euch — denn Karl und Bertinchen treffe ich ja wohl zu Hause? — einen freundlichen guten Abend wünschen. —

Nicht wahr, das heißt schnell gereist? Eben war ich noch in Amsterdam, und jetzt bin ich schon im Steingraben, sitze zwischen Euch im Sopha, und danke Euch für Eure lieben Briefchen vom 28. Februar, in denen Ihr mir so viel Neues erzählt habt. — So, gebt mir Eure Hand, werft Bücher und Strickstrumpf weg, und erzählt mir, was Ihr gemacht habt, seit ich nicht bei Euch gewesen bin. — Wie geht es denn zuerst Dir, mein lieber Karl? Laß sehen, in was für einem Buche Du gelernt hast! — In Seidenstückers Griechischem Elementarbuche? Richtig! — Wenn ich heute Abend nicht durch die Luft gereist wäre, so hätte ich Dir gleich das versprochene Riemer'sche Lexicon mitgebracht; leider darf man sich aber auf solchen Reisen nicht zu schwer bepacken, und Du mußt Dich daher schon so lange behelfen, bis ich mal wieder mit einem vernünftigen Koffer im Schnellwagen herangerutscht komme. — Wie geht es Dir denn sonst mit dem Lernen? Macht Dir Alles noch Freude, und kommst Du gut mit den Andern von der Stelle? — Deklamirst Du auch zuweilen, und wirst Du Dich auch auf dem nächsten Actus hören lassen?

Aber wahrhaftig, ich muß mich auch 'mal auf die andere Seite wenden, und meinem lieben Bendeken zum Geburtstage gratuliren. Also: alles Glück zum neuen Jahre! Wenn es in meiner Macht stünde, so würde ich Dir jetzt für's Erste 'mal die Zeit still stehen, und Dich bis auf Weiteres neun Jahr alt bleiben lassen. „Ach, was dumm Zeug!" sagst Du, aber es ist mir

Ernst, und ein Geburtstagsgeschenk, wie dieses, wäre gar so übel nicht. Was Du aber für ein gutes Kind bist! Hast mir ein Heißkölschen [1]) aufbewahrt, weil in Amsterdam keine gebacken werden.

Wo ist aber Lina? — Auf dem Ball? — Ei, da muß ich auch noch hin. — Ich habe zwar meinen Königsberger Schlafrock an, und einen achttägigen Bart im Gesichte, aber das thut nichts. — Ei der Tausend, was die Jungfer tanzen kann! — Walzer, Galopp, Quadrille — das geht, wie der Teufel, und der alte Amor dirigirt zum Entzücken: jeder Zoll ein Pas! Guten Abend, Lina! — Sie hört mich gar nicht einmal! „Guten Abend, Lina!" — Endlich hörst Du mich! Wetter, Mädchen, was Du springen kannst! — Nun mußt Du aber mit mir walzen. Sieh', ich bin köstlich zum Ball costümirt! Die schönen Pantoffeln von Dir und Bertine, mein dunkelgrüner, mit zarter Lämmerwolle gefütterter Gottfried, das verschossene seidne Halstuch — auf dem ganzen Balle ist kein solcher Anzug mehr, und Du brauchst Dich nur gar nicht zu schämen, einen Ehrensprung mit mir zu machen, und dem alten Amor dadurch zu beweisen, daß seine Ermahnungen auf dem Schröder'schen Saale zu Detmold meinen Füßen noch in gutem Andenken sind! —

Der Wächter bläst auf dem Petrithurm elf Uhr. — Jetzt noch geschwind in den Steingraben, Mutter, Karl und Benda eine gute Nacht und einen vergnügten Sonntag gewünscht, Grüße an Schwollmann's aufgetragen, und, — da wäre ich wieder in Amsterdam — Gute Nacht, meine Lieben!

* * *

An Heinrich Jerrentrup in Paris.

Amsterdam, 18. April 35.

Mein lieber guter kleiner Kerl!

Dank, herzlichen Dank für Deinen langen letzten Berliner und kurzen ersten Pariser Brief!

Aus Deiner interessanten Reisebeschreibung sehe ich, daß Du nahe bei mir vorbeigedampft bist! Spiegelberg, Spiegelberg, es ist zum Rasendwerden! In mehr als drei Jahren haben wir uns nicht gesehen! Ich, und diesen Sommer nach Paris kommen! Ach, Du lieber Gott! Während meine dichterischen Actien von Tag zu Tag steigen, ist mein spießbürgerlicher Stern in cadente domo. Geld, Aussicht, Muth — Alles zum Teufel! — Aber — hier meine Hand, und Du schlägst ein! — wenn ich nächsten Herbst noch hier, und nicht schon todt oder zu Schiffe bin, — ein Schurke, wer nicht mit dem Dünkircher bateau à vapeur nach Rotterdam in See, und

[1]) Heiß- oder Heitkölschen, Soester Fastengebäck.

auf meiner Kneipe, zur Erinnerung an Frankreich, eine Flasche Bordeaux aussticht! NB. von dem aussticht hört blos das sticht zu dem in See! Dixi!

Die Rechenschaft, die Du mir von der Anwendung Deines Berliner Aufenthaltes gibst, hat mich erfreut, und in ihrer aufopfernden Ausführlichkeit selbst gerührt. Du bist und bleibst mein kleiner Allerwelts-Heinrich! Beneidet hab ich Dich um das Colleg der Geschichte der Philosophie!! Nenne mir ein gutes Handbuch! Himmel und Erde müssen mein sein! — NB. NB. und noch einmal NB. sofern die Mathematik dabei aus dem Spiel bleibt!

Deine Seekrankheit ist eine gerechte Strafe dafür gewesen, daß Du mich bei Chamisso so verlästert hast, Du schwarze Seele! Nicht Pferdemist, sondern Pferdeschweiß rieche ich gern. Und eine bange Hitte bin ich auch nicht, sondern gehe eben jetzt mit dem Plane schwanger, Schreiber u. d. g. auf einem Holl. Kriegsschiffe zu werden, und nach Ost- oder Westindien zu gehen. — Wahrhaftig — wenn alle Stränge reißen! —

Mit Schwab bin ich in eine ordentliche Correspondenz gekommen. Du kannst Dir nicht denken, wie herzlich und wohlwollend der Mann schreibt. Gerade so, wie er vor dem Almanach aussieht. Sein letzter Brief ist drei enge Seiten lang. Höre, als Commentar von Chamisso's Fragen: „Cham. schreibt mir in seinem letzten Briefe recht herzlich von Ihnen: dem sollte man die Bruderhand reichen, und ihn warnen vor Manier." — Und das thut Schwab denn auch, so bieder und freundschaftlich, daß ich bei Empfang seines Schreibens vor Freude nicht wußte, wohin. Das Morgenblatt hat kürzlich einige Gedichte, welche ich Schwab mitgetheilt, veröffentlicht.

* * *

An die Mutter.

Amsterdam, 8. Mai (1835).

— Ist L. schon fort? — Sein Ziehen hat mich wieder viel an Amerika denken lassen, und wenn alle Stricke reißen, wird das wohl noch das Beste sein, auch Karls wegen, der es in Europa noch weniger zu was bringen wird als ich, und dessen Sinn und Thun noch bei weitem unweltlicher ist als das meine.

Als poetische Neuigkeit melde ich Dir, daß Schwab ein paar Gedichte von mir im Morgenblatt hat abdrucken lassen, die bei Francks Sensation gemacht haben. Er (Franck) sagt aber, sie seien zu düster. Ich habe ihm auch den Musenalmanach gegeben. — Sonst die alte Leier; familiär werde ich mit den Leuten nie werden! —

* * *

An Heinrich Jerrentrup in Paris.

Amsterdam, 1. Juni 1835.

Du fragst mich nach meiner βραυτ — Ach Du lieber Gott; ich wollte,

ich hätte Dich bei mir, um Dir Alles, was ich in dieser Hinsicht auf dem Herzen habe, mitzutheilen. Auf dem Papier ist es nur bitter, ein zum Theil selbst verschuldetes Unheil weitläufig auseinander zu setzen. Wenn ich nicht so glücklich sein soll, Dich auf der Rückreise hier zu sehen (auch aus diesem Grunde wünsche ich es!!), so beschwöre ich Dich, nicht meinet-, sondern des edelsten und gefühlvollsten Mädchens willen, was je durch knabenhaften Unbedacht gekränkt ist, bei Deiner nächsten Anwesenheit in Soest keine, auch nicht die leiseste Anspielung auf ein, dann vielleicht gelöstes, Verhältniß Dir zu erlauben, und auf alle Fragen mit einem entschiedenen Nein zu antworten, — wenn ich Dir vorher nicht ausdrücklich zum Gegentheil Erlaubniß gebe. — Hätte ich mit meinem neunzehnten Jahre meine jetzigen Erfahrungen gehabt, so würde ich mich nicht gebunden haben, zumal da L. das Mißverhältniß der Jahre tiefer fühlt, als ich früher glaubte. Sie thut es allerdings mit Unrecht, denn es ist ja eben ihr Herz und ihr Charakter, was ich an ihr liebe — dabei kommen ein paar lausige Jahre nicht in Betracht. — Jetzt kann ich ihr mein Versprechen nicht lösen! — Bei einer neulichen Anwesenheit Francks in Soest ist meine Lage zur Sprache gekommen; — Franck ist ein Mann des Verstandes; — aus seinen Reden glaubt sie entnehmen zu müssen, daß eben mein Verhältniß zu ihr meinem Fortkommen, was man nennt: Glückmachen, im Wege stehe, und schreibt mir mit blutendem Herzen — denn sie liebt mich unaussprechlich — einen Scheidebrief. — Ich war die ersten Tage wie zerschlagen! — Beim besten Willen bloß durch Verhältnisse einem Herzen, wie es wenige gibt, eine solche Wunde schlagen — danke Gott, daß Du das nicht kennst. — Vor anderthalb Wochen habe ich ihr wieder geschrieben, was ich als ehrlicher Mann thun mußte: — Ich betrachte ihren Brief als nicht geschrieben, sähe unser Verhältniß nicht als gelöst an, und entdeckte es in einem beigelegten Brief ihrem Bruder. — Glaube sie, mit mir glücklich werden zu können, so solle sie denselben abgeben; seine Mitwirkung könne unsern Wünschen nur förderlich sein; — bestehe sie aber bei dem einmal Gesagten, so werde mir wenigstens nach diesem, die Redlichkeit meiner Absichten genug darthuenden, Schritte, das Tragen einer trüben Erinnerung leichter werden. Ich bin noch ohne Antwort! — Fällt sie verneinend aus, so lehrt Dich Dein eigenes Gefühl die Nothwendigkeit, in Soest etwaige Fragen bestimmt und mit Delicatesse abzuweisen! — Anders konnte ich nicht handeln, und ich glaube, daß ich recht gehandelt habe. — Sage mir bald, ob Du es auch glaubst; an Deinem Urtheil ist mir viel gelegen.

Wie danke ich Dir für Deine herzlichen Aeußerungen! Ja, Alter, wir sind wahrhaftig Freunde, in einem bessern und edlern Sinne, als der, durch

welchen das Wort nur zu oft entweiht wird! — Sollte uns das Schicksal wohl je wieder auf längere Zeit vereinigen? O Gott, wie wünsche ich es! — wie habe ich gerade in der letzten Zeit Dich, Deinen Trost und Deinen Rath entbehrt! —

Was mich oft mit dem Geschick hadern läßt, ist, daß ich den Meinigen noch Nichts thun, noch Nichts sein kann, daß mein geringer Verdienst noch zu nichts anderm hinreicht, als eben diesen miserabeln Leichnam zu füttern und mit ein paar Modelappen zu behängen. — O Gott, wenn ich an Lina und meine Geschwister denke, vorzüglich an den arglosen unweltlichen Karl denke — ich möchte rasend werden. Wie will dieses fromme, stille Kind durch die Welt kommen, da ich es fast nicht kann! — Gott erhalte Dich!

Dein

Freiligrath.

Hast Du Victor Hugo's neues Trauerspiel Angelo, Tyrann von Padua, gesehen? Ist Dir Victor Hugo selbst schon unter die Augen gekommen? — Oder andere Celebritäten? — Schreibe! Wenn es Deine Casse erlaubt, so könntest Du mir wohl eine, aber doch nicht unelegante, complete Ausgabe des Molière kaufen. Was kosten Racine und Corneille?

Von Schwab wieder einen Brief erhalten, und Aussicht auf mehrere; er schreibt nämlich: Setzen Sie Ihrer Unterschrift jedesmal die Adresse bei, damit meine Briefe Sie nicht verfehlen.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Amsterdam, 13. Juli 1835.

Ich bin an Geist und Körper wohler, als da ich Dir zuletzt schrieb. Ich habe kürzlich alle Sonntag das Nordseebad bei Zandvoort hinter Haarlem gebraucht, was mir sehr wohlthätig ist. Auch gestern war ich dort. Es war gerade ein herrlicher, gewaltiger Wellenschlag.

Gestern vor 8 Tagen (wo ich bereits Sonnabend hinging, den Sonnenuntergang im Meere genoß, bis 12 Uhr am Strande dichtete, und im Badhause vom seligen Neptun träumte) sah ich dort auch zuerst den Componisten Spohr, der mit seinen Frauensleuten die Saison in Zandvoort zubringt.

Herr, Respect — Durch Schwab habe ich Grüße von Uhland und seinen Auftrag erhalten, ihm, der in tiefe Studien über die Volkspoesie versenkt ist, und demnächst eine Sammlung von Volksliedern herausgeben wird, alte Niederländische Stücke dieses Ca[libers?] einzusenden. Ich bin jetzt stark am Suchen, und werde nächstens an Uhland schreiben. Er ist jetzt auf einer Reise am Niederrhein begriffen, und war vor acht Tagen in Cöln. Möglich, daß er auch Holland besucht! Herr Gott, wie wollte ich mich freuen!

An Heinrich Jerrentrup.

Amsterdam, 24. Aug. 1835.

Hear, hear! — Respect! — Hut ab! — Silentium! —

Buchhändler Sauerländer in Frankfurt a. M. hat mir vor drei Wochen für eine in seinem Verlage erscheinende Uebersetzung der sämmtlichen Werke Victor Hugo's unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken und zu einem Honorar von 22 Friedrichsdor die Odes et Poésies diverses angetragen. Die Arbeit muß Ende Oktober fertig sein. Ich habe zugesagt, arbeite des Nachts wie toll, und ein Theil des Manuscriptes ist schon in Frankfurt. Dr. Eduard Duller, dessen Name Dir, obgleich Du nicht Belletrist bist, auch schon zu Ohren gekommen sein wird, hat bereits Proben meiner Uebersetzung in seiner auch bei Sauerländer erscheinenden Zeitschrift Phönix drucken lassen, und mir einige sehr artige Zeilen geschrieben, worin meinen Sachen, eignen wie übersetzten, einmal über das andere, das Epitheton trefflich ertheilt wird. — Du siehst hieraus, daß mein Licht anfängt, sich durch den Scheffel durchzubrennen. Ohne mich schon jetzt durch all diese Geschichten von meinem Berufe ganz abwenden zu lassen, sage ich doch für Nichts gut, was in der Folge noch geschehen kann. Verschaffen mir meine Lieblingsbeschäftigungen etwas Sicheres, so thäte ich Sünde, wenn ich mich noch länger in dieser leidigen Halbheit herumtreiben wollte.

* * *

An Lina Schwollmann.

Amst., 31. August 1835.

Auch mit Uhland correspondire ich nach Noten. Vorgestern habe ich einen vier große Seiten langen Brief von ihm gekriegt. Die neueste Auflage seiner Gedichte mit seinem Bildniß hat er mir zum Geschenk gemacht, und sie ist jetzt unterwegs und wird wohl bald hier sein. Schwab hat uns aneinandergebracht, und die Veranlassung dazu gab Uhlands jetziges Studium der altdeutschen Volkspoesie, deren Spuren er auch in Holland verfolgt, und wozu ich ihm durch das Aufsuchen alter Lieder, Ankauf von Büchern u. s. w. behülflich sein muß. Es ist wahrlich eine Freude, mit den Männern so genau in Berührung gekommen zu sein. Uhlands Briefe charakterisiren ihn ganz als den innigen tiefen Dichter; Schwab ist die Freundlichkeit und Herzlichkeit selbst.

Uhland wird seine Studien über das deutsche Volkslied bald in einer besonderen Schrift niederlegen. Er will, sagt er mir, „das zerblätterte Liederbuch altdeutschen Volksgesanges, soweit es jetzt noch dem Einzelnen möglich ist, in seiner ächten Gestalt herstellen."

An dieselbe.

Amsterdam, 27. Okt. 1835.

— Der Musen-Almanach ist allerdings für Dich. Der Tod des Führers ist von mir das Beste, und vor vierzehn Tagen von der Mamsell Lindner im Museum zu Frankfurt deklamirt worden. Von der Familie des hiesigen Buchhändlers Müller habe ich gewaltige Elogen darüber hören müssen. — Der Sapperments-Hugo, von dem jetzt übrigens 3/4 fertig sind, läßt mich gar nicht zu Athem kommen, und ich will meinem Schöpfer danken, wenn ich diese satanische Nachtsarbeiterei erst hinter mir habe. —

* * *

An Ludwig Merckel.

[Amsterdam], 27. Nov. 1835.

Theurer Merckel!

Wenn ich mich recht erinnere, so gab ich Dir in meinem letzten Wisch das Versprechen, ganz gewiß zur Andreasmesse bei Dir vorzusprechen; leider habe ich die Zeit dazu aber fast verdämmert, und wenn der Winter dieses Jahr sich an der Werre ebenso früh einstellt, als am Y, so macht der alte Bursch dem Sprichwort mehr Ehre als ich meinem Versprechen. — Zwei oder drei Tage werden aber wohl nichts ausmachen, und ein Stück Honigkuchen ist hoffentlich auch noch für mich übrig geblieben. — Und so ziehe ich denn meinen Styl (den ich zu diesem Zweck, wie Du aus andern Gründen früher einmal den Deinigen, wohl so strack und ordentlich wie einen Besenstiel wünschen möchte), aus dem Stall, sattle und besteige die buglahme Kracke, und trotte, so gut es gehen will, auf ihr ins Lippische Land, das gelobte Land der Style.

Eine solche Reiterei hat aber doch wahrlich ihr Fatales. — Wenn es noch mit dem simpeln Ritt durch die Luft bis vor Deine Kneipe gethan wäre! Wenn ich dann noch, nachdem mein Gaul eine zierliche Capriole geschnitten, ich aber mit der rechten Hand den ersten freundlichen Gruß ins Fenster gewinkt hätte, abspringen und das Weitere an einem knatternden, mit Holz aus den Umgebungen des Kreuzkruges wohl gefüllten Dezemberwindofen verhandeln könnte! — Leider haben aber Besuche p. Styl das Eigene, daß man, so lange sie eben dauern, zu Gaule bleiben muß; und so muß denn auch ich Aermster, so lange ich jetzt mit Dir spreche, es vom Rücken des widerspenstigen Thieres herabthun, das unter mir herumzuckelt, als hätt' es den Teufel im Leibe. Nimm's ihm nicht übel! Es ist sonst doch ein gutartiger Klepper, willig und demüthig, und ich habe mir noch nie einen geistigen Wolf auf ihm geritten.

Brr! Still gestanden! — Hat mich sehr gefreut, Alter (ich meine jetzt Dich und nicht meinen Styl, was ich, da ich auch beide im Verlauf dieses Briefes wahrscheinlich durcheinander anreden werde, zur Vermeidung von Mißverständnissen ein für allemal bemerke), hat mich sehr gefreut, nach vollen dritthalb Jahren mal wieder was von Ew. Liebden zu hören. Habe mit sonderbarem Interesse gelesen, was Ew. Liebden mir über Dero Eigene Person, etwelche Gönner und Freunde, und über die Zustände Detmolds im Allgemeinen mitzutheilen belieben. Dero Relation hat einen armen Poeten, als welcher hiemit pflichtschuldigst seinen gehorsamsten Dank abzustatten nicht verfehlen wollte, über die Maaßen amüsiret und kann derselbe — o Du verfluchte Bestie, aus der ersten in die dritte Person zu setzen! — Ew. Liebden versichern, daß Dero Sendschreiben vierzehn Tage in der Seitentasche seines Rockes hospitirte, nebst dem Victor Hugo seine einzige Lectüre ausgemacht, und ihn wahrhaft erhoben und erbauet hat. Einen nicht minder erheiternden Eindruck haben die gütigst beigelegten Kupferstiche (so nennt ja auch Claudius im Wandsbecker Boten das Rembrandt'sche Conterfei des hebräischen Riesen Goliath) auf Aug' und Geist erwähnten Laurentii (scil. Kindlein) gemacht, namentlich die, mit unverkennbarer Liebe aufgefaßte und ausgeführte Vista eines hochfürstlichen Schlosses cum adjacentibas regionibus, als welche ein Holländer Slotzigt nennen würde. Ich — Aha, Männeken, lenkst Du ein? — muß wirklich gestehen, daß mir gerade dieses Bild sehr werth ist. Es ist ein Commentar zu dem, was Du mir über die fortschreitende Cultur des Lippischen Babylon sagst. Diese Kastanien, diese Fontainen, diese Säulen mit den Schlangen darauf (von denen ich leider nicht weiß, ob sie von der Schlange des Aeskulap oder der Hygiea, oder von Moses kupferner abstammen) — mir legen sie alle Zeugniß ab von dem Geiste, der in Euren Mauern weht! Und nun der Soldat — und der kleine gedrechselte Herr, der mit seinen Damen nach dem Falkenkruge pilgert, und auch das fröhlich mithüpfende Product seiner Nachtwachen — ich meine das zierliche Söhnlein — vom Gausmann-Bayerschen Biere nippen lassen will. Ich habe so als meine Conjecturen angestellt — so als! o Styl, nicht so legèr, wenn ich bitten darf — wer dieser zierliche Herr sein mag. Daß er weder dem Wehr- noch Lehr-, sondern dem Nährstande angehört, sieht man ihm an der Nase an.

Du willst also wissen, was ich anfange, Lieber! — Ach Gott, leider nicht viel Gescheutes! — Erlaß mir alle Referate über mein äußeres Leben. Es ist und bleibt der alte Schlendrian. Uebrigens denke ich, daß ich im nächsten Jahre mal eine Aenderung hineinbringen muß — möge auch draus werden, was da wolle. Ich tauge auf die Dauer nicht in dieß auf Häringen gebaute Nest! Ehe ich wieder auf einer comfortablen poetischen Kneipe sitze,

und in einer Lage bin, wo meine Lieblingsbeschäftigungen dem, was ich ex officio thue, wenigstens nicht so schnurstracks entgegenlaufen, wie jetzt, wird mir nie wohl! —

Also mein inneres Leben, meine Poeterei! — Der Teufel mag wissen, woher es kommt, daß ich von den Allotrien nicht lassen kann, um so mehr, als ich Dich — die Hand aufs Herz! — versichern kann, daß Nichts, was ich bisher gemacht, mir selbst genügt, wenn ich mich freilich auf der andern Seite auch wieder wundern muß, wie ich nur je dazu gelangen konnte, mich ohne Führer durch einen solchen Wust von Ungeschmack, wie ich ihn wirklich hinter mir habe, zum Theil aber auch noch mitten drin bin, wenigstens zu meinem jetzigen Standpunkt durchzuarbeiten. — Eh bien! ich bin, wo ich bin, und will's Gott, so werde ich auch noch weiter kommen! Meine Sachen im Musen-Almanach haben mehr Wesen gemacht, als ich je vermuthet hätte. Sie haben mir Männer zu Freunden gemacht, auf deren nähere Bekanntschaft ich wahrhaftig pochen könnte, wenn ich nicht so demüthig wäre. Mit Schwab und Uhland correspondire ich und habe besonders Schwab, der mir mit einer wahren wohlthuenden Herzlichkeit entgegenkam, viel zu danken. Er hat mich auf Klippen aufmerksam gemacht, an denen ohne seinen Rath das Schiff meiner Poesie sicher gestrandet wäre, und daß er mich auch sonst zu fördern sucht, möge Dir u. A. der Umstand beweisen, daß, wenn ich eine Auswahl meiner Gedichte veranstalten will, mir Cotta's Verlag offen steht.

Jetzt bin ich mit einer Uebersetzung von V. Hugo's Odes und Poésies diverses beschäftigt, welche, wie Dir aus den Dir im October gesandten Proben bekannt ist, für die deutsche Gesammtausgabe der Hugo'schen Werke, welche bei Sauerländer in Frankfurt erscheint, bestimmt ist. S. forderte mich in einem mit Buchhändlerschmeicheleien wohl gespickten, sehr artigen Briefe dazu auf, und da ich die 25 Pistolen Honorar doch auch gebrauchen konnte, so nahm ich's an. Jetzt, wo ich fast fertig bin, habe ich aber den Moralischen. Ich fürchte, daß das ganze Machwerk nichts werth ist, und daß mich die Recensenten arg mitnehmen werden. Der eine oder andere wirft mir gewiß den Schlegel-Shakespeare'schen Vers aus Pyramus und Thisbe im Midsummer Night's Dream:

„Den wohlgehörnten Mond d'Latern z'erkennen giebt"

in die Zähne. Ich habe nämlich auf eine ganz unverantwortliche Weise elidirt, auch vor Consonanten. — Im Februar oder März wird das Bändchen wohl versandt werden können, und ich schicke Dir dann etwelche Exemplare für Dich und zum Vertheilen, wenn Du's erlaubst. — Nur bitte ich um Deine Nachsicht! — Wenn Du mir, wie ich hoffe, vor der genannten Frist schreibst, so beurtheile doch vorläufig das, was ich Dir schon geschickt.

Daß mich das Lipp. Magazin gnädig beurtheilt, hat mir recht wohl gethan, und wenn Du ohne Mühe und Kosten einmal gelegentlich die betreffende Nummer unter meine Augen bringen könntest, so würde mich das freuen. — Deiner freundlichen Aufforderung zur Mitarbeiterschaft habe ich vorläufig Genüge geleistet, und werde in der Folge gern mehr schicken. [1]) Wie ist denn eigentlich Plan und Tendenz des Blattes? Wahrscheinlich utile dulci? Kartoffeln und Nektar? Du solltest Deine satyrische Ader aber einmal darin springen lassen, Alter! NB. über Eure gesellschaftlichen Zustände; ums Himmels willen nicht über die Mondlaterne Deines Freundes Hermann Ferdinand! Wie ein Traum dämmert es, beim Schreiben dieser beiden Vornamen in mir auf, daß Du Simon Ludwig heißt. [2])

Ach, Alter! nun werde ich in diesem Augenblicke so lyrisch gestimmt, daß ich mich vor Dich hinsetzen und heulen möchte, wie ein Kind. Gott weiß, wie es zugeht, aber es ist wahr! und ich wollte, daß wir in diesem Augenblick bei einander seyn, in der Stegevirias lesen, und allerlei Erbauliches vom jenseitigen Schweizerlande reden könnten. — Ich glaube, ich muß bald sterben, und bitte dann um ein: Have, pia anima! —

Uebrigens muß ich mich fast schämen wegen der Planlosigkeit und des Durcheinanders dieses Geschmiers, halt's mir zu Gute! Mein nächster Brief soll ordentlicher und vernünftiger sein. Ich muß diese Nacht noch ein Packet für Sauerländer zurecht machen, und bin daher so rhapsodisch — überhaupt macht mich der Hugo halb verrückt, d. h. nicht das Uebersetzen, sondern der Inhalt der Oden an und für sich. Man glaubt in einigen die Apokalypse zu lesen — eine entsetzliche Phantasie hat der Kerl, und wenn ihn Tieck auch in seiner Reise ins Blaue gewissermaßen in den Bann thut, so bleibt er doch ein Hauptpoet.

Aber es wird wahrlich Zeit, meinem Brief ein: Monsieur, prenez la poste! zuzurufen. Der Nachtwächter vor meinem Fenster ruft nicht zwölf, sondern Twaalf, draußen friert es, daß es kracht, und

Den Mond durch Nebel scheinen
Hoch überm Thurme sieh
Wie einen
Punkt über einem i!

Mit wieviel kann man in Detmold als Junggesell jährlich auskommen? Warum ich meist Orientalia besinge? — Ich weiß es wahrhaftig nicht

[1]) Jahrgang 1835 des Lipp. Magazins enthält Heinrich den Seefahrer, sowie Den Derwisch und Das Lebewohl der arabischen Wirtin nach Victor Hugo.

[2]) Richtig: Ludwig Adolf.

— „Spiritus flat ubi vult“ hat Hugo dem 4. Buche der Oden als Motto vorgesetzt.

Geht für die Lyrik in Deutschland denn wirklich ein neuer Frühling auf, und finden Chamisso, Pfizer, Lenau u. a. überall Anklang? — Ich bin in Ponto und weiß von nichts.

Grüße auch H. Ich wollte, ich wäre ein Bäcker. Der hat doch immer sein Brod, und wenn er auch schier dabei verhungern müßte.

Deine Vorliebe für Tieck theile ich. Seine dramatischen Märchen sind köstlich. — Ich habe kürzlich zwei ältere Prosaisten, Hippel und Ernst Wagner, mit wahrem Genusse gelesen.

Truely and ever Yours

F. Freiligrath.

* * *

An Bruder Karl.

Amsterdam, 26. Januar 1836.

Mein lieber Bettenhäuser!

Wie leid hat es mir gethan, aus Deinem letzten lieben Briefe zu sehen, daß ich die unschuldige Ursache gewesen bin, Dich auf 14 Tage zum Bürger der langweiligen Stadt Bettenhausen zu machen! Du armer Junge! hätte ich nicht den unglückseligen Einfall gehabt, Dich nach A. R. zu schicken, so hättest Du den fatalen Sturz nicht gethan, und wärst gesund und frisch gewesen, wie immer! Wer konnte aber auch an so was denken! Nun, es ist gut, daß Du jetzt wenigstens wieder so weit bist, daß Du der Stadt Bettenhausen Adieu hast sagen können, und ich hoffe, aus deinem nächsten Briefe ganz über Dein Befinden beruhigt zu werden.

Dein Zeugniß ist diesmal ja recht gut ausgefallen, und ich habe mich von Herzen darüber gefreut!

Vorige Nacht träumte mir, daß ich mit Dir und Lina oben auf meiner Stube gewesen sei. Alles war noch darauf wie sonst, nur stand der Sekretair nicht mehr darauf, was mich recht wunderte. Uebrigens warst Du wieder ganz flink auf den Beinen, und ich will dies als ein gutes Omen für Dein Knie ansehen. Wer jetzt Liebhaber von Musik ist, hat in Amsterdam reichlich Gelegenheit, seine Neigung zu befriedigen. Es sind diesen Winter nämlich eine Menge berühmter Virtuosen hier, die Concert auf Concert geben, ohne daß ich für meine Person (auf lat. equidem) bis jetzt ein einziges besucht hätte. Die berühmtesten jener Musikanten sind: Moscheles, Kalliwoda, Bärmann und die beiden Brüder Eichhorn, welche sich heute Abend hören lassen. Von diesen beiden kleinen Violinvirtuosen ist der älteste

13 und der jüngste 11 Jahre alt, und dabei sind sie solche Meister auf ihrem Instrument, daß alles durch sie bezaubert wird. Sie haben sich schon in beinahe allen Hauptstädten Europas hören lassen.

Da Du mein lieber Bettenhäuser bist, so schreibe ich Dir heut allein. Die andern mußt Du herzlich von mir grüßen; ich werde nächstens allen antworten. Aus Linas und Bendas Briefen habe ich gern gesehen, wie reich Euch das Christkindchen bedacht hat. Lina kannst Du wohl sagen, daß das Bild über dem Briefe allerdings Amsterdam vorstellen soll.

Und nun lebe von Herzen wohl, lieber Karl! Werde bald wieder besser, und behalte lieb deinen treuen Bruder Ferdinand.

*　*　*

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 5. Februar 1836.

Sie wünschen etwas Näheres über mich und meine Verhältnisse zu erfahren, ein Wunsch, dem ich leicht genügen kann, da mein Leben, seit wir uns zuletzt sahen, so arm an Ereignissen und Aenderungen gewesen ist, daß sich die Geschichte desselben in den letzten drittehalb Jahren füglich in eben so viele Zeilen zusammenfassen läßt. Meine Stellung bei Sigrist ist dieselbe, die sie vor drei Jahren war; Bekanntschaften suche ich nicht, was freilich für einen Kaufmann immerhin eine falsche Maxime ist, und lebe daher ziemlich eingezogen; mein Umgang beschränkt sich auf wenige Familien, und die Zeit, die ich mir vom Geschäft abmüßigen kann, verwende ich meist auf wissenschaftliche Bestrebungen oder leichtere Lectüre, worin ich immer eine innere und mehr zusagende Erholung finde, als in dem leidigen Kartenspiele, vor dem ich ein innerliches Grauen habe, und, wenn mich mein böses Geschick 'mal an einen Spieltisch führt, nur Langeweile und Abspannung davontrage. Ganz an meinem Platze — das fühle ich wohl! — bin ich hier nicht, und wenn ich einmal Gelegenheit haben sollte, meine jetzige Stellung mit einer solchen zu vertauschen, die mich mein äußeres mehr mit meinem innern Leben in Einklang bringen ließe, so würde ich dieselbe um so weniger unbenutzt vorbeigehen lassen, als auch mein für Amsterdam und sein theueres Pflaster immerhin sehr mäßiges Salair von 800 fl. mir eine Verbesserung meiner Lage wünschenswerth, und sogar nothwendig macht. Eine Erleichterung im vorigen Jahr haben mir allerdings meine literarischen Beschäftigungen verschafft, und da Sie die Güte haben, derselben auf eine so freundliche, freilich nur zu nachsichtsvolle Weise zu gedenken, so hoffe ich, daß Sie es mir nicht für Unbescheidenheit auslegen werden, wenn ich dieselben hier mit kurzen Worten berühre. Die leidige Wuth, Verse zu machen, greift

zu tief in mein Leben ein, als daß ich, wenn ich über mein Thun und Lassen eine vollständige Beichte ablege, ganz darüber schweigen dürfte.

Daß ich schon lange Reime geschmiedet, ist Ihnen vielleicht aus Westphälischen Zeitblättern und Taschenbüchern bekannt; ich glaube aber wohl eine neue Epoche für mein — wenn ich es so nennen darf — Dichten von der Zeit an annehmen zu dürfen, wo ich anfing, meine Versuche in dem Chamisso-Schwab'schen Musen-Almanach mitzutheilen. Sie haben in so glänzender Gesellschaft mehr Glück gemacht, als ich je erwartet hätte, und mir außer der immer zweideutigen Gabe günstiger Recensionen die nähere Bekanntschaft eines Schwab, Uhland, Pfizer u. A., von denen ich namentlich mit Ersterem, der mir auf die wohlwollendste und aufmunterndste Weise entgegenkam, in ununterbrochenem Briefwechsel stehe, erworben. Fast wäre ich auch vorigen Herbst mit dem jungen Deutschland in nähere Verbindung gekommen, mein guter Genius hat mich aber noch glücklich an dieser Klippe vorübergeführt. Gutzkow nämlich, der mich durch die ihm früher befreundeten Stuttgarter Dichter kannte, empfahl mich dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt zur Uebersetzung eines Theiles der von diesem projectirten deutschen Ausgabe des Victor Hugo, und ich, der ich damals die fluchwürdige Tendenz dieser, seitdem von Menzel hinlänglich gebrandmarkten Schule noch nicht so kannte, sagte gern zu. Zum Glück überwarf sich Gutzkow bald darauf mit Sauerländer. Der Hugo wird jetzt nicht von ihm, sondern von Dr. Adrian eingeleitet werden, und die flüchtige Berührung, in die ich mit Gutzkow gerieth, ist, Gott sei Dank, ohne weitere Folgen vorübergegangen. Uebrigens wird meine Uebersetzung der Oden und Vermischten Gedichte, in denen sich Hugo beiläufig nicht nur von einer viel würdigern Seite, als in seinen Dramen, sondern in einigen selbst von echter Religiosität durchdrungen zeigt, noch in diesem oder doch im folgenden Monate erscheinen, und ich werde mir s. Z. erlauben, Ihnen ein Exemplar davon einzusenden. Vielleicht, wenn ich Zeit gewinnen kann, erscheint auch in diesem Jahre noch eine Sammlung meiner Gedichte; Freiherr v. Cotta hat mir unaufgefordert den Verlag seiner Handlung dazu angetragen.

Sie haben freilich Recht, daß der Merkur nicht recht zum Apoll und den Musen paßt. Es ist und bleibt eine Association, wo es immer kleine Reibungen giebt; ich tröste mich aber damit, daß fast alle Poeten, von Hans Sachs an, mehr oder weniger die Poeterei dazu treiben mußten, und daß es am Ende einerlei ist, ob man die Zeit, die man den Musen widmet, dem Merkur, oder der Themis, oder sonst einem Gott, oder einer Göttin, abzieht. Und nun übergenug von einem Gegenstand, über den ich ohnehin schon weitläufiger geworden bin, als ich es gesollt hätte!

An einigen der im Druck erschienenen Predigten Ihres F. W. Krummacher habe ich mich wahrhaft erbaut! Wenn sein Vortrag dem Fluge seiner Gedanken gleicht, so muß er hinreißend sein!

Ihren lieben Eltern und Geschwistern richten Sie wohl meine herzlichen, freundlichen Grüße aus! Der lieben Nichte Lisette habe ich auch einen Gruß von Frau Müller auszurichten. Ich bin seit ungefähr vier Monaten sehr wohl in der Müller'schen Familie (Deutsche Buchhandlung, Firma: J. Müller u. Co.) aufgenommen, und genieße, als wildfremder Mensch, der ich Müller bloß durch seine Poeterei bekannt war, viel, sehr viel Freundschaft von diesen guten Leuten.

* *
*

An Karl Freiligrath.

Amsterdam, 6. Febr. 1836.

Heute nur zwei Worte herzlichen Dankes für Dein letztes liebes Briefchen, aus dem ich zu meinem herzlichen Bedauern sehen muß, daß Du armer Junge noch immer nicht recht wieder auf dem Strumpfe bist, und nur noch an meinem Ziegenhainer herum humpeln kannst. Möchtest Du doch bald ganz von den Folgen des bösen Falles befreit seyn!

Vorläufig habe ich Dir zur Vertreibung der Langeweile mit der Fahrpost von vorgestern zwei Bücher, ein Deklamir- und ein Märchenbuch, als Dein, Linas und Bendas gemeinschaftliches Eigenthum geschickt. Ich wollte sie Euch schon zu Weihnachten schicken, hielt sie aber zurück, weil Ihr, da ich nicht ganz frankiren kann, immer das theure Porto davon habt. Da Du aber jetzt so an's Zimmer gefesselt bist, so wollte ich Dir doch in etwa die Langeweile vertreiben helfen, und es soll mich freuen, wenn mein Zweck erreicht wird. Aus dem Märchenbuche müßt Ihr Schwollmanns Kindern recht viel erzählen!

Das muß in Soest ja eine rechte Rumpelei mit den Wintergewittern seyn! — Hier ist fast alle Nacht Feuer; wenn es aber auch nur dreißig Schritt von meinem Hause ist, so bleibe ich doch ruhig im Bett liegen und lasse die Nachtwächter „Brand!" rufen und die Spritzen vorbeirasseln, so viel sie wollen. —

Die beiden kleinen Gebrüder, welche auf der Violine so excelliren, habe ich nun auch gehört. Sie heißen, wie Du weißt, Eichhorn, geriethen in einen entsetzlichen Streichzorn, und strichen die Geige so, daß ich meinen Leichdorn (am kleinen Zehen vom linken Fuß) ganz vergaß, so malitiös er mich auch peinigt. — Es ist aber doch etwas Außerordentliches mit den kleinen Kerls, und ich wollte, daß auch Ihr sie 'mal hörtet.

Grüß Gott, Alter! — Werde bald wieder besser und schreibe bald wieder

Deinem

treuen Bruder

Ferdinand.

* *
*

An Lina Schwollmann.

Amsterdam, 27. Febr. 1836.

Da wäre ich denn endlich frei — frei diesen Sommer, wie der Vogel in der Luft, aber wahrscheinlich auch mit nicht viel mehr Moneten versehen, als es der Vogel ist! Das macht aber nichts! Etwas im Sack habe ich immer noch, wenn ich zu Euch komme; dann sammele ich flugs meine Gedichte, wenn Du es erlaubst, und lasse mir von Cotta wenigstens 3—400 Gulden dafür blechen, 200 Gulden werde ich bis Juli auch bei Sauerländer wieder gut haben — kurz, es werden auch in pecuniärer Hinsicht ganz passable Zeitläufte sein. Bin ich dann erst 'mal dort, so wird sich das Uebrige schon finden! Vorläufig wollen wir Gott danken, daß ich hier los und nicht mehr auf die Launen eines Mannes angewiesen bin. Der Teufel hole das Mäcenatenwesen! Noch einmal: Gott sei Dank, daß ich so weit bin! So gut wie hier werde ich's überall finden!

Herr Gott, wie freue ich mich, 'mal wieder nach Soest, zu Euch, zu Dir zu kommen! Du bist gewiß in der letzten Zeit wegen meines Schweigens traurig und böse über mich gewesen — lies aber nur meinen Brief an die Mutter, und Du wirst mir verzeihen! — Ich bin noch immer von Herzen unwohl, des Abends legt sich eine bleierne Schläfrigkeit über mich; Kopf- und Leibweh nehmen kein Ende — ich wollte, es wäre erst wieder Frühjahr! Ich bin überzeugt, daß ich ganz frisch sein werde, sobald ich meine Lebensweise ändern kann.

Meine Uebersetzung der Hugo'schen Oden erwarte ich mit jedem Tage von Frankfurt. Sauerländer hat sie bereits in einer weitläuftigen Anzeige seiner Ausgabe des Hugo in der Augsburger Zeitung als meisterhaft ausposaunt. Es soll mich wundern, was die Kritiker damit machen — ich selbst bin am wenigsten zufrieden damit.

In der ersten Nummer des diesjährigen Phönix findest Du ein Gedicht von mir, das ich auf Dr. Dullers ausdrücklichen Wunsch für den Beginn des neuen Jahrganges machte.

Nun wundere Dich einmal: Dr. Duller, mit dem ich auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stehe, will für ein Taschenbuch, das er aufs Jahr

1837 herausgiebt, Gedichte von mir, mein Portrait und mein Facsimile! Ist das nicht stark? Er kriegt aber nur die ersten und das letzte. Malen habe ich mich ja noch nicht lassen, und dann wäre es, glaub' ich, auch Anmaßung, schon jetzt aus einem Kupferstich in die Welt zu gucken!

Und weil ich nun ein Freiherr bin, will ich, nachdem ich Dich um baldige Antwort gebeten, einen entsetzlichen Submissionsstrich machen.

Dein Ferdinand.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 29. März 1836.

Sie sind mir gewiß recht böse, daß ich Ihren freundlichen letzten Brief erst so spät beantworte, und gewissermaßen erst durch die gefällige Einsendung des schönen Krummacher'schen Gedichts, wofür ich Ihnen recht herzlich danke, daran erinnert werden mußte. Ganz von Schuld freisprechen will ich mich nicht, denn, was sollte ich's leugnen, ich habe mich seit einiger Zeit einer sträflichen Trägheit in meiner Correspondenz ergeben; wenn Sie aber erwägen, daß diese Trägheit eine Folge verschiedener äußerer Umstände war, unter welchen ich namentlich hervorhebe: ein fatales, längeres Unwohlsein und — das Nehmen meiner Entlassung aus dem Hause Sigrist, so hoffe ich, wenn auch nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt bei Ihnen zu sein.

Ueber meinen plötzlichen Austritt bei Sigrist wundern Sie sich gewiß. Im Allgemeinen finden Sie die Motive zu diesem Schritte schon in meinem vorigen Briefe angedeutet. Die unmittelbare Veranlassung, mein schon lange genährtes Vorhaben zu verwirklichen, war kurz folgende. Herr Franck versprach mir vorigen Sommer in den bestimmtesten und wohlwollendsten Ausdrücken, ohne die geringste Bewerbung meinerseits darum, den durch den Austritt seines diesen Frühling nach Baltimore abgehenden Vetters B. zu erledigenden Spediteurposten. Jetzt nun, wo es darauf ankam, sein Wort zu halten, giebt er den Posten einem Andern, und wenn ich auch in anderer Hinsicht nicht böse deßhalb bin, so wurmte mich das Ding doch eben darum, weil es ein miserables Nichtworthalten war. Wenn ich hätte bleiben wollen, so bin ich überzeugt, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, mein Salair durch eine einfache Bitte um ein paar hundert Gulden zu erhöhen. Es wäre dies auch allerdings das Vernünftigste gewesen; leider Gottes bin ich nun aber einmal so constitutionirt, daß ich Inconsequenzen, wie die eben angegebene, nicht wohl verdauen, und es nicht vertragen kann, wenn man mich wie ein Stück Holz nach Belieben hierhin und dorthin schieben will, ohne daß ich das Maul aufthun soll. Ich entschloß mich also kurz, reichte meine

Demission ein, und bin jetzt mit dem Ordnen meiner Bücher und Scripturen beschäftigt, so daß ich binnen Kurzem von hier werde abreisen können. Den Sommer werde ich bei meiner Mutter in Soest zubringen, theils um meine Gesundheit zu befestigen, theils um einige schriftstellerische Arbeiten zu vollenden, und gegen den Herbst denke ich, mich nach Frankfurt oder Leipzig zu wenden, wo ich mit Leichtigkeit eine Stelle zu finden hoffe, die wenigstens so gut ist, wie meine jetzige, beiseite gesetzt, daß ich mich dann im Mittelpunkt des literarischen Treibens Deutschlands befinde.

Meine Uebersetzung von Hugo's Oden dachte ich schon diesem Briefe beifügen zu können. Obgleich der Verleger aber das Manuscript schon seit Mitte Januars in Händen hat, so habe ich doch noch bis jetzt vergeblich auf die Erscheinung des Bändchens warten müssen. Sobald es heraus ist, erhalten Sie es, wie später auch die Chants du Crépuscule, die ich ebenfalls für Sauerländer übersetze. So viel ich weiß, ist Hugo Katholik. Auf eine der neuesten Erscheinungen in der französischen Literatur, auf Lamartine's Jocelyn kann ich Sie als etwas sehr Schönes aufmerksam machen.

* * *

An Caroline Freiligrath.

[Undatirt, Frühling 1836.]

Von Herzen danke ich Dir für Deine letzten lieben Zeilen und für das schöne Schneeglöckchen, welches die weite Reise glücklich zurückgelegt und mir den Frühling des Jahres 1836 so freundlich eingeläutet hat. Du hast mir eine große Freude dadurch bereitet, liebes Mädchen, und wenn ich diesen Sommer wieder zu Euch komme, sollst Du sehen, wie sorgfältig ich das liebe Blümchen in meinem Stammbuche verwahrt habe. Es wird gewiß nicht böse sein, wenn es Dich wiedersieht, und ich hoffe, daß wir drei, Du, Schneeglöckchen und ich, ein fröhliches Schützenfest mit einander verleben werden.

Von wegen der Kückensuppe bitte ich Dich, alles aufzubieten, daß Du im Stande bist, mir bei meinem Kommen eine zu kochen. Sie muß aber lecker sein, daß die Frikadellen, die Du, wie ich zu meiner Verwunderung und Freude höre, schon backen kannst, gut darin herum schwimmen können. Ich freue mich überhaupt recht auf das Schlaraffenleben, was Du mir bereiten willst, und bei dem sich besonders meine Nase recht wohl befinden wird. Denn denke nur, des Morgens früh hat sie zuerst Deinen versprochenen frischen Blumenstrauß zu erwarten, dann, wenn ich herunter komme, duften mir Deine Frikadellen entgegen; darnach, wenn ich in den Garten gehe, strömen mir wieder Blumengerüche zu, und am Ende werde ich wahrhaftig selbst nicht wissen, was besser riecht, eine Frikadelle oder eine Rose.

Deine Beschreibung, wie Alles bei Euch jetzt anfängt zu grünen und zu blühen, hat mich recht erfreut. Hier sind wir soweit noch nicht, und in den engen nebligen Mauern und dem Menschengetöse des großen Amsterdams merkt man ohnehin kaum, daß es draußen anfängt Frühling zu werden. Die häßlichen (oder wenigstens unschönen) Umgebungen der Stadt locken einen im Winter selten ins Freie, und ich glaube, daß ich seit dem Oktober erst vorgestern, als am ersten schönen, und in der That schönen, warmen und sonnigen Frühlingstage zuerst wieder vor dem Thore war. Große Städte haben überhaupt den Nachtheil, daß man in ihnen, wenn man den ganzen Tag durch Berufsarbeiten gefesselt ist und die wenigen freien Stunden, die man etwa hat, zu andern Zwecken verwenden muß, der Natur fast ganz entfremdet wird, und ich freue mich auch darum schon auf mein Fortkommen von hier, weil ich dann auch die Schönheiten des Sommers wieder einmal recht genießen werde.

Und nun adieu, meine liebe Blumistin! Behalte mich lieb und schreibe mir bald wieder!

* * *

An Karl Freiligrath.

Amsterdam, 4. April 1836.

Mein lieber Karl!

Soeben komme ich von einer kleinen Tour nach Leyden zurück, wo ich für den ersten Ostertag mit einem in Rotterdam wohnenden Freunde eine Zusammenkunft verabredet hatte, und will den Rest des zweiten Feiertags jetzt dazu anwenden, Dir Deinen vorgestern erhaltenen letzten lieben Brief zu beantworten, um so wenigstens einen Theil des Osterfestes, wenn auch nur in Gedanken, bei Euch zuzubringen.

In Leyden habe ich gestern auf den verschiedenen Museen höchst merkwürdige Sachen in Augenschein genommen, von denen es nur zu bedauern ist, daß sie, wie z. B. die Aegyptischen, Etruskischen, Römischen und Griechischen Antiquitäten, wegen Mangels an Raum noch nicht ordentlich aufgestellt sind. Wenn dies erst mal geschehen ist, wird die Sammlung, welche namentlich sehr reich an Mumien ist, einzig in ihrer Art werden. Das naturhistorische Cabinet, welches aber auch noch nicht ganz (die Ornithologie noch gar nicht) aufgestellt ist, ist auch eines der reichhaltigsten in ganz Europa, und da die Regierung fortwährend Reisende nach allen Weltgegenden ausschickt, so wächst es noch immer sehr an. Interessant ist der Saal, wo die Gerippe von Menschen, vierfüßigen Thieren, Fischen, Vögeln, Schlangen u. s. w. zu sehen sind. So ein Kameel- oder Elephantengeripp sieht grausig aus.

Enorm war aber der bloße Kopf eines der größten je gefangenen Wallfische, dessen ganzes Geripp aufzustellen es an Raum gebrach. Dieser Kopf war nämlich nur so groß, daß man eure große Stube mit Bequemlichkeit hätte hineinschieben können. Prächtig anzusehen waren auch die ausgestopften Giraffen, Löwen, Tiger, Panther, Kameele, Antilopen und andere Thiere, die ich Dir hier nicht alle nennen kann. Auch das merkwürdige Schnabelthier aus Neuholland war dabei, von dem Du in einem alten geschriebenen Collectaneenbuche von mir eine Beschreibung findest. Sehr interessant war auch eine Sammlung von Nestern und Eiern ausländischer Vögel. So ein Kolibrinestchen ist das Subtilste, was man sich denken kann. Du hast doch auch wohl schon vom Schneidervogel gehört. Von diesem war auch ein Nest dabei, dessen Bau einen in der That zur Bewunderung hinreißt. Es sind nämlich zwei einfache Blätter irgend eines in jenen Zonen wachsenden Baumes, etwa so groß, wie Kirschbaumblätter. Diese hat der kleine Satan mit einem baumwollenen Faden, den er selbst gedreht hat, aneinandergenäht, doch so, daß oben ein Loch bleibt, und das Säckchen, das auf diese Weise entsteht und das er frei schwebend mit einem andern Faden an einen Zweig hängt, hat er mit loser Baumwolle gefüllt, wohinein er seine Eier legt.

Beim Wiedersehen werde ich Euch mehr von diesen Raritäten erzählen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 2. Mai 1836.

Meinen letzten Brief vom — werden Sie erhalten haben, und lasse ich demselben diese wenigen Zeilen eigentlich nur folgen, um Ihnen meine heute per Fahrpost an Sie abgehende Uebersetzung von Hugo's Oden, die ich, was Sie entschuldigen wollen, nur bis zur Grenze frankiren konnte, zu avisiren. Möchte Ihnen wenigstens Einiges in dem Büchlein Freude machen! — Ich selbst bin mit dem Machwerk gar nicht recht zufrieden. Es sind viele Härten darin, auch nicht wenig Schwulst, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, so hat es der Drucker auch nicht an zum Theil sehr entstellenden Druckfehlern fehlen lassen. Das sind so Poetenleiden!

Bis zum 15. Mai denke ich von hier abreisen zu können, vielleicht auch schon eher. Jedenfalls ist dieser Monat der letzte von den 52, die ich hier zugebracht. —

* * *

An Ludwig Merckel.

Amsterdam, 30. Mai 1836.

Mein lieber Lewis!

Acht Tage nachdem ich meine Dir inzwischen wohl richtig zugekommenen

Hugo'schen Oden expedirt hatte, erfreute mich Deine angenehme Magazin-Sendung, für welche ich der Redaction unter Ausrichtung meiner besten Grüße meinen herzlichen Dank abzustatten bitte. Wie gern ich denselben nun aber auch durch mehr als trockne Worte, nämlich durch das Beilegen etwelcher eigner Poesien bethätigte, so ist mir dies doch im Augenblick reineweg unmöglich. Als Dein Brief ankam, war Alles, was die letzten Wochen in mir hatten aufgehen lassen, bereits an das Morgenblatt, den Phönix, Dullers neues Taschenbuch: „Deutsches Album" und den Musen-Almanach abgegangen, während sich meine neusten Uebersetzungen zum Behuf des „Literarischen Auslandes" bereits in Gust. Pfizers Händen befanden. — Dazu kam der fatale Umstand, daß der junge Mann, welcher mich remplaciren sollte, es am 15. Mai, während der Sonnenfinsterniß in den Kopf kriegte, sich, nachdem er kaum 14 Tage hier gewesen, mit des Seilers Tochter zu copuliren, und daß der Strick, den er mit seiner Kehle in allzu nahen Contact brachte, nun auch leider Gottes die unglückliche Fessel werden mußte, die mich ein paar Wochen länger ans Pult band und jeden anmuthigen Scherz mit denen Musis verhinderte. Bei so bewandten Umständen bleibt mir nun, wenn ich gegenüber der Güte der Redaction nicht ganz als Unwürdiger erscheinen will, nichts anderes übrig, als ein paar alte (ich glaube noch aus 1832 herrührende) Uebersetzungen nach V. Hugo beizufügen, die ich beim Ordnen meiner Papiere noch aufgefunden. Wenn ich erst in Soest bin und Zeit habe, werde ich gern einmal wieder was Eignes folgen lassen, und mich dabei Deiner Winke rücksichtlich der vox populi erinnern. — Das Taschenbuch- und Journalwesen unsrer Tage ist übrigens — entre nous! — das Verderben der jungen Literatoren. Man giebt sich dadurch einer Verzettelung und Versplitterung hin, die am Ende nichts taugt und einem ernsten Streben wenig förderlich ist. — Indeß, was ist dagegen zu machen? Um sich bekannt zu machen, gleichviel von welcher Seite, sind derlei Institute immer die besten Colporteurs.

Um nun vom Allgemeinen aufs Besondere zu kommen, so kann ich Dir die ungeschmeichelte Versicherung geben, daß mir das Lipp. Magazin sehr wohl gefallen hat, und daß es mir seine, im Einleitungsgedicht gut ausgesprochene Tendenz: „im kleinen Kreise nach Kräften Gutes zu stiften" mit Ernst und Würde zu verfolgen scheint. Wie sollte ich's Dir verhehlen, daß mir die Beurtheilung meiner Siebensachen im Musen-Almanach wahre Freude gemacht hat. Den Rügen des Beurtheilers stimme ich von ganzem Herzen bei, und will mich bessern, besonders da er im Scipio die Pointe vom Menschenfleisch getadelt hat, die, zu meiner großen Verwunderung, keine der andern mir zu Gesicht gekommenen Recensionen nach Würde abgefertigt hatte.

Noch eins: Schierenbergs Rec. der Grabbe'schen Dramen wird in Kurzem von einer dito über ein neues Stück Grabbe's: „Die Hermannsschlacht“ gefolgt werden können. Das nächstens in Coblenz nach dem ungefähren Zuschnitt eines Mus.-Alm. erscheinende „Rheinische Odeon“ wird Proben davon bringen. Besagtes Rhein. Odeon, dessen Mitredaction mir vor einer halben Woche angetragen wurde (ich weiß nicht, ob ich ja oder nein sage), enthält auch von mir Etwas. —

Für die freundliche Einladung nach Detmold Dir und den Deinigen meinen warmen, herzlichen Dank! — Fürs Erste muß ich nun aber in Soest fleißig sein. Ich habe Gust. Pfizer Verschiedenes versprochen. Sauerländer mahnt schon geraume Zeit wegen Hugo's Chants du Crépuscule, die ich für seine Ausgabe übernommen u. s. w. Gegen den Herbst oder gegen das Frühjahr werde ich wieder Banquier, d. h. nicht hier, hoffe aber, daß es mir in Cöln, Frankfurt oder sonst auch an keiner erträglichen Stelle fehlen wird. Das Dichten allein ist eine miserable Sache, und eine prosaische Unterlage thut auch dem Poeten im Leben gut. —

* * *

Nachdem wir so Freiligraths Beziehungen zu der Familie und den Jugendfreunden betrachtet, ist es an der Zeit, der beiden trefflichen Männer zu gedenken, welchen der Ruhm gebührt, zuerst die Genialität des jungen Dichters erkannt, ihm die Pfade allgemeiner Anerkennung eröffnet, ihn zugleich mit väterlicher Mahnung auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die ihm ein überwältigender Gestaltungstrieb drohte. Es sind das Chamisso und Schwab. Wir haben gesehen, wie Freiligraths Bemühen, durch seinen Landsmann Grabbe, dieses geniale Irrlicht, in die Literatur eingeführt zu werden, an der Unordnung Grabbe's oder des Buchhändlers scheiterte; es war dies vielleicht kein Unglück, denn Freiligrath ward dadurch veranlaßt, sich an Adelbert von Chamisso zu wenden, einen Dichter, welcher ganz der Mann dazu war, durch das Gewicht und die Reinheit seines Namens dem jungen Schützling einen ehrenvollen Weg zu bahnen. Die zwischen beiden gewechselten Briefe liegen in der Urschrift vor mir und mögen hier Aufnahme finden; diejenigen Chamisso's sind übrigens bereits früher in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen.

Freiligrath schreibt am 9. Dezember 1833:

Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir in den Anlagen einige poetische Kleinigkeiten zu überreichen, welche in den nächsten Jahrgang des von Ihnen und Herrn Prof. Schwab in Stuttgart herausgegebenen Deutschen Musenalmanachs aufgenommen zu

sehen mir zur ehrenvollen Aufmunterung gereichen würde. Möge Ihr ermuthigendes Wort:

„Herein, Du Jünger! Zaudre nicht zu neigen
Dein lock'ges Haupt vor Deinem Meister hier!"

möge außerdem der Wunsch, allmählich aus dem engen Kreise hinauszutreten, in welchem ich bisher meine mangelhaften Versuche veröffentlichte, die Kühnheit entschuldigen, mit welcher ich, der Jünger, Ihnen, dem die Palme des Weltumseglers mit dem Lorbeer des Dichters vereinigenden Meister, meine Lieder vorzulegen wage.

Ihre geneigte, schriftliche oder mündliche, Entscheidung wird mein Freund, der Studiosus Jerrentrup, welcher die Ehre hat, Ihnen diese Zeilen zuzustellen, mir mit Vergnügen mittheilen. Jeder Tadel, jede Zurechtweisung werden mir, der ich das Gebiet der Poesie noch mit so unsichern Schritten betrete, jedes leitenden Freundes entbehrend, und, durch abweichende Urtheile irre gemacht, selbst meinen Beruf zum Dichter häufig noch in Zweifel ziehen muß, von Ihnen willkommen sein, und indem ich Ihnen im Voraus meinen wärmsten Dank dafür ausspreche, bitte ich Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Ferd. Freiligrath.

Eine Antwort Chamisso's liegt nicht vor; dagegen enthält, Antwort genug, der Musenalmanach für 1835, herausgegeben von Chamisso und Schwab, als die ersten Gedichte, welche nicht dem eng begrenzten Leserkreise eines westfälischen Lokalblattes geboten wurden, Scipio, Löwenritt [1]), Moosthee und Anno Domini, vier Dichtungen, welche Freiligraths machtvolle Eigentümlichkeit in glänzendster Weise darlegen und sofort seinen Namen in die wei-

[1]) Eine Zeitlang hielt man Freiligraths Löwenritt für eine Nachdichtung von des Schotten Thomas Pringle († 1834) The Lion and the Giraffe. Letzteres ist zuerst 1827 gedruckt in Thompsons Travels and Adventures in Southern Africa, und so wäre eine Entlehnung des Stoffes durch Freiligrath immerhin möglich, wenn eine solche auch dessen Wesen und Brauch völlig widersprechen würde. Freiligrath selbst erklärte seinem Freunde Rodnagel 1842, er habe Pringle nicht gekannt, sondern sei durch die kurze Bemerkung eines Reisenden angeregt worden. Wir dürfen das dem allezeit wahrheitsliebenden Dichter ohne weiteres glauben; bei der mehrfachen brieflichen Aufzählung der von ihm gelesenen oder übersetzten Engländer gedenkt er Pringle's nie, hat auch keines der afrikanische Stoffe behandelnden Gedichte desselben übersetzt. So mag man die Mär von der Entlehnung des Löwenrittstoffes als abgethan betrachten. Vgl. Pachaly Th. Pringle und F. Freiligrath. Abhandlung der Freiberger Realschule 1879.

testen Kreise trugen. Am 25. November 1834 richtet Freiligrath ein zweites Schreiben an Chamisso:

Hochwohlgeborner Herr!

Hochzuverehrender Herr Professor!

Die Nachsicht, mit welcher Ew. Hochwohlgeboren die Ihnen vor einem Jahre durch meinen Freund Jerrentrup überreichten Gedichte beurtheilten, und die einigen derselben zu Theil gewordene Ehre der Aufnahme in Ihren Musenalmanach, haben mir eine Freude bereitet, wie wohl jeder Jünger sie empfinden wird, welcher zum ersten Male von Meisterlippen, von Lippen, über die manch herrlicher, in den Herzen des Volkes wider- und forthallender Gesang geflossen ist, ein aufmunterndes, wie Beifall klingendes Wort vernimmt. Mit wenig Worten, aber aus vollem Herzen rufe ich Ihnen meinen wärmsten, innigsten Dank dafür zu, und wünsche Nichts mehr, als daß den Versuchen, welche ich mich heute neuerdings beehre, Ew. Hochwohlgeboren in den Anlagen zuzustellen, ein gleiches Glück, wie ihren Vorgängern werden möge.

Das mir gütigst bestimmte Exemplar des Musenalmanachs habe ich dankbar empfangen. Der „Nachhall“ hat mich tief ergriffen. Daß auch ich zu den „jüngern Sangbegabten“ mich rechnen darf, welche Adelbert von Chamisso sich um Ihn sammeln heißt, daß unter Vielen deutscher Jugend, welche Ihn „nennt und liebt“, ich so glücklich bin, Ihm diese Liebe aussprechen zu können, das erfüllt mich mit stolzer Freude, und ist, wenn es auch die einzige Frucht meines sonst ungehört verhallenden Singens sein sollte, schon Lohn des Gesanges genug für mich.

Mit unbegrenzter Hochachtung und Verehrung verharre

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener

Ferd. Freiligrath.

Eine Antwort ist nicht vorhanden; Chamisso war kein eifriger Briefschreiber und überließ diese Arbeit gern seinem federfertigeren Genossen G. Schwab. Das erste Schreiben Chamisso's ist vom 28. April 1836; Freiligrath hatte das so freudig geknüpfte Verhältnis zum Musenalmanach in jugendlicher Aufwallung jener schönen Pietät, die ihm lebenslang eigen blieb, in einem Brief an die Reimer'sche Verlagshandlung jäh gelöst; wir werden aus dem Briefwechsel mit G. Schwab die wackeren Gründe seines rasch auflohenden Grolles kennen lernen. Da endlich nimmt der alte Chamisso die Feder zur Hand und schreibt:

Lieber Freiligrath! Ich lasse mich nicht gekränkt sein, da wo der Wille zu kränken nicht vorausgesetzt werden kann. Und Ihrerseits halte ich mich für

sicher. Es soll nun alles nicht gewesen sein, und da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen müssen; wenn nicht, so wollen wir darum nicht Feinde werden. Das Neckische ist, daß ich eben, wie der Sturm sich erhob, bemüht war, Ihnen ein Pfand meiner achtungsvollen Zuneigung zukommen zu lassen, und anderseits Sie bitten wollte, der ersten Manuscriptsendung, wo möglich eine zweite folgen zu lassen, da die Noth um Raum, die gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

Aber ich schreibe Ihnen noch im Tone, den ich vor drei Jahren anschlagen wollte, als ich Sie aus Ihren ersten Gedichten erkannte und lieb gewann. Jetzt ziemt es mir wohl kaum gegen einen Dichter, der anerkannt wird und sich selbst fühlen muß, so vertraulich zu thun. Ich sollte Sie förmlicher anreden, ich sollte — — aber dann würden Sie keinen Brief von mir bekommen haben.

Damals wollte ich Ihnen die Hand drücken und auf dem Grund einer liebevollen Anerkennung Ihnen manchen Rath, manche Warnung mit Freundesstrenge zurufen; — Schwab that es, und also schwieg ich.

Wissen Sie wohl, daß Sie schon Ihre Nachahmer haben? Die Wasserflut, welche den äußeren Damm des Musen-Almanachs bespült, wirft schon Freiligrathereien heraus, worüber Sie lachen würden. Also lassen Sie die Sorge, Sie nachzuahmen, anderen, hüten Sie sich vor Manier und gehen Sie vorwärts. Ihren vortrefflichen Wassergeusen nachzuahmen werden schon die Modehändler unterlassen müssen. Lassen Sie mich, dem so oft und schwer der Vorwurf gemacht worden, lassen Sie mich Sie vor einer Klippe warnen, der nämlich, die Poesie im Gräßlichen zu suchen.

Dann lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter, Lenau, nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Noch eins: ich bin ein schlechter und träger Briefsteller, und schreibe in der Regel keine, als solche, wodurch handelnd eingegriffen werden kann und muß. — Rechnen Sie im eintretenden Falle auf die Gesinnung und haben Sie Nachsicht mit der Schwäche.

Ihr letztes Gedicht hat mich wahrhaft ergriffen und bewegt, genehmigen Sie meinen herzigen Dank dafür. Adelbert v. Chamisso.

* * *

Des alten Dichters vorsichtig ausgesprochener Tadel bezieht sich wohl auf die irische Witwe. Freiligrath antwortet am 18. Mai 1836 also:

Verehrter würdiger Mann!

Ueberheben Sie auch mich der förmlichen Anreden, des conventionellen Epistolarstyles! Lassen Sie mich in dem Tone zu Ihnen reden, den mir mein Herz, den mir meine, ich möchte sagen, kindliche Ehrfurcht vor Ihnen gebieten.

Ihr freundlicher Brief versichert mich Ihrer Verzeihung einer jugendlichen Raschheit, die Ihnen, obgleich sie aus der lautersten Absicht hervorging, wehe thun konnte, die aber, Gott ist mein Zeuge! Nichts weniger bezweckte als Sie zu verletzen! Ich muß gestehen, daß ich über Heine's freches Herunterreißen des edeln Uhland aufs Höchste indignirt war und bin, und mich, nachdem ich seine Ecole Romantique gelesen, auch jetzt noch nicht recht mit dem Gedanken, sein Bild dem Almanach vorgesetzt zu sehen, versöhnen kann. Was ich Schwab schuldig bin, wissen Sie; daß Sie den Almanach fortsetzten, hatte weder er, noch die Verlagshandlung mir geschrieben und — doch erlassen Sie mir die Worte: Ich kann noch einlenken, und thue es gern, da ich Ihnen dadurch einen Beweis meiner Gesinnungen für Sie geben kann, Schwab und Uhland denken zu edel, als daß ich fürchten müßte, mir durch die Aenderung meines Entschlusses in ihren Augen ein Dementi zu geben, — und oft ist ja eben eine eiserne Consequenz die größte Inconsequenz. Von den inliegenden beiden Gedichten ist wohl nur der „Henry" der Aufnahme in den M.A. nicht ganz unwerth.

Schmerzlich wird wohl jedem Freunde deutscher Dichtung das diesjährige Mißverständniß sein! Möchten die folgenden Almanache dafür eine desto freudigere vereinte Thätigkeit der lyrischen Kräfte des gesammten Deutschlands entfalten!

Dank, herzlichen Dank für Ihre liebevollen Warnungen und freundlichen Mittheilungen! Ob es mir gelungen ist, mir Ihren Wink in Betreff der Terzine zu Nutze zu machen, mögen Ihnen meine demnächstigen Versuche in dieser Form darthun. Es ist freilich gewagt, da versuchen zu wollen, wo Sie unerreicht, und ich möchte wohl sagen: unerreichbar, dastehen! Lächeln Sie nur, wenn Sie wieder einmal Terzinen vom Zuidersee zu Gesicht bekommen! Ich bin jetzt beschäftigt, eine Reihe von Bildern, „Reisende Dichter" überschrieben, zu skizziren, worin ich Chateaubriand, Lamartine, Campbell (in Algier), Washington Irving (in den Prairien), mit Terzinen durch die Wildniß zu begleiten gedenke. Darf ich's wagen, auch Ihnen einen Abschnitt zu widmen, und den Dichter-Weltumsegler, wie ich ihn mir neben einer Kanone des Rurik oder auf einer Insel der Südsee denke, in, wenn auch

unvollkommenen Zügen zu zeichnen? Das Unternehmen wäre allerdings noch vermessener als die Nachahmung Ihrer Terzinen!

* * *

Die Weiterführung des Briefwechsels zwischen Chamisso und Freiligrath wird der nächste Abschnitt bringen. Es sei hier nur kurz bemerkt, daß Jahrgang 1836 des Musenalmanachs enthält: Am Kongo, Gesicht des Reisenden, Fieber, der Tod des Führers, der Wassergeuse; 1837 Nebel, Leviathan, Odysseus, Henry, Ein Flüchtling, Vorgefühl.

In die Amsterdamer Zeit fällt der Beginn einer anderen, für Freiligraths weitere Lebensschicksale sehr bedeutsamen Beziehung, derjenigen zu Gustav Schwab, dem Mitherausgeber des Musenalmanaches. Man wird in Freiligraths Werken zwei Gedichte als Beiträge zum Schiller-Album bezeichnet finden. Die Aufforderung des Ausschusses für das Schillerdenkmal, Beiträge einzusenden zu einem Schiller-Album, kam Freiligrath in der Ferne ganz zufällig zur Kunde und gab ihm Anlaß, an Schwab, als eines der Mitglieder jenes Ausschusses, von Amsterdam aus seinen Beitrag einzuschicken, das vortreffliche „Nun kommen sie aus aller Welt." Er schreibt zugleich am 25. Dezember 1834:

Wohlgeborner Herr!

Hochgeehrter Herr Professor!

Die Aufforderung zu Beiträgen für das Schiller-Album ist mir so spät zu Gesicht gekommen, daß ich fast fürchte, derjenige, welchen Euer Wohlgeboren in der Anlage entgegenzunehmen belieben, werde erst nach geschlossenen Schranken bei Ihnen anlangen. Nichtsdestoweniger erlaube ich mir noch denselben an Sie, als Einen der Männer, welche dem „Riesen von Marbach" ein Denkmal zu errichten beabsichtigen, einzusenden, und wünsche nichts mehr, als daß einestheils meine eben geäußerte Befürchtung sich als unwahr erweisen, und daß anderntheils meine geringe Gabe vor Ihrem Richterstuhl bestehen, und nicht unwürdig gefunden werden möge, den Zweck, für welchen ich sie bestimmte, zu erfüllen.

Die Gedichte, welche ich Herrn Professor von Chamisso durch einen in Berlin studirenden Freund kürzlich wieder für den nächsten Jahrgang des Musenalmanachs zustellen ließ, empfehle ich Ihrer wohlwollenden Nachsicht, und würde mich glücklich schätzen, wenn sie sich Ihres Beifalls zu erfreuen hätten! —

Adresse: F. F. abzugeben bei Herrn Buchhändler J. H. Laarmann.

* * *

Gustav Schwab giebt am 3. Januar 1835 folgende Antwort:

Nein, so schöne Gedichte wie das Ihrige können und dürfen nie zu spät kommen, für solche gibt es immer noch freilich Rath; sie müßten

hinein, und wenn die Sammlung schon geschlossen wäre, was aber keineswegs der Fall ist. Nur bittet Sie das Comité, uns durch Buchhändlergelegenheit ganz gelegentlich, doch nicht allzuspät, wissen zu lassen, an welchem Tag und Jahr und wo Sie geboren sind, wo und in welcher Eigenschaft Sie hausen, da diese Bestimmungen dem Album auch einen literar-historischen Werth geben sollen.

Und nun empfangen Sie meinen warmen Dank für die schönen und eigenthümlichen Beiträge zum vorigen Musenalmanach, die mich auf die neuen sehr lüstern machen, und verschmähen Sie meinen Dichterhandschlag nicht. In meinem Leben hat mir nichts größere Freude gemacht, als die Begrüßung und Anerkennung neuer Talente.

Mit herzlicher Verehrung

der Ihrige
Gustav Schwab.

* * *

Noch ehe Freiligrath dieses Schreiben empfangen, sandte er am 15. Januar 1835 einen zweiten Beitrag mit folgendem Schreiben:

Als ich am 25. Dezember v. J. so frei war, Euer Wohlgeboren einen Beitrag für das Schiller-Album einzusenden, war mir nicht die Aufforderung des Löbl. Ausschusses des Schiller-Vereins selbst, sondern bloß ein kurzes Referat darüber in der Wiener Theaterzeitung zu Gesicht gekommen. Erstere kommt mir erst heute in Nr. 147 des Morgenblattes vom verflossenen Jahre zu Handen, und ich ersehe daraus zu meinem Leidwesen, daß ich den Vorschriften des Löbl. Ausschusses in Betreff der einzusendenden Beiträge beinahe gänzlich entgegen gehandelt habe. Gern möchte ich nun meinen Fehler wieder gut machen und erlaube mir daher, Ihnen meinen Spruch, nicht dem Gedanken, wohl aber der Form nach verändert, nochmals zuzuschicken, und dabei den herzlichen Wunsch zu äußern, daß der Ablauf des den Einsendern gesetzten Termines, welchen ich ohne mein Verschulden versäumte, kein Hinderniß für die Benutzung meiner unbedeutenden Distichen abgeben möge.

Daß ich übrigens auch dießmal mein Blatt nicht an den Löbl. Ausschuß adressire, sondern wiederum Sie damit behellige, wollen Ew. Wohlgeboren geneigt entschuldigen. Mein erster Brief ging aus Unkunde nicht auf die vorgeschriebene Weise ab, und da ich mich in dem vorliegenden wegen des mit jenem begangenen Fehlers zu verantworten habe, so muß ich auch ihn — ungern, weil ich fürchte, Ihnen beschwerlich zu fallen, gern, weil ich dem Dichter schreibe, dessen Romanzen mich schon in meinen Knabenjahren begeisterten; welchem hier meine freudige Verehrung aussprechen zu können mir zur lautersten Genugthuung gereicht! — speciell an Sie richten.

Möge die Sache, um derentwillen ich schreibe, mir zur Fürsprecherin werden. —

* * *

Waren die ersten gewechselten Schreiben mehr Höflichkeitsergüsse gewesen, so ist dagegen Freiligraths undatierter dritter Brief, als Antwort auf G. Schwabs Anfrage im Februar 1835 geschrieben, als eine Zusammenfassung von des Dichters bisherigem Lebensgang von ganz besonderer Bedeutung.

Den mir mit Ihren freundlichen Zeilen vom 3. vorigen Monats gemachten Anfragen bin ich zwar schon, noch ehe ich sie erhielt, durch meinen Brief vom 15. Januar zuvorgekommen, mag es mir jedoch um so weniger versagen, Ihnen noch insbesondere meinen herzlichen Dank für Ihren wohlwollenden Zuruf auszusprechen, als Sie nach Lesung des Folgenden selbst ermessen werden, wie sehr mich derselbe erfreuen mußte. Daß Sie mich wegen der unverlangten Ausführlichkeit meiner Mittheilungen nicht der Unbescheidenheit oder Zudringlichkeit zeihen werden, dafür bürgen mir, wie Ihr Brief, so auch Ihre Lieder und Ihr vor mir liegendes Bildniß.

Aus meinem zweiten Albumblatte wissen Sie, daß ich Kaufmann bin. Ein prosaischer Beruf, und doch ist nur die Poesie Schuld daran, daß ich ihn ergriffen habe! Von unbegüterten Eltern geboren — mein Vater war Lehrer an der Bürgerschule zu Detmold — mit meinem achten Jahre Reime schmiedend; durch treffliche Lehrer (unter ihnen Falkmann und Möbius) und einen väterlichen Freund, den durch eine Schrift über die Hermannsschlacht bekannten Archivrath Clostermeier, mannigfach angeregt und aufgemuntert, Alles, was die Wissenschaft bot, freudig ergreifend; vornehmlich aber, wie Immermanns Hänschen, „von Kindesbeinen auf das Ideal gestellt" — dachte ich nicht daran, daß es mir einmal in den Kopf kommen würde, von den Musen zum Merkur überzulaufen. Ich wollte immer einmal ein tüchtiger Philolog oder Theolog werden, denn zum Juristen, den Clostermeier aus mir ziehen wollte, glaubte ich keinen Beruf in mir zu fühlen. So wurde ich fünfzehn Jahre alt, und war im Begriff die Secunda mit der Prima zu vertauschen, als ein Bruder meiner damals schon verstorbnen Mutter, welcher sich lange als Supercargo auf den Meeren umhergetrieben und zuletzt als Kaufmann in Edinburgh niedergelassen hatte, meinem Vater den Vorschlag machte, mich, nachdem ich mir die ersten merkantilischen Kenntnisse in der Heimath zu eigen gemacht hätte, zu sich zu nehmen, und später zum Theilhaber seiner Handlung zu machen. Mein böser Stern wollte, daß ich zu jener Zeit grade neben meinen Schulstudien Nichts eifriger betrieb, als die Lectüre Walter Scott'scher Romane. Ich dachte an Nichts, als an die Nebelhaiden des Hochlands, und die auf ihnen vagabundirenden Bettler und

Zigeunerinnen. Was Wunder, wenn ich dem Rufe nach dem Herzen von Midlothian, nach dem Sitze des Wizard of the North nicht widerstehen konnte, und, wenn auch keine goldnen, aber doch die haidekrautbewachsenen Berge der Grampiankette schon im Geiste vor mir sah. Ich wurde freilich bald enttäuscht. Als ich nach einigen Jahren meine Lehre in Soest bald absolvirt hatte, sah sich mein Oheim durch Unglücksfälle außer Stand gesetzt, sein früheres Versprechen zu erfüllen, und die Anstrengungen, die ich nun machte, um zu den Studien zurückzukehren, scheiterten an mancherlei Klippen. Ich blieb Kaufmann, und bin jetzt seit drei Jahren als Correspondent auf dem Büreau eines hiesigen Banquiers beschäftigt. Zum Beginn eines eignen Geschäfts fehlen mir die Mittel, und ich glaube auch, daß ich einen solchen Schritt, wenn ich ihn thäte, bald würde bereuen müssen.

Während meines Aufenthalts in Soest setzte ich die früher lieb gewonnenen Beschäftigungen eifrig fort und trieb vorzüglich neuere Sprachen, Geschichte und Geographie. Auch die Lust zum Dichten stellte sich wieder ein. Die Englischen Poeten, mit denen ich bald bekannt wurde, veranlaßten metrische Uebersetzungen, und ich habe aus jener Zeit noch Manches nach Byron, Moore, Scott, Hogg, Coleridge, Southey, Wordsworth, Wilson u. A. liegen, wovon Einzelnes damals auch in Westphälischen Zeitschriften und Taschenbüchern gedruckt wurde. Meine Erstlinge fanden nachsichtige Beurtheiler; daß ich merkantilischer Saul aber einmal so glücklich sein würde, mich den Propheten des Musenalmanachs anreihen zu dürfen, an Wolfgang Menzel einen milden Richter zu finden, und von Ihnen so wohlwollend, so herzlich auf dem Parnaß begrüßt zu werden, wie dieß in Ihrem Briefe der Fall ist, daran hatte ich auch im Traum nicht gedacht. Meinen wärmsten, innigsten Dank dafür!

Glücklich fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand legt dem Dichter mehr Fesseln an, als jeder andre. Ohne seine Lichtseiten zu verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören. „Die bösen Ideale“ kommen mir immer in die Quer, und wenn ich über Spanische Staatspapiere schreiben soll, so denke ich an die Bidassoabrücke und die „alten Wunden“, die auf ihr aufbrechen.

Die Aussicht, mein ganzes Leben als Commis hinvegetiren zu müssen, ist entsetzlich, und doch — was bleibt mir anders übrig? Noch studiren zu wollen fällt mir nicht ein; dazu bin ich zu reich an Jahren und zu arm an Geld. Wohl habe ich aber schon daran gedacht, ob ich nicht als Korrektor in einer bedeutenden Offizin, oder als Uebersetzer an einer Zeitschrift, wie z. B. das Ausland ist, thätig sein könnte. Die dazu erforderlichen Kenntnisse glaube ich, wenn auch meist Autodidakt, zu besitzen, und würde in einer

solchen Stellung der Poesie, die ich nicht lassen kann, doch immer mehr leben können, als jetzt, wo ich mit andern Arbeiten so überhäuft bin, daß ich noch nicht einmal an das Sammeln meiner Sachen habe denken können, so gern ich auch mit meinem fünfundzwanzigsten Jahre ein Bändchen publiziren, und dadurch das erste Stadium meiner poetischen Laufbahn begrenzen möchte. Meine Entfernung von den Hauptsitzen des deutschen Buchhandels hat mich bis jetzt immer noch abgehalten, etwas in dieser Beziehung zu thun, und, wenn ich auch dazu überginge, würden die Buchhändler den dichtenden Handlungs-commis nicht für einen Narren halten? Würde es Etwas helfen, wenn ich, Romanhelden wie Goethe's Meister, Scotts Francis Osbaldistone (im Rob Roy), E. T. A. Hoffmanns Traugott (in seiner Erzählung: Der Artushof) ganz aus dem Spiele lassend, mich darauf beriefe, daß, freilich bessere als ich, ein Justinus Kerner, Stephan Schütze, L. Bechstein u. A. per aspera eines Comptoirs oder einer Apotheke ad astra eines ungestörten poetischen Wirkens sich erhoben, daß der wahnsinnige M. E. Kuh bei dem alten Ramler einen Stein im Brette hatte, und daß, um mit Beispielen aus verschiedenen Nationen zu schließen, Wilhelm Gerhard (in Leipzig), Samuel Rogers, van der Hoop, Loots und Tollens Kaufleute sind oder waren?

Amsterdam werde ich übrigens auf jeden Fall verlassen. Ich stehe hier gar zu einsam, und entbehre, was das Dichten betrifft, alles Rathes und aller Theilnahme. Als ich kürzlich meine im Musenalmanach mitgetheilten Bilder aus Afrika in verschiedenen Blättern nicht ungünstig beurtheilt fand, hatte ich wahrhaftig nicht einmal Jemanden, den ich zu meinem König Cophetua hätte machen, und ihm, minder figürlich, als Pistol, ein:

„A foutra for the world and all world's baselings!
I speak of Africa and golden joys!“

hätte zurufen können! Im Scherz natürlich, denn ich weiß wohl, an wie vielen Fehlern meine Versuche leiden.

Werden Sie nach dieser offenen Beichte (die ich inzwischen nur Ihnen mache) meinen Hans-Sachsereien auch fernerhin eine bescheidne Stelle neben der vollendeten Dichtungen der ersten Lyriker der Nation im Musenalmanach gönnen?

Darf ich es außerdem wagen, Ihnen die anliegenden Gedichte [1]) mit der Bitte zu überreichen, dieselben im Morgenblatte abdrucken zu lassen, wenn sie anders der Tendenz dieser, ihrem poetischen Theile nach, wenn ich nicht irre, unter Ihrer Leitung stehenden Zeitschrift entsprechen? Wenn meine

[1]) Das Morgenblatt bringt im Jahrgang 1835 von Freiligrath folgende Gedichte: An das Meer, Die irische Wittwe, Geisterschau, drei Lieder von Burns (Nun holt mir, Die süße Dirn, O säh' ich), Sandlieder, Einem Ziehenden, Der Alexandriner, Eine Geusenwacht.

Sachen sonst was taugen, so weiß ich wohl, daß bei Ihnen der Stand zur Sache nichts thut — aber beim Publikum?

Da ich aus Ihrem Briefe sehe, daß die Länge meines ersten Beitrags zum Album dessen Aufnahme nicht hinderlich ist, so bitte ich Sie, den zweiten mit seinen lahmen Distichen — im Technischen bin ich überhaupt sehr zurück, und werde unter anderem einigen Polenliedern, wenn sie einmal gedruckt werden sollten, wohl das: Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum als Motto vorsetzen müssen — zu vernichten. Ich sandte ihn bloß, weil ich glaubte, der erste werde im Druck mehr als eine halbe Octavseite einnehmen.

Und nun bitte ich Sie recht sehr um Entschuldigung, daß ich Ihre Geduld auf eine so harte Probe gestellt habe. Ihre herzlichen Worte erwidern mußte ich. Daß ich es aber so ausführlich gethan habe, wollen Sie dem Alleinstehenden, dem es wohlthat, sich einmal aussprechen zu können, und der sich außerdem verantworten zu müssen glaubte, daß er als Unberufner in die glänzende Gesellschaft des Almanachs sich gewagt, verzeihen!

* * *

Damit war also die Brücke, wie vorher zum Musenalmanach, so zum Morgenblatt geschlagen. Der liebenswürdige Gustav Schwab antwortet am 1. März 1835:

Ihre Nachträge mit dem zweiten und Ihr mir sehr werther, vertrauensvoller dritter Brief sammt den Mittheilungen für das Morgenblatt sind richtig in meine Hände gekommen; empfangen Sie für alles meinen herzlichen Dank, für die in vielen Theilen ausgezeichneten Gedichte, für Ihre Lebens- und Lage-Beschreibung, die meine ganze innige Theilnahme erregt hat, und für Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich und meine Poesie.

Chamisso schreibt mir von Ihnen in seinem letzten Briefe recht herzlich: „Dem sollte man die Bruderhand reichen, und ihn warnen vor Manier." Ich antwortete ihm, daß ich das erste bereits gethan hätte und das zweite von selbst zu thun im Begriffe gewesen. Und dies geschieht denn auch jetzt. Ihre Bescheidenheit und Ihre echte Liebe zur Poesie, die aus Ihren letzten Zeilen sprechen, bürgen mir dafür, daß Sie — anders als die meiste dichtende Jugend unserer Zeit — den Tadel älterer Freunde ertragen können.

Warnen möchte ich Sie also einmal mit Chamisso vor der unaufhörlichen Wahl allzu schauerlicher und phantastischer Stoffe, vor den Opfern, welche Sie auf Kosten des Riesenhaften und Abenteuerlichen, des schneidenden Contrastes, dem Geschmacke vielleicht bringen zu müssen glauben; und zweitens noch warnen auf eigene Faust vor Mißbrauch des glänzenden Gebrauchs von Bouts-rimés, die aus Eigennamen, besonders geographischen und historischen bestehen, und in welchen Sie sich mit Originalität und Virtuosität

bewegen, aber nur bei größerer Mäßigung mit Grazie bewegen können. Ersticken Sie, ich bitte Sie darum, Ihr schönes und entschiedenes Talent nicht unter Spielereien der Form; schlagen Sie namentlich Ihre kecke freie Phantasie, die sich „im blauen Schoos der Meereswellen großgesäugt hat," nicht in die steten Bande des Alexandriners, so eigenthümlich Sie diesen zu behandeln wissen und so mächtigsicher Ihre verschlungenen Perioden einherwandeln. In der ersten Beziehung hat mir der Schluß Ihres schwungvollen Gedichtes An das Meer mißfallen, weil er in eine Reimpointe ausgeht, die in keinem Verhältnisse zu den großartigen Bildern des Gedichtes steht und am Ende auf dem prächtigen Klang des Wortes Surabaya allein beruht. Es könnte auch leicht ein Spaßvogel kommen und Ihnen mit einem Epigrammenschock von Reimen, wie Mindarus, Tyndarus, Pindarus ꝛc. dienen. Um so wohlthätiger war es mir, in dem für den Almanach bestimmten Lied auf den im Schiffe verstorbenen Auswanderer, das ich fast in allen Theilen für trefflich halte, jene Eigennamen fast gar nicht, und auch ein anderes Silbenmaß anzutreffen. Dixi et salvavi animam.

Die weitere Hälfte des Briefes, in welcher Schwab den jungen Dichter vor der Laufbahn des Korrektors warnt und ihn mit dem Kaufmannsstande zu versöhnen sucht, anderseits, wenn Freiligrath demselben durchaus entsagen wolle, die buchhändlerische Laufbahn oder eine Lehrstelle neuerer Sprachen an einem Handelsinstitut empfiehlt, bedarf der Mitteilung nicht. Für den ersteren Fall bietet Schwab seine Vermittelung an und schließt dann: „Ebenso soll es mir Freude machen, wenn Sie dereinst Ihre Gedichte sammeln, mit Ihnen auf eine Verlegersjagd auszugehen. Nur jagen Sie nicht zu hastig dem äußerlichen Dichterrufe nach; wer seine amertume bis auf den Bodensatz gekostet hat, wie ich, kann auch in dieser Beziehung warnen: obgleich mir mein Ruf, qualiscunque, fast wider Willen gekommen ist, so frißt mich fremder Neid jetzt doch fast auf."

* * *

Freiligrath antwortet am 23. April 1835:

Für Ihren theilnehmenden Brief vom 1. März, und für alles Herzliche und Wohlwollende, was Sie mir darin sagen, meinen wärmsten, freundlichsten Dank! Daß Männer, wie Sie und Herr Professor von Chamisso (welchem ich Sie ebenfalls meinen innigen Dank zu äußern bitte) es nicht verschmähen, mir, dem Neuen und Unbedeutenden Aufmunterung und Lehre zukommen zu lassen, achte ich für den schönsten Lohn, der mir für meine bisherigen Versuche je hätte zufallen können, und ich werde es die ernste Aufgabe meiner fernern Bestrebungen sein lassen, daß ich die mir dadurch

gewordene, und von mir nach ihrem ganzen Werthe erkannte Auszeichnung, soviel in meinen Kräften steht, zu rechtfertigen suche.

Wie gegründet Ihr Tadel in Betreff der angeregten beiden Punkte ist, fühle ich nur zu sehr. Die fatalen Bouts=rimés! Ich bin eigentlich nur durch das Vermeidenwollen des alltäglichen Geklingels hundert und aber hundert Mal wiederholter Reime dazu gekommen, sehe aber jetzt wohl ein, wie leicht es ist, auf diese Weise aus einem Extrem ins andere zu gerathen. Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neuern Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche! Jene Endreime, wie auch meinen schlechtcäsurigen Alexandriner zu vermeiden, wird mir zwar, da sie etwas Aeußerliches und Willkürliches sind, keine besondere Schwierigkeit machen, mehr dagegen werde ich mich schon zusammennehmen müssen, um auch in der Wahl des Stoffes Ihrer freundlichen Warnung Folge zu leisten. Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich, und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens, das Düstre und Gräßliche ergreifen läßt, und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater, als, nach dem Vorgange der Sänger des Südens, zu einem sonnigen, duft= und farbenreichen Blumengarten zu machen. Was ich thun kann, um nicht zu einseitig in der einmal eingeschlagenen Richtung zu beharren, werde ich gewiß nicht versäumen, und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit meine Zusendungen für das Morgenblatt oder den Almanach erneuere, so hoffe ich Ihnen zu beweisen, daß es mir Ernst mit meinem Versprechen ist. Die heute beizulegenden Sachen werden Ihnen freilich zum Theil noch zur Wiederholung jener Rügen Anlaß geben, da sie aber vor dem Empfang Ihres Schreibens entstanden, so glaube ich für dieß Mal noch auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen. Bei dem Antheil, den man in der letzten Zeit an den irischen Zuständen genommen hat, denke ich, daß man in dem Gedicht: „Die Wittwe" Nichts dunkel finden wird, wenn gleich manches Wesentliche sehr kurz berührt und so namentlich der Umstand, daß die katholische Wittwe dem bischöflichen Priester den Zehnten zu entrichten hatte, bloß mit den Worten: „Nicht uns" angedeutet ist. Das Durchgehen der Russell'schen Motion kam mir erst nach der Vollendung des Liedes zu Ohren, sonst hätte ich vielleicht den Schluß anders sein lassen, der, wie er jetzt ist, durch das plötzliche Zurückversetzen des Lesers in die Umgebungen, unter welchen ich das Factum zuerst las, und aus denen ich mich im Verfolg der Erzählung allmählich entfernt hatte, Anlaß zu gegründetem Tadel geben dürfte, nicht minder

wie die vielleicht zu subjective Haltung des Ganzen. Es ist übrigens kürzlich einer meiner Lieblingspläne gewesen, mehr solcher reinmenschlicher Züge aus dem Strudel der Tagesereignisse herauszufischen, und in einer Reihenfolge kleiner Genrebilder festzuhalten. Der Brief des Polnischen Dichters Niemcewicz an seine Landsleute in Amerika, Lamartine's Besuch bei Esther Stanhope, der Tod der Französin Mercoeur, und hundert andere, unter den Donnern der Geschütze und den Debatten der Häuser und Kammern verhallende Stimmen und Ereignisse der Art sind, dünkt mich, würdige Gedichtstoffe, und würden, vereinigt, gleichsam als eine kleine Chronik, kein unerfreuliches Ganze bilden. —

Und jetzt vom Dichter zum Kaufmann! Wo nehme ich Worte her, um Ihnen auch für Ihre herzlichen Worte in Bezug auf meine Lage meinen Dank auszusprechen? Sie haben mich mit neuem Muthe beseelt, an dem einmal Ergriffenen festzuhalten, und wenn es gleich schwer, so hoffe ich doch, daß es bei ernstem Wollen nicht zu schwer sein wird, das Leben mit dem Liede zu versöhnen. Ganz ohne Hader zwischen den beiden wird's freilich nie abgehen — welchem Poeten aber wäre in dieser Hinsicht wohl je ein dauernder Friedensschluß gelungen? Doch sind auch Waffenstillstände schon etwas Schönes und Erfreuliches! Sollte ich — denn ganz will ich doch nicht für mich gutsagen! — einmal Rückfälle bekommen, so werde ich Ihres freundlichen Versprechens, sich wegen einer Comptoirstelle in einer dortigen Buchhandlung für mich zu erkundigen, gern gedenken. Zum Lehren neuerer Sprachen dürfte mir vornehmlich wohl Methode fehlen.

Was das Sammeln meiner Gedichte betrifft, so glaube ich, daß es nicht schaden kann, wenn ich es damit noch einige Zeit ansehe. Dürfte ich dann aber wohl nach Ihrem gütigen Anerbieten mir im Suchen eines Verlegers behülflich sein zu wollen, die neue Bitte an Sie wagen, Ihnen das Manuscript seiner Zeit zur Durchsicht und Ausscheidung des Matten und Trivialen einschicken zu dürfen? Meinem eignen Urtheil traue ich nicht, und möchte doch gern, daß dereinst an meinen Gedichten Nichts ledern wäre, als etwa der Einband. Von Ihnen im Publikum eingeführt zu werden — den Wunsch äußern — ich möchte es gern — würden Sie mich aber nicht überkühn und unbescheiden nennen? —

* * *

G. Schwab schreibt dagegen am 28. April 1835:

Mit zwei Worten melde ich den Empfang Ihres gütigen Briefes und meine herzliche Freude über die gute Aufnahme meines Ihnen mit einiger Aengstlichkeit ertheilten Rathes. Zählen Sie auf die thätigste Dienstfertigkeit von meiner Seite, wenn Sie etwas Literarisches oder Sonstiges auf dem

Herzen haben. Von Ihren Gedichten werden Sie schon die meisten oder alle im Morgenblatt gefunden haben, und mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß sie viel, recht viel Aufmerksamkeit erregen.

Von den zwei neuen schicke ich den Geusen, der mir ausnehmend gefällt, an Chamisso, um ihn, wenn er ja sagt, noch dem Almanach einzuverleiben; die Wittwe, welche ich zu leichterem Verständnis des größeren Publikums die irische Wittwe betiteln will, soll, wohin sie als Zeitgedicht besonders paßt, alsbald ins Morgenblatt wandern. Der Stoff, als ich ihn seiner Zeit in unsern Zeitungen las, hat auch mich poetisch tief ergriffen; ich gestehe Ihnen aber, daß es mir mit den Worten der Wittwe ging wie mit dem Evangelium. Sie erschienen mir zu unmittelbar und naiv groß, um durch Poesie noch gesteigert werden zukönnen; ein Gefühl, das Ihre schönen Terzinen selbst ausdrücken, die mir dennoch viel Freude gemacht haben. —

* * *

Darauf wieder Freiligrath am 1. Juni 1835:

Für Ihre freundliche Zuschrift vom 28. April und die angenehmen Nachrichten, welche sie mir bringt, meinen warmen Dank! Daß Ihnen die zuletzt gesandten Gedichte nicht mißfallen haben und Sie eines derselben noch für den Almanach zu bestimmen so gütig waren, hat mich außerordentlich gefreut, und ich wünsche von Herzen, daß Herr Professor v. Chamisso Ihre vielleicht zu nachsichtige Vorliebe für die kleine Piece theilen, und dem unbegrabenen Geusen dadurch ein so ehrenvoller Sarg, wie der M. A. ist, bereitet werden möchte. Das Morgenblatt kommt immer erst sehr spät in meine Hände, weshalb ich bis jetzt nur die im Märzheft von mir aufgenommenen Stücke darin gefunden habe. Ich fürchte nur, daß ich mich in der glänzenden Gesellschaft eben nicht zu meinem Vortheil zeige. Gedruckt kommen mir meine Gedichte erst vollends toll und nichtswürdig vor; der Fluch des Ungeschmacks ruht nun einmal auf mir, und es ist mir oft, als ob ich auch beim redlichsten Willen nie im Stande sein würde, ihn ganz zu lösen.

In den Anlagen überreiche ich Ihnen neuerdings einige Kleinigkeiten, meist Uebersetzungen aus früherer Zeit. Das Sonett von John Keats — eine Würdigung dieses früh gestorbenen Poeten findet sich in Leigh Hunt's interessantem Werke: Lord Byron and some of his Contemporaries — wie auch das dramatische Fragment, von dem Edinburgher Wilson, eignen sich vielleicht aus dem Grunde für das Morgenblatt, weil ihre Verfasser der neueren Aera der Englischen Dichtkunst angehören, und dem größern Publikum nur wenig bekannt sein dürften. Von meinem Liebling Burns habe ich früher Vieles übersetzt, jedoch Nichts davon drucken lassen, weil ich dachte, der, wenn ich nicht irre, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahr-

hunderts verstorbene wackere Pflüger von Ayrshire müsse schon längst einen nur mir zufällig nicht bekannten Uebersetzer gefunden haben. Ein Prospectus einer in Leipzig zu veranstaltenden neuen Ausgabe seiner Gedichte scheint jene Vermuthung jedoch nicht zu bestätigen, und ich trage daher um so weniger Bedenken, Ihnen die anliegende kleine Probe beizufügen, als das Erscheinen der neuen Ausgabe ohnehin die Aufmerksamkeit der Freunde der Poesie wieder auf Burns hinleiten wird. Glauben Sie wohl, daß ich den naiven, herzigen Ton des Originals getroffen habe? Wenn ich nur nicht zu pretiös übersetzt habe! In der Geisterschau hieße der zweite Vers der letzten Strophe wohl besser: „Schlummrer in dem tiefsten Meere?" —

Mit wahrer Freude habe ich kürzlich aus einer Annonce der Metzler'schen Buchhandlung ersehen, daß der poetische Theil von Lamartine's Impressions durch Sie dem Deutschen angeeignet worden ist, und hoffe, die Bearbeitung bald in einem hiesigen Laden anzutreffen. Ihre Uebersetzung der Meditationen ist mir vor Jahren ein wahrer Sporn zu eignen Versuchen gewesen; ich erinnere mich noch lebhaft des Vergnügens meiner ersten Bekanntschaft mit derselben, welche durch den Hesperus herbeigeführt wurde, der das schöne: „Der Abend kommt, mit ihm das Schweigen" mit dem Original en regard mittheilte. Die Abschrift habe ich mir noch gestern in meinen alten Collectaneen angesehen.

Wenn Ihnen hier in Amsterdam meine Dienste in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein können, so bitte ich Sie, nur frei über mich zu verfügen, Vielleicht würden Ihnen Cataloge von hier nicht selten stattfindenden großen Bücherauctionen und Aehnliches nicht unwillkommen sein? In England gedruckte Bücher sind hier fast ohne Ausnahme zu den unerhöhten Englischen Preisen anzuschaffen. Wie gern möchte ich einmal Gelegenheit haben, mich Ihnen gefällig zu erzeigen! Lassen Sie mir recht bald eine entstehen!

* * *

Schwab antwortet am 14. Juni 1835 aus Tübingen, Uhlandshouse. Er dankt für die Geisterschau: „Es erwirbt Ihnen weitere Ansprüche auf den Titel eines Meerdichters, der Ihnen vor anderem gebührt, wie ich meinen Freund Lenau den Sänger des Gewitters nennen möchte, und Uhland den der Morgenwonne. Für den letzteren, bei dem ich gerade hause, nehme ich Ihre freundlichen Anerbietungen in soweit in Anspruch, daß ich Sie in seinem Namen und mit seinem Gruße bitte, wenn Ihnen Sammlungen oder fliegende Blätter von echten alten holländischen Volksliedern in die Hände oder in einem Kataloge zu Gesichte kommen, ihn oder auch mich gütigst hievon zu benachrichtigen. Er ist in tiefe Studien über die Volkspoesie versenkt. Von Burns kenne ich keine Uebersetzung; Sie waren berufen sich an eine Auswahl zu machen.

Darauf Freiligrath am 16. Juli 1835:

Ihre letzten von „Uhlandshouse“ an mich erlassenen freundlichen Zeilen habe ich — mit welcher Freude, ist unnöthig zu sagen — an demselben Tage empfangen, wo mir die Cölner Zeitung die Anwesenheit Uhlands in Cöln meldete. Der erste Gedanke, der mich beim Lesen der Nachricht durchfuhr, war: könnte Er nicht auch Holland durchfliegen? Es wird aber wohl nur eine schöne Hoffnung gewesen sein! Weder die Scheveninger Badeliste, noch das hiesige Handelsblad haben bis jetzt den Namen Uhland gebracht, und es scheint, daß seine Wallfahrt sich nicht bis in das Land „des canaux, des canards et des canailles“ erstrecken wird. Meine Freude, ihn zu sehen, würde unaussprechlich gewesen sein.

Nach alten Holländischen Volksliedern habe ich mich bereits eifrig umgesehen, und zu meiner Freude auch nicht ganz ohne Erfolg. Ich bin jetzt noch einigen alten Geusenliedern (die freilich vornehmlich nur historischen Werth haben dürften, obgleich sich einzelnes auch im Munde des Volkes erhalten hat) auf der Spur, und hoffe, recht bald eine nicht ganz uninteressante Sendung, sei es durch Buchhändlergelegenheit, oder durch einen Freund aus Oehringen, der vielleicht im nächsten Monat eine Reise in die Heimath macht, nach Tübingen abgehen lassen zu können. Ich wollte diese vorläufige Anzeige zu machen nicht versäumen, damit Sie nicht glauben, daß ich unthätig sei. Hoffmanns von Fallersleben Horae Belgicae kenne ich zu meinem Bedauern nur aus Recensionen, und weiß also nicht, welche Lieder durch dieselben bei Ihnen schon bekannt geworden sind. Die schönsten und innigsten hat übrigens O. L. B. Wolff schon in seiner, auch Ihnen gewiß bekannten Auswahl, übersetzt mitgetheilt. Er hat übrigens nicht aus den Quellen selbst geschöpft, sondern scheint sich an die von Le Jeune, Archivar im Haag, veranstaltete Sammlung gehalten zu haben, welche vielleicht auch nicht unwillkommen wäre? Ich glaube nicht, daß sie in Deutschland sehr bekannt ist.

Bei Einsendung meiner Blätter werde ich so frei sein, einige Zeilen an Uhland (seinem Namen im Gespräch mit Ihnen Herr und Titel vorzusetzen, kann ich wahrlich nicht übers Herz bringen) beizulegen, und bitte Sie inzwischen, ihm unter gefälliger Mittheilung des Obigen meine warmen Grüße auszurichten.

Beiliegend wieder einige Seelieder, die vorigen Sonntag am Meere entstanden. Ja, wer das Element so festzuhalten verstände wie Lenau den Blitz, die Schwüle und die ersten schweren Tropfen des Gewitters! Ich will aber nicht verzweifeln, und Ihr Beifall, den ich freilich jetzt noch nicht verdient habe, soll mir Sporn sein, Besseres zu leisten. Ich sollte mich eigentlich gar nicht ans Reflectiren geben. Wenn auch Manches in mir dämmert und aufblitzt, so weiß ich doch, da ich eben nie einen philosophischen Cursus

gemacht habe, Alles nicht so darzustellen und zu entwickeln, wie ich es wohl fühle, und daher kommt denn auch so mancher kahle Ausgang. Wird Lenau's Faust noch nicht erscheinen? Ich dachte, daß er schon zur Ostermesse das Licht hätte sehen sollen.

Mit Burns habe ich mich kürzlich wieder viel beschäftigt, und werde Ihnen gelegentlich Einiges beilegen.

Ich füge noch ein kleines Genrebild bei, eine holländische Wirthsstube aus dem 16. Jahrhundert. Ich habe einige Stellen aus dem Wilhelmus van Nassouwen hineingeflickt, fürchte aber, daß das Ganze zu lose aneinanderhängt. Das Metrum in den übersetzten Stellen habe ich absichtlich nicht mißhandelt. Wenn ich das Alter- und Eigenthümliche in der Sprache nur getroffen habe!

* * *

Das erwähnte Genrebild ist natürlich die treffliche Geusenwacht, die Seelieder ohne Zweifel die herrlichen Sandlieder. G. Schwabs Antwort ist flüchtig und kurz, so daß sie übergangen werden mag. Dasselbe muß leider auch mit Uhlands Schreiben vom 10. August 1835 geschehen, weil es mit Freiligrath sich eigentlich gar nicht beschäftigt, sondern uns in des Volksliedforschers stille Werkstatt führt. Es ist zu umfassend, zu ausschließlich gelehrten Inhalts, um hier Aufnahme zu finden. Uhland war für die übersandten Volksliederbücher sehr dankbar und beschenkte den jungen Sangesbruder mit der neuesten Auflage seiner Gedichte. Fernere Beziehungen der beiden Dichter fanden nicht statt.

Freiligraths Antwort an Schwab vom 8. Sept. 1835 lautet:

> Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
> Von Süden her und bringt uns frohe Stunden!

möchte ich Ihnen, hochgeehrter Herr und Freund, mit Goethe's Worten an Byron zurufen. Ihre freundlichen Zeilen vom 29. Juli, Uhlands Brief, Ihr demselben beigestecktes Zettelchen — Alles ist in meinen Händen, und schon zu lange habe ich gewartet, Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen.

Daß meine Liedersendung an Uhland, wenn auch im Ganzen nur wenig Ausbeute liefernd, doch im Sinne seiner Studien war, und daß er, der Gefeierte, mir dieß so freundlich und wohlwollend zu erkennen gab, hat mir, — ich kann Ihnen nicht sagen, eine wie große — Freude bereitet. Und nun sogar noch seine Gedichte — ich bin wahrlich ganz beschämt, und weiß nicht, wie ich für so viel Güte danken soll. Fürs Erste glaube ich es nicht besser zu können, als indem ich, seinen mir gegebenen Fingerzeigen folgend, weitere Nachforschungen nach alten Liedern anstelle, welche mich hoffentlich

nicht ganz leer ausgehen lassen werden. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn es mir gelingen sollte, dem Hersteller des „zerblätterten Liederbuches altdeutschen Volksgesanges" das eine oder andere hierher verwehte Blatt dieses Buches zurückzubringen!

Da ich nicht gern eher an Uhland schreiben möchte, als bis ich ihm ein bestimmtes Resultat meines Suchens mitzutheilen im Stande bin, so bitte ich Sie, ihm — dem Sie ja doch wohl häufig schreiben, — vorläufig in meinem Namen und mit meinen herzlichsten Grüßen, meinen innigen Dank wie für seinen Brief, so für die gütige Zusendung der neuen Ausgabe seiner Lieder zu erkennen zu geben. Um eine gleiche Gefälligkeit bittet mein Hauswirth, der, wie sehr auch Holländer, dennoch die Ankunft der Gedichte kaum erwarten, und es nicht begreifen kann, wie ihm seine „oude Prullen" eine so über Alles werthvolle Gabe zuwege bringen konnten.

Lenau's Faust habe ich im Frühlingsalmanach gelesen, und mich recht daran erquickt. Er wird hoffentlich nicht so lange Fragment bleiben, wie der Goethe'sche, damit ihm die Kritik wenigstens in dem Stücke keine Aehnlichkeit mit diesem vorwerfen kann.

Werden Sie auch schelten, wenn Sie hören, daß ich kürzlich einen Antrag von Sauerländer in Frankfurt, ihm für seinen deutschen Victor Hugo die Odes und Poésies diverses zu übersetzen, angenommen habe? Die Uebersetzung muß bis Ende Oktobers fertig sein, und ich fürchte daher sehr, daß ich etwas Uebereiltes und Flüchtiges zu Tage fördern werde. Was gäbe ich darum, wenn ich über das Ganze erst Ihr Urtheil einholen könnte. Meine Ideen über Freiheit, Treue u. s. w. im Uebersetzen bedürfen, fürcht' ich, noch mancher Berichtigung. Einige Proben meiner Bearbeitung haben Sie vielleicht in Dullers Phönix gelesen, und ich lege als eine weitere noch das Gedicht: La Bande Noire bei, nicht, weil ich dasselbe für gelungen ansehe, sondern — weil ich Sie fragen wollte, welchen Bezug die Ueberschrift zum Gedichte hat, und wie sie wohl am Besten zu verdolmetschen wäre? Dann habe ich noch ein paar Fragen auf dem Herzen, die Sie mir, dem in solchen Dingen sich nirgends Raths erholen Könnenden, und mit literarischen Hilfsmitteln nur karg Versehenen gewiß nicht übel deuten? — Hatte man nämlich bei den deutschen Tournieren ein dem französischen Ruf Largesse! entsprechendes bestimmtes Wort? Hugo hat es in dem Chant du Tournoi. Dann möchte ich das Motto zum Chant de l' Arène aus Homer: „Généreux Grecs, voilà les prix que remporteront les vainqueurs" gern nach Voß' Uebersetzung geben, Hugo sagt aber nicht, wo die Worte im Homer stehen. Ebenso giebt er bei dem Shakespeare'schen Motto zum Cauchemar: „Oh, j'ai fait un songe!" nicht das Stück an, dem es entnommen ist.

Wenn es Ihnen, natürlich, ohne mühsames Suchen, bekannt ist, so würden Sie mich durch gütige Mittheilung überaus verbinden. Lachen Sie nur recht über meine Unwissenheit. Klingen aber Stellen meiner Uebersetzung, wie etwa:

Den Schiffer auf Piräus Wellen
Siehst, Alexander, auf den Schwellen
Des Parthenons dein Bild zertrümmern Du;
Und, ach! Der Morgenröthe purpurn Schimmern
Blitzt in der Wüste Memnons stummen Trümmern
Vergebens glüh'nde Fragen zu.

nicht ganz prächtig? — Dieses: prächtig soll aber kein Lob sein.

* * *

Es folgen darauf zwei etwas flüchtige Schreiben Schwabs aus August und September 1835. In dem einen beantwortet er, soweit es ihm möglich, Freiligraths Fragen und dankt für die Sandlieder; in dem anderen übersendet er einige jüngst für den Almanach verspätet eingelaufene Gedichte von Eduard Boas, von welchen er nicht weiß, ob dieselben blinde Nachahmung oder scharfsinnige Ironie der Freiligrath'schen Muse sein sollen; dies zur Erklärung der „Boasschlange" in Freiligraths Briefe vom 16. Oktober 1835.

Meine wenigen, Ihnen den Empfang Ihres gütigen Briefes vom 22. Sept. vorläufig meldenden Zeilen vom vorigen Sonnabend werden Sie erhalten haben, und ich danke Ihnen jetzt noch einmal herzlich für die freundliche Erledigung meiner Hugo'schen Anfragen, die Sie selbst in Ihren dringenden Berufsgeschäften kein Hinderniß finden ließen. Ich unnützes Subject mache Ihnen so viele Mühe, und Sie überhäufen mich mit so vielen Beweisen Ihrer theilnehmenden Freundschaft, daß ich, im Gefühl meines Unvermögens, Ihnen nach dem Drange meines Herzens gegenseitig Freundliches zu erweisen, oft eher traurig, als froh über Ihre Güte sein möchte. Ach, daß man so oft im Leben, in Augenblicken, wo man die Sterne vom Himmel reißen möchte, um sie geliebten Häuptern als Krone aufs Haupt zu drücken, eben Nichts hat, als sein Herz, und stumm dastehen muß!

Wie soll ich Ihnen meine Freude über Ihre Nachricht wegen Cotta's Geneigtheit, meine Lieder zu verlegen, zu erkennen geben? Wenn ich die Zeit dazu gewinnen kann, so schreibe ich das Bessere meiner Gedichte bis Ostern zusammen, und schicke Ihnen dann das Manuscript ein. Machen Sie dann damit, was Ihnen gutdünkt, — in welche Hände legte ich mein poetisches Geschick besser und lieber, als in die Ihrigen?

Von Burns und andern neuern Englischen Dichtern habe ich allerdings noch verschiedenes liegen, worunter ich namentlich Coleridge's phantastischen Romanzencyklus: The Rhyme of the ancient mariner hervorheben

möchte. Das Meiste bedarf aber noch sehr der Feile, und in der Zahlenwüste, die ich diesen, wie jeden Winter zu durchwandern habe, dürfte mir schwerlich vor Februar Zeit werden, an Sammeln, Sichten und Mundiren zu denken. Bis dahin wird es hoffentlich ja wohl nicht zu spät sein, die Gelegenheit zum Anbringen dieser Sachen noch zu benutzen? — Hätte ich nur mehr Zeit! Die neuere Lyrik Englands, wenn ich Moore und Byron ausnehme, ist dem nicht Englisch verstehenden Theile des deutschen Lesepublikums fast noch eine terra incognita, und doch, wie reich an Schönheiten sind nicht namentlich die Lieder der See-Dichter (Lake-Poets), von denen ich freilich noch wenig übersetzt habe, von denen aber, bei minder gebundnen Flügeln, eine Auswahl zu geben einer meiner heißesten Wünsche ist.

Nach dem, was Sie mir über die Wanderungen des Exemplars von Hugo's Oden, aus dem ich übersetze, mittheilen, glaube ich fast, daß ich auch für diese Arbeit Ihnen meinen Dank zu zollen habe. Denn unmöglich konnte Sauerländer, ohne eine besondere Empfehlung, von selbst auf mich obscuren Menschen gerathen, und ich möchte mein Leben verwetten, daß Sie ihn, da Sie seinen Antrag ablehnten, auf mich aufmerksam machten! Rathe ich recht?

In diesem Augenblicke schickt mir Laarman zwei Packete: Ihre Uhlandssendung und von Weidmann den Almanach — daneben Ihre Zeilen vom 19. August, und, in einen Knäuel gerollt, die Boasschlange! Freude über Freude! Nun muß ich aber auch erst hineinschauen!

Respect vor der Schlange! Boas besitzt ein schönes Talent, und eine blühende, wenn auch meist ausschweifende Phantasie. So habe ich aber doch nie die Eigenreime gehäuft! Glauben Sie denn aber wirklich, daß Boas, sei es nun als Nachahmer, oder als Satyrikus, mich vor Augen gehabt habe?

Von Gedichten kann ich Ihnen, in diesen magern Zeiten, heute nur den beiliegenden Scherz, den Sie gefälligst nur als solchen betrachten wollen. beilegen, und fürchte noch dazu, daß er für das Morgenblatt zu schlecht ist,

Der Wassergeuse hat ja vor Chamisso's Augen Gnade gefunden. Gruß und Dank an ihn! Bis wie lange hat es mit Einsendung der Gedichte für 1837 Zeit?

Claudite jam rivos! Ich schreibe, als wüßte ich das Ende nicht zu finden.

Fast hätte ich einen Hauptpunkt vergessen. Weidmann schickt mir 3 Friedrichsd'or als Honorar für Beiträge zum Almanach, worüber ich noch erfreuter sein würde, als ich bin, wenn Weidmann nicht zugleich schriebe: Da der Musen-Almanach kaum 500 Käufer hat, so können wir in der Regel nur an die Herren Herausgeber und an etwa zwei andere Mitarbeiter Honorar bezahlen.

Warum bin grade ich denn Einer dieser zwei Andern? Sicher nicht wegen des Werthes meiner Beiträge, der in so glänzender Gesellschaft = 0 sein dürfte. Sie haben gewiß auch hier wieder im Stillen ein gutes Wortfür mich gesprochen — und ich kann nur wiederholen, was ich im Anfang meines heutigen Briefes sagte! Ob aber dies Alles gut für mich ist? — Es reißt mich täglich mehr aus meiner eigentlichen Sphäre heraus, und das Non ex quovis ligno fit Mercurius summt mir täglich mehr im Kopfe herum. — O, diese Halbheit!

* * *

In einem Schreiben vom 26. Oktober 1835 bestätigt der Dichter dankend den Empfang der drei Friedrichsd'or und erklärt seine Bereitwilligkeit zu ferneren Beiträgen, ohne Rücksicht darauf, ob der mehr oder minder günstige Fortgang des Unternehmens Honorierung gestatte oder nicht. Im ersteren Falle bittet er um Übersendung der früher erschienenen sechs Bände des Musen-Almanachs, mit Anrechnung des Betrages auf das zukünftige Honorar.

Am 15. November 1835 sendet Freiligrath mit einem flüchtigen Briefe die Verdeutschung der Ballade an den Mond von Musset. Am 18. Nov. 1835 lädt Schwab den jungen Freund ein, mitzuarbeiten an einem von G. Pfizer bei Cotta herauszugebenden Sammelwerke „Literarisches Ausland" und fordert ihn auf, seine Übersetzungen nach Burns &c. alsbald zur Auswahl zu übersenden. Freiligrath antwortet am 10. Dezember 1835 also:

Für heute, in der Eile des Expedirens von einem Viertelhundert Gedichte fürs Literarische Ausland, nur wenige hingeworfene Worte herzlichen Dankes für Ihren letzten lieben Brief, und die Freude, die Sie mir durch Ihre Einladung zur thätigen Theilnahme an dem genannten Institut, welches unter der Leitung eines Pfizer (der ja noch kürzlich durch seine Byron'schen Uebersetzungen seinen Beruf zu einem solchen Unternehmen beurkundet) gewiß fröhlich gedeihen wird, bereiteten.

Von Hugo sind Chants du Crépuscule, von Thom. Moore: The Fudge family in England (eine Fortsetzung der Fudge family in Paris) heraus. Das wäre was fürs Liter. Ausland. Wer nur mehr Zeit hätte!

Specimina Nordamerikanischer Lyrik wären vielleicht auch nicht unwillkommen? Bis jetzt ist aber noch nichts fertig.

Nächste Woche schicke ich Ihnen der Kuriosität wegen den hier erscheinenden Niederländischen Musenalmanach, der vor Kurzem seinen sieben- oder achtzehnten Geburtstag erlebt hat. Es ließen sich daran fürs Liter. Ausland erbauliche Betrachtungen über die Holländische Poesie (was, nach Menzel, contradictio in adjecto ist, worüber Prof. N. G. van Kampen Feuer und Flamme gespien haben soll) knüpfen. Lauter „Spindelmänner"; mit geringen Ausnahmen ist's eine miserable Wirthschaft.

Gestern erhalte ich eine Aufforderung, Beiträge zu dem Rheinischen Musen-almanach für 1836 zu liefern, der, von Hub und Schnezler redigirt, Ende Januar in Coblenz herauskommt. Aufforderung und Herausgabe kommen beide ziemlich spät, ich will aber doch was hinschicken. Uebrigens wird der Almanach das Bildniß meines närrischen Landsmanns Grabbe, der jetzt in Düsseldorf ist, als Schild aushängen. Geht denn wirklich für die Lyrik ein neues Leben in Deutschland auf? Seit den paar Jahren, die ich in Ponto bin, scheint ein neuer Odem durch's Land zu wehen und Ihr Musen-Almanach trägt gewiß das Meiste dazu bei.

* * *

G. Schwab hatte in einem raschen Briefe vom 1. Januar 1836 Neujahrswünsche dargebracht, die Kürze zugleich mit der schweren Erkrankung einer Tochter entschuldigend. Freiligrath antwortet am 8. März 1836:

Heute nur mit zwei Worten die Anzeige, daß Ihr freundlicher Neujahrswunsch mit der herrlichen „Weissagung des Chiliasten," Pfizers und Cotta's Briefe richtig bei mir eingetroffen sind, und daß ich auf Alles schon längst geantwortet haben würde, wenn nicht ein, meinen Geist total in Banden haltendes Unwohlsein (mir war ungefähr so, wie Sie's in Ihrem ersten Sonett im Musen-Almanach beschreiben), verbunden mit abstumpfender Berufsarbeit und dem jetzt zur Reife gediehenen, und nach verschiedenen Debatten mit den betreffenden Behörden gut geheißenen Entschluß, Amsterdam mit dem Sommer zu verlassen, seit 2 Monaten lähmend auf meinen Briefwechsel eingewirkt hätten. Seien Sie mir nicht böse darum! Meine Gesinnungen gegen Sie, den Freund nennen zu dürfen einer der wenigen Silberblicke auf meinem, vielleicht noch recht wirr und düster werdenden Lebensweg ist, sind und bleiben in treuer Dankbarkeit unveränderlich dieselben!

Möge Ihnen das neue Jahr jetzt freundlicher sein, als es begann! Als ich einsamer Mensch Ihren Brief am 29. Januar erhielt und las, was Sie, als Sie ihn schrieben, für ein Schwert über Ihrem Haupt schweben sahen — ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mir durch die Seele ging! Und wie soll ich jetzt zu Ihnen treten, trauernd oder heilwünschend? Gott gebe das Letzte! Und wenn es so ist, dann küssen Sie die kleine dem Leben Wiedergegebene, die gerade so alt ist, wie meine jüngste Schwester, auch in meinem Namen, und glauben, daß Niemand herzlicher, Niemand aufrichtiger an Ihrem Glücke Theil nehmen kann, als ich! Und wenn — ich mag's nicht aussprechen! — aber, wie es auch gekommen sein mag, wie ich mich freuen kann, so kann ich auch mit trauern — in Freud' und Leid bin ich der Ihrige! Gott mit Ihnen!

* * *

Dazwischen kurz die Bemerkung, daß Freiherr Georg von Cotta selbst am 2. Dezember 1835 Freiligrath den Verlag seiner Gedichte angeboten hatte, eine nicht geringe Ehre für den jungen Poeten. Jahrgang 1836 des Morgenblattes bringt von Freiligrath das Gedicht In Schillers Album (Nun kommen sie), Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, sechs Lieder aus dem Ausgewanderten Dichter, Den Reiter, Bei Grabbe's Tod; 1837 bringt nichts von ihm, 1838 nur drei weitere Lieder aus dem Ausgewanderten Dichter. Nach dem Erscheinen der „Gedichte" diesen ersten Drucken weiter nachzugehen ist kein Grund vorhanden.

Es kommen nun bewegte Zeiten in dem brieflichen Verkehr der beiden Dichter. Schwab teilt am 16. März 1836 dem Freunde mit, daß er für dieses Jahr auf die Teilnahme an der Redaktion des Musenalmanachs, sowie auf die Mitarbeiterschaft verzichtet habe, weil gegen seinen Wunsch dem Buche Heine's Bildnis vorgesetzt worden, desselben Heine, welcher eben noch in seiner Schrift über die romantische Schule Uhland bitter verhöhnt habe. Freiligrath, zu dessen Seelenzügen auch eine tiefgegründete Hochachtung vor dem Werte älterer Sangesmeister gehörte und der eine ebenso gründliche Abneigung gegen die Dreistigkeit Heine's und das vorlaute Absprechen des Jungen Deutschland empfand, antwortet am 10. April 1836:

Meinen besten Dank für Ihre freundlichen, mir vor einer Stunde zugekommenen Zeilen, und meine warmen, herzlichen Glückwünsche zur Genesung Ihres lieben Töchterleins! Das nahende Frühjahr wird gewiß das Seinige dazu beitragen, dieselbe rasch zu vollenden. Möchten Ihnen ähnliche Prüfungen lange, lange nicht wiederkehren!

Was Sie mir über die Auflösung Ihres Verhältnisses zum Musen-Almanach sagen, hat mich, nachdem ich wenige Tage vorher Heine's Romantische Schule und Menzels Aufsatz über die Jeune Allemagne im Januarheft des Literatur-Blattes gelesen, nicht überrascht.

Rasend möchte ich aber werden, daß ich, wie Sie aus den Anlagen sehen, schon im März meine Beiträge an Reimer eingesandt habe. Heute noch fordere ich sie zurück, und ich hoffe, daß der Druck noch nicht so weit vorgeschritten ist, um die Rücksendung unmöglich zu machen. Es ist dies nun schon das zweite Mal, daß ich nicht viel besser, denn als miserabler Parteigänger, vor Ihnen stehen muß, voriges Jahr durch Gutzkows (jetzt doch Gottlob Adrians) Hugo, und nun so. Weiß Gott, ich bin nicht Schuld daran. Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß ich vom Phönix, der hier nirgends circulirt, letzten Herbst so wenig, als heute, mehr als die neujährlichen Probenummern gesehen habe, und wie es mir im vorliegenden Falle gegangen ist, das berichtet Ihnen der Wahrheit gemäß mein Brief an Weid-

mann, von dem ich freilich auch nicht weiß, ob er so ist, wie er sein sollte, da ich in dergleichen Quästionen wenig bewandert bin. Möchte Ihnen, und vor Allem Uhland, meine Unschuld daraus wenigstens erhellen! Denn wenn es Ihnen und dem Publikum auch gleichgültig sein kann, zu welcher Fahne ein unbedeutender Wildsänger meinesgleichen schwört, so würde es mich doch schmerzen, die Reinheit meiner Gesinnung von Ihnen in Zweifel gestellt zu sehen.

Wird Chamisso nun den Almanach allein fortführen? Und wer hat die unglückliche Idee mit dem Heine zuerst gehabt? Ich hatte mich schon auf Kerners, Pfizers oder Lenau's Bild gefreut!

Mit meiner Gesundheit geht es jetzt wieder. Mein Uebel war allerdings zum großen Theil Hypochondrie, und ich bin wochenlang in einer Stimmung gewesen, die es mir durchaus unmöglich machte, zu denken, zu dichten, und andere, als kaufmännische Briefe zu schreiben. Daher auch mein unter andern Umständen unverzeihliches längeres Schweigen, das mich oft, ohne daß ich's zu brechen vermochte, schwer drückte. Haben Sie nicht auch zuweilen mit den Worten Ihres schönen Liedes von mir gedacht:

Was hast du gemacht?
Was hast du gedacht?
Bist wieder zu jung gewesen?
Hast wieder du nicht
In einem Gesicht
Zu viel, viel zu Vieles gelesen? rc.

Jetzt wird's aber Lenz, und Alles wird anders. Diesen Sommer denke ich bei meiner Mutter procul negotiis zu faullenzen, oder auch vielleicht eine Fußreise am Rhein zu machen. Jedenfalls hoffe ich Zeit zum Zusammenschreiben meiner Ihnen schon zu Ostern versprochenen Lieder zu gewinnen.

* * *

Dem Briefe liegt eine Abschrift des an die Weidmann'sche Verlagshandlung in Leipzig gerichteten Schreibens vom 10. April bei, welches bedeutsam genug ist, hier gleichfalls eine Stelle zu finden:

Soeben wird mir von Herrn Professor Schwab die Nachricht, daß er sich, aus Ihnen bekannten Gründen, der Mitherausgabe des nächsten Jahrgangs des Musen-Almanachs, wie überhaupt aller Theilnahme an dem Institut begeben hat. Letzteres ist auch mit den übrigen Schwäbischen Dichtern der Fall.

Als Sie mich in Ihrem Briefe vom 10. März (angeblich, weil Sie den Almanach dieses Jahr etwas früher als gewöhnlich in Druck zu geben wünschten) zur schleunigen, directen Einsendung meiner Beiträge aufforderten, bemerkten Sie mir zwar, daß der Almanach das Bildniß von Heine bringen

würde, sagten mir jedoch kein Wort von der Veränderung, den dieser Umstand in der Redaction des Almanachs zuwege gebracht. Heine's Romantische Schule war mir derzeit noch nicht bekannt, und obgleich es mich überraschte, daß gerade sein Bildniß diesmal die Sammlung begleiten sollte, so sah ich doch weiter nichts Arges darin. Die Bildnisse, dachte ich, würden auf Vorschlag oder doch wenigstens mit Genehmigung der Redaction gewählt, und ich fand es, wenn auch auffallend, aber doch nicht unnatürlich, Heine'n, als dem Chef einer der Hauptrichtungen neuester deutscher Lyrik, eine Stelle in der Bildergalerie des Almanachs, des Repräsentanten dieser Lyrik, eingeräumt zu sehen. Dies war meine Ansicht von der Sache, nachdem ich Ihre wenigen, mich über das Eigentliche der Sache ganz im Dunkel lassenden Zeilen, und ehe ich Heine's Ecole Romantique gelesen hatte, weshalb ich denn auch, in der Meinung, Chamisso und Schwab stünden nach wie vor vereint an der Spitze des Unternehmens, kein Bedenken trug, Ihnen meine wenigen unbedeutenden Beiträge, die ohne das Eintreffen Ihres Briefes ohnehin um jene Zeit an Herrn Professor Schwab abgegangen sein würden, alsbald direct zu übermachen. Seitdem ist mir nun aber vorige Woche jene Heine'sche Schandschrift zu Gesicht gekommen, und ich bin empört über die Weise, auf die er darin über einen Größern und Reinern, den edeln Uhland, sich ausspricht. Schwabs und der übrigen Schwäbischen Dichter Zurücktreten ist dadurch zur Genüge motivirt, und — ich bin selbst Norddeutscher, meine Dichtweise ist leider von der schlichten, einfach reinen jener Sänger des Südens himmelweit verschieden, aber die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der mir die Besten unter ihnen entgegenkamen, läßt mich hoffen, daß sie mich wenigstens der Gesinnung nach als den Ihrigen betrachten, und daß ich Uhland mit ihnen als gemeinsames Haupt ansehen darf — ich muß in der That gegen den Abdruck der Ihnen gesandten Sachen protestiren, und Sie bitten, mir dieselben (mit dem beigefügten Billet an Herrn Professor Schwab) umgehend zurückzuschicken, wenn ich mich nicht s. Z. genöthigt sehen soll, die Mittheilung im Musen-Almanach, als nicht mit meinem Willen geschehen, öffentlich zu desavouiren.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir ist, unsre, mir sonst so schätzbare Verbindung gleich anfangs durch einen so verdrießlichen Vorfall getrübt zu sehen. Hätten Sie mir, dem im Auslande Lebenden und mit der deutschen Literatur nur langsam Schritt halten Könnenden, gleich, als Sie mich um Beiträge ersuchten, offen gesagt, wie die Sache läge, so wäre mir der Schmerz, Männern, die ich hochachte, in einem zweideutigen Lichte erscheinen, und Ihnen Unangenehmes sagen zu müssen, erspart geblieben.

* * *

Durch diesen Absagebrief hatte Freiligrath, ohne daran zu denken, den trefflichen Chamisso, welchen Heine's Unarten gegen Uhland nicht in gleichem Maße berührten, um so schwerer gekränkt, weil Chamisso auf Freiligrath gar große Stücke hielt. Auch grollte der alte ruhig gewordene Dichter dem jungen heißblütigen Freunde nicht, wie der früher S. 143 mitgeteilte Brief beweist. Bei Freiligrath kam die Reue über den raschen Schritt bald nach; er schreibt am 21. April 1836 an Schwab:

Meinen Brief vom 10. April werden Sie erhalten haben, und mit ihm die Copie meines Schreibens vom gleichen Tage an Weidmann, dessen Antwort darauf mir soeben zukommt. Leider muß ich nach Lesung derselben befürchten, Chamisso, in dessen Händen sich meine Beiträge schon befinden, durch meine Zurückforderung wehe gethan zu haben, was ich wahrlich nicht beabsichtigte. Weidmann legt mir zugleich Ihren Brief vom 20. März an Herrn S. Hirzel bei, worin Sie ihm sagen: „Schreiben Sie Freiligrath, dem ich die Sache bloß historisch gemeldet, daß ich ihm sage, er solle wegen uns Schwaben vom Almanach nicht abstehen!"

Was soll ich nun machen? Meine Gesinnungen in Betreff Heine's sind unverändert dieselben, auch bin ich zu weit gegangen, um meine Gedichte, die noch bei Chamisso sind, mit Ehren dem Almanach lassen zu können; wie fange ich's aber an, um Chamisso, dem von mir Hochverehrten, nicht so zu erscheinen, als hätte ich ihn verletzen wollen? Mein Aufbrausen galt wahrhaftig nur Heine'n; ich wußte selbst nicht, ob Chamisso den Almanach fortsetzen würde. Daß ihm mein rasches Zurückfordern kränkend sein muß, sehe ich jetzt bei kaltem Blute wohl ein — wer denkt aber auch beim ersten Aufsprudeln an Alles?

Wenn Sie ihm in diesen Tagen schreiben sollten, so machen Sie für mich gut, so viel gut zu machen ist, und — in diesem Falle wird meine Bitte wohl Entschuldigung finden? — sagen Sie mir doch bald, aber mit der Post, wie ich's machen muß, um mich bei ihm zu rechtfertigen. An Weidmann schreibe ich heute vorläufig, daß es, wie es ja auch aus meinem ersten Briefe hervorging, keineswegs meine Absicht gewesen sey, Chamisso zu beleidigen, sondern daß mein Schritt lediglich auf meine Indignation über Heine's Ecole Romantique basirt gewesen sey.

G. Schwab sendet den Brief an Chamisso weiter mit den beigefügten Zeilen: Lieber Chamisso! Lesen Sie diesen Brief. Schon vor seinem Eintreffen habe ich Freiligrath geschrieben, daß er sich durchaus nicht abhalten lassen soll; seine Gefühle kann ich freilich ihm nicht verbieten!

Gleichzeitig geht auch ein begütigendes Schreiben an Reimer, den Verleger des Almanachs, ab. „Wenn es jemanden gibt", schreibt Freiligrath,

der Chamisso liebt und ehrt, der durch sein Leben, wie durch seine Dichtungen begeistert und zu eignem Schaffen hingerissen worden ist, so bin ich's, und es sollte mich in der Seele schmerzen, wenn mein unbedachtes Aufbrausen, das ich, Gott sei's geklagt, nicht immer bändigen kann, das aber im vorliegenden Fall ja nur Heine'n galt, ihm wehe gethan haben sollte!" Im übrigen fand die unangenehme Sache raschen friedlichen Abschluß; Freiligrath läßt dem Musenalmanach die übersandten Gedichte; durch Schwabs alsbaldigen Wiedereintritt in die Redaktion ward die drohende Spaltung zwischen nord- und süddeutschen Lyrikern beseitigt.

Den Briefwechsel aus diesem Abschnitt in des Dichters Leben mag, allerdings übergreifend, ein Schreiben Freiligraths aus Soest — „denn in Amsterdam bin ich ja nicht mehr" — vom 30. September 1836 abschließen:

Recht von Herzen freue ich mich, daß ich meinen ersten Brief nach einer so langen Pause mit einem warmen Glückwunsche zu einem so frohen Ereignisse, als die mir von Gustav Pfizer gemeldete Verlobung Ihres Fräulein Tochter es ist, beginnen kann, um so mehr, als ich hoffe, daß Sie in der, durch diesen Fall herbeigeführten, freudigen Stimmung allen Sündern, mit denen Sie etwa zu rechten hatten, vergeben, und auch mich, den saumseligen Briefschreiber, der, wenn es ihm wohl geht, seine Freunde, wenn auch nicht vergißt, aber doch nachlässig gegen sie erscheint, und sie nur mit Briefen belästigt, wenn er am Hypochonder laborirt, nicht von der allgemeinen Amnestie ausschließen werden! Nicht wahr, ich hoffe nicht vergebens, und Sie nehmen mein treugemeintes: „Alles Glück!" mit einem nachsichtigen Lächeln freundlich auf?

Nach dem, was Sie mir zuletzt über die leidige Almanachs-Störung mittheilten, habe ich mich denn doch, wie Sie jetzt wohl schon längst von Chamisso oder Reimer erfahren haben, entschlossen, meine paar Lieder in der Sammlung mit abdrucken zu lassen. Ich habe mir bei Reimer durch diese Aenderung freilich gewissermaßen ein Dementi gegeben; — ob bei Ihnen und Uhland auch? Ich glaube kaum! Ich denke nach wie vor gleich über die Sache, und nur Ihre Erlaubniß und der Wunsch, dem edeln, ehrwürdigen Chamisso nicht wehe zu thun, konnten mich anders bestimmen! Der Umstand, daß ich mein: „Leben des Negers" noch nicht im Morgenblatte gefunden, bestärkt mich in der Vermuthung, daß Sie mir meinen Beitritt zum Almanach nicht verargen. Ich denke nämlich, daß Sie's an Chamisso sandten, und wenn dem so ist, so darf ich ja wohl annehmen, daß wir wegen der leidigen Geschichte im Reinen sind.

Mit dem Sammeln meiner Gedichte habe ich nun den Anfang gemacht; aber, aber — ich bin fast mit Nichts zufrieden, und muß die ältern Sachen fast alle über Bord werfen. Es wird, Gott sei's geklagt, nur ein dünnes

Bändchen geben! Das Manuscript werde ich Ihnen bald senden! Bei den im Morgenblatt und Almanach abgedruckten Gedichten brauche ich ja wohl nur bloß Ueberschrift und Angabe der Nummern und des Jahrgangs zu geben? Ich habe keinen Copisten, und bin dem langweiligen Selbst-Mundiren in den Tod feind. Was meinen Sie von meinen kleinen Uebersetzungen, die im Morgenblatt und Literarischen Ausland bisher erschienen sind? Sollte ich sie wohl schon in diese Sammlung aufnehmen, oder glauben Sie, daß es besser ist, sie dereinst, wenn ihrer mehre sein werden, in einem besondern Bändchen zu vereinigen?

Für das Morgenblatt lege ich ein Gedicht bei, das minder auf Grabbe's frühen Tod sein, als vielmehr den Eindruck zu schildern versuchen soll, den die Art und Weise, auf welche, und die Umgebungen, unter welchen ich ihn erfuhr, auf mich machten. Grabbe ist ein zertrümmerter Tempel; er ist großentheils in und durch sich selbst zu Grunde gegangen!

Von einem „Rheinischen Odeon", dessen Mitredaction ich übernommen, wird Ihnen Pfizer sagen. Könnten vielleicht auch Sie dem bescheidenen Kindlein bei seinem zweiten Schritt in die Welt einen freundlichen Spruch mit auf den Weg geben? Wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, darum bitten dürfte, so thäte ich's gern! Sagen Sie mir, ob ich darf?

Menzel hat mir durch die mich betreffende Stelle in seiner „Deutschen Literatur" ordentlich das Blut zum Kopfe getrieben! Ach Gott, wenn ich das erreichen könnte, was mir oft vorschwebt, wozu mir aber, fürcht' ich, die Kräfte mangeln! Doch spornt solch ein Zuruf, wenn auch zu ehrend, mächtig an. Danken Sie Menzeln in meinem Namen!

* * *

Über die Entwickelung von Freiligraths dichterischer Thätigkeit während dieser Zeit haben wir keine weitere Kunde als die Mitteilungen der Briefe. Wir wissen, daß er eine Reihe eigener Dichtungen hier und da veröffentlichte und daß er sich gegen Ende des Amsterdamer Aufenthaltes lebhaft mit Übersetzungen nach Victor Hugo beschäftigte, dessen stolze Formfülle, sprühender Wort- und Bilderreichtum Freiligraths verwandten Genius anzogen. Es läßt sich leicht erkennen, wie der Aufenthalt in einer gewaltigen Seestadt in wunderbarer Weise auf die Entfesselung seiner dichterischen Eigenart von dem Bann kleinstädtischer Anschauungen und Interessen, wie von den Banden der Nachahmung früherer sentimentaler Dichter hinwirken mußte. Wir brauchen nur die Reihenfolge der wenigen datierten Gedichte seit 1832 zu durchblättern, um dieser ausschließlich in einer Seestadt wie Amsterdam möglichen Eindrücke bewußt zu werden. Gleich das erste derselben, die Amphitrite, Mai 1832, ist durchaus charakteristisch. Unzählige Dichter vor ihm haben die Reize des

Frühlings gepriesen, unzählige werden dieselben in Ewigkeit erheben; bei Freiligrath finden wir kein einziges Frühlingslied im wahren Sinne, wiewohl es im Ausgewanderten Dichter, dem Mann im Walde, dem Rübezahl an Anklängen der Frühlingspoesie nicht fehlt; das einzige Gedicht, welches er jemals zum Preise des Lenzes schrieb, konnte nur er dichten, die Amphitrite. Für den zweiundzwanzigjährigen Poeten ist der Frühling nicht der herkömmliche „schöne Junge" Nicolaus Lenau's; er spricht uns nicht, um mit Uhlands anmutigem Liede zu reden, von Saatengrün, Veilchenduft, Lerchenwirbel, Amselschlag, Sonnenregen, linder Luft; für Freiligrath ist der Frühling ein schöner Knabe Indiens, der im Schatten des Banianenhaines rastete, als das Schiff Amphitrite sich zur Abfahrt bereit machte. Da springt er auf, schwimmt an Bord, fährt ungesehen über das Meer und landet im Norden, um als indischer Zauberer die Bäume mit Grün, die Erde mit Blütenglanz zu schmücken:

Dank, rüstiger Laskar!
Willkommen, lockiger Schwimmer!

Ein solches Frühlingslied kann, ganz abgesehen von der Eigenartigkeit der Sprache und der Bilder, nur entstehen in einer Seestadt, in deren Hafen mit dem Brechen des Eises die Schiffe wieder einlaufen und aus fernen Landen den Frühling bringen. Die Auswanderer, gedichtet Sommer 1832, zeigen sie uns nicht in Lebenswahrheit den Bauer aus der Pfalz oder dem Schwarzwald, indem er seine ärmliche Habe einschifft zur weiten Fahrt über das Meer? Im Jahre 1833 entstanden Der schlittschuhlaufende Neger, Meerfabel, Die Griechin auf der Messe, im Jahre 1835 die Sandlieder und Einem Ziehenden, 1836 Nebel, lauter Dichtungen, welche lediglich den Anregungen des Amsterdamer Hafenlebens oder des holländischen Strandlebens ihre Entstehung danken konnten; der höchst charakteristische, erst nachträglich in den Jugendgedichten mit der Jahreszahl 1832 mitgeteilte Hafengang ist ganz gleicher Art. Unter den nicht datierten Gedichten setzen die in den Auswanderern angeknüpfte Gedankenreihe fort Der Tod des Führers, Der ausgewanderte Dichter; die Heldenzeit Hollands spiegelt sich in den glänzenden Bildern Der Wassergeuse, Eine Geusenwacht, Lieve Heere. Die Stimmung der Sandlieder findet ihre Weiterbildung in dem grandiosen Leviathan, in Meerfahrt, Die Toten im Meere; Florida of Boston, Odysseus, die Schiffe sind Dichtungen, wie sie nur in einem Seehafen entstehen können. Nur Selbsterlebtes schildert er, wenn er auf die Frage, was Poesie sei, antwortet:

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,

Die Odyssee legt auf sein struppig Haar
Und singt und jubelt, daß er denkt: Fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!

Und Poesie auch ist's, wenn wie ein Schwan
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Palast eine Hütte.

Und Poesie dann, wenn in Gummischuh'n
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut ihr ihm ins Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen.

So erscheint es ganz erklärlich, wenn ein Dichter, welcher das Alltägliche so eigenartig aufzufassen weiß, sich vom Fluge der Phantasie weiter tragen läßt über das Meer, in die Wüsten Afrikas, in die Urwälder der Tropen, wenn Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Mohrenfürst, Ammonium, Scipio, der Schwertfeger von Damascus, großartige Bilder in märchenhafter Beleuchtung, durch sein Hirn zucken, zum Staunen der Freunde, welche den seltsamen verschlossenen Menschen nicht verstehen und ihm ab und zu den wohlgemeinten Rat geben, er möge seine Stoffe nicht in der Ferne holen. Und der unverstandene Dichter spricht nicht leeren Weltschmerz, sondern sein tiefstes Leid aus, wenn er im Reiter in die verzweifelten Worte ausbricht:

— — Gott, warum gabst du mir Lieder?

Sie schliefen jahrelang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und keiner weiß es! Alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt,
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben!
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben!

So brachte der Aufenthalt zu Amsterdam dem einsamen, an einen ihm widerwärtigen Beruf festgeketteten, durch das Bewußtsein einer hoffnungslosen Brautschaft, durch unbefriedigten Thatendurst und Drang in die Weite gequälten jungen Mann bittere Schmerzen, aber zugleich auch die reichste dichterische Anregung; ohne Zweifel ist ein erheblicher Teil der in der ersten Sammlung von Freiligraths Gedichten leider ohne Rücksicht auf die Zeitfolge zusammengestellten Lieder und Balladen zu Amsterdam entstanden, und wir dürfen die Fügung preisen, welche den jungen Mann aus dem engen Gesichtskreise Westfalens an das Meer, in das belebte Treiben einer mächtigen Hafenstadt führte.

Damit mag diese Betrachtung der Amsterdamer Jahre unseres Dichters beschlossen sein. Sie hatten ihn noch mehr als es in Soest der Fall gewesen, aus einer belebten geräuschvollen Umgebung in sich selbst zurückgeführt, seine dichterische Eigenart ausgereift. Auch mit einem Erstlingswerke war der 26jährige Dichter hervorgetreten, allerdings nur mit Übersetzungen, den 1836 erschienenen Oden von Victor Hugo, einer Arbeit, welche auf sein eigenes Dichten in mancher Hinsicht förderlich wirkte, anderseits, wie er selbst anerkennt, ihn wieder in den „rhetorischen Wust", aus welchem er sich herauszuarbeiten begonnen, hineingeführt hatte. Zugleich war er als selbständiger Dichter durch Chamisso-Schwabs Musenalmanach, durch das Morgenblatt in glänzender Weise eingeführt worden; schon diese vereinzelt hier und dort erschienenen Gedichte hatten durch ihre packende Eigenart, die Fülle der Phantasie, die Glut des Gefühls, die Pracht der Bilder und der Sprache mächtig gewirkt; Freiligrath war auf dem besten Wege, ein berühmter Dichter zu werden; der Verleger Goethe's und Schillers, Cotta zu Stuttgart, hatte dem blutjungen Poeten den Verlag der ersten Sammlung der Gedichte in ehrenvollster Weise selbst angetragen. Der Zwiespalt zwischen dem Dienst der Musen und Merkurs, zwischen der Dichtung und dem Kontokorrent war auf die Dauer unerträglich. Und so kam es, daß Freiligrath im Frühling 1836 einen vielleicht nicht eben bedeutenden Anlaß, ein Überschlagen in der Altersfolge des Sigrist'schen Kontors, ergriff, um sein Amsterdamer Verhältnis zu kündigen; neben dem Mißvergnügen über die Unvereinbarkeit seines geistigen Strebens mit seiner täglichen Arbeitspflicht mag auch die

aus Überarbeitung hervorgegangene hypochondrische Verstimmung im Frühling 1836, deren er in den Briefen wiederholt gedenkt, zu dem raschen Entschlusse mitgewirkt haben. So schied er denn Ende Mai 1836 aus dem Amsterdamer Verhältnis, ohne Schmerz des Abschieds, so wenig er bereits bestimmt wußte, ob er in der bisherigen Lebensbahn verweilen oder eine neue erwählen sollte. Es mag dieser Amsterdamer Zeitraum beschlossen werden mit dem Zeugnis, mit welchem Jacob Sigrist den Dichter entließ. Dasselbe lautet:

Dem Herrn Ferdinand Freiligrath von Detmold, der vom Jahre 1832 bis 1836 während beinahe fünf Jahren auf meinem Handlungs-Bureau gearbeitet hat, gebe ich mit Vergnügen das Zeugniß, daß derselbe stets zu meiner Zufriedenheit nicht allein seine Pflicht erfüllte, sondern mit ungewöhnlichem Fleiß und besonders freundschaftlicher Anhänglichkeit die schwierigsten Arbeiten vollführte, die ihm vermöge des vollen Vertrauens, das ich in ihn setzte und derselbe stets rechtfertigte, aufgetragen wurden.

Da durch dieses Vertrauen dem Herrn Freiligrath alles offen lag, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, seine kaufmännischen Kenntnisse so auszubilden, daß er in diesem Fache in jede Stellung zu empfehlen ist, und hat es mir sehr leid gethan, den Herrn Freiligrath nicht bewegen zu können, bei mir zu bleiben.

Das moralische Betragen des Herrn Freiligrath ist so allgemein bekannt, daß ich es hier überflüssig finde, etwas weiteres zu seinem Lobe beizufügen.

Amsterdam, den 17. Mai 1839. [1])

Jakob Sigrist.

Es möchte verwunderlich erscheinen, daß die Beleuchtung von Freiligraths triebkräftigster Dichterwerdezeit mit einem nüchternen Zeugnis über seine kaufmännische Gewissenhaftigkeit und Befähigung beschlossen werde. Aber Herrn Jakob Sigrists Zeugnis hat für den Biographen eine tiefere Bedeutung; es zeigt uns, wie der junge Mann, den die glühende Dichterphantasie über Meer und Wüste dahinführt, dessen Namen bereits durch ganz Deutschland gefeiert ist, dem Männer wie Chamisso, Uhland und Schwab mit warmer Freundschaft und ungeheuchelter Anerkennung nahetreten, daß dieser selbe junge Mann die ihm aufgelegte Kontorarbeit, so beschwerliche Fesseln sie seinem aufstrebenden Geiste anlegt, mit jener Selbstverleugnung ausführt, welche er auch weiterhin in seinem Leben aufs Bewunderungswürdigste bekunden sollte; daß derselbe Dichter, den der Genius unwiderstehlich fortreißt, zugleich den Leitstern der Pflicht unwandelbar im Auge hält. Wer das aus diesem Zeugnis heraus lesen will, für den hat dasselbe doppelten Wert.

---

[1]) 1839 steht zweifellos. Das Zeugnis ist irrig datiert oder ward nachträglich ausgegeben.

Vierter Abschnitt.

Soest Juni 1836. Barmen Mai 1837—August 1839.

Mitte Juni 1836 traf Ferdinand Freiligrath wieder in Soest ein, gerade zeitig genug, um mit den Seinen den 26. Geburtstag feiern zu können. Ein stiller wunderlicher Jüngling war er gegangen; er kam wieder, in sich befestigt durch mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde, gekräftigt durch die Anerkennung berühmter Dichter, ein gefeierter Dichter selbst, neubelebt durch die Rückkehr in die Heimat, an der seine Seele hing. Er gedachte sich auszuruhen, des langentbehrten Umgangs mit den Lieben froh zu werden, die übernommenen literarischen Arbeiten zu vollenden und dann wieder sich nach neuer kaufmännischer Thätigkeit umzuschauen.

Es galt also zunächst, was er bisher gedichtet, was nur handschriftlich vorlag oder bereits vereinzelt hier und da im Druck erschienen war, zu sammeln, zu sichten, das der Aufnahme würdig Befundene zusammenzustellen, eine bei der strengen Gewissenhaftigkeit des jungen Dichters ganz erhebliche Aufgabe. Dazu kam eine andere, minder willkommene. Im Mai 1836 war Freiligrath mit seiner ersten poetischen Arbeit, der Übersetzung von Victor Hugo's Oden, aufgetreten; nun sah er sich in Soest festgehalten dadurch, daß er auf O. L. B. Wolffs Bitte die Ergänzung derselben, die Übersetzung von Victor Hugo's Orientalen und Balladen übernommen hatte; es war eine Aufgabe, die ihn zu angespannter Thätigkeit aufforderte, ohne daß sie ihn doch befriedigte; so gab er dieselbe vor der Vollendung auf. Mit diesen Arbeiten beschäftigt, blieb Freiligrath elf Monate in seiner zweiten Heimat Soest, ein amtloser Dichter. Auch die eigene Poesie feierte dabei nicht völlig; Im Herbste, aus jener Soester Zeit, zeigt uns, wie er, ohne der Welt ringsum Aufmerksamkeit zu schenken, in Arbeit vergraben saß, und wie alle die bunten Stoffe seiner Gedichte beim Ordnen und Sichten wieder an seiner Seele vorüberzogen; im selben Herbst 1836 entstand das vortreffliche, freilich noch Spuren der bisherigen Gemütsverdüsterung tragende Gedicht Auf Grabbe's Tod; Freiligrath vernahm die Kunde gelegentlich eines Besuches im Feldlager bei dem nahen Salzkotten. Im April 1837 ward Mirage gedichtet; die anderen, nicht eben zahlreichen Gedichte, welche in verschiedenen Taschen-

büchern der nächsten Jahre erschienen sind, mögen gleichfalls der Soester und Barmer Zeit entstammen.

Überschauen wir den Briefwechsel aus diesen Jahren, so bilden die allgemach verlöschenden älteren Beziehungen zu Chamisso und Schwab, sowie diejenige zu Immermann den festen Grundstock; dazu gesellen sich neue Verhältnisse zu einer Anzahl jüngerer Poeten. Freiligrath war allezeit von einer rührenden Harmlosigkeit und Zutraulichkeit; fremden Leistungen das herzlichste Wohlwollen entgegentragend, trat er in die Literatur mit einer beispiellosen Bescheidenheit ein, verwunderte und freute sich kindlich über die Bewunderung und Verehrung, die ihm allerorten entgegengebracht ward; der Herrscherstellung, die er jetzt bereits unter den Lyrikern der Zeit einnahm, unbewußt, begrüßte er jeden fahrenden Poeten, der sich an ihn drängte, als Geistesgenossen und Freund. So ließ er sich noch in seiner Amsterdamer Einsamkeit bewegen, bei dem von Ignaz Hub und August Schnezler herausgegebenen „Rheinischen Odeon" seinen Namen als Mitherausgeber auf den Titel setzen zu lassen. Bei dem ersten 1836 erschienenen Bande wirkte er nicht einmal bei der Auswahl mit; diese Sammlung lyrischer Gedichte ist derart gehaltlos, daß man, im Hinblick auf die Mehrzahl der Beitragenden zu Freiligrath, welcher seinen Reiter und einen Teil des Ausgewanderten Dichters gesteuert hatte, sagen konnte, wie Gretchen zu Faust:

Mir thut es in der Seele weh,
Wenn ich dich in der Gesellschaft seh!

Bei dem 1838 erschienenen zweiten Bande des Odeon wirkte er selbst werbend und wählend mit, und so ist dieser zweite Band erheblich besser geraten als der frühere; aus Grabbe's Nachlaß war ein Stück der Hermannsschlacht mitgeteilt, wie sein Bildnis den Band eröffnet; unser Freund selbst steuerte die Fortsetzung des Ausgewanderten Dichters, Leben des Negers und die beiden Memnonslieder bei. Doch löste Freiligrath alsbald nach dessen Erscheinen unmutigen Herzens das Verhältnis, weil Hub als Hauptunternehmer seinen Verpflichtungen gegen die Subskribenten nicht nachkam, Unterschriften sammelte, das Geld einstrich und dann keine Exemplare sandte, da der Drucker erst bezahlt sein wollte. Freiligrath als Mitherausgeber hatte damit unglaublichen Ärger; indes war der gutherzige Mann bald wieder begütigt; noch in dem letzten Lebensjahrzehnt werden wir freundschaftlichen Briefen an Hub begegnen.

Eine rascher vorüberrauschende Bekanntschaft war diejenige mit Hermann Neumann. Derselbe begrüßte unsern Dichter Eingang 1837, anknüpfend an das Gedicht auf Grabbe's Tod, brieflich von Wesel aus, und ein Denkmal

des rasch geschlossenen, bald genug wieder zerrissenen Freundschaftsbundes sind die hier nach der Deutschen Revue mit einigen Kürzungen wieder abgedruckten Briefe. Auch mit Professor O. L. B. Wolff in Jena, welcher Herbst 1836 in seiner Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur als einer der ersten den jungen Dichter mit warmer Anerkennung begrüßt hatte, stand Freiligrath seit dem Schlusse der Amsterdamer Zeit in lebhafter brieflicher Beziehung. Leider sind diese Briefe, welche sich ausschließlich auf Freiligraths eigene Dichtungen, auf die Übersetzung des Victor Hugo, auf die beiden Männern gemeinsame Liebhaberei zur Ausspürung altniederländischer Volksdichtung bezogen zu haben scheinen, großenteils vernichtet oder verstreut, so daß nur einige wenige derselben sich hier zusammengefunden haben.

Mitte Mai 1837 siedelte Freiligrath nach Barmen über, wo er in dem Großhandlungshause J. P. von Eynern & Söhne — Baumwolle und Indigo — eine Kommisstelle übernommen hatte, allerdings nur auf zwei Jahre. Es ward ihm zwar bitter schwer, abermals sich der nüchternen Kontor-Arbeit zu widmen; aber er konnte sich, und das war sehr verständig, noch keineswegs entschließen, seine kaufmännische Laufbahn völlig aufzugeben und sich lediglich literarischer Thätigkeit zu widmen. Goethe meint wohl:

> Gebt ihr euch einmal für Poeten,
> So kommandiert die Poesie!

aber Freiligrath war ein viel zu klar denkender, man möchte sagen, zu sehr durch seinen Lebensgang kaufmännisch geschulter Kopf, das Gebiet seiner Dichterthätigkeit war viel zu scharf umgrenzt, als daß er nicht erkennen sollte, wie jedes Kommandieren der Poesie, etwa von der Übersetzerthätigkeit abgesehen, ihn der Gefahr aussetzte, in Manier zu verfallen. Was sollte er auch thun? Einen Musenalmanach herausgeben? Daß darauf nicht mehr, wie zu Joh. Heinr. Voß' und Ernestinens Zeiten ein Haushalt zu begründen sei — und Freiligrath war verlobt, seit lange verlobt und daß er sein Wort nicht halten konnte, war ihm ein bitteres Herzeleid — das wußte er aus seinem Verkehr mit Chamisso und Schwab oder, um Ungleiches zu vergleichen, mit Hub und Schnezler. Eine Zeitung? Ihm summte im Kopfe Chamisso's Wort: Lieber ein Handwerk, als ein Tageblatt! Und so trug er lieber als die Fesseln der Sorge ums tägliche Brot die Last seines nüchternen und unpoetischen, aber wenigstens ihn sicher ernährenden kaufmännischen Berufes so lange bis er gewiß sein durfte, sich lediglich durch seinen Dichterruhm ein neues freies Los zu begründen.

Die Stellung Freiligraths in Barmen war erheblich anders als diejenige in Soest. Hatte er in der alten stillen westfälischen Kleinstadt abgeschlossen

von der Welt gelebt, so umgab ihn in Barmen, mit welchem das benachbarte Elberfeld gleichsam eine große Stadt bildet, reges kaufmännisches und geselliges Leben. Dem ersteren freilich vermochte der Dichter wenig Reiz abzugewinnen. Nicht als ob er ein leichtfertiger Arbeiter gewesen wäre; Freiligrath hat sich in seinen verschiedenen kaufmännischen Verhältnissen auf die ehrenvollste Weise geführt, ist stets unter der Bezeugung der entschiedensten Zufriedenheit von seinen Dienstherren geschieden. Wenn er auch mitunter in literarischer Zerstreuung, wie er seinem Freunde Wolfgang Müller erzählte, statt des Kaufmanns Cornelius Schmidt den Cornelius Nepos, statt des Robert Becker den Robert Burns ins Hauptbuch eintrug, wenn auch manche seiner Briefe, wie er selbst schreibt, „zwischen Journal und Hauptbuch" hingeworfen sein mögen, Freiligrath verstand seine Sache und arbeitete sein redlich Teil, wenn er auch seinen Schreib- und Rechendienst als eine schwere Last empfand.

Anders war es mit dem geselligen Leben. Es fehlte in Barmen nicht an einer anregenden und heiteren Geselligkeit, wenn auch unter Freiligraths Freunden aus jenem Kreise nur ein einziger nachmals einen schriftstellerischen Ruf gewann, Friedrich Wilhelm Hackländer, zu jener Zeit ebenfalls Kaufmann in Elberfeld; das Verhältnis war nicht gerade tief, doch hat Freiligrath Hackländer noch 1841 das prächtige Gedicht Die Nacht im Hafen gewidmet. Näher standen ihm zahlreiche junge Freunde, meist aus dem Kaufmannsstand, treffliche Leute dabei, wie Heinrich Zulauff und die nachmals so treu bewährten Freunde August Boelling, Ludwig Elbers, nach seinem Lieblingsliede Laudon genannt, und Theodor Eichmann; da war Heinrich Koester, der heitere Schulmann und „Kinderfreund," der vortreffliche Vorleser Freiligrath'scher Dichtungen. Aber auch manches leichte Element drängte sich an den zutraulichen liebebedürftigen Dichter heran, und dieser, aus Gutherzigkeit oder um nicht hochmütig zu erscheinen, ließ es sich gefallen. Es bildete sich aus den strebsamen jungen Verehrern des Dichters ein Kreis, welcher sich Freiligrath-Verein nannte, mit dem Zwecke, dramatische Werke des In- und Auslandes, vom Leichten zum Schweren übergehend, mit verteilten Rollen zu lesen, anfangs abwechselnd in den Wohnungen der Mitglieder, später bei wachsender Zahl in einem Gasthause. Es ward vornehmlich Shakespeare gelesen; Freiligrath selbst nahm minder eifrig daran Teil, weil er sich bewußt war, kein sonderlicher Vorleser zu sein; Hackländer las mit kräftigstem Humor den Falstaff und ergötzte den Kreis durch sein damals schon glänzend entwickeltes Erzählertalent. Es versteht sich von selbst, daß es in dem heiteren Kreise nicht an tapferen Zechabenden fehlte, denen dann hin und wieder ein eben so gründlicher Moralischer folgte.

Es sei hier gestattet, aus den Aufzeichnungen eines nahen Freundes unseres Dichters während jener Zeit, Heinrich Zulauff, jetzt Farmer zu Industry in Texas, einige Stellen herauszuheben, indem sie, obwohl vierzig Jahre später geschrieben, in ihrer frischen Ursprünglichkeit noch den Abglanz jener goldenen Jugendtage an sich tragen. Er schreibt:

„Als Freiligrath ins Wupperthal kam, war er bald der Gegenstand aller Unterhaltungen der gebildeten Kreise; von Einladungen war er dergestalt überhäuft, daß es ihm unmöglich war, dem größeren Teil derselben zu willfahren. Der Schluß der Kontorzeit war damals sechs Uhr abends; in der Nähe des v. Eynern'schen Kontores wohnte der junge Ingenieur Hugo Dünweg, ein begeisterter Verehrer Freiligraths; derselbe machte es sich zur Aufgabe, abends Freiligrath aufzupassen und mit ihm nach der „Pfalz" zu pilgern; diese Sitzungen verlängerten sich nicht eben selten bis zum Anbruch des Morgens. Mit der Zeit mochte Freiligrath einsehen, daß seine andern zahlreichen Freunde, die förmlich nach ihm hungerten, ebenfalls ein Anrecht auf ihn hätten; er verabredete, wir wollten an feststehenden Abenden, er von Barmen-Wupperfeld, ich von Elberfeld aus, uns zu Fuß entgegenkommen, so daß wir in der Lindenallee aufeinander treffen mußten; dieselbe war Freiligraths Lieblingsspaziergang, zumal um die Zeit der Lindenblüte. Wir gingen dann nach Barmen zurück in den Clevischen Hof; um diese Zeit war auch Koester frei, und zu Dritt saßen wir dann im Schatten kühler Denkungsart und ließen uns Wein geben."

„Was uns bei den ersten Begegnungen mit Freiligrath auffiel, Koester wie mir, war sein undefinirbarer Augenaufschlag. Ich sah denselben nie zuvor, auch nie nachher. Waren wir nun gehörig eingeheizt, so kam es wohl vor, aber nur in solchen geweihten Momenten, daß er Koester oder mir vertraulich zuraunte: Nicht wahr, ich bin doch ein großer Dichter? Wir lernten uns über dies Thema bald kennen und antworteten kurz: Ohne Frage! Wer sich hätte herausnehmen wollen, ihm bei solchen Gelegenheiten Elogen zu machen, würde gar bald das Unangenehmste kennen gelernt haben. Für Schmeicheleien war er rein unzugänglich, sie widerten ihn an. Im gewöhnlichen Leben war Freiligrath die Anspruchslosigkeit selbst, mit einem Anstrich von Schüchternheit sogar, der ihm so schön stand; niemand hätte hinter dem befangen scheinenden jungen Manne den allgewaltigen Poeten gesucht. Das Auge natürlich, der Spiegel seiner Seele, verrieth zu Zeiten in raschem, ich möchte sagen majestätischem Aufblitzen dem Kundigen das immer vorhandene ungewöhnliche Verständnis, ein Blick, sanft und mild, aber zugleich Herzen- und Nieren-Prüfer. Ich war mehrmals mit ihm in Familienkreise eingeladen, die eigens seinetwegen veranstaltet waren, habe da

aber nie weder seine Poesien vorlesen hören, noch ihn als Centrum der Gesellschaft, was er im Stillen und unbewußt doch war, glänzen sehen. Am liebsten unterhielt er sich im Zwiegespräch oder kleinen Kreisen; sein Leibgetränk war schon in Barmen der Maitrank."

„Waren wir unter uns und etwas angeheitert, so forderte er mich wohl zum Singen auf; meist war es der Prinz Eugenius, sein Lieblingslied. Ich sang ihn mit all den Schnörkeln, womit das Volk seinen Kriegshelden ausgeschmückt hat. Solchen Volksgesängen hörte er mit einer gespannten Aufmerksamkeit zu, als hätte er nicht nur seine Ohren damit delektiren, sondern noch daran lernen wollen."

„Am liebenswürdigsten und so recht in seinem Esse befand sich unser Dichter auf seiner Kneipe. Freiligrath wohnte zu Wupperfeld-Barmen zuerst in der luth. Kirchstraße [1]) in einem kleinen, doch ziemlich behaglichen Zimmer bei der Wittwe des Barbiers Gaentzsch, sehr tüchtigen achtungswerthen Bürgersleuten, mit denen er sich stets bestens vertrug, trotzdem es dort mitunter etwas wild herging. Später zog er zwei Treppen hoch in die Wertherstraße [2]) in ein nettes dreistöckiges Haus, damals von Buchhändler Wilh. Langewiesche bewohnt. Sonntag Morgens gleich nach dem Frühstück gürtete ich meine Lenden für den Gang zu ihm; gegen zehn Uhr rückten dann die übrigen Freunde in Schaaren ein, wobei dann seine Gedichte öfter der Gegenstand der Verhandlung waren; der Dichter hörte die Bemerkungen gelassen an, ließ sie unbeantwortet und unberücksichtigt. Und wie war er in seinen Büchern zu Hause! Wenn ihm während des Gesprächs irgend eine einschlägige Stelle in den Gedanken kam, so war sein Griff des gesuchten Buches gleich der richtige; im Handumdrehen traf er auch die gesuchte Stelle."

Aber auch außerhalb des Wupperthales fand Freiligrath viele neue Freunde. Nicht nur die Poststraße aus dem Osten nach dem Rhein führte zahlreiche Fremde vorbei, deren mancher bei dem Dichter einsprach; auch Düsseldorf, wo Immermann und ein heiteres Künstlervölklein hausten, lud zur Fahrt nach dem Rhein. Immermann selbst, der Gefeierte, suchte den jüngeren Dichter auf und kam ihm in liebenswürdigster Weise entgegen, so daß er von da an, ratend und mahnend, an Chamisso's und Schwabs Stelle trat, mit denen der Briefwechsel erstirbt; auch mit dem in Düsseldorf lebenden dramatischen Dichter Friedrich von Uechtritz war Freiligrath befreundet; Heinrich Koester ward 1838 nach Düsseldorf versetzt; aber der

[1]) Gegenwärtig Nr. 4.

[2]) Gegenwärtig Nr. 21, jetzt von A. W. Demrath bewohnt.

lebendige Verkehr blieb derselbe. Bei den verschiedenen Besuchen in der rheinischen Kunststadt ward auch mit einer Anzahl von Künstlern nähere Beziehung angeknüpft; so mit dem anmutigen Maler und Dichter Robert Reinick, dem Geschichtsmaler Stilke, den Genremalern Sonderland, Karl Hübner und Adolf Schrödter, dem Kupferstecher Jansen und dem Musiker Steifensand; mit ihnen und anderen ward er in der um Immermann gesammelten „Zwecklosen Gesellschaft," in welche auch Freiligrath gezogen war, bekannt und befreundet; was wunder, daß die Besuche in Düsseldorf gemeiniglich recht lustig und „feucht" ausfielen.

Mehrfach dehnte Freiligrath in schönen Frühlings- und Sommertagen seine Ausflüge bis nach Köln und Bonn aus. Die dort hausende Dichtergenossenschaft des Niederrheins, Simrock „der Redliche," Matzerath „der Morgenrötliche," so genannt, weil ihn Freiligrath und Koester einst nach durchschwärmter Nacht am hellen Mittag aus schweren Träumen aufstöberten, Wolfgang Müller „der Gewitterrauschebart" — Freiligrath liebte es sehr sich selbst und den Freunden heitere Spitznamen zu geben, wie er denn den Vertrauten gegenüber in dieser Zeit sich als Alligator oder Rhinoceros unterzeichnet — Gustav Pfarrius, Gottfried Kinkel u. a. feierten dann vergnügte Stunden und Tage; Wolfgang Müller [1]) spielte die Guitarre und sang Volkslieder; an Rüdesheimer und sonst edelm Weine war kein Mangel, wie denn der Dichter die Erinnerung an einen solchen Kneipabend im Marienbildchen zu Deutz lebenslang mit sich trug in einer Narbe am Finger; er schlug auf ein Champagnerglas, um es zum frischen Schäumen zu bringen, schlug dabei mit dem Ring das Glas in Stücke und schnitt sich tüchtig. Indessen ward nicht bloß getollt, sondern diese Zusammenkünfte der niederrheinischen Poeten gaben auch die erste Anregung zu dem Rheinischen Jahrbuch, welches Freiligrath alsbald darnach mit Simrock und Matzerath herausgab.

Freilich nicht jeder Tag der Barmer Jahre brachte diese sprudelnde Jugendlust; gar mancher Brief giebt auch Zeugnis von unseres Freundes tiefer lastender Schwermut, von nagendem Zweifel an seinem Dichterberuf. Er spricht dann in seinen Briefen tief verächtlich über sich selbst, über seine Gedichte, aber nur Vertrautesten gegenüber, vornehmlich im ersten Barmer Jahr während des sehr langsamen Druckes seiner Gedichte. Ich erkenne darin einen sehr charakteristischen Zug, denjenigen des wahren Dichters, der instinktiv schafft und nachher an sich selbst irre wird, so daß er den Freund fragen muß: Nicht wahr, ich bin doch ein Dichter? zugleich jene herrliche

[1]) Anmutige Erinnerungen W. Müllers an Freiligrath finden sich in der Zeitschrift Über Land und Meer 1863, Nr. 45.

Bescheidenheit Freiligraths, die man nicht allzuoft betonen kann, weil sie sonst nicht allezeit das Erbteil großer Dichter zu sein pflegt. Das Bewußtsein, an eine seinem innersten Drang feindselige Stellung geschmiedet zu sein, die Erkenntnis, daß er noch immer und noch lange nicht in der Lage sei, der Braut sein Wort zu halten, sie steigerten sich zeitweise zu schwerem Trübsinn, der sich gegen die Freunde in grimmigen Worten oder in eisigem Schweigen Luft machte; in solcher Stimmung verabsäumte er die Antwort auf Chamisso's freundliche Briefe; und so mag auch manche wilde Nacht beim Becher auf die Rechnung dieses bohrenden Unmutes zu setzen sein, welcher Übertäubung heischte. Solche Stimmung war indes vorübergehend; im großen und ganzen betrachtet, schüttelte Freiligrath in Barmen jenen trüben Ernst, jene herbe Schwermut ab, welche nicht selten in den Amsterdamer Jahren und in Soest auf ihm gelastet; er lebte wieder auf, nachdem er durch das Erscheinen seiner ersten Sammlung der Gedichte im Frühling 1838 nicht bloß ein berühmter, sondern ein hochgefeierter vielumworbener Dichter geworden war; nach den vergrämten Amsterdamer Jahren kam es über ihn wie eine freie glückliche Studentenzeit; sein bis dahin bedrücktes Gemüt atmete wieder freudig auf; seine so manches Jahr niedergehaltene, im Grunde so heitere und glückliche Natur schwamm behaglich im Strome der allgemeinen Bewunderung und Verehrung; er genoß mit vollen Zügen das Leben, dessen er nun, der allgemeinen Zuneigung bewußt, wieder froh ward; er fand in dem glänzenden Beifall, welcher seine Gedichte empfing, den Mut, endlich die kaufmännische Laufbahn, die ihm ein Greuel geworden, abzubrechen und zu versuchen, wie es schmecke, einmal ein freier Dichter zu sein. Wohl ihm, daß es ihm vergönnt war, einige Jahre lang sich selbst, der freien Entwickelung seiner dichterischen Eigenart zu leben! Wohl ihm nicht minder, daß er nicht genötigt war, fortan lediglich im Dienste der launenhaften Musen zu stehen und schließlich deren Tagelöhner zu werden, sondern daß er bei Zeiten den herzhaften Entschluß fand, wieder in die verlassene Bahn einzulenken! Der kaufmännische Beruf, den er so manchesmal verwünscht, war ihm nachmals doch der Mutterboden, durch dessen Berührung er neue Kraft gewann zum Kampfe mit dem Leben; er ersparte ihm das harte Los so manches Dichters, der Dichtung Flamme, die nach unseres Freundes Wort allezeit ein Fluch ist, zum Herdfeuer herabzuwürdigen, und mit sinkender Kraft als der Schatten seiner Jugenderscheinung dahinzugehen.

Auch für die Soest-Barmer Zeit in unseres Dichters Leben ist eine Anordnung der Briefe lediglich nach der Zeitfolge nicht thunlich. Bereits in Amsterdam waren die Verhältnisse zu Chamisso und Gustav Schwab angeknüpft worden; da dieselben so bedeutsam sind, daß die gewechselten Briefe, die wichtigsten wenig-

stens, vollständig mitgeteilt werden müssen, so lassen sie sich nicht durch das Dazwischenschieben anderer Briefe zerreißen. Und ebenso ist es mit einem während Freiligraths erstem Barmer Jahr geknüpften Verhältnisse, demjenigen zu Karl Immermann; auch diese Briefe der beiden Dichter bilden ein untrennbares Ganze. Eine gesonderte Behandlung dieser drei Gruppen ist um so thunlicher, weil keines dieser Verhältnisse in den folgenden Zeitraum hinübergreift; Chamisso starb, die Verbindung mit G. Schwab löste sich stillschweigend; diejenige mit Immermann erlischt alsbald nach Freiligraths Scheiden von Barmen; im Sommer 1840 nahm der Tod auch Immermann hinweg.

So mögen denn die Briefwechsel Freiligraths mit Chamisso, Schwab und Immermann den Reigen eröffnen, jeder eine gesonderte Gruppe, die Briefe an die übrigen Freunde sich dann in zeitlicher Reihenfolge anschließen.

Freiligraths Briefwechsel mit Chamisso ward S. 146 abgebrochen mit unseres Freundes Schreiben vom 18. Mai 1836. Es folgt darauf eine längere Pause, veranlaßt durch Freiligraths Übersiedelung nach Soest. Von da aus schreibt er am 13. Dezember 1836 an Chamisso, welcher dem jungen Freunde die Gesamtausgabe seiner Werke gesandt hatte:

Verehrter würdiger Mann!

Erlassen Sie mir auch heute das Förmliche der conventionellen Anrede! Ich habe Ihnen einen Dank auszusprechen und ein Unrecht wieder gut zu machen — lassen Sie mich drum reden, wie es das Herz gebietet! Lassen Sie mich den hergebrachten Epistolarstil bei Seite setzen, mich selbst aber, herzlich und zutrauensvoll, zu Ihren Füßen, dem er eine Schuld zu gestehen und seine Verzeihung zu erbitten hat!

Könnte ich's Ihnen sagen, wie Ihr liebes Geschenk mich beglückt hat! Es traf mich in den letzten Tagen des Mai noch zu Amsterdam, als ich mitten in den Wirren des Abschiedes und Packens stack und, zumal da ich meinen Posten, der mir bis dahin das tägliche Brot verschafft hatte, für eine ungewisse Zukunft fahren ließ, schier nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Das war die Ursache, weshalb ich Ihnen nicht noch aus Amsterdam ein Wort des Dankes zurief. Dann kam die Reise, auf welcher ich auch den wackern Reinick kennen lernte, und nach ihr ein viermonatlicher Zeitraum, den das Ringen, mir eine feste Stellung im Leben zu gewinnen (ich habe sie freilich auch noch nicht), Arbeiten, Uebersetzen und die nie ausgehende Scheidemünze des täglichen Lebens, ungeputzte Stiefeln u. dgl. derart ausfüllten, daß ich, wenn auch oft Zeit, nie aber die heitere, frische Stimmung hatte, in der ich Ihnen danken wollte! Zürnen Sie mir nun? Gott ist mein Zeuge, wie schwer mir oft ums Herz war, wenn Ihre theure Gabe vor

mir lag; wenn ich auf eine Stelle stieß, wie Seite 42: „Das Liegenlassen, welches ein treffliches Mittel sein mag, viele Geschäfte abzuthun, ist nicht dem Bedürfniß jeglichen Geschäftes angemessen;" wie schwer mir um's Herz war, wenn ich Ihr Bildniß ansah — aber ich konnte nicht schreiben.

Heute aber kann und will ich's! Aus vollem Herzen rufe ich Ihnen meinen Dank für Ihr liebes, mir unschätzbares Geschenk zu! Es ist eines der köstlichsten Besitzthümer, deren meine fahrende Habe sich rühmen kann, und die Worte, die Sie mir liebevoll hineingeschrieben haben, sind mir als ein theures Zeichen Ihres Wohlwollens, Ihrer — ich darf es ja aussprechen, — Freundschaft heilig. Sie sind von derselben Hand geschrieben, die den Salas y Gomez, die Waschfrau und den Nachhall zum 1835er Almanach geschrieben hat, und sollen mich als Palladium durch's Leben begleiten. Ein Blick darauf schon wird mich stärken, wenn Widerwärtigkeiten, die nun 'mal nicht ausbleiben, auf mich eindringen! — Zu einem theilweise fertigen Gedicht: Die Flasche, haben sie mich schon begeistert. Möchte es nur gut werden, daß ich's Ihnen mit Ehren für den nächsten Musenalmanach anbieten darf! [1])

Welchen Genuß mir nun aber die Lectüre Ihrer Werke verschafft hat, und wie ich namentlich den ersten Band mit einem wahren Heißhunger verschlungen habe, brauche ich Sie des noch erst zu versichern? Ich sehe diesen ersten Band gleichsam als einen Commentar zu vielen Ihrer Gedichte an und bin Ihnen, die Landkarte neben mir, mit fliegenden Pulsen über den Erdball gefolgt. Ach, wer auch so reisen könnte, und wenn's auch mit ungeputzten Stiefeln, und was sonst in diese Kategorie gehört, wäre! Und dann dieser köstliche Humor, der die Erzählung, welche uns ein so geliebtes Haupt während eines Zeitraumes von drei Jahren gleichsam Tag für Tag schauen läßt, würzt! Der Wink an Novellisten, von wegen Schaffecha der Sau [2]), ist das Köstlichste, was ich in dieser Art noch gelesen habe; ich wüßte nicht, daß ich lange so gelacht hätte, als da ich die Historie von der Schaffecha las — sie hat mir die erfreuliche Ueberzeugung gegeben, daß ich „das Lachen noch nicht verlernt habe." Im vierten Bande war mir die herrliche „Adelberts Fabel" noch ganz neu. Ja θέλειν! das ist das Wort, dem am Ende selbst die finstere ἀνάγκη weichen muß.

Der geniale Schrödter hat den Schlemihl auf eine des Gedichts würdige

---

[1]) Bezieht sich auf eine Stelle in Ch. Reisebeschreibung: „Am 26. Mai [1818] sahen wir eine Flasche im Meere schwimmen, die wir aber nicht aufnahmen. Was mochte die Schrift besagen, die sie vermuthlich enthielt?"

[2]) Der gewissenhafte Leser findet die Geschichte von Schaffecha der Sau im Reisebericht aus Chile, Anfang März 1816.

Weise illustrirt, und jedenfalls, was den psychologischen Ausdruck in Gesicht und Geberde des Helden anbetrifft, den (sonst von mir für unübertrefflich gehaltenen) Cruikshank übertroffen.

Halten Sie mich nur nicht für unbescheiden, daß ich Ihnen da so geschwätzig schülerhaft hererzähle, was mir Alles in Ihrer Gabe erfreulich war und ist! Ich soll freilich wohl aufhören müssen, denn, wenn ich Alles nennen wollte, so würde ich nicht fertig. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen noch eine Bemerkung wegen einer Stelle Band I, S. 93 mache. Ich glaube nämlich, daß Molina's Civilgeschichte von Chile allerdings in's Deutsche übersetzt worden ist. Ich besitze wenigstens selbst ein Buch: „Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. Nach dem Italienischen des Herrn Abbé J. J. Molina. Leipzig, Jacobäer 1791." Sollte dieß vielleicht mit der Civilgeschichte ein und dasselbe sein? Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so schicke ich es Ihnen unverzüglich zu. Ich wollte es eigentlich gleich thun, ohne deswegen anzufragen, fürchtete aber, daß Sie mich mit dem etwas zerrissenen Opus, das ich einmal bei einem Amsterdamer Brückenantiquar für einen Spottpreis erstand, auslachen würden. Ich bedarf des Buches durchaus nicht mehr; wenn es Ihnen Freude machen sollte, diese von Ihnen mit Recht so hochgehaltenen Araukanischen Geschichten in deutschem Gewande zu sehen, so wiederhole ich meine herzliche Bitte, es mich nur wissen zu lassen!

Von dieser Bitte gehe ich zu einer andern über, die, ich fühle es nur zu gut, äußerst kühn ist, durch deren Erfüllung Sie, dem ich mich schon so mannichfach verpflichtet fühle, einen neuen Lichtblitz auf meinen wenig hellen Pfad werfen würden! — Darf ich's sagen: ich wünschte Ihnen und Schwab ein Heftchen meiner bisherigen Versuche zuzueignen, welches unter Schwabs Augen wahrscheinlich bis Ostern bei Cotta erscheinen wird! Ich weiß zwar sehr wohl, daß diese Widmung mit zu denen gehören würde, welche in höherem Grade den Widmenden ehren, als sie im Stande sind, seinen Dank und seine Verehrung für den Empfänger seiner Zueignung auszudrücken — aber, möge Ihnen grade das offene Aussprechen dieses Umstandes Bürge für die Lauterkeit meiner Gesinnung sein! Ihnen und Schwab verdanke ich Alles, was ich als Poet habe und bin! Sie nahmen den obskuren blöden Anfänger nachsichtsvoll und aufmunternd auf, unter Ihrer Aegide trat ich zuerst vor's größere Publikum, Sie warnten, Sie leiteten mich — ohne Sie tappte ich noch heute im Finstern und in der Irre — lassen Sie das, was ich durch Sie habe, Ihnen mich darbringen! Es ist wohl nur wenig und schlecht, aber ein dankbares, warmes Herz bietet es Ihnen!

Werde ich eine Fehlbitte thun? Ich hoffe nicht, und bitte Sie freund-

lich, mir Ihren Entschluß, wenn auch nur mit zwei Worten, gütigst bald mitzutheilen. An Schwab habe ich gestern geschrieben — das Manuscript, etwa hundert Gedichte, wird im nächsten Monat an ihn abgehen.

Ihre Gedichte im Musenalmanach sind herrlich — aber die Sonette haben mich erschüttert! Wer Sie liebt, dankt Ihnen dafür, aber mit Thränen.

Und nun noch einmal: Zürnen Sie mir nicht!

* * *

Chamisso antwortet am 21. Dezember 1836:

Theurer Freiligrath!

Bedrängt von Arbeiten, krank und umringt von Kranken, eile ich Ihnen zu antworten, sei es auch nur wenige Worte, um Ihnen nur geantwortet und die Hand gedrückt zu haben.

Ich nehme mit herzigem Dank die Zueignung Ihrer Gedichte an, sage Ihnen, daß ich mich freue, ein Freundschaftspfand von Ihnen zu erhalten, und werde anderen sagen, daß ich stolz darauf bin.

Ihr Gedicht auf Grabbe hat Sie mir als Mensch noch lieber gemacht dasselbe, Ihr Reiter und manches, was Sie seither gedichtet, hat Sie wiederholt als Dichter beurkundet.

Werden Sie nicht eitel, liebenswerther Mann, und lassen Sie uns stolz auf Sie sein.

Es freut mich, daß Ihre Gedichte, und zwar bei Cotta erscheinen. So sollte es sein, so werden Sie würdig in die Welt eingeführt, — so bin ich eine Befürchtung los.

Bei einer ersten Ausgabe, der hoffentlich bald andere folgen werden, seien Sie sehr vorsichtig, sehr streng in der Auswahl; gehen Sie nicht darauf aus, das Buch dick zu machen. Bedenken Sie, daß Sie, was einmal da gedruckt ist, nicht mehr zurücknehmen können. Es ist Ihnen manchmal geschehen, ein gutes Gedicht, ohne neue Zeugung, in Gegendruck blasser abzuklatschen. Geben Sie uns nur Urbilder und keine Copien, nicht den zerrissenen Naturforscher neben dem Löwenritt. Auch hüten Sie sich vor gewissen geschmackbeleidigenden Gräßlichkeiten. Der Geschmack ist ein empfindlicher großer Herr, den man nicht einmal beleidigt haben darf. Eine gewisse Tatarenfürstin darf nicht — Ich nehme selbst Anstand niederzuschreiben, wovon die Rede ist.

Daß Sie in meine Flasche gekuckt haben, ist herrlich! Ich erwarte sehr Erfreuliches davon.

Sie sehen, daß ich Sie schwer schelte, anstatt Ihnen Complimente zu machen. Das macht, daß ich Sie lieb, sehr lieb habe. Die Hand darauf!

Adelbert v. Chamisso.

Ich würde mich freuen, wenn Sie einmal das Schicksal nach Berlin brächte.

* * *

Freiligrath hat Chamisso's Wink nicht beachtet und den zerrissenen Naturforscher, ein technisch meisterhaftes aber inhaltlich unerquickliches Gedicht, mit dem Titel „Unter den Palmen" in seine Sammlung aufgenommen. Die damals vom M. A. zurückgewiesene Tatarenfürstin hat er im Phönix, aber nicht in seinen Gedichten, abdrucken lassen; das im Stoffe gräßliche Gedicht ist neuerdings als „Schahingirai" im zweiten Bande der Gesammelten Dichtungen 1877 abgedruckt worden. Auf Chamisso's Schreiben antwortete Freiligrath alsbald am 28. Dezember 1836.

Theurer hochverehrter Mann!

Innigen, heißen Dank für Ihre herzlichen Zeilen! Sie trafen am heiligen Abend bei mir ein, und sind mir das liebste Christgeschenk, welches mich neben dem brennenden Baume meiner jüngern Geschwister erfreuen konnte! Sie zürnen mir nicht, Sie nehmen meine Zueignung an — bedurfte es mehr, um mich glücklich zu machen?

Schelten Sie mich immerhin! Tadel ist mir besser, als Lob; und wenn ihn Ihr Mund in dem Tone ausspricht — ach, Sie wissen ja selbst, daß mich das mehr erquickt, und mir förderlicher ist, als Elogen, die mich nur roth machen! Soll ich's Ihnen gestehen: ich hatte die beiden Gedichte, deren Sie gedenken, wahrhaftig schon im Manuscript aufgeführt.

Nun habe ich aber durch beide einen dicken Strich gezogen, und Schwab, der die große Güte haben wird, das Manuscript vor dem Drucke noch einmal durchzugehen, hat außerdem unumschränkte Vollmacht, alles Schlechte, was ich in meiner Dummheit etwa noch einreihe, auszumerzen, ja sogar, wenn das Bändchen durch solche Ausmerzungen gar zu dünn würde, die Herausgabe für's Erste noch zu verzögern. Auf diese Weise sind auch Sie sicher, daß Ihr Name nur vor solchen meiner Versuche steht, die Sie selbst gutheißen.

Soll ich Ihnen noch mehr gestehen? Auch in Ihrer Flasche hatte ich wieder Blut gesehen! Die Blätter flackern jetzt im Ofen. Die Flasche soll wenigstens so gut werden, als ich sie machen kann, sonst lieber gar nicht.

Und nun nur noch einen recht herzlichen Neujahrsglückwunsch! Vor Allem möge Sie mein Brief gesund im Kreise von Gesunden treffen!

Sie reichen mir die Hand, und ich drücke sie im Geiste warm und innig!

Ob ich einmal nach Berlin komme? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Sie zu sehen einer meiner höchsten Wünsche ist. Meine Beiträge für den Almanach sollen so bald wie möglich folgen.

* * *

Am 4. Mai 1837 antwortet Chamisso, dessen allezeit undeutliche stockende Hand fortan die Spuren ernster Erkrankung trägt. Er schreibt:

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe die Ohren steif zu halten; ich bin nebenbei, ich habe es Ihnen schon gesagt, ein schlechter Correspondent. Ich habe einen Brief von Ihnen, der nicht sofortige Antwort erheischte, liegen lassen und finde ihn jetzt nicht zur Hand, da ich an Sie schreiben will. Sie haben mir doch mein Schweigen nicht übel genommen?

Sie kündigten mir baldige Einsendung Ihrer Beiträge zum deutschen M. A. an; ich sehe denselben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab und Leipzig finden sie sich nicht vor. Helfen Sie ein Institut aufrecht halten, das wie ich selbst alt und wacklig zu werden scheint. Lenau zürnt und, ein noch unerhörter Fall, Schwab, der redigiren und abschließen soll, scheint um Manuscript bekümmert zu sein. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachsen. Ich meinerseits habe eher gewehrt als zusammengeschrieben, um nur den Schwaben Platz zu lassen.

Ich habe mich so herzig auf Ihre liebe Gabe gefreut; nun sind Meßkatalog und Messe vorübergegangen, und noch immer keine „Freiligraths Gedichte." Woran liegt es denn? Ich habe Sie immer fragen wollen: Ihre hübschen Lieder aus dem Englischen („Allerdings, sprach Findlay") werden Sie doch in die Sammlung aufgenommen haben?

Die Muse ist von mir gewichen, der Musen-Almanach wird soviel als gar nichts von mir bringen, ein paar unbedeutende Machwerke, blos um den guten Willen zu beweisen. Ich habe nun seit langer Zeit nur ein einziges Lied gesungen, und zwar wohl durch Ihre Fieberphantasie 1836 veranlaßt, gewissermaßen ein Schwanenlied, das sich nicht eignet, jetzt wenigstens nicht, veröffentlicht zu werden; ich kann es nur Freunden mittheilen.

Was macht die Flasche? Blut mochte immerhin darinnen sein, nur nicht gewaltsam eingefüllt.

Lassen Sie mich als einen Freund von sich selber hören. Wie gestalten sich Ihre Verhältnisse, wie wünschen Sie selber, daß sie sich gestalten? Lassen Sie mich das zur Zeit des Erscheinens Ihres Buches erfahren. Es drängt mich Ihnen zu sagen, wie mich so Vieles in der neuern deutschen Literatur und Journalistik anwidert. Ich habe Sie lieb, persönlich lieb gewonnen, weil ich Sie aus und über diesem Schlamm liebwerth und liebevoll angetroffen habe. O lassen Sie sich nicht hinunterziehen!

Lieber ein Handwerk als ein Tageblatt; ich habe schon manche daran verloren gehen sehen.

Verargen Sie einem alten Mann sein Schwatzen nicht. Wovon das

Herz voll, überschäumt der Mund; ich werde so vielfältig aufgefordert diese Materie abzuhandeln, und die Rath begehren, ob sie wohl alles liegen lassen sollen, um sich der Literatur zu widmen, oder unter die Poeten zu gehen, gehören meist zu dem Mißwachs der Menschheit, und rücken wohl am Ende mit der Erklärung heraus, sie seien dennoch entschlossen, sie seien bereits soweit.

Lieber Freiligrath, einen herzlichsten Händedruck!

A. v. Chamisso.

* *
*

Am 19. Juni 1837 schreibt Chamisso, da eine Antwort ausblieb, abermals:

Ein Brief von Schwab, der freundlich Ihrer erwähnt, und Ihr eigenes Stillschweigen veranlassen mich zu vermuthen, daß Sie in einem Abschnitt Ihrer Geschichte begriffen sind, wo Sie unter manchen Kämpfen Ihr inneres und Ihr äußeres Leben in Einklang zu bringen, und Ihre äußeren Verhältnisse zu gestalten geschäftig sind — auch wir haben solche Zeiten erlebt. Da habe ich mir denn als einen nicht unmöglichen Fall gedacht, daß Ihnen unter solchen Umständen eine Reise nach Berlin wünschenswerth erscheinen könnte. Ich will nicht in Verhältnisse, die ich nicht kenne, blind einzugreifen mich vermessen, ich will Sie nicht zu einer solchen Reise verleiten, Sie nicht dazu einladen — ich will Sie blos wissen lassen, daß, falls Sie im Laufe dieses Sommers nach Berlin kommen, Sie ein für einen anspruchlosen Studenten paßliches Absteigequartier und herzliche Aufnahme bei mir erwarten. Ihr alter Freund

Adelbert v. Chamisso.

* *
*

Freiligrath war damals in tiefer Gemütsbedrängnis und antwortete nicht. Chamisso läßt sich durch sein Schweigen nicht abschrecken, sondern schreibt abermals am 28. Mai 1838:

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelassen haben, ist doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten sie mißdeutet und die Freundschaft mißkannt haben, die sie mir eingegeben hatte. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Gesinnung gegen mich sich nicht verändert hat. Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundschaft in Anspruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht, und zwar ungesäumt, suchen Sie Ihren Pult aus, schreiben Sie was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck bestimmen, ab — Fragmente Ihres größeren Gedichtes — (dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe — sein Tomahawk ist würdig eurer Speere — sind Verse, die man auswendig behält, wenn man sie einmal gehört hat) — alles was Sie können, alles was Sie haben, und schicken Sie es

mir umgehend für den deutschen Musenalmanach. — Kein Brief braucht dabei zu liegen — allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen noch nachträglich bald einiges hinzufügen zu können — über Productivität läßt sich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, der (etwas kleinlich) von der Kritik verletzt zu keinem M.-A. mehr beitragen will, durch die Saumseligkeit mehrerer Dichter und das gänzliche Ausbleiben vieler sonst gern aufgenommener Gäste, wird das Bestehen des deutschen M.A. gefährdet, und dennoch möchte es hart sein, ihn sofort aussterben zu lassen, nachdem die Verleger, die meine Freunde sind, ihn angekündigt und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben. —

Ihre Gedichte sind als fertig im Meßkatalog aufgeführt, aber noch nicht versandt — geschehe dies und das der Cotta'schen Buchhandlung! Hätten Sie mich immer Rath gefragt, würden Sie hoffentlich schon Ihre zweite Auflage bei Reimer und Hirzel erlebt haben! Kaum mag Sie die Sache mehr verdrießen, als sie mich ärgert.

Gaudy, der Sie hochschätzt und liebt, ein wackerer und lieber Mann, trägt mir ausdrücklich auf, Sie herzig von ihm zu grüßen.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieser Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide dem jugendlichen Kämpen, freundschaftlich reiche.

Adelbert v. Chamisso.

Ich habe mich an diesen M.-A. gewöhnt, mit dem ich nach einem tiefen Witz unserer lieben Sprache meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau sich zurückziehen, muß die Bude zugeschlossen werden.

* * *

Mit diesem Schreiben schließt der Briefwechsel zwischen Chamisso und Freiligrath; der letztere hat auf die dringende Bitte seines betagten kranken Freundes nicht geantwortet und empfand nachmals die bitterste Reue ob seiner Säumigkeit. Denn am 21. August 1838 starb der Dichter von Salas y Gomez, der es mit seinem jungen Freunde so „herzig" wohlgemeint. Noch wenige Wochen vor seinem Tode besprach der kranke Mann die Gedichte des jungen Freundes im Berliner Gesellschafter mit jenem herzlichen Wohlwollen, welches auch die Briefe durchweht. Er schreibt: „Die hier besprochene Sammlung ist den Dichtern A. v. Chamisso und Schwab gewidmet. Es hat bereits ein Gedicht, in welchem Freiligrath meinen Namen genannt, zu der Bemerkung verleitet, er suche auf diese Weise sich beliebt zu machen. Ich glaube diese Beschuldigung, zu welcher ich die Veranlassung gewesen bin, zurückweisen zu dürfen. Allerdings hat sich Freiligrath bei mir beliebt ge-

macht; zuerst, wie bei allen Freunden der Poesie, durch den Reichthum und die Fülle seiner Ader, durch die Ursprünglichkeit und Gewalt seines Gesanges. Also nahm ich in den deutschen M. A. die ersten Gedichte, die ich von Freiligrath sah, mit einer Freude auf, die mir selten in gleichem Maße zu Theil geworden ist. Ich habe in der Folge aus seinen Liedern auch den Sänger persönlich schätzen und lieben gelernt, den liebwerthen bescheidenen, fremdem Verdienst begeistert huldigenden Sänger, der nicht sich nur vergöttern will, sondern unbedingt unbefangen Flammen fängt, sobald ihm der Funke der Poesie entgegensprüht. — Was aber Freiligrath vermocht hat, die Zuneigung, die er mir eingeflößt, zu erwidern, will ich aufdecken. Ich habe mich veranlaßt gefunden, in vertrauter Mittheilung den jungen Dichter auf Abwege aufmerksam zu machen, welche einzuschlagen er verleitet werden könnte, und habe gegen ihn über Gedichte, die er später unterdrückt hat, den schärfsten Tadel, den je die Kritik hätte ergießen können, schonungslos ausgesprochen. Daher die gerügte mir schmeichelhafte Stelle jenes Gedichts, daher mein Name vor der Sammlung seiner Lieder."

Es liegt vor mir ein Heft Briefe eines Freundes von Freiligrath, des gegenwärtigen Justizrates Rauschenbusch zu Hamm, welcher lebenslang mit Freiligrath in brieflicher Verbindung blieb und auch dem Verfasser dieses Buches mannigfach mit Rat und That förderlich zur Seite stand. Rauschenbusch genoß herzliche Aufnahme in Chamisso's Hause, so daß auch seine Briefe willkommene Ergänzung geben zu den eigenen Äußerungen des alternden Dichters. „So oft ich," schreibt Rauschenbusch am 23. Mai 1838, „den alten ehrwürdigen lieben Chamisso sehe, spricht er von Fräilikrad, und mit so inniger Liebe, aber, ich muß es gestehen, leider auch häufig mit der leisen Furcht, Du wollest ganz und gar nichts mehr mit ihm zu thun haben; aber sähest Du ihn so in dieser warmen Liebe zu Dir nach Gedichten für den Musenalmanach sich sehnen, Du müßtest ihm solche schicken." Freiligrath, welcher zu Zeiten in Bezug auf seine Briefschulden außerordentlich säumig erschien, nicht weil er es wirklich war, sondern weil ihm ein Brief, von unbedeutenden geschäftlichen Schreiben abgesehen, immer eine Herzenssache war, zu welcher er die rechte Stimmung abzuwarten gedachte, Freiligrath antwortete weder dem alten noch dem jungen Freunde, worauf Rauschenbusch, wie es scheint, etwas derb gegen ihn anging. „Du wirst Dich gewiß wundern," schreibt er am 9. Dezember 1838, „von mir noch einmal einen Brief zu bekommen, nachdem Du mir drei Briefe nicht beantwortet hast. Zwar hoffte ich immer den mehrmaligen Verheißungen der Freunde zufolge noch mit einem Briefe von Dir erfreut zu werden. Da höre ich, Du seist sehr böse auf mich wegen einiger Kraftausdrücke in meinem letzten Briefe, und schon dieses bewegt mich, Dir deßhalb

zu schreiben und Dich um Verzeihung deßwegen zu bitten. Aber glaube mir, hättest Du unsern seligen Freund Chamisso gesehen, wie er täglich nach Dir fragte, wie immer die erste Frage war, wenn ich ins Zimmer trat: Nichts von Freiligrath? Hättest Du seine Sehnsucht nach Liedern und Briefen von Dir gesehen, Du hättest mir nicht zürnen können wegen einiger westfälischer Kraftausdrücke in einem Briefe, weil ich hoffte dadurch Dich zum Schreiben zu bringen und dem heißgeliebten Chamisso die ersehnte Freude zu machen. Jetzt höre ich noch obendrein von Carriere, Du fürchtest, Chamisso sei mit einem gewissen Groll gegen Dich gestorben, und fühle mich daher, trotz alles Vorgefallenen, doppelt berufen, Dir feierlich zu versichern, daß das nicht der Fall ist. Gezürnt hat er Dir nie, nur unbegreiflich warst Du ihm wegen Deines Schweigens. Nur zuweilen stieg eine leise Furcht in ihm auf, Du möchtest ihn nicht mehr lieb haben. Dann pflegte ich ihm aber wohl ein Wort von Dir zu sagen, das mich vorigen Herbst sehr rührte: „Wenn ich an Chamisso schreibe, so ist mir, als wenn ich zum Abendmahl ginge," und Chamisso ergriff mit feuchtem Auge meine Hand und sagte: Danken Sie unserm Freunde dafür, wenn Sie ihn wiedersehen! Hättest Du ferner gehört, wie er den ganzen Sommer Pläne machte für Dein künftiges Leben, für Dein Besuchen Berlins u. dgl., Du würdest nicht den leisesten Zweifel hegen, als sei er nicht in der alten väterlichen Liebe zu Dir gestorben. — Ich richte noch einen Auftrag des Verstorbenen an Dich aus; nämlich Dir herzlich zu danken für Widmung und (etwa vier Wochen vor seinem Tode angekommene) Zusendung Deiner Gedichte, die nicht von seinem Tische kamen. — Was wir alle an dem Mann verloren haben, darüber keine Worte!"

Auf diesen Brief antwortete Freiligrath; die Antwort ist leider verloren. Am 11. Januar 1839 teilt Rauschenbusch dem Freunde noch einen Zug aus Chamisso's letzten Monaten mit: „Diesen Sommer kam ich eines Morgens zu ihm. Er saß in seinem Garten in seinem Wämmschen mit der Pfeife in seinem mexikanischen Lehnstuhl. Als er mich sieht, eilt er mir freudig entgegen, und wir spazieren in seinem schönen Garten auf und ab. Bald wird er still, und nur von Zeit zu Zeit sagt er: Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe! Er hatte kurz vorher Dein schönes Gedicht im Morgenblatt gelesen."

In seiner Gedächtnisrede auf Freiligrath erzählt Rauschenbusch folgenden höchst bezeichnenden Zug. Als im Sommer 1838 Freiligraths gesammelte Gedichte erschienen waren, und ein junger Hallenser Dichter, Heinrich Beta, bei Chamisso erscheint, um demselben einen Band „Werdelust des Halle'schen Dichterbundes" zu überreichen, wirft der alte Herr den Band unwillig hin, reicht Beta Freiligraths Gedichte und sagt: Seitdem dieser angefangen zu

singen, sind wir andern alle Spatzen! Lesen Sie, und Sie werden wie ich auf immer von weiterer Versemacherei geheilt sein! [1])

Der Briefwechsel mit G. Schwab ist S. 169 abgebrochen worden; er sei hier wieder aufgenommen mit Schwab's Schreiben vom 18. Oktober 1836:

Lieber Freund!

Ihre Zeilen vom 30. September, die ich nach einer fröhlichen Reise in die Schweiz und ins Breisgau hier antreffe, haben mir sehr wohl gethan. Mit dem Almanach haben Sie gehandelt, wie ich wünschte. Weiß ich doch, daß Sie das junge Deutschland und seinen eigentlichen Patriarchen verabscheuen, und das genügt mir.

Mit Freuden erwarte ich Ihr Manuskript; seyen Sie nicht zu streng gegen die Vergangenheit, lieber recht streng für die Zukunft. Je origineller — ohne Complimente — Ihr Talent ist, je mehr hat es sich vor Manier zu hüten. Das fiel mir hier und da bei Ihrem übrigens schönen Gedicht an Grabbe ein. Nichts für ungut! Nicht wahr?

* * *

Freiligrath antwortet am 12. Dezember 1836:

Meinen herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 18. Okt., die mir die wohlthuende Gewißheit gaben, daß Sie mir verziehen! Edler, herrlicher Mann, wie oft habe ich Ihre Nachsicht nun schon auf die Probe gesetzt, und wie oft übten Sie dieselbe, ohne zu ermüden, erneuert an mir aus. Ich erröthe oft vor Ihren Briefen, ich war Ihnen ja wild fremd, und doch dieses Wohlwollen, diese Herzlichkeit! Künftige Weihnachten werden 's gerade zwei Jahre, daß ich Ihnen zuerst schrieb und dadurch, ohne daß ich's ahnen konnte, den Grund zu einem Verhältniß legte, dessen tieferes Einwirken auf meinen poetischen und — ich kann Sie's versichern — auch auf meinen moralischen Menschen ich mit gerührtem Herzen anerkenne! Das war ein schöner heiliger Christ!

Meine gesammelten Gedichte erhalten Sie nun bestimmt bis spätestens Ende Januar. Das nascitur ridiculus mus wird daran wohl in Erfüllung gehen. Eigener Gedichte werden es siebzig bis achtzig sein, und von Uebersetzungen denke ich dann so viel beizugeben, daß das Hundert voll wird. Ich denke, daß es ein Bändchen, wie — ich spreche hier natürlich bloß vom äußern Umfange — Schenkendorf oder Hölderlin werden wird, vielleicht auch bei dem jetzt beliebten weitern Druck, etwas stärker. Was den Verlag betrifft, so habe ich Cotta im Mai des Jahres zugeschrieben; die wider meinen Willen durch Domicilveränderung, Unpäßlichkeit und leidiges Ver-

[1]) Vgl. H. Beta in der Gartenlaube 1876, Nr. 15.

dollmetschen des Hugo entstandene Verzögerung wird seine Bereitwilligkeit doch wohl nicht lau gemacht haben? Ich kann nicht läugnen, daß mich gerade Cotta's Verlag sehr freuen würde. Sauerländer in Frankfurt habe ich mir beinahe böse gemacht, weil ich ihn nicht zum Accoucheur meines kreißenden Berges bestellen konnte, auch Brodhag und ganz kürzlich Liesching haben mir ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben. Wie gesagt, habe ich aber Cotta schon im Mai geschrieben, daß er seiner Zeit das Manuskript durch Ihre Güte erhalten würde, und ich hoffe, daß ihn der Aufschub nicht umgestimmt haben wird.

Aber nur hundert Gedichte? Und noch dazu dummes, manierirtes Zeug? Die Quantität macht's freilich nicht aus, und man wird's mir ja nicht übel nehmen können, daß ich von meinem fünfzehnten bis zu meinem sechsundzwanzigsten Jahre, in Schweiß und Staub, mit Kopf und Arm und Hand, mich abgeschafft habe und oft müde zum Umfallen war, wenn Andre Verse machen konnten. — Aber das dumme Zeug? Sie machen mir wieder einen verdienten Vorwurf wegen Manier, das ist, weiß Gott, Niemandes Schuld, als Hugo's! Als ich Ihnen vor 1½ Jahren die Sandlieder schickte und das Gedicht Einem Ziehenden und den Wassergeusen, da war ich auf gutem Wege, mich aus dem rhetorischen Wust herauszuarbeiten; durch die Uebersetzung des Hugo bin ich wieder hineingekommen. Heraus will ich zwar auch wohl wieder kommen; doch das ist für die Zukunft! Wie ist's mit dem Vergangenen? Meinen Sie, es wäre besser, die Sammlung wartete lieber noch einige Jahre? In Gottes Namen! Das Manuskript erhalten Sie sicher im Januar; verfahren Sie dann damit nach Gutdünken! Ich unterwerfe mich ganz Ihrer Meinung!

Für den Fall nun aber, daß Sie die Herausgabe für thunlich halten, habe ich noch eine für mich sehr wichtige Bitte an Sie auf dem Herzen. Vor anderthalb Jahren ungefähr ließ ich einmal ein Wort von durch Sie Eingeführtwerden gegen Sie fallen, — aber, nicht wahr, bei literarischen Einführungen ist's, glaub' ich, üblich, daß der Einführende dem Eingeführten ziemlich das Wort redet, und da könnte es leicht sein, daß ich beim Aufschlagen des Büchleins eben so erröthen müßte, wie der ehrliche Reboul vielleicht erröthete, als er Lamartine's Brief an Gosselin, und Dumas' Aufsatz: Une visite à Nimes vor seinen Gedichten fand. Nicht wahr, Sie nehmen's mir nicht übel, wenn ich spreche, wie ich denke? Wie ehrenvoll mir auch die Einführung durch Sie sein würde, so wäre mir doch die Widmung an Sie lieber! Ihnen und Chamisso möchte ich gern dieses erste Heftchen zueignen. Sie erlauben's mir, nicht wahr? Lassen Sie mich keine Fehlbitte thun! Ich möchte Ihnen so gern auch öffentlich zeigen, wie ich Sie verehre und liebe;

verschmähen Sie die, wenn auch geringe, aber doch aus vollem guten Herzen kommende Gabe nicht! Und zürnen Sie mir nicht, daß ich Schächer so vermessen bin, Ihnen mein schlechtes Zeug anzubieten — ich weiß recht gut, daß Ihre Gewährung meiner Bitte mich in höherm Grade ehrt, als Ihnen meine Widmung meine Ergebenheit an den Tag zu legen vermag; wie will man's aber machen, wenn man arm und unbedeutend ist? An Chamisso schreibe ich nächste Post.

Uhlands Gruß erwidere ich von ganzem Herzen; daß ich Holland verlassen mußte, ohne etwas Gutes für ihn aufgefunden zu haben, wurmt mich noch tagtäglich. Alle meine Bemühungen, jene ihm bekannten alten Liederanfänge irgendwo im Munde des Volks zu erhorchen und so zu den Ergänzungen zu gelangen, sind fruchtlos geblieben, und es scheint, als ob Hoffmann von Fallersleben wirklich alles Bedeutende auf diesem Felde ausgebeutet hätte. Buchhändler Müller schreibt mir, daß Hoffmann im September 8 Tage lang in Amsterdam sich aufgehalten hat — hätte ich das voraus gewußt, ich wäre wahrlich das Vierteljahr länger dort geblieben und hätte mit ihm für Uhland gesucht.

* * *

Darauf Schwab am 7. Januar 1837:

Lieber Freund!

Sie wollen immer schamroth werden; machen Sie mich durch Lob und unverdienten Dank nicht schamroth. Wir stehen nun im Januar des neuen Jahres, und ich sehe mit Ungeduld Ihren Gedichten entgegen, und erwarte in ihnen weder Mäuse noch Berge, sondern die kecken phantastischen Gestalten, die mir so wohl bekannt sind, jene dem Meer im Orient und Occident entstiegenen Wunder, die selbst, wenn sie, statt wunderbar zu sein, manchmal seltsam werden, doch poetisch bleiben. Da Cotta sich so bestimmt erklärt hat, Ihr Verleger werden zu wollen, so ist es recht und billig, daß Sie ihm getreu bleiben. Schreiben Sie nur alle Ihre Bedingungen über Honorar, Form, Zeit des Erscheinens 2c. recht bestimmt.

Von einem Vorwort durch irgend jemand, geschweige durch mich, kann bei Ihnen jetzt nicht mehr die Rede sein. Es wäre eine wahre Lächerlichkeit; auch wußte ich gar nichts mehr von jenem Wunsche. Ihre Widmung Ihrer Gedichte kann mir nur zur großen Ehre gereichen, und so wird es auch Chamisso ansehen, nur müssen Sie darauf gefaßt sein, vom jungen Deutschland, das im besten Train war, Sie zum deutschen Victor Hugo zu kreiren — ein Ehrenname, den Sie sich aber zu verbitten scheinen — um meinetwillen auf einmal angebelfert zu werden. Doch ich traue Ihnen vollkommen, daß Sie sich darum wenig bekümmern.

Ihren Ziehenden halte ich für Ihr bestes Gedicht bis hierher. Aber so sehr mich Ihre bescheidenen Selbstvorwürfe erfreuen, so bin ich weit entfernt, in solchen Tadel einzustimmen, und meine, Sie sollen mit Ihrem bisher Gedichteten ganz keck, ohne Selbstgefälligkeit, aber auch mit Selbstgefühl, herausrücken.

Daß mir vergönnt worden ist, Geistern, wie Lenau, Sie, Pfizer und mein Autodidakt [1]) sind, Gevatter stehen zu dürfen, ist mein Stolz und mein Trost, mein Schild gegen viele Bosheit, die sich an mir reibt, ich weiß nicht, warum. —

* * *

Freiligrath antwortet:

Soest, 6. März 1837.

Hochverehrter Freund!

Endlich erhalten Sie beikommend einen Theil, ungefähr die Hälfte des längstversprochenen Manuskripts. Die leidige Grippe mit ihren Nachwehen hatte mich während der ersten beiden Monate des neuen Jahres allen Arbeiten so entfremdet, daß ich beim besten Willen nicht eher dazu kommen konnte, mein Wort zu lösen, und ich schicke diese vorläufige Sendung hauptsächlich nur deßwegen einzeln voraus, um nicht gar zu lange in Rückstand zu bleiben. Der Rest folgt bestimmt bis Ostern!

Und nun, nach diesen mein Zaudern erklärenden Einleitungsworten, meinen heißen Dank für das Nichtverschmähen meiner Widmung. Möchte mich der geringe Gehalt des Bändchens in seinen Folgen nicht für die Kühnheit bestrafen, Ihnen und Chamisso es dargebracht zu haben! In der That: nun ich das Wenige, was ich allenfalls von diesen Anfängen gerettet zu sehen wünschte, zusammengeschrieben vor mir sehe, kann ich mich eines bänglichen Gefühls und der Meinung, ich hätte doch wohl besser gethan, noch ein paar Jahre zu warten, nicht erwehren. Wahrlich, es ist keine alberne Ziererei! Mir ist wirklich, als könne eine Sammlung meiner Sachen nur den guten Eindruck zerstören, den Einzelnes bisher gemacht hat, und ich glaube, daß ich, wenn ich auch sonst nicht sonderlich auf Kritik mich verstehe, in diesem Falle doch nicht fehl blicke.

Wie komisch es bei einer so kleinen Anzahl Gedichte auch scheinen mag, so habe ich das Ganze doch nach Gattungen zu ordnen versucht, um mir die Zusammenstellung zu erleichtern. Meine heutige Sammlung enthält: Tagebuchblätter, Balladen und Romanzen, Terzinen, Alexandriner, und die fol-

[1]) Nicolaus Müller.

gende wird aus vermischten Gedichten, Gelegentlichem und Uebersetzungen bestehen.

Da die Sonderung nicht auf Einen Eintheilungsgrund geschehen ist, so sind allerdings einige Ungleichheiten nicht zu vermeiden gewesen. Einige der Alexandriner könnten eben so gut in den Tagebuchblättern stehen u. s. w. Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke innerhalb der Abtheilungen könnte vielleicht besser zu bewerkstelligen sein. Manches (ich habe hin und wieder Fragezeichen auf den Rand gesetzt) bliebe wohl ohne Schaden ganz ausgeschlossen; alle diese Bedenken, alle diese Zweifel, darf ich ihre Lösung offen und zutrauensvoll Ihnen an's Herz legen? Ich lege das Schicksal des Manuskripts ganz in Ihre Hände: ändern Sie die Reihenfolge der Stücke, merzen Sie aus, wo und was Ihnen gut dünkt, und wenn Sie mit mir glauben, daß der Druck des Ganzen vielleicht besser unterbliebe, so halten Sie in Gottes Namen das Manuskript bis zu einer spätern Zeit zurück. So habe ich auch an Chamisso geschrieben, daß Sie die Sammlung vor dem Druck noch einmal prüfen würden, und daß er auf diese Weise mit Ihnen sicher sein könne, daß wenigstens nichts ganz Werthloses sich einschleiche.

Sie schreiben mir, daß ich Cotta meine Bedingungen über Honorar ꝛc. bestimmt mittheilen möchte. Das kann ich aber wahrhaftig nicht! Er wird mit meinem dummen Zeuge doch einen schlechten Markt machen, und ich schäme mich beinahe, Geld dafür zu nehmen. Seit ich Geld für meine Verse genommen habe, ruht der Fluch darauf — ich wollte, ich säße auf einer wüsten Insel, und verzehrte mich in Klagen nach Gedrucktwerden, Auszeichnung und was sonst einen obskuren Poeten reizt — meine Reime würden dann besser klappen, als leider jetzt. Doch das gehört nicht zur Sache; was die aber anbetrifft, so wiederhole ich, daß ich in der That keine Bedingungen vorzuschreiben weiß. Ich kann mir ja nur zu Cotta's Verlag im höchsten Grade Glück wünschen, und weiß, daß er für das Bändchen geben wird, was es ihm werth ist. Wenn er aber gewohnt ist, Nichts ohne förmlichen Contract zu verlegen, so hat er mir nur einen zur Unterschrift zu schicken. Ich unterschreibe Alles, und setze nur voraus, daß das Aeußere des Büchleins gefällig, und das Erscheinen, wenn Sie's beschließen, nicht zu lange hinausgeschoben werde.

Recht von Herzen freue ich mich auf die Gedichte des trefflichen Niclas Müller, die, wie ich aus Ihrem Briefe schließe, auch Ihnen zugeeignet sein werden. Das Gedicht: Lebenslos, welches ich kürzlich las, ist so herrlich, daß ich davon hingerissen worden bin. Der hat am Ende doch noch mehr zu ringen gehabt, als ich und — hat es männlicher gethan! Grüßen Sie ihn herzlich von mir!

Sie erwähnen in Ihrem Briefe des jungen Deutschlands, und scheinen mich fast im Verdacht zu haben, als wäre mir an dessen Urtheil etwas gelegen. Nein, wahrlich, so lange mir Kopf und Herz auf der rechten Stelle bleiben, so lange werde ich dies Geschlecht zu verachten wissen. Es ist mir ärgerlich genug, daß Gutzkow mich so besonders seiner hohen Protection würdigen zu wollen scheint und mir dadurch bei den Gutgesinnten mehr schadet als nützt. Von dieser Race angebelfert zu werden, kann mir nur eine Ehre sein.

Wie aber die Blätter für literarische Unterhaltung dazu gekommen sind, nicht den Dichter (denn was das betrifft, so hatten sie in diesem Falle wohl Recht), sondern den Menschen auf eine so gehässige Weise in mir anzugreifen, weiß ich wirklich nicht. Ich fühle mich rein, aber dennoch tief gekränkt. Du lieber Gott, wie wird Alles gedeutet und ausgelegt, und wie wird Einem, der das Herz in der Hand unter die Leute tritt, das Leben sauer!

Ob ich dem nächsten Musen-Almanach noch vor Ende des Monats Etwas werde senden können, weiß ich noch nicht. Kopfweh, Grippe, Uebersetzen und das Suchen nach einer Comptoirstelle (denn ich bin fest entschlossen, mit dem Sommer in ein geschäftliches Verhältniß zurückzutreten), absorbiren seit längerer Zeit meine ganze Thätigkeit, und ich habe lange keine so dürre Periode, was das eigentliche Produciren anbelangt, gehabt, als jetzt. Und ohne Inspiration mag ich nicht dichten, kann's auch nicht. Wenn ich noch zu rechter Zeit etwas Gutes hervorbringe, so sende ich's.

Und nun, für heute Lebewohl! Bewahren Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen!

Ohne Wandel, treu und wahr,

der Ihrige

F. Freiligrath.

* * *

Freiligraths scharfe Äußerungen über Gutzkow und das Junge Deutschland zeigen uns die Befangenheit der Zeitgenossen gegenüber jener brausenden und gährenden Genossenschaft, die mit den Resten der Romantik unbarmherzig aufräumte. Er hat nachher, ob er gleich Gutzkow nur vorübergehend nahetrat, dessen Bedeutung und Tüchtigkeit anerkennen gelernt.

Mit diesem Briefe Freiligraths kreuzte sich ein wenig erhebliches Schreiben G. Schwabs vom 4. März, in welchem derselbe um Beschleunigung des Manuskriptes, sowie um fernere Beiträge zum Almanach bittet und Anträge bezüglich der Teilnahme an einer in Stuttgart bei Hoffmann erscheinenden Übertragung englischer Lyriker macht. Freiligrath antwortet von Soest am 15. März 1837.

Heute vor acht Tagen gab ich die erste Sendung meines Manuskripts zur Post, und empfing zwei Tage später Ihren lieben Brief vom 4. März.

Ich wiederhole hiemit mein Versprechen, daß der Rest der Sammlung in ganz kurzer Zeit bei Ihnen sein soll, und schreite, nachdem ich den ersten Punkt Ihres Schreibens durch diese Versicherung erledigt habe, gleich zur Beantwortung des dritten.

Wie ich auf Herrn Hoffmanns Antrag geantwortet, sehen Sie aus der Ihnen unter cachet volant zukommenden Einlage an Herrn Dr. Ortlepp, welche ich Sie nach geschehener Lesung völlig zu schließen und abgeben zu lassen bitte. Wie ich an Ortlepp geschrieben: ich konnte und durfte nicht anders! Ihm habe ich natürlich nur im Allgemeinen meine Weigerung motivirt, Sie aber, verehrter Freund, erlauben mir wohl, daß ich, im Vertrauen auf Ihre frühere Theilnahme, mich etwas weitläufiger darüber auslasse, und nehmen es mir nicht übel, wenn ich dabei ein wenig weit aushole.

Weniger mein ehemaliger Widerwillen gegen den Kaufmannsstand, als vielmehr meine täglich zunehmende Abneigung gegen das kalte, neblige Holland und die Ueberzeugung, daß ich meiner krumm gesessenen Maschine eine Ausspannung schuldig sei, ließen mich schon im Winter 35/36 den Entschluß fassen, meine Amsterdamer Verhältnisse aufzulösen. Häufige Verdrießlichkeiten auf dem Comptoir und eine mir durch die Salairerhöhung eines Collegen widerfahrene persönliche Zurücksetzung beschleunigten die Ausführung. Ich hielt um meine Dimission an, machte eine kleine Reise am Niederrhein und durchs Bergische, und hielt mich dann bis jetzt hier bei meiner Mutter auf. Sauerländers Honorar für die Oden und Dämmerungsgesänge von Hugo machte mir das Privatisiren so lange möglich.

Jetzt ist aber auch die ganze Zeit, welche ich auf eine solche Weise zubringen darf, beinahe verstrichen; meine Mutter besitzt kein Vermögen, und ich bin es ihr und meinen drei jüngern Geschwistern schuldig, mich bald mit doppelter Anstrengung in eine Carrière zurückzuwerfen, die mir, wenn auch nicht die Gewißheit, aber doch die Möglichkeit zeigt, ihr mit der Zeit mehr zu sein, als ich bis jetzt gekonnt habe. Daß ich freilich manchmal in den letzten Monaten gedacht habe, ob ich nicht vielleicht eben so gut thäte, wenn ich mich ganz auf die Schriftstellerei legte, will ich nicht läugnen, aber — ich bin noch bei Zeiten vernünftig geworden. Chamisso's herrlicher Epilog tönt mir Tag und Nacht in den Ohren — ich kann, ich darf nicht; und fahre sicher besser, wenn ich der Muse, wie früher, nur nebenbei huldige. Weiß ich doch ohnehin jetzt aus Erfahrung, daß sie sich lieber dem Kaufmann, als dem Uebersetzer zeigt! Dies literarische „Handlangen" läßt kein gutes eigenes Gedicht in mir zu Tage kommen — es ist zum Verzweifeln!

Meine Schritte zur Wiedererlangung einer passenden Comptoirstelle am Niederrhein und in den Hansestädten sind bis jetzt leider vergeblich gewesen; nichts destoweniger darf ich durchaus kein literarisches Engagement jetzt mehr eingehen, um, wenn sich Etwas findet, ganz frei und ungehindert zu sein. Sehen Sie, verehrter Freund, warum ich Herrn Hoffmanns Bitte nicht erfüllen kann — ich bin vielleicht unbescheiden, daß ich Sie mit einer so weitschweifigen Motivirung meiner Ablehnung belästigte. Halten Sie's mir zu Gute; Sie haben mir ja schon so oft ein nachsichtiges Ohr geliehen, daß ich auch diesmal auf Ihre Verzeihung hoffe, zumal da ich's fast für Pflicht hielt, Ihnen meine Weigerung umständlicher in ihren Gründen darzulegen, als es bei Herrn Hoffmann selbst nöthig war.

Ich kann Ihnen heilig versichern, daß ich schier eine ganze Mappe voll neuer Gedichte liegen habe — aber von jedem nur die erste, oder die zwei ersten Strophen. Die Ohren meines Geistes hängen gewaltig darnieder. Was etwa noch fertig wird, erhalten Sie sicher — aber nur, wenn es so wird, daß ich's Ihnen bieten darf! Bis Ende April müssen Sie mir ein Eckchen im Almanach aufheben, ich will Alles aufbieten, Ihnen noch was zu schicken, versprechen aber kann ich es nicht, da die Unruhe, in der ich bis zum Wiederantritt eines meine Existenz sichernden Verhältnisses bin, mich zu nichts Rechtem kommen läßt.

* * *

Auf einen seitdem verloren gegangenen Brief G. Schwabs antwortet Freiligrath von Soest, 17. Mai 1837:

Ihren letzten lieben Brief habe ich zu Anfang dieser Woche erhalten, und bin in mehr als einer Hinsicht überrascht und erfreut worden durch das, was er mir brachte und sagte. Ehe ich seine einzelnen Punkte aber beantworte, sage ich Ihrer freundschaftlichen Theilnahme, daß ich morgen, leider zwar nicht nach Bremen, aber doch nach Barmen, in's Haus des Herrn J. P. von Eynern und Co. abgehen, und dort aller Wahrscheinlichkeit nach ein in jeder Beziehung angenehmes Verhältniß antreten werde. Die Stelle bringt mir augenblicklich zwar nur 500 Thlr. ein, doch habe ich Aussicht, mich zu verbessern, und, wenn dieß nicht der Fall wäre, so liegen Cöln und Elberfeld in nächster Nähe. Von ganzer Seele freut es mich, daß auch Sie, verehrter Mann, diesen meinen Schritt nicht nur billigen, sondern als zu meinem wahren Wohl als durchaus nothwendig betrachten!

Ihr Beifall, die Zufriedenheit der Meinigen und mein eigenes Bewußtsein werden mich trösten, wenn die Unverständigen mich wegen dieses, wie sie sagen werden, philiströsen Schrittes verhöhnen.

Endlich erhalten Sie nun auch den Rest des oft besprochenen Manuskriptes.

Ich lege sein Wohl und Weh wiederholt voll Zutrauens in Ihre Hände! Verändern Sie, streichen Sie, werfen Sie in eine andere Abtheilung — Alles, Alles, wie es Ihrer bessern Einsicht gut scheint! Viel besser zu machen wird freilich wohl nicht sein — ich fürchte, ich fürchte! die Sammlung wird nicht so aufgenommen werden, wie das Einzelne, dessen unverdient günstige Aufnahme mich jetzt beschämt, wenn sie mich früher auch erfreute. Sagen Sie selbst — hatten Sie nicht mehr in meiner Sammlung zu finden geglaubt? Und doch ist dieß Alles, was ich mit gutem Gewissen aufbewahren zu dürfen glaube!

Titel und Widmung folgen in kurzer Zeit, sobald meine neue Stellung mir nur einige Ruhe gegeben hat! Jedenfalls muß Cotta darauf warten — der Druck des Vorhandenen kann ja ungehindert beginnen!

Aber, theuerster Freund, wie innig hat des trefflichen Müllers Gedicht an mich mir in's Herz geklungen! Bin ich auch nicht so unbescheiden, daß ich die Wahrheit der drei letzten Verse nicht in Zweifel ziehen sollte, so hat er mich doch im Ganzen richtiger charakterisirt, als zwanzig Recensenten. Bin ich doch eben nichts weiter, als ein wilder Junge, der sich sans gêne zur poetischen Tafelrunde gedrängt hat! Ich behalte mir eine dichterische Antwort auf Müllers Lied vor, und sende ihm, dem Geistes- und Schicksalsverwandten, vorläufig die herzlichsten Grüße, den treuesten, wärmsten Handschlag! Könnt' ich's hier nur in zwei Worte fassen, wie das Sonett mich erfreut und ermuthigt hat!

Auch Chamisso und Weidmann haben mir wegen des Almanachs geschrieben — und doch hat sich in den Wirren dieser letzten Zeit die Muse immer noch nicht gemeldet. Ruhe, Ruhe! Innere und äußere! Des Lebens und der Seele! — Was sich mir noch zur rechten Zeit darbietet, erhalten Sie, darauf geb' ich Ihnen die Hand! Versäume ich aber wider Willen die Frist, dann zürnen Sie mir nicht, und schieben nicht auf die Absicht, was die Umstände mit sich brachten.

Beim Durchlesen des Geschriebenen sehe ich, daß ich nochmals auf mein Manuskript zurückkommen muß. Sollten nämlich nicht zu viel Uebersetzungen da sein, und wäre es nicht namentlich Sache, mit den Gedichten von Alfred von Musset, die zum Theil recht frivol sind, vorsichtig zu sein? Ich verlasse mich gänzlich auf Sie.

Meine Bedingungen habe ich heute an Cotta geschrieben und dabei Müllers Honorar zum Maßstabe genommen. Cotta wird es Ihnen wohl selbst sagen. Daß ich mir ein Exemplar von Herders Werken mit eingebungen habe, wird er mir wohl nicht übel nehmen. Ihm differirt das wenig, mir aber, der ich meine kleine Bibliothek mit saurem Schweiß vervollständigen muß, ist es schon viel!

* * *

Aus einem Schreiben G. Schwabs vom 5. Ju—, das vornehmlich über den Musenalmanach handelt, welchem Freiligrath damals schon entsagt hatte, ist nichts mitzuteilen. Um so bedeutsamer ist die im Drange der Arbeiten und gemütlichen Stürme, welche den Dichter in Barmen gefangen hielten, sehr verspätete Antwort Freiligraths:

Barmen, 25. März 1838,
erster Lerchenschlag.

Lieber verehrter Freund!

Wieder sind Monate auf Monate verstrichen, seit ich Ihren letzten lieben Brief in Händen habe. Ich will, ich kann mich nicht entschuldigen! Erlassen Sie mir die peinliche Aufzählung alles dessen, was seit meiner Uebersiedelung an den Rhein hemmend auf meine Correspondenz, auf mein poetisches Schaffen, auf mein ganzes inneres Leben eingewirkt hat, und glauben Sie meiner einfachen, aber aus tiefster Seele kommenden Versicherung, daß es gewiß nicht Abnahme meiner Liebe und meines Vertrauens zu Ihnen, theurer Mann, gewesen ist, was mich so lange schweigen ließ! Ich habe ein wüstes, trübes Jahr hinter mir, und hoffe nur, daß es in dieser Art das erste und letzte ist und bleiben wird! Der junge Frühling haucht mir frischen Muth und frische Stärke in die Seele; auf der Scheide zwischen Berg und Westphalen hab' ich heute die erste Lerche gehört; — „Nun muß sich Alles, Alles wenden!"

Sie sind inzwischen auch übergesiedelt, von Stuttgart nach Gomaringen, und mit warmer, freudiger Theilnahme hör' ich von G. Pfizer, wie glücklich der Wechsel Sie gemacht hat! Meinen herzlichen, heißen Glückwunsch! Ich kann es mir denken, wie wohl Sie sich in Ihrer ländlichen Abgeschiedenheit fühlen, die Sie Uhlanden so nahe gerückt, und doch auch nicht so weit von Stuttgart entfernt hat, um nicht ebenfalls Ihren dortigen Freunden öfters nahe sein zu können. Dazu die größere Muße, die Ihnen Ihr jetziger Wirkungskreis gewährt, und der wir ja wohl schon die neue Ausgabe Ihrer Gedichte zu danken haben? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich an der letztern ergötzt habe. Freilich hab' ich mit Bedauern Verschiedenes vermißt, was die Edition in zwei Bänden enthält, dafür ist dieser Eine Band aber auch ein willkommener Begleiter in Wald und Feld geworden, und bringt ja auch die neuesten Sachen aus den Musenalmanachen!

Meine Sammlung wird nun, wie ich aus Pfizers letztem Briefe schließen darf, ebenfalls recht bald fertig sein, und ich danke Ihnen wiederholt innigst für das Verdienst, das Sie sich so freundlich um diese disjecta membra erworben haben. Sie die Anordnung, Pfizer die Revision — wie will ich mich Ihnen je so erkenntlich zeigen können, wie mein Herz mich drängt? Meine Gesinnung, mein Wille muß Ihnen leider jetzt noch genügen! Ich

habe Cotta aufgetragen, Ihnen gleich beim Erscheinen des Bändchens ein Widmungs-Exemplar einzuschicken! Nehmen Sie's freundlich an und bleiben Sie mir gut! Ihre Liebe, Ihr Wohlwollen wird mir stets gegenwärtig bleiben! Das Frühjahr und der Sommer 1835, wo wir so lebhaft mit einander verkehrten, wird bis zum Tode als ein Lichtpunkt in meinem meist trüben Leben vor mir stehen. Ach, mir ist oft, als wäre ich ein ganz Anderer, als damals! Im Musen-Almanach auf 35 steht ein schönes Lied von Wm. Wackernagel: Ich bin nicht mehr der frohe Knabe — das will mir nicht aus dem Sinn.

Weidmann schrieb mir im vorigen Herbst, Sie würden jetzt ganz von der Redaction des Almanachs zurücktreten, doch hörte ich kürzlich zu meiner Freude von einem Bekannten, der um Neujahr bei Chamisso war, daß Sie doch wahrscheinlich neuerdings mitwirken würden! Thun Sie's doch, verehrter, würdiger Mann! Lassen Sie die giftigen Neider, die unsere harmlose Liederhalle so gern untergrüben, ihren Zweck nicht erreichen! Du lieber Gott, welch' ein Treiben ist das jetzt in der Literatur! Man weiß nicht, ob man sich vor Ekel oder vor Mitleiden abwenden soll, wenn man diese schnöde Wirthschaft ansieht! Eine große Freude ist's mir gewesen, in Cotta's Vierteljahrschrift eine Vertreterin des Würdigen und Wahren erstehen zu sehen. Pfizers Aufsatz gegen Heine ist ganz vortrefflich, und es ist possierlich anzusehen, wie man sich hier und da gebärdet, den Firniß wiederherzustellen, den Pfizers gehaltene haarscharfe Kritik von dem übertünchten Grabe abgestreift.

Jedenfalls werd' ich dem Almanach mit Ehestem einen Beitrag zustellen, und hoffe zuversichlich, daß auch Sie über ihn votiren werden!

Neue Bekanntschaften hat mir mein Wohnen an der Wasserstraße des Rheins überhaupt in Menge gebracht. Die interessantesten sind jedenfalls die Düsseldorfer. Immermann und Uechtritz mit den Künstlern der Akademie, den wackern Reinick nicht zu vergessen. Mit Immermann geht es mir, sub rosa rosissima, eigen. Er ist mir so gütig und wohlwollend entgegengekommen (er suchte mich zuerst hier auf), daß ich mich ihm wahrhaft verpflichtet fühle, aber — er scheint mir kalt und vornehm, und das ist für mich plebejen „Comptoiristen" (wie er mich auf zwei Briefen schuldigst titulirt) abschreckend. Ich sehe es ihm an, daß er aufrichtigen Antheil an mir nimmt; er zeichnet mich sogar aus, aber die Wärme fehlt, er bleibt immer abgemessen. Dazu imponirt er mir zu viel, ich bin ein guter dummer Träumer, der in einem aristokratischen Zirkel = 0 ist, während er sprechen kann, wie ein Buch. Er hat mir dringend zugeredet, den Kaufmann zu quittiren, und kann es nicht begreifen, daß ich Nein dazu sage. Sein Auge ist voll Seele; — wenn ich in das sehe, hab' ich ihn lieb — aber die verfl — Vornehmigkeit! Verrathen Sie mich aber nicht! Denn er meint es, glaub' ich, wirklich

gut mit mir, und mein Tadel erstreckt sich ja nur auf Aeußerliches. Vor seinem Genius hab' ich ungeheuchelten, wahrhaft großen Respekt.

Die Düsseldorfer Maler sind zumeist liebe, prächtige Männer. Lessing kenne ich noch nicht, wohl aber den herrlichen Hildebrandt (Immermanns vertrauten Freund), Sohn, Schrödter, Stilke, Sonderland u. A. Erfreulich ist es wahrzunehmen, welch eine reiche Fundgrube für die artistische Composition Uhlands Gedichte bleiben! Was die Düsseldorfer früher daraus geschöpft, wissen Sie, und erinnere ich nur an Lessings Trauerndes Königspaar, Uhlands Schloß am Meer. Jetzt sah ich ganz kürzlich in Sonderlands Atelier ein prächtiges Genrebildchen zu Hans und Grete, das in die nächste Ausstellung kommen wird. Und von Schrödter eine ganz wundervolle Handzeichnung zum Schmied: „Ich hör' meinen Schatz!"

Ich hab' Pfizer gebeten, mir Niclas Müllers Adresse in London zu schreiben, da ich nicht übel Lust habe, im Sommer einmal in See zu stechen. Freilich liegt es bei den vielen Rücksichten, die ich auf Beutel und Comptoir nehmen muß, noch im weiten Felde, aber möglich ist's doch, und da wollt' ich doch um Alles nicht versäumen, Müller'n kennen zu lernen. Sollte er aber schon bald kehren, so muß er mich jedenfalls von Düsseldorf aus besuchen — die Post bringt ihn in drei Stunden her. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihm schreiben!

Ich fing meinen Brief trübe und beklommen an, bin aber nun über dem Schreiben wieder heiter geworden. Jetzt ist mir, als wär' ich doch noch der von 35, und ich glaube, daß Sie, was die Geschwätzigkeit betrifft, Einer Meinung mit mir sein werden. Ich fange wahrhaftig schon den zweiten Bogen an. Halten Sie mir meine Redseligkeit zu Gute!

Haben Sie in Lewalds Europa Dingelstedts Aufsatz über Grabbe und mich gelesen? Das ist auch so jungdeutsches Gewäsch, — Persönlichkeiten statt der Sache! Und noch dazu nur halbwahr, wie fades Stadtgeschwätz Alles zu entstellen pflegt, was ihm in die Mache kommt. Mit ihrem Bedauern könnten die Herrlein vor Allem nur zu Hause bleiben.

Wie hab' ich mich über Matzerath gefreut, nicht nur wegen seiner schönen Gedichte, sondern weil ich nun doch nicht mehr der einzige Poet mit der närrischen Endsylbe bin! Wo wohnt er denn? Sicher in meiner Nähe irgendwo!

Meine herzlichen Grüße an Uhland! Wird uns nicht bald auch seine Sammlung der deutschen Volkslieder erfreuen?

Und nun das wärmste Lebewohl! Wenn Sie Böses mit Gutem vergelten wollen, so lassen Sie mich zu meiner Beruhigung, wenn auch nur mit zwei Worten, wissen, daß Sie mir nicht zürnen!

* * *

G. Schwab's letztes Schreiben, 16. April 1838, ist datiert von seinem idyllischen Pfarrhause zu Gomaringen, einem alten Schlößchen im Angesichte des Hohenzollern. Der Brief ist, wenn er auch nichts zu unserer Kenntnis von Freiligraths Leben und Dichten bringt, voll freundschaftlicher Zuneigung. Eine Antwort unseres Dichters, welcher damals, inmitten der Barmer Zeit, in schwersten geistigen und gemütlichen Kämpfen befangen war, ist nicht vorhanden, ward wohl nie geschrieben. So löste sich das Band auf mit dem trefflichen Mann, welcher mit Chamisso als treuer Eckart Freiligrath in die Literatur einführte. Wenn uns im Laufe dieses Briefwechsels Freiligraths Bescheidenheit manchmal das Maß des Zulässigen zu überschreiten scheint, so können wir uns wenigstens dessen versichert halten, daß sie keine falsche, gemachte war, und daß es ihm mit dem „dummen verrückten Zeug," wie er seine Gedichte häufig nennt, bitterer Ernst war. Wir hören es gern, wenn der treffliche Schwab ihn ermahnt, er solle ohne Selbstgefälligkeit, aber mit Selbstgefühl seine Gedichte keck in die Welt hinaus senden. Dieses Selbstgefühl machte sich auch alsbald geltend, als die Gedichte bei ihrem Erscheinen großen einstimmigen Beifall fanden; Freiligrath fühlte sich fortan glücklich als anerkannter Dichter seiner Nation. Seine echte wahrhaftige Bescheidenheit ist ihm aber bei allem natürlichen Selbstbewußtsein bis an sein Lebensende geblieben und sie ist es, die alle im Verkehr mit ihm so wohlthätig berührte.

Eine einigermaßen ähnliche Stellung unserem Dichter gegenüber nahm seit 1837 Karl Immermann ein, welcher trotz seiner mit Gustav Schwabs heiterer Liebenswürdigkeit in entschiedenem Gegensatze stehenden vornehmen Manieren, die Freiligrath anfangs abstießen, es doch mit demselben herzlich gut meinte und wohl geeignet gewesen wäre, ihm noch eine Weile auf dem glatten Pfade der Dichtung Mahner und Führer zu sein. Durch Immermanns frühen Tod ward das Band, welches nicht sowohl eines der Freundschaft als ein Band gegenseitiger hoher Achtung genannt werden kann, für immer zerrissen.

Der Dichter des Andreas Hofer und der Ghismonda, des Merlin und des Münchhausen stand damals auf der Höhe der Manneskraft und der künstlerischen Entwickelung. So wenig er selbst eine lyrische Natur war, so sehr fühlte er sich durch die sprühende Gedanken- und Bilderfülle in Freiligraths Dichtung angezogen und trug, er der Ältere, in hochgeachtetem Staatsamt stehende, kein Bedenken, selbst dem jungen Barmer Kaufmann persönlich entgegenzukommen. Freiligrath fühlte sich, wie erklärlich, durch diese Freundlichkeit des sonst etwas ablehnenden Mannes hochgeehrt, und aus diesem Empfangen und Geben entwickelte sich ein schönes Verhältnis,

welches zwar von Freiligraths Seite, anfangs wenigstens, zu sehr ein empfangendes und verehrendes war, als daß es sich als Freundschaft hätte bezeichnen lassen, aber ohne Zweifel auf unseres Dichters fernere Entwickelung eine förderliche Wirkung ausübte. Freiligrath hat der Empfindung dankbarer Verehrung, welche er Immermann entgegenbrachte und lebenslang bewahrte, in jenem schönen poetischen Nachruf, welcher das Büchlein über Immermann schließt, einen ähnlichen, obwohl bei weitem gemesseneren reiferen Ausdruck gegeben, als es in dem Gedicht auf Grabbe's Tod geschehen; sehr erklärlich, denn hier wehklagt der Dichter, selbst vom tiefsten Weltschmerz zerrissen, über die grause Zerstörung eines hohen Genius durch eigne Maßlosigkeit; dort stellt er uns das Bild des starken willenskräftigen, schon durch sein Vorbild zu Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren mahnenden Dichters wie ein mächtiges Erzbild auf. Freiligrath hat zwar in dem Buche Immermann's fünf Briefe bereits mitgeteilt, dieselben sind indes zu bedeutsam, als daß sie hier fehlen dürften, zumal da nicht jedem Leser jenes Büchlein zur Hand sein wird; dieselben gewinnen doppeltes Leben dadurch, daß es möglich ist, Freiligraths Antworten, wenigstens die noch erhaltenen bedeutenderen derselben, zur Ergänzung beizufügen.

Immermann eröffnete den Briefwechsel mit Freiligrath, indem er am 22. Oktober 1837 an ihn schrieb:

Wohlgeborner,

Hochgeehrter Herr!

Seit Ihrem Auftreten in der poetischen Welt ist mein Blick mit dem größten Interesse den Entfaltungen Ihres so schönen und frischen Talents gefolgt, und haben sich meine Hoffnungen von Ihrer Zukunft nur gesteigert. Es würde mir daher sehr lieb sein, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wozu sich in einigen Tagen die Gelegenheit darbieten kann, indem ich am 26. d. M. auf einige Stunden nach Elberfeld komme.

Ich erlaube mir, bei Ihnen hiedurch anzufragen, ob Ihnen an diesem Tage mein Besuch gelegen sein werde, und zu welcher Stunde Ihre Geschäfte Ihnen gestatten, denselben anzunehmen?

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß ich auf einer Reise durch Franken und Thüringen, von welcher ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin, sehr viele warme Verehrer Ihrer Gedichte gefunden habe. Namentlich war man in Weimar ganz voll von Ihnen; ich hatte die Ehre, bei Hofe Mirage vorzulesen, und es erregte die größte Bewunderung.

In aufrichtiger Hochachtung

ergeben

Immermann.

* *

*

Was er antwortete, und welchen Eindruck der Besuch auf Freiligrath machte, hat er am 26. Oktober nach Soest berichtet. Immermann lud den Dichter in eine Sitzung seiner Freunde, in die sogenannte zwecklose Gesellschaft oder „Zwecklose“ (vergl. über dieselbe Freiligraths Immermann S. 105 Putlitz II. S. 202) ein, und Freiligrath sagt am 8. Februar 1838 zu mit der Nachschrift:

Ich habe jetzt ein Lied in der Mache, worin ein gutes Bild vorkommt:

> In des spanischen Himmels prächtig Blau
> Mit der Thurmfaust greift der Alhambra Bau.

Wenn's noch fertig wird, bring' ich Ihnen das Ding mit. Es ist das erste, was ich seit lange wieder vom Stapel lasse. Ich bin nachgerade so dürr wie meine Wüsten.

Bald darnach — Schluß und Datum des Briefes fehlt — sandte Freiligrath an Immermann jenes phantastische, zuerst Ein Spital und ein Kirchhof, dann Dread Nought überschriebene, nachmals unter der Überschrift „Das Hospitalschiff“ in Zwischen den Garben mitgeteilte Gedicht, ein Gedicht, wie es nur in Freiligraths Hirn aufsprühen konnte, im Grunde sehr durchsichtig im Aufbau, nur an einer Stelle, welche Immermanns scharfes Auge richtig erkannte, im Weiterverfolgen einer zufällig angesponnenen Gedankenreihe unklar geworden. Freiligrath selbst erkannte die kranke Stelle sehr wohl. Er schreibt:

Hochgeehrter Herr Landgerichtsrath:

Sie zürnen mir gewiß, daß ich seit meinem letzten Besuche, gegen mein Versprechen, noch gar Nichts von mir hören ließ, und wenn ich mich nicht hinter den Entschuldigungsgrund längeren, meine ganze Thätigkeit hemmenden Unwohlseins verschanzen könnte, so wüßte ich wahrlich nicht, wie ich vor Sie treten sollte. Gleich nach meiner Rückkehr ward ich von den Blattern heimgesucht; später von Hypochonder, Unlust, Kopfweh! Ich konnte beim besten Willen zu Nichts kommen und hoffe auf Ihre freundliche Nachsicht.

Das früher besprochene Gedicht erlaube ich mir, Ihnen beizulegen, und würde Ihr Urtheil über dasselbe mit Dank erkennen. Es wird Ihnen gewiß zu vielen Ausstellungen Veranlassung geben. Es ist mir unter den Händen ganz anders geworden, als es erst im Geiste vor mir stand, und ich fürchte, glaub' ich, mit Grund, daß es bei aller Breite und Gedehntheit doch unklar geblieben ist. Ob ich mich nicht auch im Stoff vergriffen habe? Sie mögen entscheiden. Jedenfalls mein' ich, daß ein Britisches Matrosenspital seine poetische Seite hat. Die Repräsentanten aller Zonen, sterbend, phantastische Bilder schauend, im Raum weniger Quadratschuhe beieinander — mir ist wirklich, als ließe sich was draus machen! Mein Gedicht aber ist nichts

werth: die Einleitung zu weitschweifig, die Characterisirung der einzelnen Redenden nicht scharf genug, der Schluß überhastet und nicht befriedigend! Ich hatte es vorher, wie gesagt, ganz anders im Kopfe und finde täglich mehr, daß es keine leichte Sache ist, eine geistig angeschaute Situation nun auch so wiederzugeben, daß der Leser ungefähr dasselbe dabei fühlt, was der Autor früher. Für die bevorstehende Zwecklose (der ich als „Ehrenseele" ja manchmal etwas schicken soll) dürfte sich übrigens das Poem wohl kaum eignen?

Im Lauf der nächsten Woche erwarte ich von Cotta die fertigen, — ungefähr 20 — Bogen meiner Sammlung, und werde mit Ihrer Erlaubniß so frei sein, Ihnen dieselben einzuschicken. Das Bändchen wird doch stärker werden, als ich dachte; am Alphabet dürfte nur wenig fehlen!

Wird Ihr neuer Münchhausen (zu dem das treffliche Mährchen im Spessart ja wohl eine Episode bildet?) uns nicht auch bald als Ganzes erfreuen?

* * *

Immermann antwortet:

Düsseldorf, den 8. April 1838.

Recht viel Freude, verehrter Freund, haben Sie mir durch die Zusendung Ihres Gedichts gemacht, da mir nichts lieber ist, als mich mit frischer, werdender Poesie in Contact zu erhalten. Ich würde Ihnen weit früher geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht hätte manche specielle Bemerkung mittheilen wollen. Zu einem ausführlicheren Briefe wollte sich aber in voriger Woche die Zeit nicht finden.

Nun mein Urtheil, welches ich in aller Freimüthigkeit, wie Sie dieselbe wünschen, abgebe.

Die Idee Ihres Gedichts finde ich sehr glücklich und fruchtbar; Englische Matrosen aus allen Zonen und Ländern in den engen Raum eines Hospitalschiffs zusammengepreßt und im Fiebertraum, wie in einer Fata Morgana die mythische Weltmacht Britania abspiegelnd, — das giebt eines jener glänzenden Gemälde, deren Genre Sie bei uns gestiftet und worin Sie schon so manches Schöne geleistet haben. Ich finde auch die Entfaltung und Führung der ganzen Scenerie im Ganzen deutlich und Ihrer früheren Sachen nicht unwürdig. Auch Ihren Einwurf, daß die Charaktere der Redenden nicht genugsam contrastirt seien, halte ich nicht für begründet, da es mir nach der ganzen Anlage des Gedichts auf die Individualisation der Charaktere weniger als auf die Verschiedenheit des Details der Scenerie, von der die Matrosen phantasiren, anzukommen scheint, dieses Detail aber nach meiner

Meinung gehörig auseinander gehalten worden ist. Ueberhaupt aber verschwindet auch in der Fieberphantasie meistens das Individuelle des Charakters.

Dagegen habe ich allerdings über manches Einzelne meine Bedenken.

Die Verse: in die Pulverkammer u. s. w. bis: Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn, sollen, wie ich sie verstanden habe, eine Steigerung der Fieberphantasie oder der Betrachtung derselben durch den Dichter andeuten, nach welcher wenigstens in dem Gluthtraume der schwärmenden Matrosen eine Gefahr für den künstlichen Zustand Englands aus der Herrschaft über so viele fremde und verschiedenartige Kräfte vorgebildet wird. Unwillig sind alle diese Kräfte im Dienste der Meerherrscherin, gern möchten sie sich ihre Heimath wieder erobern, das kann aber nur geschehen, wenn die Meerherrscherin selbst bekriegt und besiegt wird. So deute ich mir wenigstens die Verse, die für mich sonst ganz dunkel sind.

Ist der angegebene Sinn der richtige, so fehlt aber der Darstellung Manches an klarer Gestaltung desselben. Die gebrauchten Bilder heben einander zum Theil auf, der Gedanke selbst kommt nicht zu deutlicher Ausprägung, über der ganzen Partie liegt überhaupt eine Art von Nebel.

Hier würde, wie ich glaube, bis dahin, wo man erfährt, daß die Matrosen gestorben sind, eine totale Umarbeitung nöthig sein, wozu aber die günstige Stunde abzuwarten und nicht zu erzwingen sein möchte.

Bei der Betrachtung des Metrischen ist mir aufgefallen, daß regelmäßig mit jedem Verse, oder vielmehr mit jeder Verszeile der Sinn schließt, folglich immer am Schlusse jeder Zeile ein sinnschweres Wort steht, und alles Ueberleiten und Uebergleiten des Sinnes von einem zum andern Verse vermieden worden ist.

Diese Form kann im Einzelnen, wo es darauf ankommt, prägnante Sätze schlagredenartig scharf gegen einander zu contrastiren, praktisch sein. So beharrlich durchgeführt, wie in Ihrem Gedichte, bringt es aber etwas Monotones und Klapperndes hervor, was sich gleich bei lautem Vorlesen (der Feuerprobe jedes Gedichts) unangenehm bemerklich macht. Obgleich die durchgehenden männlichen Ausgänge eine Aenderung in dieser Beziehung erschweren, so müßten Sie doch zusehen, was sich daran thun ließe.

Vers 12. Schußgedröhn. Ist mir zu pretiös. Man fühlt, daß das Gedröhn nur den Reim stellen soll.

Vers 14. Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff. Entlegene und dunkle Vergleichung.

Vers 21—24. Ich würde so umstellen:

Mit des Fiebertraums phantast'schem Flug
In die Ferne schweift ihr farbiger Zug;
Eine trübe Schaar, sie athmen schwer!
Von der Heimat fiebern sie, vom Meer!

weil nämlich so ein Fortschritt der Darstellung von der allgemeineren zu der spezielleren Vorstellung, mithin eine richtige Steigerung eintritt.

Ferne, das Allgemeine.

Heimath, Meer, das Spezielle.

Vers 33. Nach der Reihe dann! Will mir nicht gefallen, der Eingang erscheint mir zu prosaisch und arithmetisch. Ich würde dem Mohren noch Einiges aufpacken, daß er den ganzen Vers füllt.

Vers 46. Wild lechzt er an sein Traumgesicht. Verfehlt wohl im Ausdruck.

Vers 50. Castagnettenschlag und Mädchenlied. Es wird gleich darauf wieder von Russen gesungen. Des Contrastes wegen wäre statt des Mädchenliedes etwas Anderes zu wünschen.

Vers 67. Es durchbohrt die Brust wie Schwertesstich. Moll sticht nicht, ist nicht spitzig.

Vers 117. In der Themse . . . . Rasenbord. Klingt, als würden sie in die Ufererde begraben, da sie doch in die Wellen versenkt werden.

Vers 118. O ihr Maienglocken, spendet Duft. Scheint mir:

a) müßig,

b) ungehörig zierlich und sentimental für die Nationengruft zu sein.

Wie Sie sehen, beziehen sich meine Ausstellungen nur auf Einzelnes und Metrisches. Benützen Sie, was Ihnen richtig zu sein scheint. Die jetzige Ueberschrift gefällt mir freilich nicht, die neugewählte aber auch nicht, da sie ganz unverständlich ist. Ich würde das Gedicht ganz einfach das Hospitalschiff nennen.

In der nächsten Zwecklosen werde ich das Gedicht vorlesen, und bin neugierig, was es für eine Wirkung thun wird. Wollen Sie nicht zu derselben kommen? Sie wird wahrscheinlich am 2. Ostertage sein. Sie sollen noch nähere Kunde davon haben. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen im Voraus schönstens, lassen Sie mich dieselben gefälligst recht bald haben; außer meinem Verlangen, dieselben sobald als möglich zu lesen, habe ich noch einen speziellen Grund.

Aufrichtig ergeben

Immermann.

* * *

Es ist zu bedauern, daß Freiligrath sich nicht entschließen konnte, dem Gedichte, dessen Unklarheit er selbst bei der Übersendung anerkannt hatte, durch eine leichte Änderung Klarheit und Abrundung zu geben. Immermanns Schreiben beweist jedenfalls, wie auch Freiligrath anerkennt, „aufs schönste, wie lebhaft derselbe für die Bestrebungen Jüngerer sich zu interessiren im Stande war,

und wie er da, wo sein Rat gewünscht ward, auch das Eingehen ins kleinste Detail nicht verschmähte.“ Unser Dichter, wenn gleich, wie wir an anderer Stelle sehen, keineswegs erbaut durch die Bezeichnung als Comptoirist auf den beiden ersten Schreiben Immermanns, — dieselbe fällt bei der Aufschrift der folgenden weg, — antwortet am 14. April 1838 in einem Briefe, welcher nicht bloß für das Verständnis des erwähnten Gedichts von Wert ist, sondern uns auch zugleich zeigt, wie Freiligrath das vortreffliche Fragment „Die Steppe“ weiterzuführen gedachte. Wie viele dieser glänzenden poetischen Entwürfe blieben unvollendet, weil die gute Stunde zur Ausführung nicht kam! Der Brief lautet:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief und die ausführliche Mittheilung Ihrer Ansicht über das Hospitalschiff! Ich weiß den Werth eines Urtheils, wie das Ihrige es ist, seinem ganzen Umfange nach zu würdigen, und thu' mir nicht wenig darauf zu gut, daß es mir mit so zuvorkommender Güte von Ihnen geboten wird!

Ihre Ausstellungen haben mich zum größeren Theil vollkommen überzeugt, und ich bin namentlich mit den Bemerkungen, die Sie zu einzelnen Wendungen und Bildern machen, durchaus einverstanden. Da ich das Gedicht inzwischen schon vor Empfang Ihres Briefes an Dr. G. Pfizer für den Poets-Corner des Morgenblattes geschickt hatte, und es jetzt wahrscheinlich bereits abgedruckt sein wird, so war ich, zu meinem Bedauern und des Gedichtes Schaden, leider nicht mehr im Stande, schon jetzt Gebrauch davon zu machen, was unfehlbar bei einem etwaigen spätern Abdruck geschehen soll. — Schußgedröhn — nach der Reihe denn — Maienglocken u. s. w. werf' ich jedenfalls über Bord und setze Besseres an die Stelle. Der Mohrenvers hieß ursprünglich:

„Mit den weißen Zähnen knirscht der Mohr“ und ich traf die nachherige Aenderung bloß, weil mir das „Nach der Reihe dann“ besser an das Vorige anzuknüpfen, einen deutlichern Uebergang zu machen schien. Jetzt seh' ich freilich, daß ich auch in Gedichten manchmal das Addiren nicht lassen kann, und bitte Sie, den Vers entweder durch die ursprüngliche Lesart oder durch:

„Mit den Zähnen knirscht, auf prallt der Mohr“ zu suppliren. Das Letzte soll noch wohl das Lebendigste sein.

Ihre Bemerkung zu Vers 117 „In der Themse schwellenden Rasenbord“ erlaub' ich mir zu widerlegen. Ich wollte nämlich allerdings sagen, daß die Mariniers in die Ufererde begraben würden. Das Versenken in die Fluth geschieht nur auf dem Meere während der Fahrt; im Hafen wird,

was an Bord stirbt, wie ein anderer Mensch der Erde übergeben, da die Sanitätsbehörden die Wellenbestattung hart am Lande nicht statuiren.

Wegen der Ueberschrift haben Sie durchaus Recht, und ich werde das Gedicht bei einem zweiten Abdruck nach Ihrem Rathe das Hospitalschiff nennen. Ebenso erkenne ich das Treffende Ihrer Bemerkung über das Metrische an, verhehle mir aber auch nicht, daß es schwierig sein wird, eben in dieser Beziehung eine Aenderung zu treffen, ohne die ganze Form, wie sie jetzt dasteht, in Stücken zu schlagen. Doch will ich nachdenken, ob sich nicht durch einen leisen Druck hier oder da ein Ueberleiten des Sinnes erzielen, und dem Stück dadurch wenigstens Etwas von seiner Monotonie benehmen läßt.

Jetzt bin ich aber wirklich in Verlegenheit, wie ich mich wegen der fraglichen Nebelpartie rechtfertigen, und Ihnen das, was ich mit diesen ominösen Versen eigentlich bezweckte, klar und vernünftig auseinander setzen soll. Ich lasse mich beim Versmachen mehr von einem dunkeln Gefühl hinreißen, als daß ich mir vom Verstande — den ich leider Gottes gar nicht habe — einen ordentlichen Plan, nach dem ich verführe, vorzeichnen ließe, und darum wird es mir schwer fallen, Ihnen meine Absicht deutlich zu machen. Vorab muß ich Ihnen bemerken, daß ich keinen politischen Zweck hatte, und daß der Sinn, welchen Sie in diese Strophen legen, also nicht der richtige ist. Wenn ich mich aus meiner Frenzy recht zu erinnern, und das dumme Zeug, was sie angestiftet hat, recht zu deuten weiß, so ist das ganze Unheil aus dem Bilde: „Die Granate Fieberphantasie" entstanden. Mit dem Brasilianer war die Völkergalerie zu Ende; darauf faßte ich in den Strophen: „Bajadere, Steppe, Wogenschaum" bis: „In den Niger wirf dich, Wüstenstaub" die einzelnen Visionen noch einmal in einem kurzen Resumé zusammen, und mußte nun nachgerade bedacht sein, die Mariniers unter den Rasen und das Ding zu Ende zu bringen. Da kam mir das Bild: Die Fieberphantasie, eine Granate, die der Sterbende in die Luft schleudert, sich durch sie seine Heimath wieder erobert (in sie zurückversetzt), dann aber mit dem Bersten, dem Verglühen der Granate selbst verlodert! Um nun aber die Kerls Granaten schleudern zu lassen, mußt' ich sie nothwendig in kriegerischer Haltung vorführen. Daher plötzlich die Anrede: „In die Pulverkammer, fremd Geschlecht!" und alles Andere bis „Zucken und Gestöhn." Ich wollte das Fieber als den Kampf auf Leben und Tod darstellen, in dem die Kämpfenden siegen und fallen. Die Pulverkammer war bloß bildlich, um der Granate ein adäquates Relief zu geben; der Contrast, der durch „Fremd Geschlecht" und „Alt Englands Nebel" ausgedrückt wird, sollte bloß ein geographischer sein u. s. w. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt die Verse,

oder wenigstens meine Intention bei denselben deutlich finden, gebe Ihnen aber das Versprechen, daß ich sie jedenfalls umarbeiten werde. Ihre Meinung über die Umarbeitung werd' ich mir dann später auszubitten so frei sein.

Das Vorlesen des Dings denk' ich mir schwierig und unbelohnend. Die vielen Ausrufe, Anreden, Gedankenstriche u. s. w. eignen es fast nur für die Lectüre und ich glaube, daß es keinen, oder doch nur stellenweis Effekt machen wird. Durch Ihren Vortrag wird es allerdings sehr gewinnen, und ich danke Ihnen im Voraus herzlich für Ihr Versprechen, es in der bevorstehenden Zwecklosen vorlesen zu wollen.

Zu derselben nach Düsseldorf zu kommen, bin ich leider durch einen seit Jahr und Tag aufgeschobenen Besuch im eisenreckenden Iserlohn verhindert. Doch werd' ich unfehlbar in 8 oder 14 Tagen wieder einmal bei Ihnen vorsprechen, und dann wo möglich etwas Neues mitbringen.

Ich habe wieder Verschiedenes auf dem Ambos — ach, wenn ich nur mehr Zeit hätte, so sollt's schon gehen!

Ein neues Opusculum beginnt folgendermaßen:

Die Steppe.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchschritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben, —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand!

Aus denen ich dann in den folgenden Strophen Chiromantie treibe! Der Missisippi ist die Lebenslinie u. s. w. — Nachher ein Steppenbrand, reitende Indianer, und was weiß ich mehr. 's ist aber noch nicht fertig.

* * *

Immermanns nächster Brief vom 25. Juni 1838 ist von hoher Bedeutung. Freiligraths Gedichte sind unterdes eingetroffen, und Immermann giebt sein Gesamturteil über den jungen Freund mit jener ihm eigenen Gediegenheit; was den Schluß eines von Freiligraths bekanntesten und schönsten Gedichten, „Der Blumen Rache" betrifft, so mag jeder Leser sich darüber seine eigene Ansicht bilden. Immermann schreibt:

Ich würde Ihnen schon weit früher gedankt haben, verehrter Freund, wenn mich nicht die Nachwehen einer ziemlich langwierigen Krankheit bis jetzt zu jeder ausführlicheren Mittheilung unfähig gemacht hätten. Nehmen

Sie denn jetzt meinen verspäteten, doch nicht minder herzlichen Dank für die schöne Gedichtsammlung, deren Lesung mir große Freude gemacht hat.

Ich finde, daß Sie über sich selbst in dem, was Sie von Ihrem Bildungsgange sagen, sehr richtig urtheilen, nachdem ich nun das Ganze Ihrer Poesien übersehen und es mit den zugleich aufgenommenen Uebersetzungen verglichen habe. Er ist ein ganz moderner, oder vielmehr, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, indem wir Alle modern sind, ein durch rein moderne Anstöße geleiteter, von dem Rückblick auf die Antike seitab geführter. Diese moderne Stimmung liebt nun, gemäß der ganzen Verfassung unserer heutigen sittlichen und geistigen Welt, das Unfertige oder heftig Contrastirende der Zustände, die Versenkung in, oder vielmehr den Blick auf die fernste Ferne, das weite Meer, die Wüste, die Wälder Amerika's; wie alles wandert und auswandert, so wird auch die Muse zur Auswanderin, ohne gleichwohl weit überm Meere auch etwas anders zu finden, als Schmerz und Dissonanz — während die Alten das Nächste zu ergreifen vorzogen, dieses ganz harmonisch durchdrangen und ausrundeten, und ihre ganze Poesie, wenn sie auch Helden und Götter besang, Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie blieb. Allen denen nun, die sich ernst und treu an ihnen herangebildet, haben sie von dieser ihrer Art etwas mitgetheilt.

Ich will hiemit weder Sie noch die moderne Richtung angreifen, sondern ich will letztere nur dadurch historisch charakterisiren. Es scheint fast, als habe das Alterthum seine Mission erfüllt, als nahe der Zeitpunkt, wo auch poetisch mit neuem Sinne von dem gegenwärtigen Weltgange Besitz genommen werden solle. Ist dem so, so muß die moderne Richtung die junge heißen. In derselben stechen Sie unter den Deutschen bereits sehr hervor, Sie überragen namentlich Lenau und Chamisso (mit denen Sie sonst manche Verwandtschaft zeigen) weit, den Einen durch Dreistigkeit und ausgesprochen Plastisches, den Andern durch Anmuth, Grazie und Präcision, beide durch feines Gefühl für das Metrische. Immer aber kommt es mir vor, als hätten Sie bis jetzt nur Bausteine angefahren, und als würden Sie daraus in Zukunft erst den Tempel einer großen Composition zusammenfügen.

Als das Beste der Sammlung ist mir vorgekommen: Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Wetterleuchten in der Pfingstnacht, Die Auswanderer, Meerfabel, Die Griechin, Vor einem Gemälde, einige der Sandlieder, Einem Ziehenden, Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, Der Mohrenfürst, zweite Romanze, Der Wecker in der Wüste, Der Blumen Rache, Prinz Eugen, Der Mann im Walde, Banditenbegräbniß, Piratenromanze, Die seidne Schnur, wenn der zu outrirte Schluß der dritten Romanze nicht wäre, Der Tod des Führers, Der Alexandriner, Afrikanische Huldigung, Der Scheik

am Sinai, Scipio, Anno Domini, Im Walde, Die Tanne, Die Bilderbibel, Das Husarenpferd, La vida es suenno, Zwei Feldherrngräber, Ammonium, Meine Stoffe, Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Odysseus, Die Schiffe, Der ausgewanderte Dichter, Der Reiter, Bei Grabbe's Tod, Die Gedichte für Schillers Album, Die Phönixgedichte.

In diesen Gedichten finde ich Pracht oder Naivetät der Situation, oder eine glückliche Symbolik der Natur oder des Geistes mit Ihrem besten malerischen Vermögen dargestellt. Es rollt sich in denselben ein wunderbar seltsamer Orbis pictus von Meer, Wüste und Ferne auf und ab; die Seestadt ist der Eigenartigkeit Ihres Talents äußerst günstig gewesen. Die Geusengedichte würde ich dieser Anthologie hinzugefügt haben, wenn mir nicht das Erste durch die Zwiespältigkeit der Situation unruhig, das Zweite in manchen Versen unklar vorgekommen wäre.

Die nicht genannten Gedichte stehen in meinem Gefühle nicht auf gleicher Höhe. Entweder ist die entlegene, fremdartige Anschauung mit dem geistigen Gehalte, dessen Gegenbild sie sein soll, nicht in rechtem Zusammenhang, oder die Situationen sind zu crudel oder zu nebulos, oder epigrammatische Pointen wollen nicht recht zutreffen. Einiges, wie das Schwalbenmärchen, leidet an Willkür. Alles dieses drückt nur meine unmaßgebliche Ansicht aus, die ich Ihnen freimüthig schreibe, da Sie mein Urtheil gewünscht haben.

Sehr bin ich überrascht worden von dem Gedicht: Der Blumen Rache. Ich halte dieß für eins der schönsten, was Sie gemacht haben. Es ist Ihnen darin etwas gelungen, was Goethe'n auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereigniß (daß ein Mädchen von Blumenduft bei verschlossenen Fenstern getödtet wird) in schönster Weise mythisch zu machen. Nur der Schluß büßt meines Ermessens durch eine zu breite und erklären wollende Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubniß):

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küßt der dunst'ge Reigen,
Zucken ihre weißen Glieder.

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getödtet.

Will mir auch noch nicht gefallen. Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagten, daß der Morgenwind das Fenster aufstößt und daß davon die Geister verschwinden.

Daß die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipirt, und so würde die prosaische Schlußzeile vermieden, ohne daß die Deutlichkeit leiden dürfte.

Ihre Befürchtungen wegen des äußern Schicksals der Sammlung sind gewiß nicht gegründet. Für die lyrische Poesie streitet gegenwärtig die Gunst der Meinung, Ihnen ist Letztere schon sehr zugethan; Sie verdienen Lob und Auszeichnung, warum sollte Ihnen also Beides nicht werden? Ich glaube, daß die Auflage bald vergriffen sein wird, und freue mich, daß Sie dann der zweiten noch manches Neue hinzufügen können, namentlich Mirage.

Nochmals dankend und aufrichtig ergeben

Immermann.

* * *

Freiligrath antwortet am 24. Juli 1838, ein höchst bedeutsames Schreiben, wenn wir auch den hohen Genius bedauern müssen, den sein Dienstvertrag und seine Armut an die Scholle fesseln.

Verehrter Freund!

Zuerst meine besten Wünsche für Ihre Genesung, dann meinen herzlichen, aufrichtigen Dank für Ihr eben so wohlwollendes als ausführliches Urtheil über meine poetischen Versuche, und endlich die recht dringende Bitte, mir die Verspätung des Einen wie des Andern freundlich nachsehen zu wollen. Einen schlimmern Procrastinator, als ich bin, kann's wohl nicht geben, und ich werde von Glück sagen können, wenn alle Freunde, bei denen ich mit einem Briefe in Rückstand bin, mir so bereitwillig Verzeihung angedeihen lassen wollten, als ich hoffe, daß Sie, diesmal wenigstens, mir die Ihrige nicht versagen werden.

Ihre Bemerkungen über meine Gedichte haben mir eine große herzliche Freude bereitet! Ihr Wohlwollen leuchtet so sichtlich daraus hervor, und Sie geben mir darin so manchen mich selbst überraschenden Aufschluß über meine poetische Art und Weise, daß ich Ihnen nicht genug dankbar dafür sein kann. Ich habe mich bisher so gehen lassen, habe das, was ich angeschaut und gefühlt habe, ohne großes Nachdenken darüber in Liedern abgeschüttelt, und ich darf mich ja jetzt wohl auch freuen, daß das Resultat dieses träumerischen Schaffens in der Stille ein so schönes ist. Damit meine ich aber natürlich nicht das Bischen löschpapiernen Ruf; auch nicht das, leider! ziemlich laute Rascheln, mit dem die unbeständige aura popularis augenblicklich in meine Blätter haucht! Der schönste Gewinn ist mir die Freundschaft und Theilnahme von Männern, wie Sie einer sind, die mich mit Wohlwollen auf meine Fehler aufmerksam machen, die mich zu Besserm und Größerm anspornen und ermuthigen, die mir überhaupt zu einer richtigen Würdigung meiner

poetischen Mittel freundlich die Hand bieten. Daß meine Sachen mir einen solchen Vorzüg errungen haben, das ist mir, wie gesagt, der beste Gewinn, den sie mir zuwege bringen konnten und es bleibt mir dabei nur der Wunsch, daß meine Freunde kein zu großes Vertrauen in meine Kraft setzen, und daß es mir Verhältnisse, Umgebung und innere Heiterkeit gestatten mögen, die Erwartungen, welche sie von meiner poetischen Zukunft hegen, wenigstens nicht ganz zu täuschen, und mich ihnen für ihre Theilnahme durch spätere Leistungen erkenntlich beweisen zu können.

Wenn mich Etwas zu einem größeren Gedichte aufzufrischen im Stande wäre, so wär' es weniger, wie ich glaube, das Nachholen dessen, was ich früher auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst versäumt habe, als vielmehr, für ein paar Jahre wenigstens, ein rasches, in wilden Pulsschlägen hinstürmendes Leben, ein glühendes Erfassen der Welt und ihrer Erscheinungen, etwa eine Studienreise auf's Mittelmeer oder über den Ocean. Da ließen sich Stoffe sammeln, und hinterher am Heerd verarbeiten! Ich trage mich jetzt mit einer närrischen Idee, an deren Ausführung sich aber wohl alle die Bleigewichte hängen werden, die seit Jahren meine Flügel am Boden gehalten haben, eben wenn sie die kühnsten Flüge wagen wollten. Ich möchte nämlich, wenn es geht, erst die Nordsee, auf dem Elemente selbst, kennen lernen, und zu diesem Zwecke etwa eine Sommerexpedition (von Mai bis August) auf dem Holländischen Kriegskutter mitmachen, der — lachen Sie nicht! — die Häringsflotte nach den Shetländischen Inseln eskortirt, und dort oben, angeweht vom Ossian'schen Hauche der Schottischen und vom Edda-Sturm der Skandinavischen Küste, längere Zeit umherkreuzt, manchmal auch im Hafen des Haupt-Eilands vor Anker liegt. Zurückgekehrt, möcht' ich mich dann nach Smyrna, Constantinopel und Odessa einschiffen, und mir aus dem Pontus ein goldnes Liedervließ holen. Das Mittelmeer — Natur und Geschichte! — Und an den Ufern ein kecker, schöner, malerischer Menschenschlag, braune und weiße Gesichter, Dolch, Speer und Kaftan, Guitarrenschlag und aus düstrer Lockennacht das Gazellenauge der Natolierin.

Lachen Sie mich nur recht aus! — Ach, was wäre das Leben, wenn man nicht einmal träumen könnte!

Ihre Ausstellungen an Der Blumen Rache finde ich durchaus treffend und richtig, und Ihre Umschreibung der letzten Strophen meiner ursprünglichen Einkleidung in jeder Hinsicht vorzuziehen. Würden Sie es als Plagiat ansehen, wenn ich sie bei einer Umarbeitung dieser Partie des Gedichtes benutzte?

Meine Uebersetzungen aus Hugo kennen Sie wohl nicht, und ich erlaube mir daher, sie beizulegen. Sie sind nächtlicher Weile in sehr kurzer Frist

entstanden, und darum stellenweis etwas sehr ungefüge, rauh und polternd. Vieles ist jedoch auch auf die entsetzliche Correctur zu schieben, namentlich rücksichtlich der Interpunction. In den Dämmerungsgesängen hab' ich einige der mir vorzüglich werthen Gedichte mit Bleistift corrigirt.

Würden Sie das ferner beiliegende Gedicht Adler und Schlüssel (um dessen gelegentliche Remission ich bitte, da ich sonst keine Abschrift mehr habe) zur Aufnahme in meine Sammlung geeignet finden? Es scheint mir zu sehr Schenkendorf nachgeahmt, dabei ist das Fest, für das es gemacht (aber nicht von ihm goutirt) wurde, etwas sehr philiströs, nichts destoweniger aber ist es mir werth, weil es mir die mittelalterlichen Eindrücke bewahrt, die das graue, öde Susatum derzeit auf mich machte. Es wird Ihnen auch zeigen, daß ich einmal „Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie" getrieben. Ich habe noch manches Aeltere liegen, über das ich mir gelegentlich Ihre Ansicht, wegen eines etwaigen spätern Wiederdrucks, erbitten werde.

Meine Briefe an Sie haben den großen Fehler, daß ich fast nur von mir selbst rede. Sehen Sie mir's nach. Ich kann Ihnen gegenüber nur empfangen, nicht geben.

* * *

Ganz vortrefflich ist der nun folgende Brief vom 15. September 1838 [1])

Der wilde Jäger hat den Kopf verloren, das Gewehr liegt in Stücken am Boden, und die blonde Lisbeth sitzt bleich und blutig auf dem Steine des Freistuhls; ich aber, während sie vom Oberhofe den Tragsessel heranholen, greife schnell nach Feder und Papier, um Ihnen, verehrter Freund, nach eben beendigter Lectüre des ersten Theiles Ihres Münchhausen, frischweg von dem wunderbaren Eindruck zu berichten, den vornehmlich der zweite Abschnitt dieses Bandes auf mich gemacht hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich davon ergriffen bin! Die Leute sagen immer, ich hätte keinen Vaterlandssinn, ich wär' ein Kosmopolit, ein Vagabund — fast hab' ich's selbst geglaubt! — Der wilde Jäger hat mir's anders gezeigt! — Ihre Schilderung Westphalens ist trefflich — Mensch und Landschaften stehen vor Einem, als lebten sie; — auf dem Haarstrang und im Arnsberger Walde rauschen die Eichen, in der Börde flüstern die Aehren, grün und verwittert erhebt sich die Kirche Mariae zur Wiese, und zwischendurch treiben die seltsamen Gestalten ihr Wesen, die das seltsame Land in seiner Kraft und seiner Beschränktheit hervorbringt: patriarchalische Hofschulzen, pensionirte Obristen, und auf ihren Münsterländischen Gütern zusammengeschnurrte Edelleute! Es ist mir beim Lesen des wilden Jägers Etwas begegnet, was ich schon lange

[1]) Abgedruckt auch in Immermanns Leben und Werke, Hg. v. Putlitz, II. S. 245.

bei keinem Romane mehr zu erleben glaubte: ich habe mich mit Ihrem Helden identifizirt; ich glaubte, als ich den Jäger las, hin und wieder meine eigene Geschichte zu lesen, wie sie sich vor 7 bis 10 Jahren an der nördlichen Abdachung des Haarstrangs zugetragen. Ich trug wieder meine Lütticher Doppelflinte; auf dem Brandholze und der Günner Haardt wurden die Bracken gelöst; einsam und träumerisch stand ich auf meinem Stande, schoß das Wild vorbei, und sah sinnend hinab in die weite endlose Fläche der Börde und des Münsterlandes, Soest, Werl, manchmal auch Dortmund, in duftiger Ferne unter mir — dazu schollen dann die Jagdhörner, hier das Soester, drüben das Fürstenberger; Schüsse fielen; Dirnen, frisch und stämmig, schritten über den Holzweg — einmal hab' ich auch einen Fuchs geschossen.

Das Alles ist mir durch Ihr Buch wieder lebendig vor die Seele getreten, und, was ich eben sagen wollte, ich habe dabei gefunden, daß ich bei aller Kosmopoliterei meine Heimath doch von Herzen lieb habe! Es geht mir mit ihr, wie mit einer Geliebten, die man eine Zeitlang vernachlässigt hat, und nun, da ein Teufelskerl, der's versteht, sie Einem wieder einmal recht reizend vor Augen stellt, neuerdings bis über die Ohren drin verschossen wird. Sie aber haben Westphalen ganz vortrefflich abgemalt, und selbst der Anflug von Ironie, der sich manchmal bemerkbar macht, schadet dem erquicklichen, behäbigen Eindrucke des Ganzen nicht. Ich muß jedenfalls noch diesen Herbst auf rother Erde wandeln, und wenigstens Eine Brackenjagd am Saume des Arnsberger Waldes mitmachen. Mit den Schulzen will ich plattdeutsch sprechen, in den Eichenkämpen will ich fehlschießen, und auf dem ungleichen Pflaster der grauen, stillen, alterthümlichen Städte des platten Landes soll es mir noch gegenwärtiger werden, als jetzt, wie sprechend Sie uns im Münchhausen aus den einzelnen charakteristischen Zügen aller dieser Nester den Typus einer ächten westphälischen Stadt hergestellt haben.

Sie werden gewiß sagen, daß ich ein geschwätziger Enthusiast bin. Aber meine Freude an Ihrem Werke ist zu groß, als daß ich mich anders drüber aussprechen könnte, und Sie müssen mir drum meine ungefüge Art, mich zu freuen, schon zu gute halten.

Auf den zweiten Theil und die Abwickelung des Ganzen bin ich sehr begierig. Die einzelnen Fäden, welche Schrimbs und die blonde Lisbeth aus dem ersten in's zweite Buch führen, lassen schon ahnen, wie sich's fügen wird; und was Sie mit dem Ganzen eigentlich bezwecken, darauf darf man ja wohl schon aus den Persiflagen des ersten Buchs, aus den Pücklerianis, Gansianis, Raupachianis rc. und der Buchbindercorrespondenz schließen? Aber das zweite Buch, in dem es ja auch meist an Angriffen auf Verkehrtheiten der Zeit fehlt, ist mir doch das liebste! Ich kann gar nicht drüber wegkommen!

Aber der Tausend! — Die Hauptsache hätt' ich bald vergessen! — Sie haben mir das Buch ja selbst zugeschickt, und da hätt' ich ja mit dem Dank anfangen sollen. Nun schließ' ich freilich damit, aber das ist Ihre eigene Schuld, denn wenn mich Ihr Buch nicht so wild gemacht hätte, da hätt' ich mich ruhiger an den Schreibtisch gesetzt! Also, nichts für ungut, und von Herzen meinen besten Dank!

Nur noch eine Nachricht, die Sie gewiß auch freuen wird. Löwe in Stettin hat der Blumen Rache und noch zwei andere Romanzen von mir componirt, die nächstens bei Betzhold in Elberfeld herauskommen werden.

* * *

Freiligraths nächster Brief aus dem Spätjahr 1838—Schluß mit Datum fehlt — ist ohne besondere Bedeutung.

Immermann antwortet darauf am 8. Januar 1839 u. A.:

— Für Nisa und die Orientalen meinen besten Dank. Die zierliche Nackte hat mich entzückt, und ich möchte wohl der alte Bock gewesen sein. Das Original kenne ich nicht, die Uebersetzung muß aber meisterhaft sein, denn sie ist ganz reizend. In den Orientalen habe ich fleckerweis (wie man in meiner Heimath sagt) gelesen, jedoch noch zu wenig, um ein Urtheil zu haben. Der Refrain des türkischen Marsches hat mich ganz wundersam erschüttert; in zwei rheumatischen Nächten, die ich schlaflos zubrachte, murmelte ich beständig für mich:

An meiner Seite trieft der Dolch von schwarzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Am Münchhausen bin ich fleißig und habe ein starkes Stück in die Bauernhochzeit hineingeschrieben. Ob er in Deutschland so wirkt, wie in Elberfeld, weiß ich nicht. Das constante Schweigen der Journale möchte dagegen sprechen.

Gott sei mit Ihnen im neuen Jahre, d. h. nicht der Krummacher'sche Garngott von Elberfeld, sondern der Gott, der über der Sahara dahin streicht, in Schiras duftet und auf Yemen mit glühenden Sternenaugen hinabsieht.

* * *

Mittlerweile haben sich Freiligraths Fesseln gelöst; er ist frei von der Knechtschaft des Kontordienstes und rüstet sich, einmal eine Weile ein freies Schriftstellerleben zu führen; das malerische und romantische Westphalen liegt ihm in Gedanken; die Vorbereitungen zum Rheinischen Jahrbuch sind gemacht — er ist seelenvergnügt und schreibt:

Barmen, 16. April 1839.

Verehrter Freund!

Alea jacta est! — Ich setze mich in früher Morgenstunde hin, um

an Sie zu schreiben; die Sonne scheint hell und freundlich auf mein Zimmer, und ich habe die Fenster aufgemacht, daß die Blätter meiner Fuchsien und Geranien ihr entgegenlechzen und im ersten Frühlingshauch sich schaukeln lassen können. Es ist mir so frisch zu Muthe: die Zahlen, zwischen denen ich saß, wie die Prinzessin des Mährchens zwischen den Erbsen, sind gebannt, meine Rechnungsbücher sind zugeklappt, und mein dreibeiniger Comptoirstuhl kracht unter der Wucht meines Successors — ich bin frei und über'm Rubicon!

Darf ich Ihnen nun, nachdem ich zuerst eine recht freundliche Entschuldigung wegen meines langen Schweigens eingelegt habe, ein paar Augenblicke von meinen Plänen für die nächste Zukunft erzählen?

So hören Sie denn! Zuerst wart' ich das Grünwerden der Bäume ab, und dann — etwa auf's Mittelmeer oder nach den Hebriden? Gott bewahre? In Strohhut und Staubmantel, einen Weißdorn in der Faust, und einen tüchtigen, zu Berlin gebildeten Landschafter im Geleite, werd' ich Westphalen durchziehen, das rauhe, gebirgige, von der Sieg bis an die Weser. — Der Maler zeichnet die schönsten Punkte, deren zumal an Ruhr und Lenne so viele sind, ich aber gucke in die Flüsse, klettre auf die Berge, setze mich zu den Kohlenbrennern an ihre Meiler, zu den Holzfällern auf ihre Eichen und zu den Hofschulzen auf ihre Freistühle. Was wir aber nach Hause bringen, wird als ein „Malerisches und romantisches Westphalen" (lachen Sie nicht über die scheinbare contradictio in adjecto!) so Gott will schon übers Jahr in acht bis zehn saubern, mit Londner Stahlstichen geschmückten Heften dem lieben Publikum vorliegen! — Vor der Reise treib' ich Kindlinger, Schaten, Hamelmann, Fürstenberg, v. Steinen u. s. w., nach ihr aber laß' ich mich in aller Stille unter Rolandseck und Drachenfels nieder, lebe mir selbst und meiner Muse (die unterdessen auf rother Erde wohl die gelbe vergessen haben wird), und hole zwischendurch zu Bonn auf Bibliothek und in Vorlesungen nach, was sich nachholen läßt. Um für die Folge nicht literarischer Taglöhner werden zu müssen, denk' ich jedenfalls ein festes Studium (natürlich keine eigentliche Facultätsdisciplin) zu tractiren, und werde mich wahrscheinlich für Naturwissenschaften entscheiden.

Wie gefällt Ihnen mein Entschluß, und was sagen Sie in specie zu meinem Westphälischen Reisebuche? Volkmar in Leipzig (Miteigenthümer des „Malerischen und romantischen Deutschlands," dem sich unser Unternehmen in ganz gleicher Ausstattung als quasi elfte Section anschließen wird), und Langewiesche in Barmen haben sich zur splendiden Herstellung des Werkes zusammengethan (jede Stahlplatte wird auf 110 Thlr. kommen), und ich kann wohl sagen, daß ich mit Liebe und Feuer daran gehen werde. Ihr Münchhausen, auf den ich bei meiner Arbeit vielfach zurückkommen werde,

treibt mich mächtig dazu, und wird mir gewissermassen Bahn machen: haben Sie westphälische Art und Gesittung geschildert, so wird man mich entschuldigen, wenn ich, die Axt in der Faust, die Wälder meiner Heimath lichte, und von den Ogiven ihrer Klöster- und Burgruinen herab die Mährchen und Sagen erzähle, die sie, bis jetzt ohne Widerhall, durchklingen.

Noch einen andern Plan muß ich Ihnen mittheilen, an den sich zugleich eine Bitte knüpft. Gemeinschaftlich mit Simrock und Matzerath hab' ich nämlich vor, ein Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Literatur (oder wie wir das Unternehmen sonst taufen) zu gründen, das Lyrik, Novelle und Kritik in sich vereinigen, und das geistige Leben am Rhein in seiner Weise repräsentiren helfen soll. Darf ich es wagen, Sie, in meinem und meiner Mitarbeiter Namen, freundlich und zutrauensvoll zur Theilnahme an unserm Werke einzuladen? Da es uns an Lyrischem eben nicht fehlen, und da die Kritik bereits durch Matzerath (in einer Uebersicht der Deutschen Literatur seit 1830) vertreten werden wird, so würde es uns besonders werth sein, wenn Sie uns einen novellistischen Beitrag bestimmen könnten. Du Mont in Cöln hat sich für den Verlag bereitwillig erklärt, und honorirt den Bogen mit drei Friedrichsd'or. Manuskript wünscht er inzwischen schon bis Ende August vorliegen zu haben, um den Versandt des Buchs noch zur üblichen Almanachszeit bewerkstelligen zu können.

Ich habe Ihnen meine Bitte offen und ohne Umschweife ausgesprochen, möchte es Ihnen gefallen, sie zu erfüllen! Was Ihr Beitritt für unser Unternehmen sein würde, brauch' ich hier wohl nicht auseinanderzusetzen; wie stolz ich aber sein würde, wenn es mir gelänge, Sie dem Jahrbuche zuzuführen, das will ich nicht verschweigen! Simrock und Matzerath hatten mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, Ihnen unsre Wünsche zu eröffnen; ich hab' ihm gern entsprochen, und wünsche nun nichts mehr, als daß das Zutrauen, das sie in mich setzten, durch einen günstigen Erfolg gerechtfertigt werden möchte. Sollten Sie uns keine Novelle spenden können, so würde auch Dramaturgisches oder Kunstkritisches hochwillkommen sein; Ihren gütigen Entschluß wünschte ich aber bald zu erfahren, um meinen Freunden möglichst schnell Gewisses melden zu können.

Der Vollendung des Münchhausen sieht alle Welt mit Verlangen entgegen, Niemand aber gewiß mit größerem, als ich. Hoffentlich werden wir ihn bald besitzen!

* * *

Immermann antwortet von Köln aus am 25. April 1839:

Verehrter Freund!

Recht herzlich wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie die Rechenbücher hinter

sich haben, bei denen Sie doch über Kurz oder Lang hätten verkommen müssen. Ich kann ganz das Gefühl frischer muthiger Freiheit mit Ihnen theilen. Nun gebe der Himmel seinen Segen der Zukunft.

Es ist mir aber auch davor nicht bange. Ihre Entschlüsse sind sehr richtig und gut. Vor allem erfreut es mich, daß Sie Westphalen bereisen und dichterisch reproduciren und rehabilitiren wollen. Das scheint mir eine günstige Krisis in Ihrer Natur zu sein. Statt nach dem Orient ferner zu schweifen, den Sie doch nur aus dämmernder Ferne sehen, wollen Sie es mit einer nahen und gediegenen Realität versuchen. Diese wird Sie chicaniren, aber gewiß ganz neue Saiten in Ihnen auferwecken und Ihnen die Richtung gegen etwas Wirkliches, bis in die individuellsten Beziehungen mit den Augen zu Verfolgendes geben, wobei der Dichter doch nach meiner Ansicht allein sich recht ausarbeiten kann.

Was für einen Plan haben Sie bei dem Studio der Naturwissenschaften?

Für Ihr Rheinisches Jahrbuch möchte ich Ihnen gern einen Beitrag geben, ich weiß nur nicht, ob er Ihnen recht sein wird. Eine Novelle oder etwas Dramaturgisches kann ich Ihnen nicht liefern.

Sie wissen aber (denn ich sagte es Ihnen, dünkt mich), daß ich seit Jahren an dem Gedichte Tristan und Isolde sinne, in welchem ich mich an den alten Tristan anlehne, jedoch mit ganz freien Abweichungen und Ausschreitungen, wie sie mir meine Natur und Anschauung gebietet.

Davon habe ich den ersten Gesang zum größern Theile fertig und das Fehlende würde bis Ende August gearbeitet sein können. Wollen Sie nun diesen ersten Gesang haben, so steht er Ihnen zu Diensten. Lehnen Sie ihn ab, so nehme ich es Ihnen nicht übel. Haben Sie die Güte, mich darüber mit Nachricht zu versehen. Du Mont ist doch sicher und prompt mit dem Honorar? Entschuldigen Sie diese Anfrage; ich habe in der Beziehung gar zu sonderbare Erfahrungen gemacht.

Vorigen Sonnabend habe ich Münchhausen mit einem tiefen Athemzuge vollendet. Das Werk war mir so über den Kopf gewachsen, daß vier Bändchen daraus geworden sind. Das zweite und dritte sind fertig gedruckt und werden in den nächsten Wochen ausgegeben werden. Der vierte soll dann einige Wochen später nachfolgen. Mich soll wundern, was Sie von der Sache sagen werden.

Ich schreibe von Cöln, wohin ich vorgestern reiste. Morgen kehre ich nach Düsseldorf zurück, wo mich also Ihre Antwort wie immer treffen wird.

* * *

Damit endigen Immermanns Schreiben. Die beiden folgenden Briefe Freiligraths gehören eigentlich nicht mehr dem Barmer Zeitraum an, aber

da mit ihnen der Briefwechsel der beiden Dichter überhaupt abschließt, so erscheint es geraten, sie hier anzureihen. Der erste der beiden Briefe ist geschrieben von der zwar sehr lustigen, sonst aber wenig fruchtbringenden Fahrt durch Westfalen, der zweite und letzte aus Freiligraths Unkeler Einsamkeit, wenn überhaupt dieser Ausdruck für das rege Leben einer Herberge für zahlreiche Gäste und fahrende Poeten und Nichtpoeten gerechtfertigt ist. Die Briefe lauten:

Arx speculationis i. e. Schauenburg
an der Weser, den 2. Juni 1839.

Zum ersten Male, verehrter Freund, schreib' ich Ihnen von einem andern Orte, als aus meiner leidigen Wupper-Clausur! Ich sitze oben auf der alten Schauenburg; blitzend im Sonnenschein liegt das Thal des Weserstromes vor mir, von Hameln bis Rinteln, und tret' ich an das Fenster gegenüber, so seh' ich das Gebirge, wie es, mählich vom Flusse aufwärts steigend, eine Laubsphinx, sich gelagert hat, und seine Räthsel gelöst wissen will. Ich hab' es seit Mittwoch, von der Porta ausgehend, tüchtig durchstrichen; am Donnerstag habe ich die arcem speculationis zum Mittelpunkte meiner diesseitigen Excursionen gemacht, und speculire nun die Kreuz und Quer drauf los auf den Bergen und in den Thälern, sub divo und auf dem Papier.

Ihren letzten Brief hätte ich schon längst beantwortet, wenn mich mein Fortgehen von Barmen nicht gar zu sehr in Anspruch genommen hätte. — Auf meiner gegenwärtigen Fußtour ließ sich auch noch kein stilles Viertelstündchen gewinnen, weder zu Münster noch zu Osnabrück, noch zu Minden; bis es endlich heute, am Waldsaume des Süntels, sich mir darbietet, und nun auch, wenigstens für einen flüchtigen Reisegruß, nicht unbenutzt vorübergehen soll!

Durch Ihre gütige Zusage für unser Jahrbuch haben Sie uns Alle, Simrock, Matzerath und mich, ungemein erfreut, und wenn es die beiden Ersten nicht etwa schon auf dem Musikfeste persönlich gethan haben sollten, so dank' ich Ihnen hier in unser Aller Namen recht herzlich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit. Der erste Gesang Ihrer Bearbeitung des Tristan wird uns hoch willkommen sein, und es ist uns jetzt fast eben so lieb, eine Arbeit dieses Genres, als etwas Novellistisches, von Ihnen zu erhalten, da wir nunmehr auch eine besondere Rubrik für das Epos zu eröffnen, und somit, das Drama ausgenommen, so ziemlich alle Dichtweisen zu repräsentiren im Stande sind. Wie ich Ihnen früher bemerkte, hat es mit der Einsendung des Manuskripts Zeit bis Ende August (also noch ein volles Vierteljahr), und ich hoffe nur, daß Ihnen mein bisheriges Zaudern mit der Antwort auf Ihren Brief diese Frist nicht zu kurz erscheinen lassen möge. Wegen

Du Mont glaub' ich Ihnen gutsagen zu können; er ist, besonders auch durch den überraschend glücklichen Fortgang seiner Zeitung, mit tüchtigen Mitteln ausgerüstet, und für seine Ehrenhaftigkeit bürgt mir Matzeraths und Anderer Wort.

Der Vollendung des Münchhausen freu' ich mich von ganzem Herzen, und bedaure nur, daß ich die Schlußbände nicht mit auf die Reise habe nehmen können. Doch hoff' ich, daß sie mich bei der Rückkehr an den Rhein begrüßen werden, und verspreche mir dann doppelten Genuß von der Lectüre der westphälischen Partie, da ich die Zustände, welche sie zur Anschauung bringt, in der Zwischenzeit großentheils neuerdings selbst werde erlebt haben. Laube und seine Frau haben mir kurz vor meiner Abreise von Barmen viel Herrliches vom zweiten Theile erzählt. Zu Bodenwerder werd' ich noch in dieser Woche sein, und will dort, wo der Alte gelogen hat, des Neuen denken und ihn bei Scharlachberger (wie theuer der auch an der Weser ist!) hoch leben lassen!

In ungefähr vier Wochen hoff' ich wieder am Rheine zu seyn, und werde jedenfalls über Düsseldorf nach dem Siebengebirge gehen. Was ich Ihnen also noch über meine Pläne für die Zukunft ꝛc. zu sagen habe, behalt' ich der mündlichen Besprechung vor. Die Unruhe der Reise spukt mir zu sehr in den Gliedern, als daß ich Ihnen hier auf der Schauenburg viel davon erzählen könnte, und Sie halten mir das, wie überhaupt diesen Brief, dem Sie die Situation, in der ich ihn schrieb, gewiß ansehen können, wohl freundlich zu Gute?

Leben Sie denn für heute recht wohl! Morgen geht's weiter nach Hameln und Pyrmont — dann in's Lippische, in die Mark, und in's Sauerland, bis an die Sieg! Das Fußreisen ist eine köstliche Sache!

* * *

Ein Blatt von Freiligraths Hand fehlt dazwischen, wie aus dem nachfolgenden letzten Briefe erhellt.

[Undatirt, Unkel Ende 1839.]

Verehrter Freund!

Es ist lange her, seit ich Ihnen zuletzt geschrieben. Es war zu Cöln, und daß Sie meinen Brief zu Halle richtig erhalten, davon hat mir die Einsendung Ihres trefflichen Jahrbuchbeitrages an Du Mont das beste Zeugniß gegeben. Empfangen Sie dafür wiederholt meinen und meiner Mitredactoren aufrichtigen Dank, und von mir außerdem auch den wärmsten Glückwunsch zu dem frohen Ereignisse, das zunächst eine so prächtige, glühende Erweckung des alten Straßburgers Ihnen eingegeben hat!

Das Buch wird Ihnen inzwischen vom Verleger zugeschickt worden sein,

und es sollte mich freuen, wenn Sie zufrieden damit wären. Seine Aufgabe, eine würdige Repräsentation des geistigen Lebens am Niederrhein, wird es freilich nur vor und nach, in einer Reihenfolge von Jahrgängen, lösen können, doch hoff' ich, daß der Anfang dazu nicht der schlechteste ist. Sie, verehrter Freund, werden uns auch für den nächsten Jahrgang mit einem neuen Beitrage unterstützen; wir Redactoren zählen fest auf Ihre fernere freundliche Bereitwilligkeit, und wollen Ihnen unsre Sache hiemit wiederholt recht dringend an's Herz gelegt haben. Vielleicht könnten Sie uns den Verfolg des Tristan geben; aber was auch sonst, es ist Alles willkommen, und wir werden ferner Sorge tragen, daß Sie sich der Gesellschaft, in die wir Sie bringen, nicht zu schämen brauchen.

Beiliegend die erste Lieferung meines Malerischen Westphalens, um dessen Annahme ich bitte und Ihnen die folgenden Nummern gleich bei Erscheinen zuschicke. Diese Arbeit, und dann eine vollständige Uebersetzung von Shakespeare's Venus und Adonis, die ich für den zweiten Theil des Jahrbuchs zurechtmache, werden mich den Winter hindurch genügend in meiner auch im Winter reizenden Siedelei zu Unkel beschäftigen. Ich hab' einen köstlichen Herbst hier verlebt und bereue es nicht, mich an den Rhein gemacht zu haben.

* * *

Damit schließt der Briefwechsel der beiden Dichter; Immermann ward alsbald nach der Vollendung seines Münchhausen, lange vor Beendigung seiner herrlichen Dichtung Tristan und Isolde durch einen raschen Tod viel, viel zu früh hinweg genommen; Freiligrath hatte in ihm einen wohlmeinenden Berater verloren.

Da hier die Reihe der älteren Dichter, welche Freiligrath als väterliche Freunde nahe getreten sind, abgeschlossen erscheint, so sei es gestattet, noch einen kurzen Brief E. M. Arndts einzuschieben, mit welchem er die Übersendung seiner schönen Beiträge zum Rheinischen Odeon begleitete; das Schreiben mag uns zwischenein des herrlichen Alten treues Wohlmeinen und liebevollen tiefen Ernst zeichnen.

Bonn, 22. Mai 1837.

Sie sprechen mir, lieber Jüngling, so beweglich zu, daß ich Ihnen hiebei einige Verse schicken muß. Ein Mann, der nun Greis ist, und dem Schicksal und Gemüth nicht vergönnt haben zu werden, was Gott vielleicht mit ihm gemeint hatte, wünscht Ihnen günstigere Sterne. Er weiß leider durch lange und auch durch bittere Erfahrungen zu gut, daß wenige Stimmen, die im allgemeinen Lenzesjubel wohl einen Mitklang haben dürfen und einen Widerklang finden, berechtigt sind bis in den Mittsommermond hinein zu singen, und daß wenige Genien überhaupt, zumal nordische, zu glücklich sicherer

Fülle und Reife gelangen. Also den Wunsch noch einmal, und verdoppelt für Sie! Ihr

E. M. Arndt.

* * *

Gehen wir nun zu dem ferneren Briefwechsel Freiligraths aus dieser Soest-Barmer Zeit über, so bemerken wir alsbald, daß aus der zweiten Hälfte des Jahres 1836, abgesehen von den früher mitgeteilten Schreiben an Schwab und Chamisso, nur wenige Briefe vorliegen, ein Beweis, daß Freiligrath in dieser Zeit sich mit vollem Eifer mit der Fertigstellung seiner Gedichte für den Druck beschäftigte; wie er bisweilen im Briefwechsel mit einem Freund lange Pausen machte, so konnte er wohl auch Zeiten haben, wo er, von irgend einer Thätigkeit aufs lebhafteste festgehalten, nach allen Seiten hin schwieg; der Sommer 1844, die zweite Hälfte 1848 entbehren in gleicher Weise fast völlig der brieflichen Mitteilungen. Suchen wir die Briefe aus diesem Soest-Barmer Zeitraume zu gliedern, so legen sie sich von selbst in zwei Gruppen auseinander: einesteils die Mitteilungen an diejenigen, welchen Freiligrath als Verwandter oder Freund nahe stand, also an die Mutter, an Lina, an Vetter Hermann v. d. Heydt, an Isaak Molenaar, Heinrich Jerrentrup, August Boelling, Heinrich Zulauff, Ludwig Merckel, Heinrich Koester, Ernst Kapp. Andere Briefe wieder schreibt mehr der Dichter an den Dichter; so diejenigen an August Schnezler, an Hermann Neumann, an O. L. B. Wolff, an Wolfgang Müller, an Heinrich Künzel, an Moritz Carriere und schließlich an Levin Schücking, welcher dann in der Unkeler Zeit der Vertraute seines Herzens wird.

Es mögen nun die Briefe des Soest-Barmer Zeitraumes, sofern sie nicht bereits, als an Chamisso, Schwab und Immermann gerichtet, mitgeteilt sind, in zeitlicher Reihenfolge erscheinen.

An Isaak Molenaar.

Soest, 10. Sept. 1836.

Mein lieber guter Molenaar!

Es drängt mich, einmal wieder mit Dir zu plaudern, und da Du nach Deinem letzten Briefe Anfang Septembers in Crefeld zu sein gedachtest, so lasse ich diese Zeilen dahin abgehen.

Wie geht's Dir denn, Lieber? — Ach, wie habe ich Dich in Gedanken oft längs dem alten Rheine begleitet und gemurrt, daß es mir nicht vergönnt war, Dich an ihm aufzusuchen und einige frohe Tage in dem ländlichen Priesterhause Deines Bruders mit Dir zu verleben!! — Jetzt wirst Du wohl die Hochzeit Deines Bruders mitfeiern helfen, wozu ich außer Dir auch

dem jungen Ehepaare und den Deinigen, wenn auch als ein persönlich Unbekannter, von ganzem Herzen Glück wünsche! — Das mag in diesen schönen Herbsttagen eine herrliche Brautfahrt den alten Strom hinauf geben.

Quant à moi — hm, ja — ich sitze, wie Dir das Datum beweist, wahrlich immer noch in Soest! Das Bekommen einer Stelle geht doch nicht ganz so leicht, wie ich mir wohl dachte, und die Schritte, die ich bisher gethan, sind alle vergeblich gewesen! Sauerländer in Frankfurt, an den ich mich auch in dieser Hinsicht wandte, glaubte, daß er wohl im Stande sein würde, mir eine meinen Wünschen angemessene Stelle zu verschaffen, nannte namentlich Rothschild als ein Haus, wo er Etwas für mich würde ausrichten können; der Wunsch aber, den er am Schlusse seines Briefes aussprach, ich möchte ihm doch, eh' er Etwas für mich thäte, womöglich ein Conterfei meines dicken Antlitzes einschicken, da in dergleichen vornehmen Häusern auch sehr auf's „Extérieur" gesehen würde, machte mich ärgerlich, und ich habe ihm bis jetzt noch nichts Weiteres geschrieben. Das Beste wird sein, wenn ich, sobald ich meine Sachen für Cotta mundirt habe, seinen wiederholten Einladungen, doch einmal nach Frankfurt zu kommen, folge und mich an Ort und Stelle nach etwas Passendem umsehe, was doch immer besser geht, als die weitschweifigen brieflichen Unterhandlungen. — Auf der Tour von Rotterdam nach Düsseldorf lernte ich einen Londoner Kaufmann kennen, mit dem ich bald sehr amical wurde, und der mir, für den Fall, daß ich einmal Lust bekommen möchte, mir die Britische Metropolis anzusehen, seine eigene Adresse und diejenige verschiedener ihm befreundeter Häuser, bei welchen ich mich auf ihn beziehen könnte, zurückließ. Was meinst Du, sollte ich's 'mal wagen? Das Englische Leben und Weben, Volk, Literatur und Handel hat mich immer mächtig angezogen, und die Thränen standen mir in den Augen, als ich vor nun 3 Monaten den dickleibigen Batavier mit seiner Fracht bestaubmantelter Söhne und beschleierter Töchter Albions die Maas hinabdampfen sah. — Wenn ich hier in Soest bleiben wollte, so böte sich mir dazu vielleicht Gelegenheit dar. Mein Onkel nämlich wünscht, was ich bis jetzt zwar nicht aus seinen eigenen, sondern nur aus den Aeußerungen meiner Mutter weiß, daß ich bei ihm bleiben und ihn in seinem Geschäfte, was er zu erweitern gedenkt, unterstützen möchte. Eine Associéschaft würde folgen. Er hat in diesen Tagen für 8000 Thlr. eins der gelegensten und schönsten Häuser der Stadt gekauft, und die projectirte Rhein-Wesereisenbahn, die über Soest führen wird, und deren Ins-Leben-Treten hinsichtlich des von allen Seiten dem Unternehmen zuströmenden Geldes Nichts im Wege steht, wenn nicht etwa der Staat wegen der Post Schwierigkeiten, oder auf eine zu große Entschädigungssumme Anspruch macht, läßt für die Folge auch auf einen lebhafteren (besonders Spedi-

tions-) Verkehr in unserer alten Hansastadt schließen. Alles das kann aber nicht hindern, daß ich der Sache, fast contre coeur, im höchsten Grade abgeneigt bin und bleibe. — Mein Onkel ist 14 Jahre älter als ich, ein zwar braver, guter und mich von Herzen lieb habender, aber auch ein Mann, der seine großen Eigenheiten hat, und der zumal zuweilen mein Poetisiren mit der schärfsten Lauge begießt. Da er bei seiner deßfallsigen Ansicht, ich aber beim Reimen bleiben würde, so könnte es, wenn Letzteres (i. e. mein Reimen) auch noch so sehr cum grano salis geschähe, nicht fehlen, daß Reibungen und Verdrießlichkeiten jeglicher Gattung erfolgten, wie mir denn, aus einer früheren Art von Associéschaft, die er eingegangen war, manches Entmuthigende noch frisch im Gedächtniß ist. Dazu hat er zwei gesunde Jungen, die schnell herangewachsen sind und arbeiten können — kurz, ich kann mich auch aus vielen andern Gründen, die ich Dir hier nicht alle darlegen kann, mit dem Gedanken durchaus nicht befreunden. Das alte Nest selbst ist mir zuwider; ich muß wieder in eine große Stadt, deren Vorzüge man erst fühlt, wenn man nicht mehr drin ist. Soviel hiervon! Der liebe Gott wird mich ja wohl führen, wie es mir gut ist — für meine Zukunft ist mir nicht bange!

Nun wirst Du fragen: wie steht's denn mit der edeln Reimerei? — und hierauf kann ich freudigst: Bene! Optime! erwidern. Die Uebersetzung der Chants du Crépuscule ist unter der Presse, und ich werde sie Dir zuschicken, sobald sie heraus ist. Es ist zum Theil wieder recht Hugo'sches Zeug, kraß und grell, aber eine durchaus ehrenhafte Gesinnung leuchtet aus Allem hervor. Ich denke, daß mir die Verdeutschung besser, d. h. ungezwungener, gerathen ist, als die der Oden. Den Alexandriner habe ich in einigen Nummern beibehalten, sonst aber den 5füßigen Jambus gewählt. — Menzel hat bei Gelegenheit der Anzeige der Frankfurter Uebersetzung bereits auf den armen Hugo und die ganze Neufranzösische Romantik ein entsetzliches (und ich muß es gestehen, zum Theil wohlverdientes) Anathem herabfulminirt. Doch sagt er, daß Hugo in seiner Lyrik noch am reinsten sei — schimpft aber am Schluß, daß man all diesen Gallischen Wust so gehäuft übersetze, und Deutschland — hear! hear! zum Spucknapfe Frankreichs mache! — O weh mir armen Korydon! —

Meine eigenen Sachen schreibe ich jetzt für Cotta zusammen, habe, auf wiederholte dringende Bitten, auch die Mitredaction des nun unfehlbar bald erscheinenden Rhein. Odeons übernommen, und werde in kurzem auch meinen schon vor 6 Jahren übersetzten Mazeppa Byrons emendirt einzeln ans Licht treten lassen. Ich schicke Dir Alles!

Neues producirt habe ich in letzterer Zeit wenig, und nur dem Phönix

und Pfizers Literar. Auslande Einiges bestimmen können. Letzteres soll bald auch was Holländisches von mir bringen. Höre den Anfang von Bilderdyks Ahacha:

Wat ligt ge daar begraven!	Was liegst du da begraben,
Bedolven onder't zand!	Verscharrt in Sand und Kies!
Wat staat uw kroeze schedel	Was schaut dein krauser Schädel
Daar op de spiets geplant!	So grimm vom blut'gen Spieß!

u. s. w.

Was machst Du denn? Hat Dich der Rhein zu Nichts begeistert? Ist das Grab Montgomery's fertig? Schreib doch, schreibe! Mich dürstet nach was Neuem von Dir!

Trifft dieser Brief Dich noch in Crefeld, so grüße namentlich die Familie Müller in der Alleestraße recht herzlich von mir! In Amsterdam weißt Du, wen Du zu grüßen hast! Müllers, beide Familien — Alles, Alles!!! — Vergiß auch den würdigen Professor van Kampen nicht, an den ich noch gestern beim Lesen von Creuzers Selbstbiographie in den Zeitgenossen, wo er seiner mit Andern gedenkt, erinnert wurde! Schreibe mir doch bald, bitte, bitte! — Heute Abend ist Sonnabend Abend. Ich will im Moore, und morgen früh im Knapp und Humphry Davy lesen! Vergewissere mich doch, daß mir Müllers wegen meines ersten Schweigens nicht böse sind! Ich konnte wahrlich nicht!

Anhängend ein nicht besonderes Gedicht über eine schöne Kirche, ein wenig gekanntes, aber herrliches Denkmal der Gothischen Baukunst, die hiesige Wiesenkirche! [1]) Gott mit Dir!!

* * *

An O. L. B. Wolff.

Soest, 22. Sept. 1836.

Mein liebster Herr Professor!

Für heute nur wenige Worte, zunächst in der Absicht, Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihren letzten lieben Brief aus vollem Herzen zuzurufen. Womit habe ich denn alle die Freundlichkeit verdient, und womit will und kann ich armer Teufel sie vergelten? Hier ist meine Hand! Ich reiche sie Ihnen wahrlich mit eben der Aufrichtigkeit, mit der Sie mir die Ihrige bieten, die ich ja, will's Gott, auch wohl 'mal in Jena oder sonst wo in natura werde drücken können, wenn ich auch im Augenblick noch nicht bestimmt sagen kann, ob es bald geschieht. Wenn mir nicht Alles quer geht, so spreche ich einmal ganz unvermuthet bei Ihnen vor, und freue mich Ihrer Verwunderung, wie ein so pathetischer Poet so ein ordinärer Gesell sein könne.

[1]) Das Gedicht scheint verloren.

Bis dahin genüge Ihnen die Versicherung, daß ich Ihnen treu und herzlich zugethan bin, und Sie gern und freudig wie einen älteren Bruder betrachte. Sehen Sie, ich bin auch offen und spreche dreist, wie ich's meine — Sie nehmen mir das ja nicht übel. Wenn ich's mit einem Dichter zu thun habe, so kann ich sogar unverschämt sein; — muß man sich ja bei den Nicht-Dichtern genug im Leben geniren und zieren und seine Worte wägen! — Ach, es ist was entsetzlich Prosaisches um das, was Convenienz, Etiquette — oder mit einem Wort, was die Gesellschaft aus der schönen Welt und dem Leben darauf gemacht hat!

Das hat auch wohl der arme Grabbe gefühlt! — Ich sage: hat, denn morgen werden's acht Tage, daß sie ihn begraben haben. — Ich erfuhr's gestern im preußischen Uebungslager bei Salzkotten (bei Paderborn) Nachts 10 Uhr von einem ehemaligen Detmolder Schulkameraden, als im Zelte um mich her grade die Würfel klirrten, die Gläser klangen, und die Champagnerpfropfen flogen; als hier die Lieder der Harfenmädchen, und draußen der Ruf der Wachen, abendliche Trommelwirbel und kecke Trompeterstückchen schallten. — Und in diesem bacchantischen Tumult erzählte mir mein Mitsecundaner Fritz mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, daß der unnütze Phantast, der Grabbe, nun doch auch ad patres gegangen sei, nachdem er in den letzten Wochen seines Lebens Nichts als Arak genossen, und ein sehr elendes Ende genommen habe, sintemal er drei Tage mit dem Tode gerungen, und nicht leben und nicht sterben gekonnt habe! — Es ging mir kalt über die Haut, und auf der Streu, die mir ein Vetter Leutnant die Nacht in seinem Zelte bereitet hatte, ist mir der unglückliche Grabbe nicht von der Seite gewichen! — Allmächtiger Gott, was ist es denn am Ende mit Deiner Himmelsgabe, der Poesie, wenn sie einen Mann, dessen Name alle die fünfundzwanzig mal Tausend, die hier unter der Leinwand schlafen, überleben wird, so enden läßt!

Kaum mag ich jetzt noch des Rhein. Odeons, welches ich Ihnen hiebei schicke, gedenken! — Möge Ihnen das Bessere darin gefallen, und wenn Sie wollen, so machen Sie in Ihrem Kreise doch auf das Unternehmen aufmerksam. — Manches Matte, sehe ich, haben Hub und Schnezler stehen lassen! —

Noch Eins. Darf ich Chamisso wohl ein Ex. des Odeons schicken? — Wir wollen, was der 2. Jahrgang freilich erst beweisen wird, mit dem deutschen Musen-Almanach nicht concurriren, aber es könnte doch gemeint werden. Ich kenne all' diese literarischen Herkommen nicht, darum sagen Sie mir doch, ob Chamisso, den ich liebe und mich ihm verpflichtet fühle, dem Institut abhold sein könnte. Ich sollte sagen, daß schon der Beisatz

Rheinisch jeden Gedanken an ein ungebührliches Concurrirenwollen verscheuchen müßte! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 22. Sept. 1836.

Mein lieber Herr Schnezler!

Endlich ist's doch auch wohl 'mal Zeit, daß ich Sie mit einigen Zeilen begrüße, und Ihnen auf das fröhliche Gedeihen unseres Odeon mit biederm, treu und herzlich gemeintem Handschlage mein: Glückauf! zurufe! Dr. Hub wird Ihnen melden, wie sehr mich der erste Jahrgang überrascht und erfreut hat, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen insbesondere meinen Dank für die Freude auszusprechen, die mir Ihre Beiträge bereitet haben. Es sind ganz köstliche Gaben, und ich kann mich nicht satt daran lesen. Sie und Hub sind Beide ein Paar ganze, echte Dichter, und ich fühle mich Ihnen Beiden geistig nahe verwandt! Lassen Sie uns Freunde sein und unser Triumvirat minder auf ein zufällig entstandenes Mitredactionsverhältniß, als auf treue, redliche Freundschaft sich stützen!

Ich spreche Ihnen, wie Hub, dies offen und grade heraus. Umstände und Complimente mache ich nicht und kann ich nicht machen. Was mir aber an Etiquette u. dgl. abgeht, das hoffe ich durch Treue und Aufrichtigkeit gut zu machen.

* * *

An August Schnezler.

Soest, 28. Nov. 1836.

— Das Detmolder Gymnasium mußte ich schon mit meinem 15. Jahre verlassen, mußte dann in Soest, eben dieser finstern Hansastadt, die mich in diesem Augenblick V. Hugo's Orientalen und Balladen verdollmetschen sieht, fünf Jahre lang einen Specereyladen hüten helfen, und darnach einen gleichen Zeitraum zu Amsterdam auf einem staubigen Comptoir verhocken. Und immer regte sich der Drang nach anderem als trockenem merkantilischem Wissen, und innen vertrockneten Lieder, die, wären sie ins Leben hinausgetreten, von den nächsten Umgebungen wahrscheinlich mit dem Hohne eines: „Sieh da, wahrhaftig ein Dichter!" empfangen worden wären. Und dazu dieser Drang nach Auszeichnung, dieses Tag und Nacht nicht verstummende: Anch' io! Dieses fieberhafte Auffahren, wenn ein Gleichalteriger, von den Göttern in lichtere Bahn Geschleuderter den Ritterschlag erhielt, daß die Silberrüstung des neuen Kämpen klirrend das ganze Deutschland durchrasselte! — Sie kennen das! — Und wer will uns deshalb verdammen? Ohne Ehrgeiz ist

kein Dichter möglich! Und mögen sie alle kommen, die reinsten, die gepriesensten Namen — hier sitzt ihre Achillesferse! —

* * *

An Isaak Molenaar.

Soest, 17. Dec. 1836.
Samstag Abend.

Mein theurer Molenaar!

Du bist ein lieber Junge, und ich bin ein Taugenichts, daß ich Deine und Müllers herzliche Briefe abermals so lange unbeantwortet gelassen habe. Warum es geschehen ist, hast Du in Deinem letzten Schreiben zum Theil errathen — darum Nichts von Entschuldigungen, so sehr es mir auch Noth thäte, mich dahinter zu verschanzen. Für heute Nichts als ein herzliches „Vergib," welches Du in meinem Namen vorläufig auch Müllers zurufen willst. Herrn Müllers Brief beantworte ich unfehlbar bis Mittwoch — jetzt ist mir's noch nicht möglich!

Und nun ziehe ich Deine drei lieben Briefe (ich spreche ihre Zahl vorsätzlich aus, um Dir zu zeigen, daß ich meine Schuld wohl fühle) aus einem Wust anderer, welche ebenfalls auf Antwort harren, hervor, und damit ich Nichts Wesentliches unberührt lasse, so nehme ich den einen nach dem andern ganz systematisch zur Hand und schreibe also:

Dein erster Brief war aus Crefeld und brachte mir die Nachricht, daß Dir mein, diesen Sommer nach Monsheim adressirter Zuruf nicht zugekommen war. Das ist mir ganz unerklärlich. Der Verlust ist gerade nicht bedeutend; Du hast eben Nichts eingebüßt, als vielleicht eine vergnügte Viertelstunde auf Deinem freundlichen Vikariat zu — bald hätte ich Wakefield geschrieben; — ärgerlich ist's und bleibt's jedoch für mich!

Dein zweites Sendschreiben flog mir aus Deinem trauten Tusculum in der Dinger'schen Behausung zu. Die Ansicht, welche Du darin über Sauerländers quästionirten Antrag aufstellst, theile ich vollkommen, und habe mit Dir über meine projectirte Fahrt ins Land Kanaan von Herzen gelacht. Da ich mit Sauerländer seitdem einen bedeutenden Krieg von wegen seiner Frechheit, mich quasi dazu zwingen zu wollen, ihm meine Gedichte zu überlassen, geführt und siegreich durchgefochten habe, so hat jenes Project von selbst keinen weitern Anklang gefunden. Ueber jenen Krieg muß ich noch lachen. Nachdem ich S. die ärgsten Grobheiten zu Gemüthe geführt habe, sagt er mir jetzt in seinem letzten Briefe in Einem Athem, daß er mich „verehrt, achtet und liebt!" — O diese Deutschen Verlagshändler! Wehe dem Poeten, der sich durch Vorschüsse o. dgl. zu ihrem Leibeigenen macht! Ich habe mich, Gott

sei Dank, emanzipirt und will eher Steine karren, ehe ich Verse im Taglohn mache!

Meine Gedichte gehen nun im nächsten Monate in einer spärlichen Auswahl — ungefähr hundert Stück — an Schwab für Cotta ab, und ich will mich recht freuen, wenn ich Dir einmal das dünne zierliche Bändchen werde präsentiren können. Ich mußte ein Ende damit machen, da ich von allen Seiten bestürmt wurde, der und der Handlung diese Sammlung in Verlag zu geben. Noch kürzlich erhielt ich von Brodhag und Liesching in Stuttgart Anträge. Der Letztere scheint ein sehr ehrenwerther Mann zu sein, jedoch wundert's mich, daß er nicht wußte, daß Cotta die Gedichte erhält, zumal da er mit Schwab näher liirt ist.

Menzels mich betreffenden Paragraphen in seiner deutschen Literatur habe ich mit Erröthen gelesen. Er streicht mich unverdient heraus, ich muß mich vor Gott und der Welt schämen; — jedenfalls weist er mir einen zu hohen Standpunkt an, auf welchem durch weitere Leistungen mich zu behaupten Mühe kosten wird. Ein Sporn ist solch ein ermunternder Zuruf freilich immer: o wir armen Rosse, die wir uns in der Arena des Ruhmes zu Tode hetzen lassen!

Auch Gutzkow hat diesen Sommer bei Balz in Stuttgart ein Schandbuch über die neueste Literatur herausgegeben, welches, wenn es auch sonst fast nur eine Verneinung der Menzel'schen Schrift ist, und namentlich in der Vorrede auf eine wahrhaft pöbelhafte Weise gegen den Löwen von Stuttgart zu Felde zieht, meiner nichtsdestoweniger rühmend gedenkt. Ich habe mich darüber geärgert. G. scheint mich überhaupt gewaltig in Affection genommen zu haben. Im 8. Hefte von Lewalds Europa recensirt er das Rhein. Odeon im Allgemeinen verdientermaßen beißend (denn Hub hat aus persönlichen Rücksichten manches fade Zeug aufgenommen), mich aber lobt er und heißt mich, während er Hub einen Spatz, und Schnezler einen Finken schimpft, eine Nachtigall. Vermaledeites kritisches Unwesen! — Ich könnte in einen Wald gehen, und Nichts, gar Nichts mehr drucken lassen!

Deine Ausstellungen über meine manchmal etwas freie Behandlung der Form, namentlich des Reimes, finde ich vollkommen begründet, entgegne Dir aber, nicht um mich zu rechtfertigen, sondern bloß um mich einigermaßen zu entschuldigen, Folgendes darauf. Meine eigenen Versuche sind, wie Du selbst sagst, weniger mit den gerügten Fehlern behaftet; was nun aber die Uebersetzungen betrifft, so wünschte ich nur, Du möchtest auch einmal einen Wust von 78 Hugo'schen Oden, beim Schein der mitternächtlichen Lampe, und matt von der Tages Last und Hitze, zu verdollmetschen haben. Es ist wahrlich ein Saugeschäft (sit venia verbo, aber ich weiß kein besseres Wort) und

man dankt seinem Schöpfer, wenn man glücklich wieder ein Stück beendet und zu Neste kriechen kann. Was ich aus eigenem freien Antriebe, und ohne durch Buchhändler-Industrie an eine gewisse Frist gebunden zu sein, bearbeitet habe, wirst Du auch durchgängig besser gerathen finden, und ich erinnere Dich in dieser Hinsicht nur an Einzelnes von Burns und Moore, das im Literar. Auslande gestanden hat. Auch bei den Chants du Crépuscule bin ich gewissenhafter zu Werke gegangen, und ich hoffe, daß Dir Manches darin, namentlich die Uebersetzung des herrlichen (und Hugo, nach meiner Ansicht, auch in religiöser Hinsicht von manchem Makel, der früher auf ihm zu haften schien, reinigenden) Gedichtes: A Louis B. wohl gefallen wird. Ganz kürzlich habe ich Einiges aus des trefflichen Poeten Jean Reboul, Bäckers zu Nimes, Poesien für das Ausland übersetzt. Eines dieser Gedichte ließ ich im heutigen hiesigen Wochenblatt abdrucken und werde es Dir, wenn ich des Blattes noch habhaft werden kann, beilegen.

Alles Heil zum 23. Oktober! Ich bin am 17. Juni schon 26 Jahre alt geworden!! Gestern war der lieben Frau Müller Geburtstag, und wenn mein guter, nun schon seit dem 23. November 1829 seliger Vater noch lebte, so würde er morgen 52 Jahre alt! Bis zur Ankunft meines Briefes gratulire ihr in meinem Namen aus ganzem vollem Herzen! Gestern vor einem Jahre saßen wir so fröhlich beisammen!

Für Deinen dritten Brief nun aber drücke ich Dich brüderlich an mein Herz und sage Dir, daß Du ein braver guter Kerl bist, und daß ich Dich von Herzen liebe und von Deiner und Müllers freundlicher Fürsorge um mich tief ergriffen bin! — Gott Lob, daß ich derselben mit guten Nachrichten begegnen kann!

Dem Rheinischen Odeon fügte ich keinen Brief bei, weil es meine Absicht war, Dir gleich nach Abfertigung des Packetchens auf dem gewöhnlichen Wege der Briefpost zu schreiben, was aber leider mit meiner gewöhnlichen Saumseligkeit von Tage zu Tage verschoben wurde, so daß mein Schweigen Dir und Müllers zuletzt Besorgnisse einflößte, die durch mein Gedicht „Bei Grabbe's Tode" nur verstärkt und hinsichtlich dessen, was mir zugestoßen sein könne, auf einen bestimmten Punkt hingewiesen werden konnten. Noch einmal: Eure liebevolle Theilnahme hat mich innig gerührt, aber, Gott sei Dank, Eure Befürchtungen waren ungegründet. Laß mich ein wenig ausführlicher hierüber sprechen!

Meine Lebensweise hier in Soest ist mit wenigen Strichen angedeutet. Ich wohne im Hause meiner Mutter, lebe äußerst eingezogen und bringe den Tag fast ausschließlich mit wissenschaftlichen Beschäftigungen auf meiner Stube zu. Meine einzigen Erholungen sind bei gutem Wetter kurze Spazier-

gänge mit einem guten, kürzlich von der Berliner Universität zurückgekehrten Freunde, der, Mathematiker und Physiker, am hiesigen Gymnasium sein Lehr-Probejahr hält, und außerdem der Umgang mit meinen Geschwistern. Gesellschaften besuche ich fast gar nicht; die Ressource, der Sammelplatz unserer Honoratioren, kriegt mich vielleicht alle acht Tage einmal zu sehen, sintemal ich doch die Augsburger Allgemeine nicht ganz vernachlässigen darf. — Bälle, Concerte, Convivien — apage!

Die Revue mit anzusehen durfte ich nicht versäumen, und wenn sich mein Umgang hier im Nest auch fast ganz auf jenen obengenannten Freund und meine Verwandten beschränkt, so konnte es doch nicht fehlen, daß Bekannte, aber nicht Freunde, die ich hier alle Monat vielleicht einmal sehe, sich dort an mich anschlossen, und daß wir nach Lager-Art uns in den Restaurationszelten herumtrieben. Nun mußt Du aber wissen, daß ich bei solchen rauschenden Vergnügungen, wenn ich sonst auch noch so zufrieden und in meinem Gott vergnügt bin, immer von einem Dämon der finstersten Melancholie ergriffen werde — ein Dämon, der mich schon als Knabe, auf Kirchweihen u. dgl. packen konnte und mir Thränen auspreßte, ich wußte nicht warum. — Nun dieser Dämon schüttelte mich auch eben, als mir Grabbe's Tod auf die beschriebene Weise mitgetheilt wurde, und zwar von Menschen, die im Ganzen doch auch dem „profanum vulgus“ angehörten und diese gewaltige, leider in und durch sich selbst zu Grunde gegangene Natur Grabbe's weder zu würdigen, noch zu beklagen wußten. Mich selbst hatten sie auch mit albernen Complimenten geärgert — kurz, ich wurde grimmig, ging hinaus, und was zum Theil noch in dieser schlaflosen Nacht entstand, hast Du gelesen.

Nachher habe ich selbst gefühlt, daß Manches vielleicht wohl zu schroff hingestellt ist, und daß man das, was die Stimmung einer trüben Stunde hervorbrachte, für das Erzeugniß meines anhaltenden Gemüthszustandes ansehen könne! Das ist aber wahrlich nicht der Fall! Im Gegentheil, ich fühle mich seit längerer Zeit heiterer und ruhiger im Gemüthe denn je. — Mein Ringen mit dem leidigen Indifferentismus ist freilich noch nicht zu Ende, ich bekämpfe ihn aber redlich, und so Gott will — (Schluß fehlt.)

* *
*

An O. L. B. Wolff.

Soest, 4. Januar 1837.

— — Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, wie sehr ich mich am Reboul erquickt habe. Allen Respect! Aber den Bäcker merkt man, meiner einfältigen Meinung nach, zu wenig. Da zeigt sich z. B. Burns in jedem Verse als Ackersmann und ist doch nicht weniger Poet deshalb; ja ich glaube selbst, daß er's mehr drum ist. Das soll aber kein Tadel sein; jeder hat nun

'mal seine absonderliche Weise, und wenn man der Rebouls es auch ansehen kann, daß er den Hugo und Lamartine gelesen hat, so — ach, ich will nur stille schweigen. Nosce te ipsum, Ferdinande! — Uebrigens habe ich Einiges aus Reboul übersetzt und an G. Pfizer für sein Literarisches Ausland gesandt, wo Sie's vielleicht demnächst lesen werden.

Aber — da wir einmal von Naturdichtern sprechen und ich doch auch ein halber bin — bei unserer lieben Frauen von Mont-Aigu, wir müssen den Regenschirm ausspannen, wenn's uns nicht gehen soll wie dem Marschall Clauzel vor Constantineh! Die Blätter für Literar. Unterhaltung sollen uns in diesen trüben Wintermonaten grausam mitgenommen und unser „armes Rühmchen" mit Stumpf und Stiel auszuroden gedräuet haben. Die zarte Pflanze!

Ich werde schon wieder geschwätzig und muß mich selbst an das claudite jam rivos! erinnern.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb!

* * *

An August Schnezler.

Soest, 14. Jan. 37.

— Deine Gedichte treffen soeben bei mir ein! Wie Du nur wieder mit Entschuldigungen um Dich werfen magst!

Bei unserer lieben Frauen von Mont-Aigu, ich wollte, daß ich mit 18, 19 Jahren solche Producte geboren hätte! Daß wir jetzt auf manches jener Periode lächelnd zurückblicken, ist ganz natürlich; warum denn aber unbedingt es verdammen, und mußten wir nicht eben durch jenes zu unserm jetzigen Standpunkte uns heraufarbeiten? —

Wie ich aussehe? Thust ja schier, als ob ich ein Mägdlein wäre. Ich werde ordentlich schamroth, schlage die Augen nieder und zupfe — nicht an der Schürze, aber doch am Schlafrock. Nun höre, wenn Du's denn wissen willst, ich bin ein garstiger Kerl. Mein Haar ist schwarz, auf fünfhundert schwarze kommt aber schon ein weißes; meine Stirn könnte besser sein; mein Auge soll funkeln, wenn ich warm werde; mein ganzes Gesicht aufgedunsen wie meine Verse — ich möchte mich anspeien! Wenn das Unsterbliche in mir was werth ist, so muß ich mich mit Quasimodo in Hugo's neuer Oper Esmeralda trösten: Noble lame, Vil fourreau, Dans mon âme Je suis beau. — Uebrigens rauch' ich weder, noch, pfui Teufel, schnup' ich Tuback. Ad vocem Schnuptuback: meine Nase ist stumpf! — Doch Du, jezuweilen Bezopfter, wie siehst denn Du aus? Ich bin eigentlich über mich nur so ausführlich gewesen, um über Deine Visage etwas Näheres zu erfahren. Weißt Du was? — Mach's wie Freund Hub und schick mir Deine Silhouette,

wenn Du's kannst! — Wie sieht denn Hub eigentlich aus? Der Silhouette nach zu urtheilen muß er ein dicker Lümmel sein; er schiebt's aufs Heidelberger Biersaufen. —

Weiter über die Beurtheilung seiner Gedichte in Wolffs Encyclopädie: Ach du lieber Gott, die Leute stellen mich alle auf einen Standpunkt, der mir nicht zukommt und auf dem ich mich, poetische Potenz beiseite gesetzt, nicht werde behaupten können, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil mich das Leben über kurz oder lang doch wieder der Poesie entführen wird und muß. Vom Versemachen lebt man nicht! — Und dies ist doch die beste Welt!! —

* * *

Zur Beruhigung von Freiligraths Freunden sei hier beigefügt, daß die vorstehende Selbstschilderung durchaus nicht zutreffend, nur ein Produkt seiner damaligen trüben Stimmung ist. War sein Angesicht auch nicht regelmäßig schön zu nennen, so war es doch durchaus nicht häßlich, sondern durch die darauf ausgeprägte Mischung von Genialität und Wohlwollen sehr gewinnend.

An Hermann Neumann.

Soest, 28. Januar 1837.

Meinen warmen Dank für Ihren lieben Brief. Es thut mir wohl, daß Sie, ein Freund Grabbe's, meinen Nachruf an den Vielverkannten so freundlich ein Echo in Ihrer Brust finden ließen. Das Geschick hat es leider mir nicht vergönnt, Grabbe auf längere Zeit nahe zu stehen. Obgleich im nämlichen Orte geboren, haben wir uns doch nur einige Mal gesprochen. Durch einen ganzen Gymnasialcursus von einander getrennt (er war ungefähr acht oder neun Jahre älter als ich), konnte es nicht fehlen, daß wir einander bald aus den Augen verloren, um so mehr, als ich Detmold grade um die Zeit verließ, als er von seinen ersten Irrfahrten in Leipzig, Berlin, Dresden und Braunschweig dahin zurückkehrte. Eigentlich kennen lernte ich ihn erst 1830, im Hause seiner nachherigen Frau.

Ich war damals ein unbedeutender Bursch von neunzehn Jahren. Was Grabbe von mir gelesen hatte, konnte ihm wahrlich keine besondere Idee von mir beibringen, nichtsdestoweniger aber kam er mir so herzlich entgegen, daß ich noch jetzt mit gerührter Freude daran zurückdenke. Er ist nun todt! Die Schlacke ist der Erde zurückgegeben, sein Unsterbliches aber schüttelt jetzt die Schwingen, und lächelt über den Pöbel, der den Titanen mit Koth bewarf, weil er ihn nicht begriff!

Wie viel hätte auch ich darum gegeben, wenn wir uns im Getümmel des Lagers getroffen hätten. Ich muß zwar offen gestehen, daß ich Ihre Dichtung Des Dichters Herz bis jetzt nur durch Ihre Replik im „Westphälischen

Anzeiger“ kenne; daß aber Grabbe dies Gedicht trefflich fand, daß Chamisso es nicht verschmähte, die Widmung desselben anzunehmen — bedarf's denn mehr, mir zu beweisen, daß Sie ein rechter, echter Dichter sind, daß wir uns verstanden und — wenigstens ich Sie — lieb gewonnen haben würde? Bitte, lassen Sie mich bald Etwas von Ihren Erzeugnissen sehen! Das „Rheinische Odeon“, dessen zweiter Jahrgang ohnehin manche Sünden des ersten wieder gut zu machen hat, wird es sich zur Ehre gereichen lassen, Ihnen seine Pforte zu öffnen, und freut sich, einen rüstigen Mitarbeiter in Ihnen begrüßen zu dürfen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Soest, 7. Febr. 1837.

Sie werden neugierig seyn, was ich mache, und was ich seit unserem Scheiden getrieben habe. Daß ich noch in Soest bin, sehen Sie aus der Ueberschrift. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Es war ursprünglich meine Absicht, schon im Herbst von hier fortzugehen; als ich aber schon fast auf dem Sprunge war, kam mir wieder eine neue Arbeit dazwischen, die Uebersetzung von Hugo's Orientalen und Balladen nämlich, welche ich nicht wohl abzulehnen im Stande war. Ich bin im Augenblick noch damit beschäftigt; dieß soll aber, für's Erste wenigstens, das Letzte sein, was ich so — gleichsam fabrikmäßig — ableiere, und ich bin fest entschlossen, nach Vollendung dieses Pensums meine, bisher mit einem ungünstigen Erfolge betriebenen Bemühungen um eine tüchtige, ihren Mann nährende Stelle mit größerem Eifer fortzusetzen. Es ist am Ende doch etwas Trauriges um das bloße Schriftstellern. Durch das ganz Geschäftsmäßige, was man im Verkehr mit den Buchhändlern schier gezwungener Weise in die Poesie hineinlegt, würdigt man, glaub' ich, die letztere nur herab, und — sie rächt sich dafür! Ich gestehe offen, daß ich Nichts kenne, was den Geist mehr abstumpft und zu eigenen Productionen unlustiger macht, als dieses fluchwürdige Helotenwerk, das Uebersetzen! Etwas Prosaisches, nun ja, das lasse ich gelten — das geht schon halb im Schlaf; aber Gedichte, bei deren Wiedergebung man mit Vers, Reim und Sprache zu ringen hat; vollends Gedichte von Hugo, die aller Capricen voll sind, und einem mehr zu schaffen machen, als die von hundert andern Poeten — die Geduld geht einem wahrlich auf die Dauer aus! Zu einem eigenen Gedicht dann und wann werde ich immer Zeit behalten, auch als Kaufmann; diesem Uebersetzungshandwerk schwöre ich aber ab, ehe der Sommer in's Land kommt, und dann, hoff' ich, wird es meinen ernsten Bemühungen um eine ordentliche Stelle auch nicht an einem guten Erfolg fehlen!

Daß ich damals Herrn Francks Dienste verlassen habe, gereut mich übrigens bis diese Stunde nicht. Ich sehe täglich mehr ein, daß es bei ihm auf die Dauer nicht mehr gut mit mir gethan haben würde. Versprechungen von einem Jahre in's andere bei ewigen fl. 800 Gehalt (es macht mir wahrlich noch jetzt das Blut kochen) hätten mich bis jetzt nicht weiter gebracht, als ich bin, und es thut mir ordentlich wohl, daß ich dem gar zu weisen Herrn Fr., der am Ende dachte, ich hätte ohne ihn nicht aus noch ein gekonnt, diesen kleinen Trumpf draufsetzte.

* * *

An August Schnezler.

Soest, Februar 1837.

Ueber seine Uebersetzung des Victor Hugo: Das Büchlein ist nun einmal, wie es ist. Nimm es drum mit seinen Ungenauigkeiten, Härten, verschrobenen Wortstellungen und Konstruktionen, hochtrabenden Redensarten (die bei Hugo freilich nicht gut zu vermeiden waren) und Ungleichheiten in der Orthographie und Interpunction nachsichtsvoll auf! — Es ist ein Kind nächtlicher Wachen, wurde von August bis Dezember 1835 zu Tage gefördert, und ich litt vielfach am Hypochonder, als ich es schrieb. —

An Deinen Liedern habe ich mich geletzt. Komm' an mein Herz! Du bist auch ein Dichter! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 14. Febr. 37.

— Ich bin mehr Maler als Dichter, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und eben darum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben. — Jene naturhistorischen Kenntnisse übrigens, die Du mir zutraust, sind nichts als abgerissene Notizen, die mich angeflogen sind, ohne daß ich selbst wüßte, wie. Seit meinem achten Jahre habe ich eine entsetzliche Lesewuth gehabt, die durch meine frühzeitige Desertion vom Gymnasium, welches mir denn doch einen gewissen wissenschaftlichen Ernst beigebracht hatte, nur befördert werden konnte. Gott weiß, was ich nicht schon alles verschlungen habe und jetzt, meiner Ochsennatur getreu, in meinen Gedichten wiederkäue. —

An dem Memnonscyklus will ich weiter machen, aber — eine Philosophie der Geschichte? Nein, Gustel, dazu bin ich viel zu dumm, und ich muß Dir in dieser Beziehung einen Korb geben, trotz Deiner Sophokleischen Oelzweige. — Und dann sagst Du: prächtige, klingende Verse! — Ja sieh, das ist eben mein Fehler. Bombast, Rhetorik — das ist meine Force. Ich möchte oft bittere Thränen darüber weinen und könnte das ganze Reimhand-

werk an den Nagel hängen, wenn's mir nicht manchmal auch wieder so zu Muthe wäre, als wäre ich alle dem zum Trotz dennoch ein Dichter! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 20. Febr. 37.

— Eichendorffs Gedichte hatten auch mich beim Eintreffen Deines Briefes schon erquickt, und ich theile ganz Deine Ansicht über dieselben. Es ist was Köstliches um das sie durchwehende Naturgefühl, und wenn ich sonst auch eben nicht in Alles einstimme, was Gutzkow von sich zu geben beliebt, so hat er doch sicher recht, wenn er von Eichendorff irgendwo sagt: „Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand so warm empfunden hat als dieser Preußische Regierungsrath." — Nur eins meine ich beim Durchblättern des ziemlich beleibten Bandes gefühlt zu haben: Manches der Lieder, welches ich früher schon in Novellen Eichendorffs gelesen hatte (und auch manches mir Neue), gefiel mir hier, wo es allein stand, nicht so gut als in der Erzählung, wo ihm die Schilderung der Umgebungen rc. ein hebendes Relief gibt. Lies nur den Taugenichts, wie er auf der Grenze steht und sein „Vivat Oestreich" hinüberruft; nimmt sich da das kleine Lied nicht tausendmal schöner aus als in den Gedichten pagina so und so viel? — Eben so manches herrliche Stück aus dem Schloß Durande, und Anderes. Geht's Dir etwa auch so? — Aber ein Dichter ist Eichendorff durch und durch: man hört das Laub, man riecht den Wald und wird warm in seiner durch Zweige glitzernden Sonne. —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 18. März 1837.

Liebster Schnezler!

Wenn ich Dir Deinen Brief vom 3. heute nur mit ein paar flüchtigen Zeilen beantworte, so nimmst Du mir das, hoff' ich, nicht übel! Schweinereien aller Art zwingen mich kurz zu sein!

Kennst Du die Scherzepistel von Voß an Göckingk:

„Welche Hexe, geübt durch Salb' und Räuchwerk rc.?"

Man wird wahrhaftig versucht, mit einzustimmen,

„. . denn so oft des Schreckenhornes
Taratantara tönt, kommt Ode, Volkslied,
Epigramm und Idyll, Epistel, Fabel,"

und sonstiger Schund für unser liebes Odeon an mich Unglücklichsten der Redacteure herangeflogen. —

Pflichtschuldigst und zur Probe schicke ich Dir inliegend eine kleine

Reminiscenzen- und Gemeinplätzebrühe! — Wohl bekomm's! — Herr Jesus Christus, welch ein Teufel ist denn in die liebe Jugend gefahren, daß sie den herrlichen, sprudelnden Schillerwein nicht mehr vertragen kann, sondern ihn im schnöden Katzenjammer wieder von sich rülpset? — Und doch kann ich diesen guten Jungen nicht böse sein. Ich möchte sie an mein Herz drücken, und ihnen bittre Thränen auf den Flausrock stürzen, denn sie meinen's ja so gut, und hören das Rauschen des Windes wohl von ferne, wenn sie auch nicht wissen, von wannen er kommt, und wohin er fährt. — Und ein Weib werden sie auch 'mal glücklich machen, und Kinder zeugen und brave Leute sein und Verse machen bis an ihr sanftseliges Ende. — Und ich werde nun bald wieder an einem verfluchten Comptoirpult stehen müssen, und Verse in mich hineinfressen — ich wollte, daß ich todt wäre. —

Liebster August, Du bist ein gelehrtes Haus und ich bin ein dummer Junge. — Schreibe mir drum doch bald (aber auch bald), welchen Kreuzzug hat Walther von der Vogelweide mitgemacht? und unter welches Fürsten Banner? und wie alt war er damals? und ist er zu Lande oder zu Wasser nach Palästina gezogen? und welchen Waffenthaten hat er beigewohnt? u. s. w. — Nimm's nicht übel! Uhlands Buch fehlt mir, die lit. biogr. Lexika, die ich besitze, sind äußerst dürftig, und ich möchte doch gern einmal einen deutschen Sänger unter Syrischem Himmel skizziren. Aber, wie gesagt, was Du weißt, das schreib' bald, denn es soll noch für den M.-Almanach sein. Gott mit Dir.

* * *

An August Schnezler.

Soest, 25. März 1837.

— Kurz nach Abgang meines vorigen Briefes erhielt ich auch von Hub das gesammte Odeon-Manuscript, und habe es vorigen Mittwoch sammt einem Briefe, der, wie ich glaube, saugrob gewesen ist, dem Ignaz zurückgeschickt. — Brr, der überflüssigen Verse in der Welt! — Im Ganzen ist unser Urtheil zusammengetroffen, und wo es nicht der Fall war, habe ich meine Meinung auf dem Rande motivirt.

Geärgert aber — und darum war mein letzter Brief an Hub, in Folge der ersten Hitze, auch ein wenig grob — habe ich mich über einige alberne Spässe von Dir! Wenn Deine eigenen Gedichte, wie ich Dir ohne Hehl gestehe, auch im Ganzen sehr gemischt waren und neben so Trefflichem, wie z. B. das Lied ist, worin Dir „vor den Riffen mehr des Landes als der See" grauet, auch manches Puerile aus früherer Zeit enthielten, so, — doch wozu der lange Nachsatz? Grade heraus, mit der sogenannten Gnome, drin Du Lyra, Kahira, Palmyra reimen lässest, hast Du meine frühere Bouts-rimés-Sucht persifliren wollen! Die alberne Charade Balthasar hast Du in

L's tiefgefühlte Gedichte bloß deswegen hineingeschoben, um meine Kritik auf die Probe zu stellen, — wahrlich, nicht die feinste Art, um in dieser Beziehung zu einem Resultate über mich zu gelangen. — Wenn Ihr mich nicht für befähigt haltet, eine gesunde Kritik auszuüben, so sollt Ihr mich auch nicht zum Mit-Redactor Eures Almanachs machen! Mit meinem Namen als Popanz auf dem Titel zu figuriren, daran ist mir beim Teufel wenig gelegen, und wenn Ihr mich bloß deswegen beschwatzt habt, so scheide ich noch heute aus der Redaction aus! Du kannst dann Hoff nur augenblicklich sagen, daß ich Nichts mehr mit dem Unternehmen zu thun habe, und — doch, du lieber Gott, ich werde während des Schreibens schon wieder warm und wollte Dir bloß in aller Ruhe die Frage vorlegen, warum Du mich, der ich Dir und Hub mit Herzlichkeit und ohne Rückhalt entgegengekommen bin, auf diese Weise auf meine Schwächen aufmerksam machst? Daß ich ihrer habe, du lieber Gott, das weiß wohl Niemand besser, als ich — wozu aber kein freundschaftliches Hinweisen darauf, warum diese albernen Witze?

Was meine Kritik betrifft, so hab' ich Dir, wie ich glaube, schon früher offen gesagt, daß ich sie nicht sowohl nach Regeln, als nach dem Gefühl ausübe. Wenn Euch das nicht ansteht — eh bien, ich bin tausendmal lieber ein tüchtiger Chamisso-Schwab'scher Partisan, denn ein schlechter Condottiere der Rhenanen in Eurer erdrückenden Nähe, meine Lieben!

Und nun: Basta! — Streiten wir uns am Ende doch nur de lana caprina! — Ich kann nicht hinter dem Berge halten, wenn ich was auf dem Herzen habe; — drum nimm's nicht übel, wenn ich, was vielleicht nur ein unschuldiger Scherz war, mit einer solchen Sauce begieße. Ich mein's nicht böse, drum —

„vergönne,
daß ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muß es bleiben zwischen Dir und mir!"

So citiren Handlungscommis den Schiller, n. b. die Hand auf der Brust, und ein ernst Gesicht schneidend! — Nun gehab' Dich wohl — Apoll nehm' Dich unter seine Fittige! —

* * *

An August Schnezler.

Soest, 6. April 37.

— Herzlichen Dank für Deine Notizen über Walther von der Vogelweide. Ich habe das Kreuzheer bereits vorige Nacht zwischen 3 und 4 Uhr, als ich gerade nicht schlafen konnte, in eine bedenkliche Position zwischen den Bergen Karmel und Tabor geschoben; Mensch und Vieh möchte des Teufels werden vor Hitze — und Friedrich II. reißt den bekannten schlechten Witz

von wegen der Trockenheit des heiligen Landes.[1]) Heute Nacht wird das Ding wohl fertig werden. Ich kann nur dichten in tiefer stiller Nacht. Dann fahr' ich aus schweren Träumen wie Lenore, lege die heiße Stirn in das zerwühlte Kissen, Mann und Roß sausen im Dunkeln an mir vorüber, und mit zerschlagenen Gliedern steh' ich morgens auf. So hab' ich auch in der Nacht von Sonntag auf Montag wieder 14 Strophen, Mirage überschrieben, zusammen gewacht. — Daß die Erzählung nach Shakespeare's Andeutung (Othello Akt I. Sz. 3) dem Mohren von Venedig in sein Wulstmaul gelegt ist, habe ich nur eben in der ersten und letzten Strophe hingeworfen. Es spielt freilich wieder im Sande, ich meine aber, es ist immer noch besser, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, als ihnen Wasser vorzuseichen. In einem Dinge, Die Schiffe, das Du bald in Dullers Deutschem Stammbuch lesen wirst, habe ich Sand und Wasser zusammengeknetet — das ist ein zäher Mörtel! —

* * *

Von dem oben erwähnten Gedicht über Friedrichs II. Kreuzfahrt — es scheint nicht vollendet worden zu sein — haben sich die nachfolgenden Strophen erhalten:

Schwergewappnet zieht das Kreuzheer durch das lodernde Gefilde.
In der Sonne der Kalifen glühn der Ghibellinen Schilde.
Helm an Helme, Fahn' an Fahne, Roß an Roß und Mann an Mann,
Zieht die Schar des Bannbeladnen durch das Glutland Soristan.

Wo sie rasselnd jüngst gelandet, Akka's Veste liegt im Rücken:
Anders dröhnt die braune Wildnis als des Fallthors Schwebebrücken.
Statt der Türme, die den Hafen, der sie aufnahm, stattlich gürten,
Niederschaut auf sie der Berghang, drum Elias' Raben schwirrten.

Scharlachfarbner Ginster wuchert um des Karmel Brust und Nacken: —
Sickert noch das Blut der Priester um die schroffen Felsenzacken?
Schwüler Hauch entweht den Schlüften: — kehrte der Prophete wieder?
Zürnt' er auf die durst'gen Fluren eine neue Dürre nieder?

An Hermann Neumann.

Soest, den 2. Ostertag 1837.

Lieber Freund!

Endlich gelange ich zur Beantwortung Ihrer lieben Briefe, durch die Sie mir eine große Freude gemacht haben. Namentlich bin ich Ihnen für

[1]) „Friedrich hatte das Land von Syrien nicht angenehm gefunden, und er soll bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande die muthwillige Äußerung sich erlaubt haben: Wenn Gott das schöne Land von Neapel gekannt hätte, so würde er nicht die Felsen und Klippen von Judäa zum heiligen Lande gemacht haben." Wilken, Gesch. der Kreuzzüge VI. S. 504.

Ihre Mittheilungen über Ihr Leben, Dichten und Treiben recht herzlich verbunden und bitte Sie nur noch, damit ich so ziemlich ganz im Klaren über Sie sei, um die gelegentliche Beantwortung der Doppelfrage: Wo im fernen Preußen sind Sie denn eigentlich zu Hause, und wie heißen Sie, Hermann, Heinrich oder gar Hannibal? Auch unter Ihrem „Nixengesang" im Musen-Almanach finde ich bloß: H. Neumann. Das sind allerdings kleinliche Fragen nach nichtsbedeutenden Nebendingen — bei meinem Freunde weiß ich aber auch gern derlei Nebendinge, und darum lachen Sie mich auch mit meinen dummen Fragen nicht aus! Nicht wahr?

Daß Sie meine neulichen kleinen Ausstellungen an einigen Ihrer Odeons-Beiträge nicht übel genommen haben, freut mich aufrichtig. Legen Sie aber um des Himmels willen nicht zuviel Werth darauf! Ich bin ein schlechter Kritiker, und wenn ich meine: so oder so, so müssen Sie das bei Leibe nicht als ein Evangelium ansehen, lieber Freund! Sie wissen wohl: Nullius in verba jurare magistri, und bei mir findet das zehnfach seine Anwendung, da ich, weiß der liebe Gott, noch weit vom Magister entfernt bin. Darum lassen Sie sich immerhin gehen, wie Gefühl und Stimmung es Ihnen eingiebt, das Herz ist am Ende doch ein besserer Lehrmeister als alle Muster. Nur, wie auch Grabbe Ihnen sagte: Nicht zu schnell — und ich setze hinzu: auch nicht zu Viel! Verschwenden Sie die Kraft, die Sie unleugbar besitzen, nicht an eine Menge kleiner unbedeutender Sujets! Concentriren Sie sie auf einen Punkt. Non multa, sed multum! Ich spreche aus Erfahrung. Sie reden von innerer Unruhe — nicht wahr, da läuft man herum wie besessen? kann nicht schlafen, und drückt die brennende Stirn an die Kissen, bis Verse herausfliegen? Ach ja, es ist ein miserabler Zustand, aber doch ein echt dichterischer! Beim Versemachen muß man immer halb toll sein — ich meine Shakespeare's fine frenzy — das giebt die besten Gedichte! Ich begreife nicht, wie manche Leute das Dichten als eine Operation des Verstandes ansehen können, und — doch ich schweife ab! Bitt' um Vergebung!

* * *

An August Boelling.

Soest, 26. April 37.

Lieber Herr Boelling!

Meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 22. ds. Der Entschluß der Herren von Eynern ist mir nun, da ich in Barmen gleich einen mir bei meinem kurzen Dortsein so werth gewordenen Freundeskreis vorfinde, allerdings ein sehr willkommener, und es bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß weniger Ihre und der andern Herren wahrscheinliche Verwendung, als die eigene Ueberzeugung der Herren von Eynern jenen Entschluß hervorgerufen

haben möge! Wie ich Ihnen bei meinem Besuche bemerkte, pressirte ich durchaus nicht mit einem neuen Placement, und es sollte mir wirklich leid thun, wenn die Herren v. E., bloß um Ihnen einen, wie es scheint, eifrig gehegten, mir aber nichtsdestoweniger unerklärlichen Wunsch zu erfüllen, contre coeur dazu übergegangen wären, mich zu engagiren. Doch, dem sei nun, wie ihm wolle; jedenfalls bin ich Ihnen und den übrigen Herren, deren Bekanntschaft ich vorige Woche machte, für Ihre mir so angenehme als unerwartet an den Tag gelegte Theilnahme zum wärmsten Danke verpflichtet, und werde, wenn ich erst bei Ihnen bin, natürlich Alles, was in den Kräften eines menschenscheuen, hypochondrischen Poeten steht, aufbieten, Ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu erwidern.

Meine Ankunft hab' ich auf morgen in 3 Wochen angesetzt. Früher kann ich wahrhaftig nicht — fügen Sie sich daher die kurze Zeit noch in die Ihnen allerdings unangenehme Nothwendigkeit und halten Sie sich überzeugt, daß ich Ihre Gefälligkeit zu schätzen weiß.

Wenn ich Sie nun noch mit der Sorge für das Logis belästigen darf, so sage ich Ihnen zu Ihrer gef. Richtschnur, daß ich am liebsten in der Nähe des Comptoirs, also in Wupperfeld, und zwar in dem an der Chaussee gelegenen Theile, der die freie Aussicht auf das Thal hat, mein Tabernakel aufschlagen möchte. Zwei einfache, anständig meublirte Zimmer, das größere zum Wohnen, das kleinere zum Schlafen, genügen mir. Ein ordentliches Bett (n. b. ohne Flöhe) müssen die Hausleute schaffen, die, wie sich versteht, ordentlich und reinlich sein müssen. Uebrigens wünschte ich, nicht zu theuer zu wohnen, denn wie Sie wissen, ich bin ein armer Poet u. s. w. u. s. w. Sie werden selbst schon am Besten wissen, wie der Kram einzurichten ist; wie Sie's machen, so ist's gut!

* * *

An August Boelling.

Soest, 6. Mai 1837.

Ich habe diese Nacht schwere Träume gehabt. Des Chirurgen ehrsame Wittib, des Drechslers verblühende Schwester und des Färbers blasses Ehegespons — wie Macbeths schnurrbärtige Schicksalsschwestern traten sie an mein jungfräuliches Lager, riefen, heiser wie die Primadonna auf dem letzten Dilettantenconcert, dem ich beizuwohnen den Kummer hatte: „Hail, Hail, Hail!“ und ließen nicht eher ab, mich zu molestiren, bis der Schlag meines Canarienvogels um die vierte Morgenstunde endlich sie verscheuchte.

Liebster Herr Boelling: — wie Gott will! — Nach seinem unerforschlichen Rathschlusse trete ich mit verschämtem Lächeln vor Sie hin, halte die

Hand vor die Augen, und flöte mit den süßesten Tönen, deren meine gesprungenen Lippen fähig sind: die Bartschererin!

So gehen Sie denn hin, wackerer junger Mann, und machen Sie's mit der Alten richtig bis Martini! Der Chirurg, Gott hab' ihn selig, wird ja wohl nicht spuken? Das müßte ich mir wirklich verbitten, und ersuche Sie freundlichst, der Wittwe, was diesen Punkt anbelangt, einmal auf den Zahn (einen hat sie doch wohl noch?) fühlen zu wollen, sie aber übrigens meiner sonderbaren Affection und Gewogenheit zu versichern.

Damit wären wir also fertig, und ich kann nun mit erleichtertem Herzen dazu übergehen, Ihnen für die vielen Gefälligkeiten, die Sie mir, schon vor meinem Dortsein, so freundlich erweisen, wiederholt meinen Dank auszusprechen. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich einmal zu revanchiren habe — vorläufig müssen Sie mit der bloßen Gesinnung sich zufrieden stellen!

Aber, lieber Herr Boelling, machen Sie sich um des Himmels Willen keine überspannten Vorstellungen von meinem poetischen Thun und Treiben — praesentia minuit famam! Wenn ich, wie die Leute sagen, ein Poet bin, so sind die Poeten, wenn Alle mir gleichen, in der Nähe und in der Gesellschaft eine höchst ordinaire, wenig brillirende Race; da verlassen Sie sich drauf!

Meinen Freunden pflege ich wohl gern dann und wann etwas Neues vorzustottern (denn vorlesen kann ich nicht), das ist aber auch Alles! Und durch mich Andere zu Liedern veranlassen? Ach, du lieber Gott! — Zu Satyren allenfalls!

* * *

An Hermann Neumann.

Soest, den 17. 5. 1837.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief vom 3. April, der mir außerordentliche Freude gemacht hat, erst jetzt beantworte, und auch jetzt nur mit zwei Worten. Ich konnte, ich kann nicht anders. Die letzten Monate waren für mich so bewegt, daß ich keinen ruhigen Augenblick gewinnen konnte. Morgen reise ich, vorläufig wenigstens auf zwei Jahre, nach Barmen (Adresse: Herren J. P. von Eynern & Söhne) und rücke Ihnen dann so nahe, daß ich unsre baldige persönliche Bekanntschaft wohl mit froher Zuversicht zu den gewissen Dingen zählen darf.

Sobald ich in meiner neuen Stellung einige Ruhe gewonnen habe, werde ich mich gern Ihrem Wunsche, Ihre mir eingesandten Gedichte zu beurtheilen, fügen. Vorläufig kann ich Sie ohne Schmeichelei versichern, daß ich sehr Vieles darin mit Lust gelesen. Auf Ihr Elfendrama freue ich mich

recht — lesen Sie Shakespeare's Sommernachtstraum und Grabbe's Aschenbrödel, Sie werden mehr daraus lernen, als ich Ihnen sagen könnte. —

Zwischen Werden und Kettwig bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr gewesen. Es muß da herum ein alter grauer Thurm, so eine Art von Ruine, stehen — den grüßen Sie von mir.

* * *

An die Mutter.

Barmen, 23. Mai 1837.

Nur mit zwei Worten wollte ich Dir eben meine vorgestern Abend glücklich erfolgte Ankunft, mein Wohlsein und meine vorläufige Zufriedenheit mit meinen hiesigen Verhältnissen anzeigen. Meine früher gemachten Bekanntschaften empfingen mich, nicht minder wie auch meine neuen Prinzipale, mit Freundlichkeit und Herzlichkeit, und wenn ich auf meinem hübschen Stübchen mich auch in den Morgen-, Mittag- und Abendstunden recht einsam fühle, und an das Zusammenleben mit Euch mit Wehmuth zurückdenke, so hoffe ich doch, daß ich mit der Zeit mich schicken und finden werde. Die Nothwendigkeit, Soest zu verlassen, war zu gebietend für mich, und mit Fleiß und Anstrengung wird doch endlich mein Streben wohl zum Ziele gelangen!

Meine Hauswirthin ist eine gute alte Frau, mit der sich schon auskommen läßt. Das Essen lasse ich mir zu $5^{3}/_{4}$ Sgr. aus dem Wirthshause zur Pfalz auf mein Zimmer holen. Kaffee und Frühstück besorgt mir meine Alte für ein Billiges.

Und nun, liebe Mutter, nochmals herzlichen, heißen Dank für alle, mir besonders auch noch im letzten Jahre an den Tag gelegte Liebe! Mein heftiges Wesen hat Dich oft verletzt und ist noch dazu den Kindern ein schlechtes Beispiel gewesen. Vergieb mir! Du kennst mich ja, und weißt, daß ich's nicht so böse meine, wie es nach meinem augenblicklichen Aufbrausen oft scheinen sollte! Wollte Gott, daß ich bald in der Lage wäre, Dir und den Kindern durch mehr als Worte meine Liebe zu beweisen! Grüße und küsse Karl, Lina und Gisbertine! Sie sollen bald einige Zeilen von mir haben.

* * *

An August Schnezler.

Barmen bei Elberfeld, 26. Mai 1837.

— Die Kunst geht nach Brot; — meine Hugonischen Honorare waren zum Teufel, und mit dem noch zu erwartenden Cotta'schen muß ich meine Schulden bezahlen; — wir sind des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen. — Lieber August, ich bin wieder Comptoirist hier im pietistischen Wupperthale, verdiene jährlich 500 Thaler, und bin betrübt bis in den Tod!

Ich hätte große Lust, mich todt zu schießen. — „Poet" — großer Gott,

was hab' ich verbrochen, daß du mir Verse gegeben hast und kein Geld dazu? Und doch — dies prosaische staubige Arbeiten um's Brot, ist's nicht immer noch besser, als den Buchhändlern seine Seele zu verkaufen? — Thränen, blutige Thränen möchte ich weinen, daß es so was Miserables und doch zugleich Schönes um's Leben ist. — Passive Menschen meines Schlages, deren Activität bloß nach Innen geht, taugen nicht für's Leben. — Ich habe Gefühl, aber keinen Verstand — hab' eine Braut und arme Geschwister, die ich gern glücklich machen möchte und — gerechter Gott! warum ließest du mich geboren werden, oder wenn's einmal gelebt sein mußte, warum ließest du mich keine von diesen Maschinen und Comptoirseelen werden, die des schnöden Goldes die Fülle haben, Weib und Kind in Sammet und Seide kleiden, den Musenalmanach kaufen und die Nase rümpfen, wenn ein Poet einen abgeschabten Rock trägt! — Oh!!!

Du bist nun in Carlsruhe, liebster August, und hast mich trotz Theaters, Weines und Küssens nicht vergessen. — Du bist ein guter Junge, ich drücke Dich an mein Herz und weine mich daran satt. — Pfui Teufel! — weinen! Und doch — die Thränen stürzen mir auf's Papier, das zu weiß ist, als daß ich ihm alle schwarzen Gedanken, die mich in diesen Tagen gequält haben, anvertrauen sollte! —

Hat Ignaz Dir denn geschrieben, ich sei ein Jude? Darüber muß ich doch lachen, wie betrübt ich auch bin. — Ich bin ein guter evangelischer Christ, mein Vater war Lehrer an der Stadtschule zu Detmold und hat mich taufen lassen, als ich vier Wochen alt war. — Nun hör' aber, wie ich dazu kam, dem Hub einen Bären aufzubinden, den er mir, wie ich jetzt wohl einsehe, übel nehmen könnte, wenn er mich nicht so lieb hätte. Hub hat die malitiöse Gewohnheit, mich in seinen Briefen auf eine wahrhaft häßliche Weise zu lobhudeln. Ich habe ihm mehrmal den Text darüber gelesen, und log ihm zur größern Strafe, und darauf fußend, daß er Braunfels einmal etwas verächtlich einen Juden genannt hatte, vor, ich sey selber einer. Was ich erwartet hatte, traf ein: der nächste Brief enthielt eine lange Lobrede auf die Toleranz! — Ich hielt's nicht der Mühe werth, in meiner Antwort auf den Gegenstand zurückzukommen, vergaß ihn, und höre erst jetzt durch Dich, daß Hub denn doch seinem Herzen gegen Dich Luft machen mußte — als ob die wahre Toleranz es nur des Erwähnens werth fände, der und der sei Jude, Christ u. dergl. Ich fiel wie aus den Wolken, als mich neulich Jemand frug, ob Hugo katholisch oder calvinistisch gesinnt sei. Doch auf Ehre, gewiß und wahrhaftig: ich bin nicht Jude, und muß sehen, wie ich den Hub besänftige, wenn er böse ist. Hol' der Teufel diese barocken Einfälle, die ich unwillkürlich ausführen und nachher dafür büßen muß. —

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 31. Mai 1837.

Anderthalb Wochen sind vergangen, seit Du mir den letzten Gruß aus der Postgasse zunicktest, und es wird nachgerade Zeit, daß ich Dir einmal ein Lebenszeichen von mir gebe.

Es ist doch eine eigene Sache um das Hineintreten unter neue Menschen, Verhältnisse und Umgebungen! Ich bin nun schon ein alter Kerl, und doch ist mir bis diese Stunde noch immer kauderwelsch zu Muthe. Meine Prinzipale behandeln mich allerdings mit einer außerordentlichen Artigkeit und Freundlichkeit; Bekannte (was man so nennt) haben sich auch schon um mich geschaart, denn wo ein Adler ist, da sammeln sich die Aeser; meine Arbeit ist mir größtentheils schon leicht und lieb, und wenn ich erst ein paar Monate hier bin, so werd' ich sie schier im Schlaf thun können — nichtsdestoweniger aber fühle ich mich oft recht einsam und beklommen. Nun, kommt Zeit, kommt Rath — es wird sich schon geben, und wenn ich augenblicklich noch allein stehe, so wird doch auch wohl die Stunde kommen, wo ich wieder Liebe nehmen und geben kann! —

Die Inlage an Lina besorge doch noch heute, wenn es Dir möglich, und tröste, wenn es nöthig ist! — Mein Wille, mein Entschluß, meine Liebe können wahrlich durch die Entfernung nicht verringert, sondern nur vermehrt werden.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 13. Juni 1837.

Meinen heißen, aus vollem Herzen kommenden Dank für Deine beiden Briefe vom 28. Mai und 8. Juni!! — Sehe ich doch daraus, daß Du nach wie vor die alte treue Seele bist, für die ich Dich seit Jahren erkannt habe, und daß wir, wie Du selbst am Schlusse Deines ersten Briefes bemerkst, jetzt einander näher stehen, als bei unserer ersten Trennung vor fünf Jahren! — Die Ursache ist leicht zu finden! — Vereinigen uns doch jetzt auch andere Interessen, als, wie es damals der Fall war, bloß wissenschaftliche! — Mathematiker, Kaufmann, Poet — in dem Einen Punkte, den wir meinen, treffen sie alle zusammen, und es ist sicher, daß gegenseitige Mittheilungen über, gegenseitiger Antheil an Herzensangelegenheiten die Herzen der sich so ihren Kummer und ihre Freude Mittheilenden selbst einander näher bringt. — Gib mir die Hand, Alter! Wir kennen und verstehen uns — für's Leben, hoff ich!! —

Daß Lina vor und nach anfängt, sich in unsere jetzige unvermeidliche Trennung zu finden, habe ich mit unaussprechlicher Freude gehört. Fahre fort, ihr Trost und Erleichterung zu bringen, wo sie's bedarf und wie Du's

vermagst! — Was an mir liegt, sie durch Briefe und Zeichen liebevollen Andenkens aus der Ferne aufzurichten, geschieht gewiß, was ich kaum nöthig habe, hier zu erwähnen. — Meine Bestrebungen, sie bald ganz zu der Meinen machen zu können, müssen von Erfolg sein, und Lina thäte darum wahrlich Unrecht, wenn diese nothwendige, jedenfalls nur kurze Zeit dauern könnende Trennung sie auf eine ihrer Gesundheit nachtheilige Weise angriffe. Sie darf ihrem Schmerze sich nicht überlassen, auch meinetwillen nicht! — Sag' ihr das, und was sonst beitragen kann, sie zu erheitern, das versäume nicht! Ich weiß es Dir von ganzer Seele Dank. Und fahre fort, mich von ihrem Befinden, leiblichen, wie geistigen, zu unterrichten. Das Herz ist mir manchmal verzweifelt schwer! —

* * *

An die Mutter.

Barmen, 14. Mai 1837,
ich meine: Juni.

— Nach Kettwig denke ich nächsten Samstag oder Sonntag über acht Tage einmal per pedes apostolorum hinzupilgern; ich habe doch Verlangen, einmal mit meinen Augen zu sehen, wie es jetzt dort steht, und bin gewiß, daß mein Besuch Freude machen wird. Wie ich's gefunden habe, theile ich Dir dann später mit.

Es geht mir wohl. Ich finde täglich mehr, daß meine neuen Chefs treffliche, liebe Leute sind, mit denen sich gut leben läßt. Gestern Abend bin ich mit Einem von ihnen nach Elberfeld in's Concert gefahren, Bücher ꝛc. werden mir fortwährend unverlangt mitgetheilt, und die Behandlung auf dem Comptoir ist die liebevollste und freundlichste. Der Abstand gegen Sigrists Comptoir ist wahrlich groß.

Vorigen Sonntag war ich mit Langewiesche am Schwelmer Brunnen; an Bekannten fehlt es mir nicht; alles kommt mir entgegen, und sieht mich mit Nas' und Mund an — wenn ich nicht so ein vernünftiger Kerl wäre, so könnte die Veneration, die die Leute meinen schlechten Versen erweisen, mir wahrlich schaden. So aber hat's Nichts zu sagen, als daß mir die Sache doch manchmal sehr lästig wird. Grüße alles Grüßbare. Und nun für heute das herzlichste Lebewohl, liebe, gute Mutter! —

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 27. Juni 1837.

— Wie es mir geht? — Gut! — Aber Aussichten für die Zukunft kann ich jetzt, nach kaum einem Monat, noch nicht weiter haben! Das kann sich erst nach Verlauf meines ersten Barmer Jahres zeigen! Wenn ich jetzt

noch andere Pläne, und Geld vollauf hätte, dann wirst Du, nach Lesung der folgenden Abschrift von Chamisso's letztem Briefe, den ich vorgestern erhielt, leicht errathen, was ich thäte:

Ein Brief von Schwab u. s. w. (vgl. S. 188.)

Das ist nun natürlich Nichts, und wäre es auch früher nicht gewesen — aber Thränen der Rührung sind mir in's Gesicht geschossen, als ich den herzlichen Brief des herrlichen Greises las. — Sag' mal, Jerrentrup, ist denn wirklich was an mir, daß so viele gute Leute nicht nur, sondern auch Männer, die ganz Deutschland ehrt und achtet, mich lieb haben und mir so entgegenkommen?

Du schreibst: — — „Dein Name wird von Tage zu Tage bekannter. Alles dieses scheint wie aus den Wolken gefallen zu kommen, indeß habe ich doch wohl näher darüber nachgedacht — der Raum gestattet es mir aber nicht mehr, mich weitläufiger zu fassen.“ — Das thu' doch, wenn Deine Stimmung danach ist, in Deinem Nächsten. Ich versichere Dich, daß ich oft blutige Thränen über dieses verfluchte Bekanntwerden weinen möchte. — Ich bin ein dummer Junge — nichts weiter! — und die Leute machen, Gott weiß was, aus mir! —

Schreib' doch immer richtig auf die Adresse: Herren J. P. von Eynern & Söhne, Du vermaledeiter Firmenverhunzer!

* * *

An Isaak Molenaar.

Barmen 1837. [Poststempel 4. 10.]

Ja wohl hättest Du Ursache, mir böse zu sein, und nicht nur ein wenig, sondern recht ordentlich! Um so herzlicher, inniger dank' ich Dir für Deine Versöhnlichkeit, und eile, Deine lieben Zeilen von gestern, so wie ich sie empfangen habe, augenblicklich zu beantworten. Entschuldigen will ich mich nicht — ich verschiebe Alles bis zum Wiedersehen, und sage Dir jetzt bloß mit warmem Handdruck, daß ich für Dich und Alle, die mir je im Leben mit Liebe und Freundlichkeit entgegengetreten, noch immer der alte Freiligrath bin, daß aber eine Verkettung von mancherlei Umständen, zumal ein großes Leben nach Außen, in das ich trotz der besten Vorsätze seit meinem Hiersein hineingerathen bin, mich bis jetzt abgehalten hat, Dir — und ach, wie vielen Andern! — zu schreiben! — Nochmals vergieb!

Die besten Freundeswünsche zum Antritt Deiner Friesischen Pfarre! — Wie glücklich bist Du nicht gegen mich! Du hast denn doch, wenigstens für's Erste, ein Ziel erreicht, während ich fortwährend noch auf's Ungewisse in der Welt herumfahren und es zunächst nur meine Sorge sein lassen muß, mich selbst nicht zu verlieren. Wenn ich nicht auf Andere Rücksicht nehmen müßte,

ich würde wahrlich Siedler (An- und Ein-) in einem transatlantischen Urwalde! — O, wie widert mich dies moderne Getreibe an! — Dieses Haschen und Rennen nach Geld, Ruhm, Vergnügen — es ist was Trauriges! Eine wahre Parforcejagd — die Dämonen in uns schwingen die Hetzpeitsche — und fort geht's, bis wir am Ende todt hinstürzen, und der Taumel ein Ende hat.

* * *

An Lina Schwollmann.

Barmen, 26. Okt. 1837.

— Obgleich ich diese Woche eigentlich bei Dir entschuldigt bin, und sogar schon im Voraus Deine Absolution wegen etwaigen Nichtschreibens habe, so kann ich's doch unmöglich über's Herz bringen, so ganz und gar zu schweigen.

Soeben — ½2 Uhr Nachmittag — verläßt mich, denk' Dir die Ehre, Immermann. Vorigen Montag erhielt ich einen Brief von ihm, den ich Dir doch des Spasses wegen abschreiben will.

Seit Ihrem Auftreten 2c. s. S. 205.

Hierauf nun schrieb ich einige höfliche Zeilen zurück, und hatte dann gleich nach 12 die Ehre, den Herrn Landgerichtsrath in stattlicher Equipage bei mir vorrollen zu sehen. Er mußte noch heute wieder nach Düsseldorf zurück und konnte zu keiner andern Stunde kommen. Ein dicker, vierschrötiger Kerl, bedeutendes Gesicht, Schelm in den Mundwinkeln und im Auge. Im Gespräch die Freundlichkeit und Artigkeit selbst — er schied mit wiederholten Einladungen, ihn doch bald auf seinem Landsitze bei Düsseldorf zu besuchen.

Mein Ruhm frißt überhaupt um sich, wie ein junger Löwe. In einem Aachener Journale ist mir eine Reihe Gedichte pomphaft vom Verfasser dedicirt, wobei es nur schade ist, daß besagter Verfasser, ein Tübinger, selbst noch keinen Ruf hat. In „Westphalen und Rheinland" ist ein Räthsel abgedruckt, dessen Weisheit auf die 3 Silben Freiligrath hinausläuft; die neu erscheinenden Gedichtsammlungen überbieten sich im Abdruck meiner Sachen; ich zwicke mir manchmal selbst in die Waden, ob ich denn ich selbst bin? Die Leute sind doch ungeheuer dumm und lassen sich leicht was vormachen.

Nun aber auch genug von diesen Narrheiten. Daß in der Abendzeitung aber steht, Grabbe habe auf meine dichterische Entwicklung Einfluß gehabt, ist ebenfalls eine Narrheit und zwar eine große! Immermann hat mir viel von Grabbe erzählt und beklagte, daß er durch eigne Schuld so früh gefallen.

* * *

An Hermann Neumann.

Barmen, 26. Okt. 1837.

Ihren Aerger über die Wirthschaft in unsern Blättern theil' ich voll-

kommen, obgleich ich eigentlich quant à moi keine Ursache habe, mit Dame Kritik zu schmollen! Unrecht aber wär's, wenn wir uns durch das Unwesen wollten beirren lassen! Rüstig vorangeschritten, wie der Gott in uns es gebietet, und dann weder zur Rechten noch zur Linken geschaut! Wenn was in und an uns ist, wird es ja doch wohl zu Tage kommen!

Recht interessant sind mir Ihre Erzählungen über die Düsseldorfer Zustände gewesen. Urtheilen Sie aber nicht zu rasch! Es ist nicht Jedem gegeben, das Herz in der Hand zu tragen, und unter einer kalten, weltmännischen Außenseite ist nichtsdestoweniger manchmal ein warmes Gefühl verborgen. Mir freilich ist es auch wohler bei Männern, die ohne Gezier frisch von der Leber weg reden, und da ich's selber so mache, so glaub' ich wohl, daß Sie sich bei mir behaglich fühlen würden!

Und doch, du lieber Gott, was gäb' ich nicht drum, wenn ich gemessener, kälter, verschlossener, geleckter wäre! — Wie hat mir dieses Aufbrausen und das Herz „im Maule" führen, besonders beim Glase Wein, nicht schon geschadet, seit ich in diesem vertrackten Tractätleinsthale bin! Ich mag nicht davon reden, 's ist aber eine entsetzliche Nation, diese Philister! Wenn Ihnen was Böses über meinen sittlichen Menschen zu Ohren kommen sollte, so glauben Sie's nicht.

Mit Hub ist es seiner Zeit ganz so gekommen, wie es ganz richtig von Ihnen vermuthet wird. Das ist auch wieder eine Zornruthe des Himmels für meine Dummheit und mein unbedachtes Hingeben! Wann das „Odeon" herauskommt, mag der Himmel wissen! Hub ist Eigenthümer des Unternehmens, scheint beim Drucker keinen Credit zu haben, und so wird denn im schönsten Schneckenschritt Bogen für Bogen gedruckt, wie St. Ignaz von den selbsterhobenen Subscriptionsgeldern pränumerando die Druckkosten gen Coblenz schickt. Es ist um sich todt zu schießen! Diesen Jahrgang muß ich noch wohl aushalten, da ich Pfizer, Duller, Arndt, Simrock, Wolff, Stieglitz und andere Ehrenmänner zur Mittheilung von Beiträgen vermocht habe — dann aber erheischt es meine Ehre, mich von Hub zurückzuziehen, wenn das von ihm gegründete „Odeon," wie wahrscheinlich, dann auch drüber eingehen sollte! Dies vorläufig sub rosa.

* * *

An O. L. B. Wolff.

Barmen, 6. Nov. 1837.

Lieber verehrter Freund!

Entschuldigen will ich mich nicht! — Ich bin tiefbetrübt, und will Ihnen in kurzen Worten nur melden, wie es mir, seit ich Ihnen zuletzt geschrieben, gegangen! Sie zürnen mir nicht, deß bin ich sicher! —

Schon zu Ende des vorigen Jahres drängte sich mir die Nothwendigkeit, wieder zum Pulte zurückzukehren, mit jedem Tage gebieterischer auf. — Lyriker, wenig productiv, und mit keiner durchgreifenden Bildung ausgerüstet — wie hätte ich auch nur daran denken mögen, dem schriftstellerischen Stande für immer ausschließlich anzugehören? — Dazu meine drückende pecuniäre Lage — Sie können sich's denken, wie es gekommen ist, daß ich schon seit dem Frühjahr wieder hier pflüge!

Durch Kränkeln im vorigen Winter und die Reisen und Correspondenzen zur Erlangung einer merkantilischen Stelle hatte ich von den Orientalen, die ich vor einem Jahre von Ihnen für Sauerländer übernommen, bei meiner Abreise von Soest, erst sehr wenig fertig. Ich hoffte, den Rest während der Sommernächte hier im Wupperthal nachzuholen, aber, du lieber Gott — wo hätte mir die Zeit, wo die Aufgelegtheit herkommen sollen? Bei meiner Ankunft gleich hängte sich eine Menge Gesellen an mich; ich bin gutmüthig und weiß mich nicht zu nehmen — fast kein Abend den ganzen Sommer ist mein gewesen, und ich habe erst Ruhe seit einiger Zeit, nachdem ich Laden und Thür geschlossen habe.

Nun aber, wo ich alles Ernstes die Arbeit beginnen will, fängt meine, sonst wenigstens im Punkt des Nachtarbeitens feste, Natur an zu wanken. Mein Posten nimmt mir den Tag über 10 Stunden, Allotrien kann ich nur des Nachts vornehmen, und jetzt, wo Ehre und Pflicht mir gebieten, die Aufgabe endlich zu fördern, muß ich Erfahrungen an meinem Körper machen, die mir von Seiten des Arztes die strenge Vorschrift, auf unbestimmte Zeit hinaus allem und jedem Geisteswerk bei Nacht zu entsagen, zugezogen haben.

Da bin ich miserables Gestell nun vollends an den Fels geschmiedet! Bei Tage pflügen und bei Nacht schlafen, das ist ja ganz allerliebst, hahaha!

Blutige Thränen möcht' ich weinen! — Wie mir zu Muth ist, kann keine Feder schildern! — Was werden Sie sagen, was Sauerländer, dessen Mahnbriefe, immer in der Hoffnung, bald etwas für ihn thun zu können, ich bisher nicht einmal beantwortet habe? — Eine ungelöste Pflicht liegt mir wie die Himmelsdecke auf der Brust. Und doch, Sie werden mich nicht verdammen, Sie werden die Folgereihe von Umständen, die mich armen gehetzten Menschen in diese trübe Lage gebracht, erkennen und mich danach beurtheilen!

Meine Bitte an Sie, — Gott weiß, wie schwer es mir wird, sie auszusprechen! — geht nun dahin, mich, wenn nur irgend, irgend möglich, von meinem Versprechen zu entlasten. Wenn Sie selbst auch nicht die Arbeit übernehmen — Sie haben ja in ganz Deutschland so ausgebreitete, so angesehene

literarische Verbindungen, daß es Ihnen gewiß ein Leichtes sein wird, sonst einen der Sache gewachsenen Mann zu finden. — Ich beschwöre Sie: wenn Sie glauben, daß die Schonung meiner Kräfte für eine Zeitlang sonst vielleicht ersprießliche Folgen haben könne; bei Ihrer Freundschaft beschwör' ich Sie: reißen Sie mich aus diesem Zustande! — Sie können, Sie werden es! —

Ich weiß nicht, was ich sonst noch schreiben und sagen soll. Ich bin ganz dumm, ganz apathisch! Ich habe auch seit vorigem März kein Gedicht mehr gemacht. Das war das: Mirage, was in Dr. Schütze's Taschenbuch gestanden hat. Er will wieder was haben, und ich habe auch halb und halb zugesagt, wo will mir aber jetzt Freudigkeit herkommen?

Tausend Dank für Ihre Halle der Völker! Wenn Sie wüßten, wie Sie mich damit erfreut haben! Ich lese täglich während des Essens darin — denn das ist fast die einzige Zeit, die ich mein nennen kann.

Mein Heftlein Gedichte kommt jedenfalls noch im Winter heraus, und ist nur durch die Ihnen vorher genannten Abhaltungen aufgehalten worden. — Neues ist nichts darin. Ein Exemplar soll sogleich nach dem Erscheinen als Pfand herzlichster Freundschaft zu Ihnen wandern!

Vor 14 Tagen hat mich Immermann besucht. Ich kannte ihn noch nicht, weil ich bei meinem zeitweiligen Aufenthalt in Düsseldorf (immer nur ½ oder 1 Tag) denn doch eine gewisse Scheu hatte, zu ihm zu gehen. Seine gewinnende Freundlichkeit hat mir aber gezeigt, wie sehr ich Unrecht hatte, jene Scheu zu hegen. Ach, er war grade einen Tag vorher bei mir, eh' ich zum Arzt schicken mußte! — ich hatte gegen ihn noch mit meinem Nachthocken geprahlt! —

Und nun theurer, verehrter Freund, das herzlichste Lebewohl! Antworten Sie mir bald, und reißen Sie mich bald aus meinen Beklommenheiten. —

Fertig hab' ich leider nur:

Le Derviche,
La Bataille perdue,
Les Adieux de l'Hôlesse Arabe,
Le Poète au Calife,
Buonaberdi,
La Fée et la Péri,

und dies kann, wenn Sie es wünschen, alsbald mit Ihren mir seiner Zeit übersandten Manuscripten an Sie, oder wen Sie mir sonst angeben werden, abgehen. — Nochmals, ich weiß nicht, wie ich Ihnen werde danken können! — Aber helfen werden Sie mir, nicht wahr? —

* * *

An die Mutter.

Barmen, 21. Nov. 1837.

Ich bin diesmal wieder recht saumselig im Beantworten Deiner beiden lieben Briefe gewesen, und hätte es, was den letzten anbetrifft, doch um so weniger sein sollen, als mein Schweigen Dich und Euch alle wahrscheinlich nicht wenig beunruhigt hat und noch beunruhigt. Ihr müßt mir indessen schon verzeihen — ich habe mich seither gar zu unwohl gefühlt, und wenn ich vom Comptoir kam, Mittags oder Abends, so war ich so abgespannt, müde und hinfällig, daß ich mich lieber auf's Sopha legte, um zu schlafen, oder im besten Falle, um ein Buch in die Hand zu nehmen, als daß ich noch zur Feder gegriffen hätte, um ein Gesundheitsbulletin an Euch abzufassen. Jetzt geht es aber seit Sonntag wieder so ziemlich, und nun soll es auch meine erste Arbeit sein, ein paar Worte an Dich zu richten.

Der Teufel mag wissen, was mir eigentlich gefehlt hat. Totaler Mangel an Appetit, der schwärzeste Hypochonder, und dazu allerdings auch noch eine hartnäckige Erkältung, die mich eine Zeitlang jeden Abend in ein heftiges Fieber warf und Nacht für Nacht mit den ermattendsten Schweißen quälte; das sollen wohl so ungefähr die Dämonen gewesen sein, die mich in diesen Wochen gezwackt haben. Du weißt aus Erfahrung, daß ich mich so leicht nicht zum Doctor bringen lasse, diesmal aber gab ich doch den Vorstellungen meiner Freunde nach, und bin, wie gesagt, jetzt wieder einigermaßen auf den Strumpf gebracht. Der Hypochonder, meinte der Arzt, käme vom nächtlichen Arbeiten her, was er mir von nun an strenge untersagt hat, und die Erkältung sei eine Art Grippe, die diesen Herbst hier im Wupperthale grassire. Ich habe nun Pulver und Mixturen die schwere Menge geschluckt, und es hat, Gott sei Dank, gute Wirkung geäußert. Vor Allem freue ich mich, daß ich meinen Appetit wieder habe, und ich wollte nur, daß ich einen bessern Mittagstisch hätte, als ich ihn hier auf Wupperfeld haben kann, um mich 'mal so recht voll und satt zu essen, mit Respekt zu melden! —

Das Comptoir habe ich übrigens, so gut es angehen wollte, immer besucht. Da ich Weihnachten Urlaub nehmen muß, so möchte ich nicht gerne auch jetzt schwänzen, zudem wären dann meine Bücher zurückgekommen, und so habe ich mich denn als Tag für Tag die paar Schritte hingeschleppt, was mir jetzt recht lieb ist.

Und nun Adieu, liebe Mutter! Mache Dir keine Sorgen mehr um mich, ich bin wirklich auf der Besserung.

* * *

Besonders frisch und eigenartig spricht sich Freiligraths Wesen aus in den Briefen an Wolfgang Müller von Königswinter. Sechs Jahre jünger

als Freiligrath, war Müller damals seit Herbst 1835 Studiosus der Medizin zu Bonn, hatte zugleich als blutjunger Dichter bereits den Pfad eingeschlagen, dem er lebenslang getreu blieb, der Verherrlichung des Rheines, der poetischen Darstellung seiner Sagenwelt. Freiligrath fühlte sich zu dem jungen Mediziner, mit dem er öfter in Düsseldorf zusammentraf, lebhaft hingezogen; ihrer beider vorwiegend lyrische Natur stimmte zusammen, und schon Müllers früheste Sagendichtungen, wie der Mönch von Heisterbach ꝛc. zeigen bemerkenswerte Vorzüge in künstlerischem Aufbau, Maß und Schönheit des Gedankens wie der Sprache. Freiligrath schüttet daher dem Bruder in Apoll mit besonderer Vertraulichkeit sein Herz aus, wenn auch nicht das Tiefste des Herzens, welches er mit eiserner Beharrlichkeit verschlossen hielt: über die Brautschaft gegen die rheinischen Freunde nie ein Wort! So sprechen diese Briefe wohl von manchem fröhlich durchzechten Abend, mehr aber vom Mißbehagen an der kaufmännischen Arbeit, von der Sehnsucht in die Ferne, nach neuen Anschauungen, vom Durst nach Freiheit; gleich nach dem kläglichen Ausgang des Rheinischen Odeons treten die Vorbereitungen zum Rheinischen Jahrbuch, die neuen Beziehungen zu Simrock und Matzerath heran; dies und anderes geht in bunter Folge an dem Leser vorbei. Es mag das Wesentliche der Briefe hier folgen.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 9. Dez. 1837.

Liebster Müller!

Sie sind mir, glaube ich, böse, daß ich erst so spät auf Ihre freundlichen Briefe antworte. Der erste beginnt mit der traulichen Anrede: „Liebster Freiligrath,“ und der zweite mit einem malitiösen: „Hochgeehrtester!“ Seien Sie doch nicht närrisch! Ich bin von Ende October bis jetzt im höchsten Grade unwohl gewesen, und fange erst seit wenigen Tagen an mich wieder zu erholen.

Ein heftiges Katarrhalfieber, dazu, leider Gottes, ein durch ewiges Sitzen und nächtliches Arbeiten derangirter Unterleib, und vor Allem ein finsterer, durch Nichts zu bannender Hypochonder machten mich zu vernünftigem, mir und Andern Freude machenden Briefwechsel durchaus untauglich.

Zürnen Sie mir nun noch? Ich hoffe nicht; — ist ja eigentlich schon Ihr zweiter Brief trotz des fatalen: „Hochgeehrtester“ Beweis genug, daß Sie nicht unversöhnlich sind, und daß Ihnen eine kleinliche Empfindlichkeit fremd ist. —

Ob ich, wenn meine Verbindung mit Hub sich aufgelöst hat, ein ähnliches Unternehmen auf eigene Faust oder in Gemeinschaft mit einem tüchtigen Helfer gründen (oder eigentlich fortsetzen) werde, steht noch sehr dahin. Meine

Zeit ist beschränkt, und meine Kritik (wenigstens, wenn ich motiviren soll, warum ich so oder so urtheile) nicht weit her. Ich glaube, daß ich besser thue, still für mich fortzuschaffen, und das Sammeln und Sichten Berufenern zu überlassen. — Erwägen Sie überdies noch die Verdrießlichkeiten, die mit der Redaktion eines derartigen Almanachs verbunden sind!

Uebrigens bin ich Ihnen für Ihren Wink wegen Simrock herzlich dankbar. Der wäre allerdings der Mann, einen Rheinischen Musen-Almanach zu leiten, und könnte, wie ich meine, auch allein den Versuch wagen. Reden Sie einmal mit ihm! Es wäre doch Schade, wenn ein Unternehmen, wie dieses, nur in Händen wie Hub's bliebe!

Jetzt komme ich zu Ihrer freundlichen Einladung. Als ich Ihren ersten Brief erhielt, konnte ich wegen Unpäßlichkeit nicht, und jetzt, auf Weihnachten, geh' ich nach Westphalen, meine Familie zu besuchen. Doch geb' ich die Hoffnung nicht auf, Sie und Reinick bald wiederzusehen, und bitte Sie drum, mir in Ihrer baldigen, feurige Kohlen auf mein Haupt sammelnden Antwort zu sagen, bis wie lange Sie in Düsseldorf bleiben. Wahrscheinlich werd' ich nämlich schon Neujahr, oder spätestens doch den Sonntag nach Neujahr, wieder zurück sein, und würde dann um so mehr gern einen Tag mit Ihnen dort verleben, als auch Immermann mich freundlich eingeladen hat, ihn einmal zu besuchen.

Denken Sie sich die Ehre: Immermann hat mich in der zweiten Octoberhälfte selbst in meiner obscuren Behausung in der Kirchstraße zu Wupperfeld aufgesucht. Ich kann nicht läugnen, daß es mich innig gefreut hat! Ich verehre ihn seit lange, und das Wohlwollen, die Herzlichkeit, mit der er mir entgegenkam, hat mich wahrhaft erquickt!

Was hab' ich Ihnen nun sonst noch zu sagen? Ja, richtig — das Refüsiren Ihrer Gedichte von Seiten des Musen-Almanachs möge Sie nicht beirren! Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß sich in das ursprünglich so schöne Unternehmen ein Geist der Coterie hineingeschlichen hat, der zu nichts Gutem führen kann! Ja, wenn der herrliche Chamisso und der biedere, herzliche Schwab es allein zu thun hätten! Die Adjutantur des Erstern mag aber freilich Manches auf dem Gewissen haben. Uebrigens wird Chamisso den Almanach von nun allein redigiren; Schwab ist, wie mir Weidmann schreibt, von der Redaktion ganz zurückgetreten, seit er Pfarrer von Gomaringen ist, hat aber, wie die übrigen namhaften Schwaben, fortwährend thätige Mitarbeiterschaft zugesagt.

Und nun, grüßen Sie mir Arndt, Simrock und Reinick auf's herzlichste! Dem Ersten hab' ich auf seine Gedichtsendung für's Odeon immer noch nicht geantwortet, weil ich von Monat zu Monat hoffte, es mit dem

Odeon selbst thun zu können. Es soll nun (ebenso an Simrock) geschehen, wenn das Buch fertig ist! Entschuldigen Sie mich und sprechen Sie dem würdigen Greise das Gefühl meiner innigen Verehrung für ihn aus.

Was dichten Sie denn jetzt? Sie Glücklicher, Mußebegabter, sind gewiß recht fleißig. Ich bin jetzt mit einem Cyclus: „Dichter" beschäftigt, und wollte nur, daß wir einen harten, klingenden Frost bekämen. Der Nebel und Regen verdumpfen Einem den wüsten Schädel nur noch mehr!

Meine Gedichte kommen jedenfalls noch vor Ostern heraus — üben Sie Nachsicht! Lauter dummes Zeug!

* * *

Der im vorstehenden Briefe erwähnte Cyclus „Dichter" kam nicht zur Ausführung. Das nachfolgende ungedruckte Gedicht ist, selbst unvollendet, Bruchstück jener beabsichtigten Reihenfolge von Dichterbildern.

Eine Rast bei Düsseldorf.

So schreit' ich ostwärts denn vom Rheine!
Die Sonne steigt, die Berge glühn!
Es trifft mein Wanderstab die Steine
Des Heerwegs, daß sie Funken sprühn!
Lastwagen ziehn, Karossen blenden,
Vom Sporn des Reiters tröpfelt Blut!
Hoch auf des Pfades Uferränden
Gehölz, und Farrn, und Fingerhut!

Wie stolz und prächtig dein Gefieder,
Du Palmentypus, Farrenkraut!
Wie stolz, wer auf die Lande nieder,
Umrauscht von deinen Blättern, schaut!
Hinan, hinan! Mein Haupt umfliegen
Soll deiner Schäfte wirr Gerank!
Am Saum des Weges will ich liegen
Auf krautumfloßner Wurzelbank!

Hinan! Den Strohhut in die Kräuter!
Die heiße Stirn in's frische Laub!
Vorbei im Trabe, Roß und Reiter!
Vorbei in Wirbeln, Julistaub!
Nimm auf und balle dich! — Von hinnen!
Dem Rheine zu mit Sturmeshast!
In deiner Wolke will ich sinnen
Die Dauer dieser Stundenrast!

Vorbei! — Was drunten wallt zur Stunde,
Von deinem Tuche sei's verhüllt!
Ein Visionair, auf seinem Grunde
Rasch laß' ich sprühn ein ander Bild!

Zu Berg drei Männer seh' ich reiten;
Die Tracht veraltet, feierlich!
Das ist ein Ritt aus alten Zeiten,
Ein Ritt der Jahre Siebenzig!

Ein seltner Zug! — Beim Himmel: — Zöpfe!
Von Puder weiß das blonde Haar!
Doch keck und edel ihre Köpfe,
Die Stirnen hoch, das Auge klar!
Ihr Bügel straff, ihr Sitz geschlossen —
So sitzt ein König auf dem Thron!
Und stolz herunter von den Rossen
Braust ihres Wortes mächt'ger Ton!

Halt! — Ihr? — Ich weiß von eurem Ritte;
Weiß, wen ihr im Gebirg verließt! —
Zuerst, du Prächt'ger in der Mitte,
Du Junger, Schlanker, sei gegrüßt!
Du Zeushaupt, das den Götz geboren,
Und Lamoral, den Grafensproß: —
Gieb Rast, o Goethe, deinen Sporen!
Götz, Egmont, Werther, wirf dein Roß!

Von den zahlreichen Briefen an Heinrich Koester aus der Barmer Zeit mögen nur einige mitgeteilt werden, weil manche derselben entweder geschäftlichen und rein gelegentlichen Inhaltes sind oder sich auf uns nicht mehr verständliche Vorgänge bei Besuchen Freiligraths in Düsseldorf beziehen. Mag er aber übermütig scherzen oder seine Reue über eine ihm, dem Seelenguten, entschlüpfte Schroffheit aussprechen, diese Briefe sind jedenfalls ein Zeugnis der innigen Zuneigung, welche Freiligrath mit seinem Heinz, „dem Kindervater," „dem Pädagogen," verband.

Lieber Koester!

Barmen 1838 (Poststempel 18. 1.)

In meiner Eigenschaft als zukünftiger Keim der zwecklosen Gesellschaft wird es ja wohl nichts machen, wenn ich mitunter auch zwecklose Briefe schreibe, zu deren Kategorie der vorliegende Wisch jedenfalls zu rechnen sein wird.

Ohne Zweck also meld' ich Dir, daß ich vorgestern Morgen mit bereiften Nüstern zwar, sonst aber „trocken und wohlbehalten", wie es in unsern Frachtbriefen heißt, wieder hier angelangt bin.

Unter Briefen, die ich vorfand, war auch einer von G. Pfizer, der, nachdem Schwab Stuttgart verlassen, die Revision des Drucks meiner Sammlung freundschaftlich übernommen hat.

Denk' einmal: Bis zum 17. Bogen war der Druck schon vorgeschritten,

und 5—6 Bogen kommen jedenfalls noch hinzu, so daß das Bändchen, meiner Berechnung ganz zuwider, jetzt doch fast ein Alphabet stark werden wird. Es ist mir ganz recht so! — Gibt es nun doch ein paar Carolins mehr, und der Band sieht auch anständiger aus so, und correspondirt äußerlich mehr mit der Beleibtheit seines Urhebers.

Und nun Addio! — und sei überzeugt von den alligatorischen Gesinnungen

Deines

Freiligrath.

* * *

An Heinrich Koester.

Barmen, 12. 2. 38.

Würdiger und unschädlicher Greis!

Da wir leider sans adieu von einander geschieden sind, so ist mir das Vergnügen nicht geworden, die Umärmelungsscene vor Sonderlands Wohnung zu repetiren. Es hat mir wirklich leid gethan, daß Du nicht mitgegangen bist! Den Stummen hab' ich freilich in hohem Grade gespielt, nichts destoweniger aber viel Plaisir ausgestanden! Schrödters Humor war ganz köstlich, Immermanns Mährchen im Spessart hinreißend, und die Versammlung die Crême der Düsseldorfer Gesellschaft. Wie ich trübe Champagnerblase drauf herumgeschwommen bin, kannst Du Dir denken. Es hat mir gewiß Niemand den feuchten Nachmittag angemerkt und schmeichl' ich mir au contraire, verdammt nüchtern ausgesehen zu haben.

Wir wollen aber doch unsres eignen Bestens willen in der Folge ähnliche Desserts vermeiden! Weiß der Teufel, wie sich die Geschichte so gemacht hat! Einige Schuld soll ich wohl haben, und — doch, was ist denn d'ran gelegen! Wenn wir nur nicht mehr zu Sonderlands gegangen wären! — Nachher ging's, wie gesagt, ganz vortrefflich!

Und nun Addio, lieber Koester! An Sonderland, Stilke, Reinick und Steifensand bei Gelegenheit meine besten Grüße. An andere Freunde trag' ich Dir keine auf, denn es steht geschrieben: Und führe uns nicht in Versuchung.

* * *

An Heinrich Koester.

Barmen, 21. Febr. 1838.

Nun sitz' ich heute schon den achten Tag auf der verfluchten Kneipe, schlucke Medizin, schlafe, lese, und gebe mich in unbewachten Augenblicken mit der Cultur meines Bartes ab, der nachgerade so lang ist, wie die Ohren von weiland Bileams Esel. Unser Herrgott hat mir nämlich in seinem uner-

gründlichen Zorne die Lauspocken (i. e. die modifizirten, sive Varioliden) an den Cadaver geklext; ich sehe aus, wie ein bunter Hund, und wenn mich nicht der Gedanke aufrecht hielte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und daß in specie diese Prüfung wahrscheinlich nur in Folge jüngst begangener Sünden, zur Erweckung und Befestigung meines innern Menschen, über mich ergehet, so wär's zum Teufelholen!

Wenn Du etwa Sonntag kommen solltest, so besuche mich doch ja. Ich denke dann, laut Dr. Fischer, wieder auf dem Strumpfe zu sein, und infizire jedenfalls Niemanden mehr.

NB. Briefe tragen den Infectionsstoff nicht mit sich fort.

* * *

An Lina Schwollmann.

B. 27. Febr. 1838.

— Nun zu etwas anderem! Die Hermannsschlacht (welche Du, beiläufig gesagt, wohl vor Lina's Lesewuth verbergen könntest) wird Dir ebenso wenig wie die vorgedruckte Biographie einen befriedigenden, wohlthuenden Genuß verschaffen. Ich schickte sie Dir einzig wegen des Interesses, das Du doch noch immer an der Christel nimmst. Eine Natur wie Grabbe's kann ein Gemüth wie das Deinige unmöglich ansprechen, ihre Produktionen werden Dich eher abstoßen, und das Gemälde ihrer Verirrungen, Kämpfe und ihres endlichen Untergangs kann Dich zwar mit Schmerz erfüllen, wird Dich aber doch gerne zu erfreulichern Bildern eilen lassen. Mich hat Grabbe, seit ich ihn erkannte, auf eine merkwürdige Weise angezogen, abgestoßen, bewegt und erschüttert! Mein Gedicht auf seinen Tod entsprang dem Schmerze über den Untergang einer ursprünglich gewiß edlen, jedenfalls großen und gewaltigen Natur, und so mußt Du es auch beurtheilen.

* * *

An die Mutter.

Barmen, 28. Febr. 1838.

Auf Deinen theilnehmenden Brief vom 21. dieses kann ich Dir heute zu meinem nicht geringen Vergnügen meine gänzliche Wiederherstellung melden. Ich besuche schon seit vorgestern das Comptoir wieder, spüre nicht die geringsten Nachwehen, und die wenigen Forellenpunkte, die im Gesicht und auf den Händen geblieben waren, sind auch kaum sichtbar mehr. Ich kann von Glück sagen, daß ich so gnädig weggekommen bin. Kurz vor dem Ausbruche und in den ersten Tagen desselben fühlte ich mich aber doch nicht wenig herunter. Heftiges Fieber, ein ganz eigenthümliches Gliederreißen und eine totale Abspannung setzten mir hart genug zu; ich konnte nicht gehen, nicht stehen

und nicht liegen und werde mein Lebenlang an den verfluchten 17. Februar, Samstag vor 8 Tagen, gedenken.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Barmen, 9. März 38.

Würdiger Zulauff!

Bei den stillen Zeitläuften, welche das Zwistgeschäft weniger in der merkantilischen als in der literarischen Welt aufkommen lassen, finde ich Zeit, lieber Harry, Dir soeben noch vom Comptoir aus die folgende Bitte zutrauensvoll zu Füßen zu legen.

Dingelstedts Gewäsch über Grabbe und mich in der Lewald'schen Europa ist nun nämlich auch in den vielbeliebten Täglichen Anzeiger übergegangen, und da ich eine liebe Seele jenseits der Berge, die weder die Europa, noch die Didaskalia, noch den Täglichen je zu Gesichte kriegt, gern einmal jene halbwahren Notizen über ihren Sänger lesen ließe, so würde es mir sehr lieb sein, wenn ich eines Exemplars der betreffenden beiden Nummern des Anzeigers habhaft werden könnte. Könntest Du mir nicht dazu behülflich sein? Ich würde es Dir herzlich Dank wissen.

So wenig authentisch auch die Data sind, die der einen Poeten für einen Nachtsack ansehende Berichterstatter über mich beibringt, so hat mich Dingelstedts Humor doch stellenweise recht ergötzt. Nur hätte er sein Bedauern für sich behalten können. Das gäb' ich ihm gern mit Protest zurück! — Bedauern lassen sich die Weiber und die Kinder.

Willst Du Sonntag kein Glas Madeira bei mir schlucken? Ich werde dann auch den Cardinal mit Dir verrechnen, der nachgerade so alt ist, daß er wohl schon Papst sein könnte!

* * *

Franz Dingelstedt, damals noch ganz am Anfang seiner literarischen Laufbahn, hatte Eingang 1838 in der Europa einen Aufsatz veröffentlicht „Eine Mitternacht in Detmold", und bei dieser Gelegenheit neben manchem Treffenden und Wohlgemeinten manches Irrige und Unwillkommene über Freiligrath mitgeteilt. L. Merckel ließ im April 1838 in Nr. 3 und 4 des Lippischen Magazins eine sehr spöttische und abfällige „Beleuchtung der Dingelstedt'schen Mitternacht" erscheinen.

An Lina Schwollmann.

Barmen, 12. März 1838.

— In Lewalds Europa hat kürzlich ein Aufsatz über mich und Grabbe gestanden, der aus jenem Journal in verschiedene andere, u. A. auch in den Elberfelder Tägl. Anzeiger, übergegangen ist. — Ich schick' ihn Dir bei-

liegend, da Du Dich wohl dafür interessirst. — Er ist nicht ohne Humor geschrieben, liefert aber einen lebendigen Beweis, wie Thatsachen, wenn sie so ein zehn Jahre im Munde der Leute gewesen sind, entstellt und mit einander verwechselt werden können. So was muß man sich schon gefallen lassen, wenn man am Wege baut! — Du siehst übrigens hieraus, wie Grabbe und ich bloß deßwegen immer zusammengekoppelt werden, weil wir aus einem Orte sind, und wie dieser Ort auch durch mich Bescheidensten aller Federfuchser mit der Zeit zu einiger Glorie gelangt. Wären Grabbe und ich nicht in dem Neste geboren, so hätte Dingelstedt gewiß in seinem Leben keine „Mitternacht in Detmold" geschrieben.

* * *

An Hermann Neumann.

Barmen, 13. März 1838.

Meine Poemata müssen ganz bald herauskommen und sind im Druck wahrscheinlich schon vollendet. Steht viel mattes und triviales Zeug drin, und da werden denn die Recensenten grimmig über mich herfallen, und mich zu Tode hetzen.

Machen thu' ich jetzt wenig, ich bin mordfaul und wollte, daß ich auf Navy-Island bei den Canadischen Insurgenten wäre.

Anliegend nun das Odeon! Das letzte, das unter meiner Mitredaction erscheint! Die Gründe wissen Sie. Steht doch manches Gute in dem Büchel, Arndts charakteristische Beiträge sind ganz vortrefflich, Simrock, Landfermann, Pfizer, Stieglitz, Duller, Bechstein, Pfarrius, die Stöber haben Vorzügliches gesteuert. Meine Sachen im Buch sind nichts werth. Der Ausgewanderte und der Neger gehen an, Memnon aber ist Schwulst. Gott besser's! Grabbe's Barbarossa, eine Reliquie von ihm, die mir die Wittwe mittheilte, wird Ihnen Freude machen.

Wann der unendliche Augenblick (gut, daß Sie nicht endlose schrieben) endlich naht, wo Sie des Glücks theilhaftig werden, meine Stumpfnase sammt Hamsterbacken in natura anschauen zu können, das, lieber Leutnant, mögen die Götter wissen. Ich denke übrigens doch im Frühjahr! Wir können's ja vorher absprechen, und wenn uns dann der Teufel mal zusammen hat, dann wollen wir von Poesie, Poeten, Jean Baptisten, [1]) Ironie des Lebens und Eisenbahnen sprechen, daß die Leute sich wundern sollen. Pfingsten wäre die rechte Zeit; da wird der heilige Geist ausgegossen, da wird er sich setzen auf einen jeglichen unter uns, da werden wir predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist uns wird geben auszusprechen. Da werden die Flämmlein leuchten auf unsern Häuptern, und Jüden und Jüdengenossen werden sagen: sie sind voll süßen Weins! Sie aber werden auftreten, aufheben Ihre Stimme, und

[1]) Jean Baptist Rousseau aus Bonn, Literat, 1802—67.

zu ihnen reden: Lieben Männer und Brüder! Diese sind nicht trunken, sintemal es ist die dritte Stunde am Tage! [1])

Bis zu diesem unendlichen Augenblicke, den ich mir bei einem Glase frischen Quellwassers, einer Gabel Kornsalat und einem weichgesottenen Eilein (das ist NB. mein solitärer Abendschmaus, in den ich während dem Schreiben je zuweilen einhaue) in den buntesten Farben schon jetzt anticipirend vor die Seele treten lasse, hoff' ich jedenfalls noch einen oder ein paar Briefe von Ihnen zu erhalten. Der Himmel sei mit Ihnen, bester Neumann!

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 20. März 1838.

Wie es mir geht, was ich treibe u. s. w., fragen Sie? Ach, darüber ist wenig Tröstliches zu melden — krank, unwirsch und die vier Species! Den halben Februar und die ersten Tage des März hab' ich — an den Blattern zu Sopha liegen müssen, und fühle mich noch nicht recht wieder wohl. Dann dieses vermaledeite Nest, prosaisch, kleinstädtisch, dünkelhaft und verketzernd wie kein anderes. Ich sehne mich herzlich hinaus, soll aber doch wohl meinen Contrakt bis Mai 39 halten müssen.

Daß ich übrigens gesonnen bin, den Kaufmann zu quittiren, literarischer Aventurier zu werden und zunächst in Düsseldorf meine Bude aufzuschlagen, ist nur leeres Gerücht. Wahr ist's allerdings, daß ich insonderheit von Immermann dringend und auf eine Weise, die mir sein theilnehmendes Wohlwollen deutlich zu erkennen gab, aufgefordert worden bin, mich meinen jetzigen beengenden Verhältnissen zu entreißen, noch was Tüchtiges zu lernen und dann nach einem festen Plane einem bestimmten, poetischen Ziele zuzusteuern! Aber es geht beim Teufel nicht, so lockend mir auch solche Töne in die Seele klingen! Buchhändlerknecht werden, um zu leben! Pfui — da müßt' ich das, was ich mit schlagenden Pulsen, schier als Visionär, schreibe, eben so gut nebenbei machen, als jetzt! Uebersetzen oder Buchführen, das soll am Ende wohl zu Einem auskommen, und das Letzte soll, dünkt mich, doch wohl eben so ehrenhaft sein als das Erste. — Nein, wenn mir etwas ersprießlich wäre, dann wär's Reisen! Großstädte, das Meer, die Poesie der Matrosenjacke — das ist's, was mir fehlt, und wenn Familien- und andere Verhältnisse mir nicht Ketten an Hände und Füße geworfen hätten, dann sollte mich, wahrlich! nichts abhalten, um Himmel und Hölle zur Erlangung einer Secretärstelle auf einem Englischen oder Holländischen Kriegsschiffe in Bewegung zu setzen.

[1]) Zarte Gemüter mögen an diesen Scherzen keinen Anstoß nehmen, sondern das „Wetterleuchten in der Pfingstnacht“ zum Troste lesen. Freiligrath liebte lebenslang solche durchaus harmlos gemeinte Citate aus der Bibel.

Die Welt! Es ist bei den Göttern noch viel Poesie auf dem alten Globen, die noch kein Menschenmund gesungen hat, und die, auch außer Männern wie Cooper, Paulding, Irving, Marryat u. A., ihre Interpreten haben sollte!

Haben Sie Karl Becks Nächte gelesen? Das ist ein Hauptkerl, vor dem man Respekt haben muß — Gesinnung, Gedanke, Sprache und Form, Alles trefflich!

* *
*

An August Boelling.

[Barmen], 5. April [1838.]

Lieber August!

Hoffentlich hast Du besser geschlafen, als ich! — Bis drei Uhr ist keine Ruhe in meine Gebeine gekommen, wodurch denn mein neues Gedicht bis zur dritten Strophe gewachsen ist.

Die Steppe.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben, —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand!

Verworrne Schrift! — ich will sie lesen!
Halt her: ich will dir prophezein!
Ich will dies Furchenräthsel lösen,
Ich will dein Liniendeuter sein!
Hör' zu, willst du dein Schicksal wissen: —
Der Zug der Völker folgt den Flüssen,
Die Pflugschaar folgt der Wagenspur;
Der Bison läßt in's Joch sich spannen;
Den öden Grasplan der Savannen
Erblick' ich schon als Aehrenflur!

Sieh da, die Fährte flücht'ger Wilden!
Und hier, wo Ströme mit Gebraus
Im Lauf ein Giebeldreieck bilden,
Erhebt sich mehr wohl, als ein Haus!
Aufsteigt die Stadt, umblitzt von Villen;
Ich seh' die leere Faust sich füllen —
Halt' ein! ich bin kein Chiromant,
Was steh' ich von der Zukunft Rede?
Ich wollt' Euch zeigen ja die Oede,
Wenn sie durchrollt ein Halmenbrand!

Komme doch nach dem Essen zum Spaziergange! Ich will bis 1 warten. Ich möchte gern wieder einmal in die Mark, und zugleich Dein Urtheil über die Deutlichkeit der vorstehenden Verse (was die Durchführung des Bildes angeht) hören. — Wundern soll's mich, ob Dir die angestrichene Stelle grade so, wie ich's meinte, klar geworden ist.

* * *

An Luise Grabbe.

Barmen, 8. April 1838.

Ihr letzter Brief ist vom 19. August 37! — Wie vor Sie treten, wie mich entschuldigen?! — Wahr ist's allerdings, daß ich den ganzen Herbst und Winter hindurch geistig und körperlich krank gewesen bin, daß Hypochonder, Fieber und Blattern mich geschüttelt, daß der Schlendrian des Geschäftslebens, daß Zerstreuungen, Besuche und kleine Reisen mich wechselsweise so abgestumpft und aufgeregt haben, daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand, daß Feder und Briefpapier Dinge waren, denen ich außer dem Comptoir meilenweit aus dem Wege ging! — Ich habe ein trübes, verschleudertes Jahr hinter mir; — bald gehetzt und bald todmüde, hab' ich eben Nichts gethan, als was die dringendste Nothwendigkeit gebot, als was das triste Einerlei des Alltagslebens mit sich brachte! — Ob Sie mich entschuldigen, ob Sie mir verzeihen werden? — Ich weiß es nicht, kann Sie aber mit gutem Gewissen versichern, daß ich zwar fahrlässig und saumselig gewesen, in meiner Ergebenheit für Sie aber immer derselbe geblieben bin! — Gott weiß wie mir meine Schuld an Sie oft auf's Herz fiel — und doch konnte ich nicht zum Schreiben kommen.

Wie sehr haben Sie mich damals durch Ihren lieben Brief erfreut, und wie ist er mir noch soeben, wo ich ihn noch einmal durchlas, auf's Neue eine Quelle reichen Genusses geworden! — Die mannichfachen Notizen, die Sie mir über Detmolder Thun und Treiben, über Jugendgespielen und über meine eignen Knabenjahre mittheilen, üben immer einen eignen Zauber auf mich aus. Ich lasse mich so gern an den Ort und in die Zeit zurückversetzen, wo ich einzig und allein mich glücklich gefühlt habe! O, meine Kindheit! Da hing noch der Heiligenschein der Hoffnung um meine Zukunft, da baute ich Schlösser, da lebte ich Mährchen — ach, und brannte vor Ehrgeiz und Erwartung, wenn Männer, wie Ihr verstorbener Vater, mich anwackerten, 'mal ein rechter Kerl zu werden! — Ja, was Schönes ist aus mir geworden! Ein fahrender Comptoirist, durchzieh' ich die Welt, mache schlechte Verse, und hadere mit Gott und den Menschen, daß ich in eine so verhunzte Carrière hereingerathen bin. Ich habe oft recht trübe Stunden, und da sind denn Mittheilungen, wie die Ihrigen, eben recht geeignet, mich wenigstens auf

Augenblicke meinen Ingrimm vergessen zu lassen. Ueber die Ovid'schen Reimereien: „Hier sieht man mit Bedauern ꝛc." [1]) hab' ich recht von Herzen lachen müssen, und ich kann nicht läugnen, daß es mich freuen wird, wenn ich diese Puerilien wieder einmal werde anschauen können.

Die Hermannsschlacht mit Dullers Biographie ist ja nun auch seit einigen Monaten heraus. Schreiner hatte die große Aufmerksamkeit mir gleich nach dem Erscheinen ein Exemplar zu schicken, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich an Beiden, am Stück und an der biogr. Skizze, erbaut habe. Die Schlacht ist köstlich, ganz Grabbisch, kurz, gedrungen, prägnant, schlagend! Und die Biographie scheint mir wenigstens vortrefflich. — Ich glaube mit Grund vermuthen zu dürfen, daß Sie mit Duller zufrieden sind, und freue mich herzlich, daß er die Aufgabe so ganz in unserm Sinne gelöst hat. Und es war auch wirklich an der Zeit, einmal etwas Wahres über Grabbe in die Welt zu schicken. Von Tage zu Tage wird das Geschwätz über ihn größer, und wenn nicht ein authentischer Bericht in Bälde erschienen wäre, so war es gar nicht abzusehen, zu welchen Mythen und Fabeln man nicht noch die Leichtgläubigkeit des Publikums würde mißbraucht haben.

Ewig Schade bleibt es, daß Immermann und Grabbe in kein innigeres Verhältniß zu einander gekommen sind, obgleich es bei den durchaus verschiedenen Naturen Beider von vornherein sich nicht erwarten ließ. Immermann ist gewiß durch Geist und Gesinnung einer der Ersten unsrer jetzt lebenden Dichter, und hätte unter günstigeren Auspicien gewiß den wohlthätigsten Einfluß auf Grabbe ausüben können. Wie ich zu Immermann stehe, weiß ich eigentlich selbst nicht. Im vorigen Herbst besuchte er mich zuerst hier in Barmen, nachdem er sich vorher brieflich mit diplomatischer Genauigkeit angekündigt hatte. Dann bin ich auf seine Einladung ein paarmal bei ihm in Düsseldorf gewesen, und kann nicht anders sagen, als daß er mich mit großem Wohlwollen aufgenommen und auf mannichfache Weise ausgezeichnet hat. Seit meinem letzten Besuche im Februar jedoch hab' ich auf einen Brief noch keine Antwort erhalten, und habe auch Nichts dagegen,

[1]) L. Grabbe gedenkt in dem Briefe, auf welchen Freiligrath hier antwortet, u. a. eines verlorenen Gedichtes „Der Luftschiffer", welches Grabbe in Entzücken versetzt habe, der an Vater Clostermeier gerichteten lateinischen Gedichte, sowie der noch erhaltenen scherzhaften Zeichnungen über Ovids Mißgeschick, darunter eine mit der Unterschrift:

Hier sieht man mit Bedauern
Den Herrn Ovidium,
Wie man ihn thuet führen
In das Exilium.

wenn er mich (nach seiner Gewohnheit, wie die böse Welt sagt) ebenso wieder fallen läßt, wie er mich ganz ohne mein Zuthun in seine Kreise zog. Ich kann Gottlob auf eigenen Füßen stehen. Dieß übrigens nur als vertrauliche Mittheilung, wenn ich bitten darf.

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 24. April 38.

Inliegend der Brief zur beliebigen Vollschreibung der letzten Seite und gef. Zurückstellung bis heute Mittag, damit ich mein Staats- und Cabinets-siegel drauf drücken kann! — Das macht mich unter Anderm auch so trist und melancholisch, daß ich in allen Dingen so wenig Tact habe! — Ich wollte, daß ich todt wäre! —

Heute morgen hab' ich von dem kleinen Goethe-Gesprächler Eckermann in Weimar einen bewundernden, nichtsdestoweniger aber herzlichen und hin und wieder recht gescheidten Brief erhalten. — Ich wollte, daß ich unter der Erde läge, oder Sackträger in Peking wäre! — Ich tauge nicht in die Welt und unter die Menschen. — Ich bin sehr traurig. —

* * *

An August Boelling.

B. 28. Apr. 38.

Monsieur!

Soeben erhalt' ich von Soest einen meiner ersten poetischen Versuche [1]), der sich wahrscheinlich vom Jahre 20 oder höchstens 21 her datiren wird. — Ich schick' ihn Euch inliegend, damit Ihr darüber lacht, bitt' ihn mir aber bis spätestens auf den Abend wieder aus. — Wie mich dieß unschuldige Blatt mit seinen kindischen Schriftzügen gerührt hat, kann ich Euch nicht sagen! — Welch' ein miserabler Kerl bin ich seitdem geworden! —

Maitrank, Bleichart und Punsch sind mir sehr gut bekommen, und ich hoffe, daß auch bei Euch die Prophezeiung des edlen M. nicht in Erfüllung gegangen ist.

Mit vieler Traurigkeit

Euer

F. Freiligrath.

* * *

An Heinrich Koester.

[Barmen], 30. April 1838.

Lieber Koester!

Gott zum Gruß! — Von Iserlohn wieder angelangt! — Viel Plaisir

[1]) Es wird dies wohl das Urians-Lied S. 23 gewesen sein.

ausgestanden! — Ungeheure Heiterkeit! — Glück und Champager! — Und doch solide! —

Wenn Dir etwa beim Schweizer oder in einem andern literarisch-bibistischen Institut Düsseldorfs in diesen Tagen das schon mehr als zu viel besprochene Dread Nought im Morgenblatt begegnen sollte, so sei doch so gut, es mich wissen zu lassen. Ich bin von Cotta fortwährend ohne Nachricht und könnte durch den Abdruck des Dread Nought wenigstens über die richtige Ueberkunft meiner letzten Sendung an ihn beruhigt sein. Thu' mir den Gefallen.

Addio! Il vostro

Rhinoceros.

* * *

An Ludwig Merckel.

Barmen, 8. Mai 1838.

Soeben wird mir von befreundeter Hand Deine Beleuchtung der Dingelstedt'schen Mitternacht zugeschickt! — Meinen herzlichen, innigen Dank, Du alter Getreuer! — Du hast dem Hessen-Kasseler wacker heimgeleuchtet; — Dein Wortwitz sprudelt à la Saphir, daß es eine Lust ist; hätt' ich Dich doch gleich hier zur Stelle, daß wir uns die Hand drücken und in duftendem Vierunddreißiger auf die alten Zeiten, den Lippischen Wald und treue, dauernde Freundschaft anklingen könnten!

Dingelstedts Gewäsch hatte mich wirklich ennuyirt, weniger meiner selbst wegen (denn daß ich als Kaufmann von der Pike an gedient habe, mag und kann wissen, wer will), als wegen der albernen, meine Pietät im höchsten Grade verletzenden Weise, in der meines Vaters beiläufig Erwähnung geschieht! — Für den kleinen Denkstein, den Du ihm in Deinem Aufsatze errichtet, vor Allem meinen warmen Dank! — „Armer Sänger!" mir wurde übel, als ich die schnöden Worte in der „Europa" zuerst las! — Bedauern — Pfui! — Und wenn mir das Herz bärste, was geht's die Welt an? — Du hast mir ganz aus der Seele gesprochen, lieber Kerl! Ich drücke Dir im Geiste die Hand!

Nun hätte ich Dir allerdings Viel zu schreiben! — Seit der Walpurgisnacht 1836 hab' ich keine Feder für Dich angesetzt, und mein Lebenskahn hat sich seitdem in gewohnter Weise auf der seichten Fluth des Alltagslebens hafenlos umhergetrieben, so daß es mir, wollte ich mich an's Schwatzen geben, wenigstens für ein paar Bogen nicht an Stoff fehlen würde. Ich habe aber keine Ruhe dazu! — Weiß der Teufel wie es zugeht. — Feder und Dinte sind mir seit anderthalb Jahren in den Tod verhaßt, meine Correspondenz liegt darnieder, und ich möchte oft aus der Haut fahren vor Unrast,

Scham und Zorn gegen mich selber, wenn ich daran denke, wie ich seit jener Zeit so manche Verbindung aus schwächlicher Schreibfaulheit vernachlässigt habe! — Habe Du wenigstens heute Nachsicht mit mir; — in ganz kurzer Zeit werde ich Dir meine ausgewählten Schmieralien, deren Druck jetzt bei Cotta vollendet ist, zuschicken, und dann, wenn mir der Dämon nicht wieder Nesseln unter den Steiß schiebt, einen langen ruhigen Brief beilegen. —

Köstliches Wetter! Wie durch einen Zauberschlag hat der Winter dem Sommer Platz gemacht. Die Berge grün, platzende Kastanienknospen, blauer Himmel, Staub auf den Wegen, Schleier auf den Balkonen, Pferde und Karossen, Posthörner, die vor Hitze heiser sind — es ist, um des Teufels zu werden vor lauter Plaisir! — Und doch bin ich manchmal sehr traurig — und das ist auch eine Wollust.

Solch Wetter muß es gewesen sein, als der selige Hölty zu Göttingen seine Frühlingslieder losließ. — Bei Euch im Teutoburger Saltus muß es jetzt herrlich sein! — Ob meine Blicke wohl noch oft mit Sehnsucht nach den Laubkronen seiner Berge hinüberschauen? —

Wenn ich die Nachtigall hören will, muß ich nach Düsseldorf in den Hofgarten gehen. Juden und Nachtigallen gibt's an der Wupper nicht. Die Toleranz ist hier nicht weit her.

Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 sieben Professoren par ordre de Mufti exilirt worden wären? — 's ist eine schwüle Zeit; der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Geräth! — Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht, wie in neuster Zeit Grün und Beck. — Des Letzteren Nächte, Gepanzerte Lieder kann ich Dir nicht genug empfehlen! Der edelste Liberalismus und dabei eine Phantasie, wie Feuer und Flammen. Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich. Der Kerl ist erst 21 Jahr alt, 1817 geboren. — Gott mit Dir! —

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 16. Mai 38.

Die Messe wird heute vier Tage alt! Alles pilgert hinunter, ihre Freuden zu genießen, und es geht sogar die Rede, daß Pastor S. sie morgen in optima forma in Maitrank und Champagner bei Herminghausen feiern wird. — Nur wir haben uns bisher in solidester Solidität zu Hause gehalten, und scheinen es nicht zu beachten, daß Abd-el-Kader seinen besten Elephanten, daß Limburg an der Lahn seine hundertneunundneunzig Harfenistinnen abgesandt hat, uns würdig zu empfangen und die Traurigkeit, in welcher namentlich mein armes Herze verkehrt, zu verscheuchen! — Gentlemen! —

Der Elephant streckt seinen Rüssel, die Harfenistinnen strecken ihre Arme, und Obermeyers Flaschen strecken ihre Hälse nach uns aus! — Wer ist ein Mensch, und wird davon nicht gerührt? — „Wollen wir?“ — „Warum sollten wir nicht?“ Ueberlegt's Euch, beschlaft's Euch, bedenkt's Euch! und dann kommt heute Mittag zwischen ein und zwei zu dem lieben John Falstaff, zu dem dicken John Falstaff, zu dem soliden John Falstaff, zu dem traurigen John Falstaff, zu dem durstigen John Falstaff, und sagt ihm, ob und wann Ihr wollt! — John Falstaff würde zu Euch kommen, aber sein Bart ist wieder fingerslang, wie der alte Miller in Kabale und Liebe sagt, und er muß nothwendiger Weise zur bemeldeten Stunde großes Rasement halten! —

Morgen ist Kindtoofen — aber nicht bei die Jungfer Pifffen, sondern beim alten — wollt ich sagen: jungen Fritz. — Das wäre wohl eine gelegene Zeit, um bei Obermeyer eenen zu kneifen. —

Und nun Adieu, ihr Trunkenbolde! — Bringt mir doch auch die Europa und meinen Atlanten mit! —

Man grüßt Euch mit Achtung!

con tenerezza
il vostro

John.

Das Petschaft zeigt ein gothisches F., daneben ist geschrieben: alstaff.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 22. Mai 38.

Liebster Müller!

Morgen werden's drei Wochen, als ich bei Ihnen war, und durch Ihre und Reinicks Freundlichkeit einen schönen Tag verlebte. Sie haben seitdem Düsseldorf wieder verlassen, haben Hochzeit, Carmina, Akademie und Hofgarten hinter sich, und da wird Ihnen, hoff' ich, ein freundlicher, wenn auch kurzer und flüchtiger Gruß jetzt nicht zur unrechten Zeit kommen. —

Kennen Sie Pfarrius' neu erschienenes Bändchen Das Nahethal? Frisch und lebendig! Eine sehr erfreuliche Erscheinung, die mich über die Maßen angesprochen hat. —

Sonderlands Hans und Grete, Rattenfänger, Handschuh, Wilder Jäger sind ganz köstliche Bilder, die mich und alle, die sie gesehen und die ich darüber gesprochen, in hohem Grade erfreut haben. Der Rattenfänger gefällt mir fast noch besser, als Hans und Grete. Am mindesten hat mir der Handschuh, trotz meiner bekannten Bestienliebhabereien, zugesagt. Der Jäger ist aber wieder ganz herrlich! Das ganze Blatt lebt. Wenn der arme Bürger doch das noch erlebt hätte, daß man seine Risch=Rasch=Ballade so trefflich

illustrirte — wie würde das den Siechen, von der Misere des Alltagslebens zu Tode Gehetzten erquickt haben! Wenn ich einen unserer älteren Romanciers liebe, so ist es Bürger. —

Ich bin furchtbar faul, schwärme in meinen Freistunden in der schönen Gegend umher und suche Waldmeister. Bei dem schönen Wetter fällt mir auch nicht ein einziger Reim ein; dagegen ist jeder Spaziergang, den ich mache, ein Gedicht. — Was soll man alles aussprechen? „There have been poets who have never penn'd their inspiration." Byron.

* * *

Zu den Freunden Freiligraths während dieser Barmer Jahre gehörte auch der Oberlehrer am Mindener Gymnasium, Dr. Ernst Kapp. Einiges aus den vorliegenden Briefen aus dem Jahre 1838 mag mitgeteilt werden.

Barmen, 24. Juni 1838.

Zu meiner großen Freude bin ich nun endlich auch im Stande, Ihnen ein Exemplar meiner ganz kürzlich im Druck vollendeten, soi-disant Gedichte zu schicken. Nehmen Sie das Buch freundlich und mit Nachsicht auf! 's ist viel schlechtes Zeug darin, Puerilia, die eigentlich nur für mich Werth haben, sei es nun als Erinnerungen an die Situationen, welche sie hervorriefen, sei es als Documente meines Entwickelungsganges. Im Ganzen hab' ich Angst mit dieser Publication. Das unverdiente Glück, das einzelne meiner Sachen gemacht haben, hat die Ansprüche an eine Sammlung sehr gesteigert und — nun urtheilen Sie selbst, und wenn Sie einmal Zeit und Lust haben, so schreiben Sie mir ohne Rückhalt, was Sie von dem Buche denken. Ich höre nichts lieber als wohlwollenden Tadel!

Immermann hebt an meinen Versuchen besonders das Plastische hervor, und ich glaube selbst, daß ich, wenn ich das Technische der Malerei verstünde und von Jugend auf die erforderliche Fingerfertigkeit mir angeeignet hätte, ein besserer Maler als Dichter sein könnte. Einmal hat er mir auch gesagt, meine Poesie komme ihm wie ein wunderschönes Mädchen vor, üppig und voll, aber schlafend, das Auge geschlossen. Er soll wohl Recht haben. — Ich will mich wieder einmal verlieben und Seereisen machen, wenn ich zu Gelde komme. Ich bin ein Stein, und wenn ich Funken geben soll, so müssen dann und wann neue Stähle an mir klirren. —

* * *

An Luise Grabbe.

Barmen, 27. Juni 1838.

Die Veilchen, die in der Hermannsschlacht lagen, sind also vom Grabe meiner Mutter? Kennen Sie es denn noch immer, und ist es nicht wüst und

verwildert? Und wissen Sie auch Emma's und Louisen's Grab? Ach, es liegt mir Mancher unter dem Walle, um den mir noch jetzt die Thränen in die Augen schießen. Der Lippische Wald schaut hoch und ernst auf die Gräber herab, und bestreut sie im Herbst mit gelben Blättern; ich aber bin ihnen fern und kann sie nicht schmücken. Auch meine Soester Gräber nicht! — Seien Sie meiner Detmolder Hügel gedenk — lassen Sie meiner Mutter, lassen Sie meiner Schwestern Grab nicht wüst werden! — Ich bitte Sie drum; — Ach! ich wollte, ich wär' selber todt! —

Eine halbe Stunde später. — Der weiche Moment ist vorbei. — Ich bin ein närrischer Kerl und oft zu Tode betrübt. — Warum, das weiß ich selber nicht. Ich bin aber nur froh, daß ich wieder soweit wenigstens bin, denn in meiner Amsterdamer Zeit hab' ich Perioden gehabt, wo ich ganz starr und erstorben war, wo ich nach Thränen lechzte, und sie nicht vergießen konnte, und wo ich kein ander Lachen als das des Hohns und des Grimms hatte.

Sonntag vor acht Tagen war mein Geburtstag. Da hab' ich denn mit Gram und Sehnsucht in mein vergangenes Leben geschaut, wie in einen Brunnen, und hätte mich gern hineingestürzt. — Auch die Freuden, die ich an diesem Tage Jahr für Jahr in Ihrem Hause genossen, wurden mir wieder auf's Neue gegenwärtig! — Ach, ich thue eigentlich Sünde, daß ich mit der Gegenwart hadere. — Auch jetzt blüht mir noch manche Freude, und eine Menge guter Menschen, hier und anderswo, liebt mich und bestrebt sich, mir das Leben heiter zu machen. Ich bin aber ein düsterer Mensch, dem es nirgend heimisch wird. Eine ewige Unrast peitscht und verzehrt mich, und wenn ich nicht manchmal die schöne, tolle, gläserzerschlagende Lustigkeit hätte, meinen Hypochonder dahinter zu verstecken, so hielten mich die Leute für einen unheilbaren Grämling.

Ob und wann ich einmal zur Ruhe komme und ein gesetzter Philister werde, mag der Himmel wissen.

* * *

An Ernst Kapp.

Barmen, 7. Juli 1838.

Poëta vates! — Ich sprach in meinem letzten Schreiben die Vermuthung aus, daß Sie vielleicht eben jetzt wieder auf einer Reise begriffen wären. Und es trifft richtig zu. Während ich diese Zeilen zwischen Journal und Hauptbuch flüchtig auf's Papier werfe, stehen Sie vielleicht mit Ihren Felicibus auf der Spitze des Brockens, oder ein alter Steiger führt Sie durch das Tropfsteinlabyrinth der Baumannshöhle, oder Sie bereiten sich, unter dem Gelächter Ihrer losen Jugend, durch das Anlegen eines wohlconditionirten

Hinterschurzes zur Einfahrt in den Rammelsberg würdig vor. Wie gern wär' ich bei Ihnen, das tannige Gebirg zu durchmeistern. Die Lehr- und Wanderjahre sind auch mir ein theures Werk. Die Aehnlichkeit mancher Situationen meines eignen Lebens mit den vom alten Wolfgang geschilderten hat mich von jeher angezogen, und ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpults auf meinem Amsterdamer Comptoir, wo ich, unter'm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches, den Meister im Jahr 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Kähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopf das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignons Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigne Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden.

Das Binnenland, Berg und Wald und Fels, zieht mich übrigens nicht so an, wie das Meer, die Küsten. Berge drücken mich, ich muß weite Horizonte haben, die der Sehnsucht, der Phantasie, dem Schweifen des Geistes keine Schranken anlegen. Wenn ich kann, so fang' ich künftigen Sommer mit den Holländern Häringe in der Nordsee, bei den Shetländischen Inseln, sehe den Kraken, und lasse mir Fischermährchen erzählen, angehaucht vom Ossianischen Hauch der Schottischen Küste. Und dann schiff' ich mich nach Smyrna, Constantinopel und Odessa ein, und dann nach dem Jasonischen Kolchis. Ich will das Mittelmeer kennen, das Natur und Geschichte in gleicher Fülle auf den Fahrenden wirken läßt. Ich will mir ein goldenes Vließ von Liedern holen.

Doch ich bin ein armer Teufel, und sitze über's Jahr wohl eben so an's Pult geschmiedet, wie heute.

* * *

An Ernst Kapp.

Barmen, 14. Juli 1838.

Sie werden denken, theurer Freund, daß ich ein närrischer Kerl sei. Erst lass' ich Sie schier so lange Zeit auf Antwort warten, als ein Mensch nöthig hat, um auf die Welt zu kommen, und nun unterhalt' ich ein so lebhaftes Briefkreuzfeuer mit Ihnen, daß Sie bei Ihrer Heimkehr statt eines Schreibens von mir deren zwei vorfinden. Nehmen Sie mir's nicht übel! Ich weiß leider durch widrige Erfahrungen, wie fatal es ist, wenn man sich in der Correspondenz einer gewissen Nachlässigkeit hingibt, und habe mir seit meinem 28. Geburtstage vorgenommen, wie in allen übrigen Punkten, so auch in diesem, ein ordentlicher Mensch zu werden, und lieber zu viel als zu wenig zu thun. Ich räume deßhalb unter dem Tohu Wabohu meiner bisher unerledigten Correspondenz mit Macht auf, und was neu einläuft,

das expedir' ich, wenn ich kann, umgehend. So bleibt man immer au courant mit seinen Freunden, und schreibt man in der Eile des Augenblicks auch nicht just Viel oder Vernünftiges, so wird dieser Uebelstand, denk' ich, durch die Frische und Unmittelbarkeit des Verkehrs wieder in anderer Weise ausgeglichen.

Ihren Brief vom Brockenhause, hinten: Nordhausen und vorn: Blankenburg gestempelt, hab' ich vorgestern erhalten, und mich herzlich an den Mittheilungen über Ihre Bergfahrt gelabt. Heute haben Sie nun wohl Schierke und Elend längst wieder hinter sich, sehen vielleicht meine heimathlichen Schluchten und Gipfel in der Ferne blauen, und zeigen Ihren Knaben morgen oder übermorgen die Stätte, wo das Denkmal des Cheruskers sich erheben wird. Wenn Ihre Jungen dort Heidelbeeren essen, so denken Sie, daß ich's auf der nämlichen Stelle vor 15 Jahren auch gethan habe und oft genug mit blauem Maul und Fingern den Teut hinab nach Detmold zugedämmert bin. — Was sagen Sie denn zu dem Denkmal? Es ist gewiß etwas Schönes drum, und als Lipper nehm' ich zwiefachen Antheil dran, hab' auch etwelche Gelder hier zusammengebracht. Dennoch hab' ich auch meine Bedenken bei der Sache! Ich dächte, in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen ein Jakob Grimm, Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch noch wohl anders und schöner, als durch Errichtung eines Mals für Hermann, bethätigen. Was liegt nicht Alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch Anderes als Denkmäler! Doch, es ist ja auch die Zeit der Monumentomanie, und ich will vor Allem meine guten Landsleute nicht tadeln, daß sie auch dem Hermann ein Denkmal setzen wollen. Laß' ich selbst doch vielleicht nächstens ein Gedicht für die neue Irmensul los. Nur, um des Himmels Willen, sollte je einmal eine Zeit wiederkehren, wie die von 13, 14 und 15, und lodert dann Alles wild und kühn und groß auf, wie damals — um des Himmels willen laßt uns dann nicht sagen: Das hat der kupferne Hermann auf der Grotenburg gethan!

Kennen Sie Karl Becks Nächte, Gepanzerte Lieder? — Das ist ein Gewaltiger, dieser einundzwanzigjährige Ungar! Ich hab' einmal ein Lied gemacht, drin kam ein Vers vor:

Die Stirn umglüht von farb'gen Traumgebilden,
Am grauen Meere war ich unterdeß;
Es gaben Grün und Lenau mich den wilden
Schlaflosigkeiten des Themistokles.

Und Beck, obgleich er 7 Jahre jünger ist als ich, ist im Stande, mich auf's Neue in diese Schlaflosigkeiten zu stürzen. Doch hoff' ich, hab' ich ihm auch zuweilen eine schlaflose Nacht gemacht. — Respect vor dem Kerl!

Und nun für heute Adieu! Ich heiße Sie, von meiner luftigen, graubevorhangten (und deßwegen — Zelt oder Segel! — an die Wüste wie an das Meer erinnernden) Kneipe aus herzlich willkommen zu Hause.

Es ist aber eine gottlose Hitze heute. Sonnabend Nachmittags 2 Uhr 1838.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 16. Juli 38.

Du kennst mich nun schon fast seit einem Jahre, und weißt, daß ich unter vielen Lastern auch das des Procrastinirens an mir habe. Auch diesmal habe ich die Beantwortung Deines letzten Briefes vom 10. Juni von einem Tage zum andern hinausgeschoben; — sei mir nicht böse darum, und wisse, daß ich ein geplagter Mensch bin, ein gehetztes Stück Fleisch, das „vom Geschäft", von der Hitze, von Besuchen und Themistokleischen Schlaflosigkeiten körperlich dergestalt geritten ist, daß es schier jenen Stücken Fleisch vergleichbar sein dürfte, welche der Baschkir unter dem Sattel gar zu reiten pflegt.

Dein lieber Brief hat mir herzliche Freude gemacht und mich lebhaft an die schönen Tage des Musikfestes erinnert. Wir waren doch vergnügt, alter Schnurrbart, nicht wahr? Wenn ich noch an die Uhuvorstellung im Marienbildsgarten, an meinen blutenden linken Ringfinger (die Narbe ist noch sichtbar) und an unsern Besuch bei dem morgenröthlichen Matzerath denke, so wandelt mich noch jetzt beim Schreiben ein Lächeln an. Wie gern wär' ich noch ein paar Tage in Bonn oder Cöln bei Dir geblieben! Und wie gern flög' ich jetzt in diesem Augenblick Rheinauf oder Rheinab und badete meine staubigen Haarstränge im frischen, erquickenden Hauche des Stromes! Ach, ich bin ein gequälter glebae adscriptus! Eine Extrapost nach der andern rasselt bei meinen Fenstern vorüber, die Hörner rasen in die stechende Sonnenhitze hinein, und Locken und Schleier flattern lustig dem Rheine, den Bädern zu! Das ist reinweg um des Teufels zu werden, wenn man Tag aus Tag ein in dem verdammten Muckerneste hocken muß!

Wenn ich's auf den Herbst möglich machen kann, so komme ich sicher auf ein paar Tage herüber. Sehr freue ich mich, dann auch Arndt und Simrock kennen zu lernen, und verspreche mir überhaupt viel Freude von der kleinen Fahrt. Kenn' ich doch bei Gott den Rhein nicht bis über Cöln!

Beiliegend schick' ich Dir nun endlich meine Gedichte. Es hat lange gedauert, ehe Du sie erhältst, und ich muß auch deßhalb meine zu Anfang dieses Briefes ausgesprochene Bitte wiederholen. Das Datum im Buche möge Dir beweisen, daß ich, sowie ich meine Exemplare von Cotta empfing, an Dich gedacht habe; das Abschicken ist aber immer eine verfluchte Geschichte bei mir, und es dauert gewöhnlich lange, ehe ich damit zu Stande komme.

Nimm nun den Band so freundlich an, als ich ihn Dir gebe, lieber Müller, und wenn Du selbst 'mal Deine Sachen sammelst, dann weißt Du wohl, daß ich sie auch en revanche von Deiner Hand haben muß. Vorläufig schreib mir aber Deine aufrichtige Meinung über mein Buch. Was Du d'ran auszusetzen hast, weiß ich zwar schon im Allgemeinen aus unsern Gesprächen über Poeterei — es würde mir aber doch eine Freude sein, wenn Du mir Deine Ansicht schriftlich wiederholen wolltest.

Matzeraths Recension in der Cölner Zeitung hast Du wohl schon gelesen? Er hat mich, warum soll ich's nicht gestehen? in der That damit erfreut. Wenn ich natürlich auch nicht unbedingt in das einstimmen darf, was er zu meinem Lobe sagt, so glaub' ich doch, daß er mich im Ganzen richtig aufgefaßt hat, und da er auch seinen Tadel offen und frisch ausspricht, so denke ich, daß es ihm mit dem Andern ebensowohl Ernst sein wird. Er hat mir auch vor vierzehn Tagen geschrieben, herzlich und freundlich, und ich werde ihm, da ich heute 'mal unter meinen Briefen aufräume, noch diesen Abend antworten. Wir Rheinische Poeten müssen doch zusammenhalten, und können's auch, denk' ich, ohne daß man uns Worte wie: Coterie, Clique, Kameradschaft entgegenhalten darf. Ein frisches Zusammenstreben ist doch immer das Schönste, und einem düstern Alleinschaffen, wie ich es früher getrieben habe und treiben mußte, in jeder Hinsicht vorzuziehen, obgleich es sich auch nicht verkennen läßt, daß das Alleinschaffen den Dichter meist eigenthümlicher sich zeigen läßt, als er's sonst vielleicht gethan hätte. Vergleiche übrigens über diesen Gegenstand ein schönes Gedicht von Lenau: Einem Dichter, das ganz kürzlich im Morgenblatte stand.

Und wieder rast eine Extrapost vorbei, daß mein Tisch zittert und meine Ohren gellen. Auch der Bogen ist zu Ende, darum für heute das herzlichste Lebewohl, und die freundliche Bitte um eine baldige Antwort. Gott mit Dir!

Auch von Immermann habe ich einen langen beurtheilenden Brief über mein Buch. Er sagt auch, daß ich ein Moderner wäre. Besonders gefällt ihm der Blumen Rache, und meint er, daß mir darin etwas gelungen sei, was selbst Goethe nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich „ein ganz schlichtes, natürliches Ereigniß in schönster Weise mythisch zu machen.“ Ihr verfluchten Kerle, wie gelehrt könnt Ihr das Alles von Euch geben!

Jacob Grimm: „Ueber meine Entlassung“ hab' ich auch gelesen, und mich gleich Dir daran erbaut — das ist ein Mann! Wer doch alles so recht packen könnte, was in unsrer Zeit liegt — das könnte Gedichte geben!

Ich will mich nun doch an einem der nächsten Sonntage von Reinick zeichnen lassen. Wenn ich nur nicht so garstig wäre! Ich will ein recht gelehrt Gesicht machen, wenn ich sitze, um wenigstens gescheut auszusehen.

An Wolfgang Müller.

Barmen, 2. August 1838.

— Ich habe mir jetzt Monatsrosen und Geranien angeschafft. Ich hab' gern was Grünes auf der Stube. Ich wohne jetzt aber auch schön, in der Mansarde freilich, aber auf einem großen Zimmer, in einem großen Hause, und an einer breiten, rasselnden Straße, wo mir Alles vorbeisprengt, was zwischen Rhein und Weser hin und her rutscht. Diese rasselnde hat mir auch schon ein Gedicht bescheert:

Ein schwüler Sommertag! Ich lieg' am Heerespfade;
Die Wolken lodern, gelb wie Rost;
Da donnert Hufgedröhn; vorbei mit flücht'gem Rade
Vierspännig jagt die Extrapost.
Hinfliegt sie, schwer bepackt; die Axe droht zu brechen;
Die staub'ge Nabe knirscht vor Zorn!
Die Renner greifen aus, und in der Sonne Stechen
Rauhkehlig ruft hinein das Horn u. s. w.

Das Gedicht spielt zum Theil auch auf der Rheinbrücke zwischen Deutz und Cöln, und es kommt eine wunderschöne Person drin vor, die vermuthlich dieselbe ist, von der Du mir schreibst und wenn ich bitten darf, Sonntag mehr erzählst. Ich fange jetzt überhaupt an, fleißig werden zu wollen. Ach, meine schönste, produktivste Zeit war aber immer doch noch die an der Küste, als ich obskur war, als mich meine Umgebung für einen stillen guten, aber etwas einfältigen Menschen hielt, und als ich knirschte und nach Herzen heulte. Das war die Zeit, von der ich einmal schrieb:

Die Stirn umglüht von farb'gen Traumgebilden,
Am grauen Meere war ich unterdeß,
Es gaben Grün und Lenau mich den wilden
Schlaflosigkeiten des Themistokles u. s. w.

Ich wollte, daß ich todt wäre!

Nun hab' ich doch wieder mehr gekohlt, als ich wollte! Hol' der Teufel die Geschwätzigkeit. Nun, Adieu! Wenn ich Sonntag noch lebe, so komme ich. Bis dahin (und drüber hinaus) treu

Dein

Freiligrath.

Ist das nun aber nicht ein gut Bild:

Und als der Sandwirth wollte schlagen,
Als er bereit nun stand zu wagen
Den Adlerflug, den Gemsensprung:
Da trat sein Hausweib hin zur Passer,
Und warf in das empörte Wasser
Die Späne der Verkündigung.

Rasch in die Thale mit den Wellen
Bis vor des Thalvolks rauhe Schwellen
Bachabwärts rollte Span auf Span.
Daß Alles fertig auf den Firnen,
Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen —
Blut, Mehl und Späne sagten's an!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

So in den wilden Strom der Tage,
Daß er ihn rasch von dannen trage,
Werf' ich des Liedes blut'gen Span!

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 10. Aug. 1838.

Wilhelm Junior hat, laut eben eintreffendem Briefe, eins der schönsten Bilder der Ausstellung gestern gewonnen: Elias in der Wüste, von Meyer in Bremen, 5 Fuß lang, 5 Fuß breit, Werth 5 à 600 Thlr.! — Es sollen noch einige Nummern hierher kommen; wir haben also noch Hoffnung — O, Holofernes, wie beb' ich vor Erwartung! — Es wird aber wohl umsonst sein — ich bin ein Stiefsohn des Glücks, und werde wohl bald sterben, denn ich hab' enorme Brustschmerzen, und heute Morgen Blut gespieen. Wie Gott will! —

* * *

An Heinrich Koester.

Ohne Datum. Poststempel 22. 8. [1838.]

Liebster Koester!

Wenn ich gleich nach unserer Unterhaltung von gestern Morgen sicher sein darf, daß Du mir vergeben hast, und mir den Unsinn, den ich Dir, hingerissen vom Wein und einer mir noch zu dieser Stunde unerklärlichen momentanen Melancholie, entgegensprudelte, nicht mit Groll nachträgst, so kann ich den Schmerz, den ich Dir, wenn auch nur für eine halbe Stunde, bereitet, doch noch immer nicht verwinden. Ich bin, seit ich Dich verlassen, in einer Stimmung, die mich, wenn sie lange anhielte, unglücklich machen würde. Ich muß Dir nochmals die Hand bieten, ich muß Dir nochmals sagen, daß mir meine unglückselige Uebereilung leid ist, und daß sie bei Allem, was mir heilig, nichts weniger als der Ausdruck dessen war, was ich von Dir denke und für Dich fühle!

Ich hab' Dich wahrhaftig lieb, Koester; und daß ich's habe, dafür möge Dir die tiefe Trauer Bürge sein, die mich seit gestern Morgen beschlichen, deren ich mich trotz allen Sträubens nicht erwehren kann, und die mir, viel=

leicht von Dir belächelt, nicht eher Ruhe läßt, bis ich Dir noch einmal Abbitte gethan und Dich noch einmal gebeten habe, jenen fluchwürdigen Moment aus Deinem Gedächtnisse zu vertilgen, und mich wieder so lieb zu haben, wie Du mich vorher hattest. Möchte ich Dir nur ja so recht zeigen können, daß Du mir werth bist, und daß es keine leeren Phrasen sind, was ich Dir jetzt, mit Thränen im Auge, hinschreibe. — Es ist ein entsetzliches Gefühl, einem braven Kerl, der's gut mit Einem meinte, wehe gethan zu haben. Fluch meiner Heftigkeit und meinen augenblicklichen düstern, galligen Stimmungen! Wie oft habe ich nicht schon auf ähnliche Weise verletzt, und wie oft, leider! hab' ich nie wieder gut machen können, was ich so verbrochen. Du erinnerst Dich, daß ich Dir zu Cöln in jener schönen Morgenstunde von einem Liede erzählte, das ich bei einer solchen Gelegenheit gemacht. Es ist mir gelungen, es zum Theil wieder aus dem Gedächtnisse heraufzurufen, und ich lasse es folgen, so weit ich's weiß:

O liebe, da du lieben kannst!
O liebe, da du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!
u. s. w.[1])

Schreib' mir bald einmal, lieber Kerl! Laß mich bald schwarz auf weiß sehen, daß Du der aufrichtigen Reue ein unseliges Aufbrausen nicht mit der Kleinlichkeit nachträgst, die nur das Erbtheil des Philisters zu sein pflegt. Sei mir gut, und bleib' mir gut, und sei überzeugt, daß ich Dich seit vorgestern Abend wo möglich noch lieber habe, als vorher. Deine Thränen haben mir vielleicht tiefer in's Herz geschnitten, als Dir meine Worte.

* * *

An August Schnezler.

[Undatirt. August 1838.]

Hier meine Hand, alter Kerl, und nun kein Wort mehr von den Dummheiten, mit denen wir uns seither das Leben sauer gemacht haben. — Nur eins noch, über die Stelle Deines Briefes: „ich bin mehr, als Du meinst!" — Liebster, bester Schnezler, wie in aller Welt kommst Du aber nur auf den Gedanken, als verkennte ich Dich in irgend einer Weise? Dein schönes, frisches Talent hab' ich mit herzlicher Anerkennung begrüßt, eh' ich in nähere Berührung zu Schnezler, dem Menschen, kam, und ich geb' Dir mein Wort drauf, daß ich vor Hubs Einladung zum Odeon sicher wenig Respekt gehabt

[1]) Das Gedicht zeigt, wie der Anfang beweist, manche Varianten, augenscheinlich ältere, gegenüber der gegenwärtigen Fassung, auch manche Lücken. Vgl. die Bemerkung zum Briefe an Zulauff vom 4. Sept. 1838.

hätte, wäre nicht Dein Name mit genannt worden. Und was das Andere betrifft, so ist vielleicht Niemand besser im Stande, als ich, die Kämpfe, die Dir aus dem Widerspruch Deiner höheren Bestrebungen mit Deiner äußern Lage erwachsen, durchzufühlen und zu würdigen! Deine Briefe haben mich Dich in jeder Beziehung lieb gewinnen lassen, und eben weil ich Dich lieb habe, wurmte mich's, wenn ich dachte, Du habest etwas gegen mich. — Und das mußte ich wohl denken, da mir Hub verschiedentlich von Deinen Klagen über meinen „Stolz" ꝛc. erzählte. — Ach, Du lieber Gott! — Kenntest Du mich doch persönlich, Du würdest sicher nicht so reden, und — doch nun Lieb am Ende! — Du wirst mich hoffentlich je länger, je besser kennen lernen; — auf die zweite Seite darf ich doch mit dem „einen Worte" nicht kommen.

Was machst, was dichtest Du denn jetzt? Ist Dein Berthold Schwarz in der Erwinia abgedruckt, oder bildet er auf dem Blatte, auf dem Du ihn mir schicktest, einen Theil einer demnächst von Dir zu veranstaltenden neuen Sammlung? Schreib' mir drüber. — Nicht nur ich, auch Andere hören gern davon. — Du hast hier viele Freunde, und würdest noch mehr haben, wenn der zweite Jahrgang des Odeon nur erst vertheilt wäre. Du gefällst namentlich den Damen außerordentlich.

Auf Deine Recension meiner Sammlung in der Erwinia freue ich mich herzlich, und bitte Dich, sie mir ja bald zu schicken. Bis jetzt sind mir vier Beurtheilungen zugekommen, in der Cölner Zeitung, in den Rheinischen Provinzialblättern, im Hamburger Correspondenten und in der Berliner Literarischen Zeitung, so daß sich also erst Ein kritisches Institut κατ' ἐξοχήν über mich ausgesprochen hat. Die Cölner und die Berliner Recension sind die gründlichsten und gediegensten. Die erstere ist von Matzerath, dessen Sammlung auch ohnlängst bei Cotta herausgekommen, und in dem ich Pfingsten auf dem Musikfest zu Cöln einen eben so geistreichen, als anspruchslosen und fidelen Kerl kennen lernte. Matzerath lebt in Cöln, ist Jurist, und macht nächstens sein Assessor-Examen. Der Appellhof, die Post, das Comptoir — Heiliger Apoll, wohin lässest Du Deine Jünger verschlagen werden! Wir sollten dem Fernhintreffenden eigentlich thun, wie er seiner Zeit dem Marsyas that. Der Delier ist wahrlich ein Schuft, und seine Gedichte sind auch wohl nicht besonders gewesen, und mögen sich zu fidibus citharaque schlecht genug ausgenommen haben. — Wir verstehen's jetzt anders.

Addio, Lieber! — Ich habe vor einer halben Stunde Deinen Brief empfangen, und beantworte ihn jetzt gleich, damit Du siehst, daß ich, wie oft bemerkt, eine gute Haut bin, und daß Deine Explicationen mich vollkommen überzeugt haben, daß Du mir noch immer der alte Gustel bist.

Addio!

An Heinrich Zulauff.

[Poststempel 4. Sept. 1838.]

Würdest Du, wenn ich Koester auf nächsten Samstag zu einer Syburger Partie im bekannten grandiosen Fahnen- und Halb-Anker-Style veranlassen könnte, Dich entschließen, dieselbe abermals mitzumachen? Die beiden Dünweg sind selbstredend wieder mit dabei, höchst wahrscheinlich der Edle von Schwarzwild und der Neufchateller Neuburg. Elbers ließe sich diesmal vielleicht auch bereden — kurz, es würde gewiß etwas Schönes und in der Erscheinung höchst Patentes geben, umsomehr als wir durch keine Limburger Ehehaften gebunden und durch unglückselige Etiquette-Verstöße verstimmt werden würden. Ich möchte so gar gern den herrlichen vorgestrigen Morgen noch einmal verleben! Ueberleg's Dir und schreibe oder sage mir bis morgen bestimmte Antwort, damit ich Wagen und Liquor zur rechten Zeit beschaffen kann. Das Wetter bleibt gut! Ich schreibe noch morgen an Koester, denn dafür bin ich Mutter! — sollte er aber nicht können, so müßte die Partie dennoch vor sich gehen.

* * *

Es darf wohl hier zur Erläuterung ein kurzes Wort beigefügt werden, anknüpfend an die Aufzeichnungen von Heinrich Zulauff, eines der Teilnehmer an dem Ausfluge im Sept. 1838 nach Hohensyburg, der herrlich gelegenen Wittekindsfeste im Lennethal. In einem fahnengeschmückten Omnibus — Freund Schlickums Illustration zur Hohensyburg im Malerischen und romantischen Westfalen zeigt ihn — für alle Fälle mit einem Fäßlein Weines versehen, zogen die Freunde aus und verlebten einen prächtigen freudigen Tag; nur abends im Ballsaale zu Limburg, als trotz der späten Stunde Freiligrath von seiner Gesellschaft kaum loszubringen war, die sich, meist junge Mädchen, klettengleich an den Dichter hingen und ihn nicht fortlassen wollten, machte Zulauff einen verzweifelten Anlauf; es gelang endlich mit Mühe und Not, den Freund loszureißen und in den Wagen zu bringen, trotz der bösen Gesichter der Damen. Freiligrath stieg ärgerlichen Mutes ein und gab Zulauff auf ein scherzendes Wort eine barsche Antwort. Daraufhin ging dieser am nächsten Sonntag Morgen nicht wie gewöhnlich zu Freiligrath, sondern am Hause vorbei. Der Dichter lag im Schlafrock oben am Fenster und rief aus Leibeskräften Zulauffs Namen. Als dieser nunmehr, rasch begütigt, bei ihm eintrat, kam ihm Freiligrath entgegen mit einer Abschrift seines „O lieb, so lang du lieben kannst," und aller Hader war vergessen. Es ist daraus zu schließen, daß Freiligrath, wie der letzte Brief an Koester lehrt, welcher dasselbe, nur etwas unfertig und lückenhaft, enthält, gerade damals das vor Jahren entworfene Gedicht in die nun allbekannte Gestalt

brachte. Freiligrath gab sich große Mühe, eine Wiederholung des gelungenen Ausfluges zu veranstalten, aber derselbe scheiterte an der Ungunst des Wetters.

An Wolfgang Müller.

[Barmen], Dienstag, 5. September 1838.

Deinen Brief habe ich erhalten, beantworte ihn aber heute nicht ausführlich und im Einzelnen, sondern richte, gedrängt von vieler Arbeit, nur im Fluge die nachstehende Bitte an Dich.

Du warst noch nicht in Westphalen, Du willst erst nächste Woche nach Holland, Du gedenkst mich zu besuchen — komm' nun, ich bitte Dich herzlich, wenn Du irgend kannst, spätestens Samstag Nachmittag herüber, kneipe bei mir (im Werth bei Buchhändler Langewiesche), und schließ' Dich Sonntag einer vierspännigen Char-à-banc-Partie im grandiosesten Fahnen- und Halb-Ankerstyl an, die ich mit einigen Freunden nach Wittekinds Feste Hohensyburg, dem prächtigsten Punkte Westphalens, der Dir meine eichenbekränzte Heimath aus der Vogelperspective im schönsten Licht zeigen wird, zu machen Willens bin. Ich lade auch Matzerath ein, den morgenröthlichen, und hoffe, daß er es gleich Dir nicht verschmähen wird, mein Gast zu sein. Es gehen noch einige junge Kaufleute mit, lauter ordentliche tüchtige Kerls, mit denen sich zwar nicht ästhetisch kohlen läßt (wenn sie auch literarische Bildung besitzen), die Dir aber nichtsdestoweniger gefallen werden. Was mich betrifft, so will ich streben, so liebenswürdig zu sein, als ich nur irgend kann. Wenn ich im Freien juble, auf Dampfbootverdecken, oder auf Burgtrümmern, da bin und bleib' ich fidel und lustig — meine leidige Berserkerwuth überfällt mich nur in dumpfen, dunkeln, gedrückten, achteckigen Zechstuben; Du sollst wahrhaftig Freude an mir erleben!

Nun komm' aber auch hierher! Thu' mir die Liebe, und schreib' mir jedenfalls umgehend, daß und wann Du kommst, damit ich wegen Wagen u. s. w. das Nöthige beschicken kann.

Ich war vorigen Sonntag auf Syburg, und kann Dir nicht sagen, wie königlich froh wir gewesen sind. Ich hatte die Ausspannung aber auch nöthig, denn wenn ich über mir selbst brüte, so fällt mir Chamisso's Tod mit Centnerschwere auf's Herz und in's Gewissen. — Mündlich mehr darüber.

* * *

An Wolfgang Müller in Amsterdam.

[Barmen], 18. Sept. 1838.

Liebster Freund!

Du bist nun drüben im Nebellande, wo ich fünftehalb Jahr gewirth-

schaftet habe. In der Erinnerung ist Einem Alles lieb, auch das überstandene Unangenehme, und so finde ich denn mehr und mehr, daß mir Holland, trotz mancher trüben, einsamen Stunde, die ich drin zugebracht habe, lieb und an's Herz gewachsen ist. Und eben jene Einsamkeit, die ich damals so oft verwünscht habe, in der ich so oft verkannt, mißverstanden, und in theils geistloser, theils gleichgültiger und vornehmthuender Umgebung von tiefer, heißer Sehnsucht nach Menschen und Herzen verzehrt worden bin, ist es ja eben, die mich in mein Inneres einkehren, die sich meinen Sinn in höherm Grade dem tröstenden, beruhigenden Strahle der Dichtung erschließen ließ, als dieß vielleicht in einem äußerlich glänzenderen Verhältnisse geschehen wäre. Drum bin und bleibe ich, wie gesagt, dem Lande der Wiesen und der Dünen von Herzen gut! Grüß' es von mir! Grüße das Toben und Treiben der Straßen, grüße die stattlichen Bäume der Grachten, grüße die Schiffe und die Schiffer, die Dünen und die Fischerdörfer! Grüße das Meer, das Meer!

Weiß der Teufel, daß ich heut' so weich bin! — Sind mir doch bei diesen Grüßen die Thränen in's Auge geschossen! Das ist der verfluchte Herbst, der mich immer so weich macht! Die Blätter werden gelb, auf den Bergkuppen liegt Nebel, die Schwalben schicken sich an zu ziehen, hin und wieder ein halber Sonnenstrahl das Gewölk durchbrechend, in den Gärten die erste Aster! — Ja, was ich sagen wollte:

Geh hinaus bis an das Haus,
Wo die Astern sprießen!
Wenn Du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen! —

Die Rosen sind nun aber auch wohl am Verblühen! — Ach, der Herbst, der Herbst!

Wenn ich jetzt bei Dir wäre, dann wollte ich Dir all meine Lieblingsplätze in den Parks, den Dünen und am Meere zeigen. Dann solltest Du mit mir in die Episcopal church, auf dem grünen Burgwall, wo die Sonne, durch matte Scheiben brechend, blondgelockte Töchter Albions bestrahlt, wo Mädchenstimmen, hell wie Glocken, mir oft die Brust durchzittert haben, wo ich, Holy Bible und Common Prayerbook auf dem Knie, so manchmal den Vicar von Wakefield zu erleben geglaubt habe. Dann wollten wir über die Grachten ziehen, und hinter dem röthlichen Flintglas der prächtigen Spiegelfenster die feinen bleichen Gesichter schlanker Banquierstöchter in ruhiger Verklärung schauen.

Dann wollten wir uns — es ist ja gerade Messe — von vollbusigen Friesinnen Waffeln vorsetzen, und von Loissets Reiterinnen das Blut rascher

durch die Adern jagen lassen! — Hopp! sagen die Ueppigen, springen durch die Gerte, daß es dampft, und lassen sich, matt geworden, auf den Gaul fallen, daß man bedauert, in dem Augenblick kein Pferdenacken zu sein. — Aber, es ist ja Herbst, und ich bin düster! — Ich möchte mit den Schwalben über's Meer; ein flatternd Blatt möcht' ich sein, das der Sturm in den Wäldern Litthauens von der Eiche reißt, und durch das herbstliche Deutschland führt, über Strom und Berg, über Thurm und Schloß, bis an's Ufer der Nordsee. — Dort aber schlürft es die Fluth ein und spült es an die schottische Küste, wo der Tartan fliegt, oder südlich hinab an die spanische, wo es der Hauch des Südwinds abermals fortreißt und einer Kastilierin, die mit fliegendem Busen unter einem Granatbaum vom Fandango rastet, in das schwarze, schwarze Haar jagt. — Solch' ein Blatt aber hab' ich gestern gesehen. Es kam in der Richtung von Nord-Ost, ein trotziges, prächtiges Blatt, dunkelgrün mit blutrothen Flecken. — Wirbelnd kam es heran auf dem Heerwege, und als ich's aufnahm, und am Stiele frei mit gehobner Hand in den Sturm hielt, da hat es mir ungeduldig raschelnd erzählt, woher es komme und wohin es wolle. — Ich ließ es los — der Wind ergriff es — fort, fort! — Wer solch ein Blatt wäre! — Oder todt! — Ich kann Dir heute wahrhaftig keinen vernünftigen Brief schreiben. Ich hatte den besten Willen dazu, und habe, glaub' ich, auf der ersten Seite auch ordentlich angefangen. Es geht aber sicher nicht, obgleich ich Dir mancherlei zu sagen hätte, was ich nun bis zum Wiedersehen aufheben will.

Dahin gehört unter Andern, daß ich gestern von Kinkel einen Brief hatte, worin er mir wegen der Herausgabe eines Rheinischen Musen-Almanachs in Verbindung etwa mit Simrock in ähnlicher Weise zusetzt, wie Du früher. Die Sache ist lockend und es wäre schön, das Rheinland in poetischer Weise einmal würdig vertreten zu sehen. Doch weißt Du, wie ich darüber denke! Warum eine „Schule" und warum mich als Popanz voraufstellen? Ja, wenn ich auch äußerlich weniger gehemmt und gestört wäre! Zudem geht auch Matzerath, glaub' ich, mit einem ähnlichen Plane schwanger. Er hat mir auf dem Dampfer, glaub' ich, davon gesprochen!

Thut, was Ihr wollt, aber laßt mich aus dem Spiele! Schaffe der Einzelne, was er kann! Ist es was Tüchtiges, so gereicht's dem Vaterlande gewiß eben so sehr zur Ehre, als wenn wir uns in einem Sammelsurium zusammenthun, worin doch immer minder Gutes unterläuft. Wenn wir was machen, so bin ich jedenfalls dafür, nicht bloß die Lyrik zu bedenken. Uechtritz und Immermann, die ich zu gewinnen mir getraue, könnten Dramatisches oder Novellistisches liefern; von Binzer in Cöln desgleichen; artistische Beilagen von Düsseldorfer Künstlern dürften auch nicht fehlen; es müßte

eine Repräsentation des gesammten poetischen und artistischen Rheins sein! Durch Becker (der mich, beiläufig, für Dich zeichnen soll, wenn Du's gern hast) und andere Dir befreundete Künstler könntest Du gewiß für das Unternehmen, wenn es in dieser Art zu Stande käme, viel thun! Mündlich mehr!

Immermanns Münchhausen I. ist heraus. Ein trefflich Buch. Enthält eine ausgezeichnete Schilderung Westphalens! — Etwas ganz Herrliches. Ich bin vor Plaisir fast außer mir gewesen! — Ich hoffe, dies rhapsodische Blatt wird Dich noch im Fuchsbau treffen. Gott mir Dir! Schreib bald! Immer Dein alter Freiligrath.

* * *

Zu den Freunden, welche Freiligrath während der Barmer Jahre nahe traten, gehört auch Heinrich Künzel zu Darmstadt. Ursprünglich Theologe, dann mit Vorliebe dem Studium der englischen Sprache und Literatur sich widmend, mit einer hübschen Gabe für lyrische Dichtung, ein vielversuchendes aber mittleres Talent, ein warmherziger Mann, war er mit Freiligrath durch dessen Odeon in Berührung gekommen. Die beiden Männern gemeinsame Vorliebe für die englische Dichtung veranlaßte im Herbst 1838, als Freiligraths erste Sammlung erschienen war, einen Briefwechsel, welcher auf unseres Dichters Arbeiten und Zukunftswünsche während des letzten Barmer Jahres ein bedeutsames Licht wirft; wir werden später die gemeinsame Aufnahme des hier angeregten Gedankens einer deutsch-englischen Literaturzeitung in Freiligraths Leben eine nicht unwichtige Rolle spielen sehen.

Lieber Künzel!

Barmen, 4. Octbr. 1838.

So red' ich Sie nämlich ohne Weiteres an, denn Ihr Brief hat mir eine zu große Freude gemacht und mir Ihre freundlichen Gesinnungen für mich zu herzlich an den Tag gelegt, als daß ich anders könnte. Gestern Abend kam ich von einer achttägigen Tour durch meine Heimath Westphalen zurück, und das Erste, was mir gereicht wurde, war Ihr Brief. Nun will ich ihn auch gleich beantworten. Das Herz ist mir noch voll von den Eindrücken des prächtigen gestrigen Tages. Den schönsten Hügelrücken der Westphälischen Mark hab' ich befahren. — Eichenwälder, das kräftige Grün wie mit Blut besprenkelt — Birken- und Haidegestrüpp — Sonnenschein und rosige Mädchengesichter — Wittekinds alte Veste Hohensyburg — in der Ferne das graue Dortmund mit der Reinoldikirche, wo das kühnste der Heymonskinder schlummert — Wagengerassel und Hufschlag, Römerklang und Rüdesheimer — auch ein paar Thränen: — Das Alles zittert mir noch durch die Seele, und macht mich aufgelegter als je, einen freundlichen Zuruf freundlich und von

Herzen zu erwidern. Und wenn ich confus bin und rhapsodisch, so schieben Sie das auch noch auf die Aufregung der Reise, nicht wahr?

Recht von Herzen hab' ich mich gefreut, daß Ihnen meine Gedichte gefallen. Sie meinen's ja, wie Sie sagen. Warum wollten Sie mir was weiß machen? Und da freu' ich mich denn Ihres Beifalls ohne Ziererei, und hör' es gern, wenn Sie glauben, ich hätt' es nicht ganz unrecht gemacht. Es ist mir von jeher mehr darum zu thun gewesen, dem einzelnen Tüchtigen und Wohlmeinenden zu genügen, als nach der Gunst der Menge zu haschen. Keine schönere Satisfaction als die Anerkennung eines ordentlichen Kerls, vor dem man selbst Respect hat, und von dessen Aufrichtigkeit man überzeugt sein darf. Von einem solchen hört man auch mit Freuden ein Wort des Tadels, und das ist's eben, worum ich Sie bitten wollte: daß Sie nämlich, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen, mich in irgend einem Review zu besprechen, auch meine Mängel nicht verschweigen, sondern rügen, was zu rügen ist. So hat's auch Gustav Pfizer in seiner Recension meines Buches in den Brockhaus'schen Blättern gemacht, und es hätte wahrlich seines entschuldigenden Briefes an mich nicht bedurft, um ihm von Herzen gut zu bleiben. Im Allgemeinen hat er sicher Recht, wenn er auch im Einzelnen hin und wieder zu scharf ist, und Manches, was wesentlich ist, und, wenn er's angeführt hätte, die Festigkeit seines Schematisirgebäudes vielleicht gefährdet haben könnte, geflissentlich zu übergehen scheint.

Machen Sie's nun, lieber Künzel, wie Sie's nach Ihrer Ueberzeugung thun zu müssen glauben. Ihre Anzeige soll mir zur Ehre und Freude gereichen, und ich werde sie, möge sie auch noch so herben Tadel enthalten, seiner Zeit gern von Ihnen zugeschickt erhalten. Meine Poemata sollen dagegen mit nächster Fahrpost nach Darmstadt rutschen, und werden Sie hoffentlich noch bei den Ihrigen antreffen.

Ach Gott, wer doch mit Ihnen könnte nach London! Ich beneide Sie wahrhaftig! Nun, wer weiß, ob ich nicht im nächsten Sommer nachkomme! Ende Mai 39 werde ich nämlich jedenfalls mein jetziges Verhältniß auflösen, und muß dann sehen, was und wohin. Hier in dem Maschinenthale kann ich nicht bleiben. Wenn Sie einmal Pastor sind in London, dann will ich Ihr Küster werden, und dann will ich Ihnen am German Review helfen, soviel ich kann.

Mit Begierde erwart' ich Ihre Uebersetzung der Shelley'schen Mab und der Coleridge'schen Christabel. Die letztere haben Sie mir eigentlich vor der Nase weggenommen, denn ich hatte auch die Absicht, mich daran zu versuchen:

Nach der Schloßuhr ist es Mitternacht,
Von der Eule Ruf der Hahn erwacht,
Tu-wit, Tu-hu &c.

Nun laß' ich's aber bleiben, und mache mich lieber an Shelley's Prometheus unbound oder sonst was von ihm oder Keats.

Ich stimme Ihnen in dem, was Sie über die Engländer sagen, vollkommen bei, und es freut mich, Ihnen die Versicherung geben zu können, daß mir gerade die neuern Engländer, Byron, Moore, Coleridge, Scott, Wilson, Wordsworth (Southey weniger, obgleich ich u. A. auch ein längeres Bruchstück seines Thalaba the Destroyer übersetzt und in Pfizers Literaturblatt zum Auslande mitgetheilt habe) den ersten bedeutenden Anstoß gegeben haben. Das Naturgefühl, das namentlich in Wordsworths Dichtungen weht, ist ganz unübertrefflich, und ich denke noch immer mit stiller Freude an die Zeit zurück, wo ich ihn zuerst kennen lernte und mit ihm und Coleridge einsam Wald und Feld durchschweifte. Grüßen Sie ihn von mir. In meiner zweiten Auflage, zu der mir Cotta auf Ostern Hoffnung macht, will ich auch einige Gedichte von ihm aufnehmen und ihm dann (wenn Sie noch in London sind, durch Ihre Vermittlung) ein Exemplar schicken. Auch zu Moore, Southey, der Landon und den übrigen Lebenden, von denen ich etwas liefere, bringen Sie mich dann wohl in ein, wenn auch noch so flüchtiges Verhältniß. Ich dränge mich nicht auf, aber es ist doch schön, solchen Geistern seine Verehrung auch anders, als in der Stille für sich, bethätigen zu können.

Die Marginalnoten zum Ancient Mariner, von denen Sie reden, sollen in der zweiten Auflage nicht fehlen. In Brönners Chrestomathie: The British Poets of the 19. Century, aus der ich das Gedicht bereits im Jahre 30 übersetzte, stehen sie nicht und ich habe ihr Dasein erst kürzlich erfahren. Wie meinen Sie, daß der alterthümliche Ton, den Coleridge in diesen Noten angenommen, am Besten wieder zu geben sei?

Mit Westphalen hab' ich angefangen, und mit Westphalen will ich aufhören. Lesen Sie Immermanns eben erschienenen Münchhausen. Darin steht im zweiten Buche des ersten Bandes die trefflichste Schilderung und Würdigung Westphalens, des Landes und der Menschen, die mir je vorgekommen ist. Ich war vor Vergnügen außer mir, als ich's zuerst las. Es that mir zu wohl, meine oft und viel geschmähte Heimath so glänzend, wenn auch zuweilen mit einem ironischen Seitenblick, in ihre Rechte eingesetzt zu sehen, und noch dazu von einem Manne wie Immermann.

Nun aber im Ernst Adieu! Können wir uns, wenn Sie hinab schwimmen, nicht sehen, hier oder in Düsseldorf? Sie sind freundlich eingeladen! Nach Düsseldorf kann ich aber nur Sonntags kommen, denn in der Woche muß ich pflügen.

* * *

An Wolfgang Müller.

B. 16. Oktober 1838.

Tausend Dank für Deinen Brief aus dem Nebel! Ich kriegt' ihn soeben, und will Dir, da Du heut' wieder nach Düsseldorf kommst, gleich zwei Worte des Grüßens dorthin schicken! Vornehmlich aber wollt' ich Dir die Bitte an's Herz legen, mich doch noch in dieser Woche zu besuchen. Du bist doch jetzt 'mal am Rutschen, und es kann Dir Wurst sein, ob Du ein paar Tage früher oder später zur Ruhe kommst. Ich hab' allerlei mit Dir zu besprechen, zumal in Bezug auf das almanachliche Projekt, welches ich in meinem letzten Briefe berührte. Nach Düsseldorf kommen kann ich aber nicht, einmal weil ich den Schnupfen habe, und zum Andern, weil meine Casse in einer jämmerlichen Verfassung ist, und man leider die Post nicht anpumpen kann. Du mußt also jedenfalls zu mir; ich hab' jetzt ein trefflich Logis; ein Bett steht für Dich fertig; Wein, Brod, Holz und Kohlen die schwere Menge, denn, wie Du weißt:

— „mehr Credit, als Geld,
So kommt man durch die Welt."

Von Novis findest Du auf meinem Tische Mörike's Gedichte, Musen-Almanach, Urania (mit trefflichen Briefen Goethe's an die Auguste Stolberg, der Centauren Schwester, edirt durch Frau v. Binzer in Cöln) u. s. w.

Ich war in der letzten herrlichen Septemberwoche in Westphalen. Da sah ich den Herbst auch in seiner Schöne — wie hab' ich mich gefreut! Am sonnigen dritten Oktober zu Roß hoch auf einem Berge:

Hoch in den letzten Oeden,
Da stampft es in den Farn;
Ein Heer von Mettenfäden
Sein glitzernd Fliegengarn.

Nämlich meines Pferdes.

Die Recension in Brockhaus' Blättern, von der Du redest, ist von Gust. Pfizer. Er hat sich sehr deßwegen bei mir entschuldigt und hat zum Theil auch beim Teufel Unrecht. Als ob ich kein Herz hätte, kein Gefühl, keine Seele! — Hab' ich mich denn ganz gegeben, ihr Himmelhunde? Habt Ihr mir in's Herz geguckt? Kennt Ihr mich denn? Ist ein Band Verse denn der Kerl selber?

* * *

An Heinrich Künzel.

Barmen, 7. Novbr. 1838.

Ich hätte sehr gewünscht, Sie vor Ihrer Abreise noch sprechen zu können,

hier oder in Düsseldorf! Ich komme gern nach England, wohlverstanden aber nur dann, wenn sich mir dort eine Aussicht aufthut, auf die sich für die Zukunft ein fester Lebensplan gründen läßt. Aber wie? Die verfluchte Kaufmannsgesellenwirthschaft bin ich herzlich satt, und doch sehe ich noch nicht ein, wie ich mir, bei meiner Halbwisserei und unzureichenden Bildung, in London auf andere Weise Brod und Beefsteak erschwingen soll! Sie, der Sie an Ort und Stelle Alles in der Nähe sehen und besser beurtheilen können, wissen das vielleicht besser, und ich würde es Ihnen von ganzer Seele Dank wissen, wenn Sie mir in Ihrem nächsten Briefe Ihre Meinung darüber offen aussprechen wollten. Ein Subaltern-Posten bei einer Gesandtschaft etwa, oder einer Bibliothek, oder an einem Dock, oder was weiß ich sonst? Ich dürfte aber nicht zu viel Arbeit haben; der halbe Tag müßte mein sein, um schlendern, in den Kamin starren, und Reime schmieden zu können.

Aber for heaven's sake, das gesammte Publikum eines Review meinetwillen zu haranguiren? Es will mir wahrhaftig noch nicht zu Sinn, und darum hauptsächlich schreib' ich Ihnen schon heute. Ihre Freundschaft, Ihre gute Absicht erkenn' ich von Herzen freudig an und schüttele Ihnen im Geiste die Hand; — aber — nun, offen gesprochen, ich bin wohl ein armer Teufel, aber entsetzlich stolz in gewisser Hinsicht, und möchte doch nicht gern, daß Sie den Briten für mich ein: „Pauvre misérable!" zuriefen, wie's die Belgischen Landbuben am Kutschenschlage des Reisenden thun. — Um des Himmels willen, lieber Künzel, verkennen Sie mich nicht! Ich verstehe Sie ganz, und fühl' es mehr, als Sie vielleicht denken, wie gut Sie's meinen! Aber keine Appellation an die Großmuth der Merchants und Bankers! Erwähnen Sie immerhin meiner Lage in der beabsichtigten Recension, theilen Sie ohne Hehl, aber bloß historisch, mit, wie ich meine Verse zwischen Journal und Ledger schreibe, hören Sie bei Ihren Freunden sich um, ob vielleicht zc. — Ich verdank' Ihnen gern etwas! Aber kein Aufruf in einem Review! — Nun, Sie wissen, wie ich's meine! — Zürnen Sie mir nicht! — Nochmals meine Hand — schlagen Sie ein, und sein Sie mir nicht böse — Ich bin ein närrischer Kerl —

Bis jetzt geht's mir im Materiellen freilich nicht glänzend, aber doch erträglich. Und im schlimmsten Fall hab' ich, wie Bürger, Kraft und Courage genug, mich aus der Welt zu hungern. —

Laßt mich graben, laßt mich wandern
Meinen dunkeln, stillen Lauf!
Einen Hügel nach dem andern
Werf' ich mir zu Häupten auf!

Daß ihr seht an solchen Malen,
Wie ich auch zum Lichte rang,
Und wie, ach, in seinen Strahlen
Mir zu wandeln nie gelang!

W. Wackernagel.

Adieu, lieber Künzel! Schreiben Sie mir bald, und bleiben Sie mir gut. Wenn Sie sich in Ihrem Artikel über meine Uebersetzungen, namentlich über die aus dem Englischen, weitläufiger ausließen, als die diesseitigen kritischen Institute es bisher gethan, so wäre mir das besonders lieb.

* * *

An Hermann Neumann.

[Barmen], Comptoir 8. Novbr. 38.

Meinen herzlichsten Dank für die drei Bände Ihrer Dichtungen, welche mir in Ihrem Auftrage so eben von Schreiner gesandt werden! Stattlich sehen sie aus, die drei Burschen, und ich freue mich schon im Voraus auf all' das Schöne und Treffliche, was sie mir heute Abend, während drinnen die Theemaschine summt und draußen die leidigen Extraposten rasseln, erzählen werden! Schreibe dann die ausführliche Besprechung!

Wie kommt's denn, alter Kriegsknecht, daß Sie so ganz schweigen, seit wir uns persönlich kennen? Auch in Düsseldorf ließen Sie sich jenen Abend nicht mehr sehen, und es scheint fast, als ob Ihnen meine Art, mich zu haben und zu geben, nicht besonders zusage. Eh bien, ich bin ein närrischer Kerl!

Auf dem Dampfer, bei hellem, blitzenden Sonnenschein, ist's jedenfalls besser Witze zu reißen, Bodenheimer zu trinken und einer schönen Engländerin aus der Entfernung mit dem Römer zuzunicken, als ernsthaft zu ästhetisiren. Einen poetischen Moment soll man sich nicht durch des Denkens Blässe verkümmern!

Chamisso gestorben, zwei Tage nachdem wir zusammen auf dem Rhein waren! Der Gedanke schnürt mir die Brust zusammen!

* * *

Unter den Freunden, welche Freiligrath in jener Zeit gewann, ist bereits erwähnt Moritz Carriere, der damals in Berlin weilende junge Philosoph, jetzt eine Zierde der Münchener Hochschule; auch der Verfasser schuldet ihm für reiche Anregung in lange verrauschten akademischen Jahren warmen Dank. Carriere verkehrte wie Rauschenbusch in Chamisso's Hause, machte dann gelegentlich einer Reise nach dem Rhein im Sommer 1838 des Dichters Bekanntschaft, welcher sich durch des Philosophen tief gemütvolles Wesen sehr

angezogen fühlte und lebenslang mit ihm in allerdings mehrfach und lange unterbrochenem Briefwechsel blieb. Carrieres Aufsatz über Freiligraths Gedichte war eine seiner frühesten Arbeiten. Der folgende Brief Freiligraths, der ersterhaltene in der Reihe, ist sehr bedeutsam wegen der auf Chamisso bezüglichen Stelle, vornehmlich aber durch die Hindeutung auf die Entstehungszeit einer der packendsten und gedankenreichsten Dichtungen Freiligraths, der höchst eigentümlichen und großartigen „Kreuzigung".

An Moritz Carriere.

[Undatirt. Poststempel Wupperfeld 16. 11. (1838.)]

— Deine Recension in Varnhagens Jahrbüchern hab' ich gleichfalls noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald es geschieht, schreib' ich Dir meine Meinung darüber und bemerke Dir vorläufig, daß ich mit Deinen Privatausstellungen durchaus einverstanden bin und bei der zweiten Auflage, zu der Cotta mir Hoffnung macht, Rücksicht darauf nehmen werde. Schlimm ist's freilich mit der Blumen Rache. Die hat nämlich Fr. Löwe in Stettin mit noch zwei andern meiner Romanzen bereits componirt, und ich sehe dem Erscheinen des Hefts demnächst entgegen. Ist's nun aber schon mit dem Aendern eines Gedichts, an das sich das lesende Publikum unter einer gewissen Gestalt gewöhnt hat, eine mißliche Sache, so ist dieß noch weit mehr der Fall, wenn durch das Wegfallen, Verschränken u. s. w. ganzer Strophen auch die dem ursprünglichen Texte angepaßte Composition eines trefflichen Tonkünstlers theilweise compromittirt, und dem singenden Publikum auf solche Weise zugemuthet wird, eine liebgewonnene schöne Musik durch eine vom Dichter beliebte Aenderung des (natürlich durchcomponirten) Liedes verstümmeln zu lassen.

Ich will sehen, wie ich's mache; Löwe's Melodien sind ganz köstlich, besonders zu dem Liede „Der Falk".

Die Baltischen Blätter beikommend zurück, mit unserem besten Danke! In ihrer Umhüllung findest Du auch die gewünschten Albumblätter von N. und mir! Meins geb' ich Dir aber nur unter der Bedingung, daß Du mir mit Deinem nächsten Briefe reciproce eins schickst, von Format und Papier etwa wie das meinige. Denn ich will mir auch ein Album anlegen. Varnhagen möcht' ich auch wohl durch Dich ersuchen, doch fürcht' ich, daß meine Bitte, einer solchen Notabilität gegenüber, unbescheiden erscheinen könnte, so lange ich noch in keinem nähern Verhältniß zu ihr stehe, als in dem der Verehrung und Bewunderung aus der Ferne, das Tausende mit mir theilen! Sieh' Du zu, wie Du's mit Varnhagen machst. Wenn Du meinst, es wäre besser, so geduld' ich mich gern bis über's Jahr, und komme dann lieber selbst, mir von ihm, Mundt und den andern Hähnen Blätter zu erobern.

Ich habe seither zu wenig Rast gehabt, um an's ruhige Schaffen denken zu können, doch ist mir eine Anzahl famoser Stoffe aufgegangen, die, wenn uns der liebe Gott diesen Winter recht viel dunkle, mit Schneegewölk verschleierte Tage gibt, demnächst hoffentlich Gestalt und Farbe gewinnen werden. Diese Nacht will ich mich an die Kriegsknechte machen, die unterm Kreuz um den Leibrock Christi würfeln. Die Kerls sind Westphalen, haben die Hermannsschlacht mitgeschlagen, sind später vom Germanicus zu Gefangenen gemacht, und unter die Legionen gesteckt worden. Der Syrische Himmel gefällt ihnen nicht, und sie sehnen sich unter den Schädeln Golgatha's nach den Eichen der Weser zurück. Da sprechen sie denn von der Clades Variana, der Grotenburg und den Externsteinen, bald den Schwamm mit Essig tränkend, bald mit den Würfeln rasselnd, bald das Blut von der Lanze wischend, das die Welt erlöst haben soll! Zwischendurch ein Angstschrei der Marien, der Herr ruft: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! Der Vorhang zerreißt, die Sonne erlischt, die Todten stehen auf — die Veteranen aber sind meine Landsleute, und spielen kleine Elfe.

Chamisso's Tod! — Mich hat er vielleicht mehr als jeden Andern erschüttert! Ich sagte Dir bei Deinem Hiersein, daß ich drei liebe, herzliche Briefe des trefflichen Mannes seit langer Zeit unbeantwortet liegen habe. Nun wohl, ich wollte sie endlich beantworten — und am nämlichen Tage erhielt ich durch die Zeitung die Nachricht von seinem Tode! Ich kann Dir nicht sagen, wie mir zu Muthe war, und noch ist, wenn ich an meine Schuld denke! Denn schuldig bin ich allerdings. Konnte ich Chamisso's Bitten um Beiträge zum Almanach damals auch nicht begegnen, weil ich nichts fertig hatte, so hätte ich doch solche Briefe, wie die seinen es waren, nicht so lange ohne ein herzliches Wort der Erwiderung lassen sollen. Es schnürt mir die Brust zusammen, und die Thränen schießen mir in's Auge! Kein Wort mehr! Ich will mich nicht entschuldigen — ich kann es nicht — davon bist Du aber wohl überzeugt, daß kein Mangel an Liebe und Pietät für den herrlichen Mann es war, was mich so strafbar scheinen läßt. Weiß Gott, ich konnte diesen Sommer nicht zum Schreiben kommen — ich habe trübe Tage und Wochen gehabt, wo mir Alles zuwider war, und wo ich todt hätte sein mögen! Hätte ich Chamisso nur einmal vor seinem Tode in's Auge sehen und die Hand drücken können — er hätte mir gewiß vergeben!

Kannst Du vielleicht nicht erfahren, ob er mein Widmungs-Exemplar noch vor seinem Tode durch Cotta empfangen hat? Es würde mir dieß wenigstens eine kleine Beruhigung sein. Seine Anzeige im Gesellschafter hat mich zu Thränen gerührt! Nein, nein, ich kann mir nicht vergeben!

Im Anschluß eine Stelle aus Carriere's Antwort vom 1. December 1838: Varnhagen erkundigte sich mit großem Interesse nach Dir: meine Recension sei von der Societät angenommen. Er sagte unter Anderem: „Sie hatten sehr Recht ihm zu sagen, er solle sich weder an Immermanns Rath zum Epiker, noch an Meyers Volksliederempfehlung kehren, sondern nur sich selber getreu und wahrhaft seinem Genius folgen. Und selbst wenn er wie Uhland schon im ersten Anlauf sein Ziel erreicht und keine neue Bahnen einschlagen könnte, so wäre auch das etwas Schönes. Es sind Jahre her, daß Chamisso, so oft ein Gedicht von ihm einlief, begeistert es mir vorlas und mir aus der Seele herauswinden wollte, „wie es mich packe", und sich des Beifalls wie über den für Eigenes freute. Mit leuchtendem Auge zeigte er mir die Widmung und sagte, sie gehöre zu den schönsten Erlebnissen, die ihm ein gütiges Geschick vergönnt und gewährt." — Also kannst Du in dieser Hinsicht getröstet sein. Chamisso hat gewiß nicht an Impietät oder Vernachlässigung gedacht.

* * *

An Wolfgang Müller.

B. 14. December 1838.

Auf Deinen letzten Brief heute endlich die betrübte Nachricht, daß ich's trotz klingenden Frostes und klingender Ohren bis jetzt noch nicht möglich machen konnte, Dich in Bonn zu besuchen. Weihnachten denke ich aber mit Matzerath in Cöln zusammen zu sein, und vielleicht am zweiten Feiertage gen Bonn zu ziehen, um Simrock, den ich gar zu gern persönlich kennen lernte, auf ein paar Stunden aus seiner Festtagsruhe aufzustören. Du bist dann leider freilich in Düsseldorf; überleg' es einmal, ob Du nicht wenigstens in Cöln bei uns sein, und mein Projekt eines Rheinischen Jahrbuches mit uns berathen kannst.

Auf Deinen Enzio bin ich sehr gespannt, und habe mich vorläufig, bis ich ihn werde kennen lernen, an dem Bruchstücke gestärkt, das die Cölner Zeitung kürzlich von Deiner neuen Pilgrimage brachte. Das Ding ist beim Teufel gut, und wenn Du in dieser Weise fortfährst, an die bedeutendsten Punkte des Rheines Deine Betrachtungen zu knüpfen, so verspreche ich mir von dem Ganzen etwas Ausgezeichnetes. Die Stanze, in der Du das Gedicht schreibst, hat allerdings einen Vers mehr, als die Spenser'sche, erinnert aber doch vielfach an diese, durch Stellung der Reime sowohl, als hauptsächlich auch durch den Alexandriner, mit dem jede Stanze schließt. Dieser Sau-Alexandriner aber, muß ich Dir offen gestehen, verleidet mir Spensers Schema eben so sehr, wie das Deinige. Er bringt etwas ungemein Schleppendes

und Träges in die, sonst mit ihren Fünffüßlern rasch und rüstig einherschreitende Strophe, und verkümmert mir selbst den Childe Harold. Gott sei's geklagt, ich bin sonst kein Verächter des Alexandriners, aber in der Spenser- und Müllerstanze ist er mir ein Greuel, und Du nimmst mir's nicht übel, daß ich Dir das offen sage. —

Ad vocem Musikant! Schilt mich neulich der elegante Kühne in seiner Zeitung „einen musicirenden Vagabunden durch die Welt!" Zum Maler sei ich zu unruhig! Ich weiß wahrhaftig nicht, ob der Sackermenter nicht gar am Ende Recht hat.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen Neujahr 39.

Deinen und Matzeraths Briefe erhielt ich zusammen, mit welcher Freude kannst Du denken! Du bist doch ein prächtiger Kerl: — magst accouchiren oder Beefsteak fressen, die Sonne oder einen neuen Menschen aufgehen sehen, an den fabelhaften Alligator denkst Du allemal, und schreibst ihm zu Bonn und zu Cöln, auf der Klinik und bei den Dominikanern Nr. 2. Dafür, Du gewitterrauschebartiger Riese, wie unser lieber Morgenröthlicher Dich nennt, ruf' ich Dir nun auch ein herzlich Prost Neujahr! zu. Bleib mir gut, Alter im Bart, fabelhafter Poet, paulinischer Medicus, antiphlogistischer Einschöppler. Nächster der Liebe (hear, hear! würde Dingelstedt rufen) gibt's doch nichts Schöneres, als wenn ordentliche Kerls treu und fest und ehrlich zusammenstehen. Also: her die Hand — wir meinen's gut miteinander.

Daß auch Du beim nähern Bekanntwerden Matzeraths liebenswürdige Persönlichkeit so lieb gewonnen hast, freut mich von ganzer Seele. Ich schätze Matzerath außerordentlich, als Menschen wie als Dichter, und hege von seiner poetischen Zukunft die schönsten Erwartungen. Hoffentlich werden wir drei bald einmal zusammen sein können, und dann wird's uns an Freude nicht fehlen.

Du sprichst von Dingelstedts Aufsatz. Hol' mich der Teufel, bald kann ich sagen, wie Sir John, daß ich nicht nur selbst witzig, sondern auch Ursache bin, daß andere Leute witzig sind. Uebrigens ist Dingelstedt wahrhaftig nicht ungescheit, sondern bringt im Gegentheil manches Gute und Wahre über mich bei; Vieles aber auch von dem, was er sagt, ist fabelhaft. Wahr ist's freilich (und ich hab's heut schon sonst an wen geschrieben), in meinen Gedichten ist mehr Hufschlag als Herzschlag, aber wer in meinen Wüsten das Ohr an den Boden legt, der hört doch bei Gott nicht bloß Hufe, sondern doch auch dann und wann das Pochen einer fühlenden, in Lieb' und Haß

entbrennen könnenden, manchmal selbst krampfhaft zuckenden Menschenbrust. — Hunde, dieß Recensentenvolk! — Was kann ich dazu, daß ich eben mehr Maler bin als Poet. Hätt' ich als Bube einen tüchtigen Zeichenmeister gehabt, hätte Farben bereiten und den Pinsel führen gelernt, dann säß' ich jetzt vor der Leinwand mit meinen Löwenritten, und Keiner hielt' mich für einen kaltherzigen Gesellen, weil ich nichts eigentlich Erotisches drucken ließ. Und wie kann Dingelstedt denn von abgeschlossen sprechen? Und kann zwischen Felsen und wilden Pferden, auf Haiden und Bergkuppen (und meine Heimath ist wahrhaftig schön) nicht eher ein Poet groß werden, als auf den Straßen Berlins oder Kassels? Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent! Ich will ihm aber doch nächstens 'mal schreiben, denn er ist, wie gesagt, sonst eben nicht ungescheit, hat schon ein paar gute Bücher geschrieben, ist kein übler Poet, und meint's am Ende nicht bös mit mir.

Lieber C. W., schick' mir doch eine hübsche neue Romanze für ein demnächst erscheinen sollendes Taschenbuch zum Besten des Hermannsdenkmals. Ich hab' auch an den Morgenröthlichen drum geschrieben; laß mich keine Fehlbitte thun — thu's mir und dem Lande der Sennerpferde zu Liebe!

Inliegend diverse Albumblätter! Davon sollst eines Du beschreiben mit dem Viergespann, das ich der Gleichförmigkeit wegen gern in diesem Format von Dir hätte. Ein anderes gib Deinem Schwager Becker, ein drittes Schirmer, allen beiden mit den schönsten Grüßen und der freundlichen, wenn auch etwas kühnen Bitte, mir zum Andenken ein flüchtig Bildchen drauf zu zeichnen, Schirmer etwa einen Käfig sammt Uhu. Ich möchte doch gern was der Art von den tüchtigen Kerls am Rhein haben, wenn ich einmal nach den Hebriden gehe, oder im Fall sein sollte, epistolas ex Ponto zu schreiben. Bei Hildebrandt und Schrödter, die ich nur so im Fluge kennen lernte, darf ich's wohl kaum wagen, sonst würd' ich Dich bitten, auch bei ihnen ein gut Wort für mich einzulegen.

Der Neumeister und ich hätten gern Dein Volkslied: Es steht ein Wirthshaus an der Lahn. — Schick' uns doch den Text, die Weise summt uns noch in den Schädeln.

Und nun Adieu, Rauschebart! Ich hätte Dir wohl noch viel zu sagen, verschieb's aber auf's nächstemal, denn es ist gleich Nacht. Wir wollen Deiner gedenken, Antiphlogistiker. Gruß und Handschlag!

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 18. Januar 1839.

Auf Deinen letzten Brief erhältst Du heute nur ein trockenes Recepisse und meinen Dank für Dein treffliches Speierer Kaisergedicht! Das Ding ist

beim Teufel gut! ganz köstlich; das Geheimnißvolle und Grauliche der Ueberfahrt superb! Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darüber gefreut habe.

Alles Andere mündlich bis zu meiner nächsten Zukunft ein andermal!

* * *

An Heinrich Künzel.

Barmen, 21. Febr. 1839.

Lieber Künzel! Meinen Herzensdank für Ihren letzten Brief! — Ich seh' aus ihm, daß Sie's wirklich gut mit mir meinen, und bedaure nur, daß ich unbesonnen genug sein konnte, Sie durch ein rasch hingeworfnes Wort so über die Maßen in Unruhe zu versetzen. — Ich würde es sicher nicht gewagt haben, wenn Sie mir durch Ihren Mainzer Brief nicht gewissermaßen selbst die Veranlassung dazu gegeben hätten. Meine Bitte war ja eigentlich nur eine modifizirte Annahme dessen, was Sie zu meinem Besten dort zu thun aus eignen freien Stücken mir antrugen, und ich dachte mit keinem Gedanken daran, daß Ihnen aus meiner Indiscretion so viele und große Bemühungen erwachsen würden! Lassen Sie's nun aber, darum bitt' ich dringend und herzlich, mit dem bisher Geschehenen genug sein! Ich hab' in der Zwischenzeit selbst erkannt, daß es in der Heimath doch am besten ist, und werde für's Erste wohl am Rhein (wenn auch nicht an der Wupper) bleiben. Wo ich aber auch bin, Ihrer freundlichen Bemühungen, den fahrenden Poeten an der Themse zu fixiren, werd' ich immer mit Dank und Liebe gedenk bleiben; — ich drück' Ihnen herzlich die Hand!

Gern hör' ich, daß Ihre Abhandlung über mich geschrieben ist, und leugne nicht, daß ich ihr mit Spannung entgegensehe. Abgesehen davon, daß ein ausführliches Urtheil von Ihnen, als das offene und unparteiische eines Freundes, vom höchsten Werthe für mich ist, so ist überdieß der Standpunkt, den Sie als Referent für England einnehmen, ein durchaus eigenthümlicher und neuer, und wird Ihrer Arbeit sicher eine Haltung und Färbung verleihen, die sie von dem, was Ihre kritischen Genossen diesseits des Canals bisher über mich sagten, wesentlich unterscheiden. Theilen Sie mir doch mit, wo ich Ihre Kritik seiner Zeit zu suchen habe, oder noch besser, wenn ich neuerdings unbescheiden sein darf: schicken Sie mir das betreffende Heft des Quarterly oder British and Foreign Review gelegentlich ein! Das Beziehen englischer Bücher geht in Deutschland so entsetzlich langsam, und mein Verlangen, Ihre Abhandlung zu lesen, ist so groß, daß Sie mir meine Dreistigkeit schon vergeben müssen!

Lassen Sie uns doch bald auch die übrigen Früchte Ihrer seitherigen literarischen Thätigkeit kosten, und lassen Sie sich vor allen Dingen nicht abhalten, Ihre Uebersetzung der Christabel zu veröffentlichen.

Meine eigne ist bis jetzt nur fetzenweise geschrieben, und es fragt sich sehr, ob ich sie je vollenden werde. Und wäre es auch wirklich der Fall, so hieß' es Ihre freundschaftliche Rücksicht doch zu weit treiben, wenn Sie meiner Arbeit wegen die Ihrige unterdrücken wollten. Schicken Sie die Uebersetzung darum je eher je lieber in die Druckerei. Gust. Pfizer wird sie für seine Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes (das einzige Institut, das wir für Uebersetzungen größerer Poesien besitzen) gewiß hoch willkommen heißen, ebenso wie die liebliche Kilmeny, die schönste Episode in des trefflichen Ettrickschäfers romanzendurchklungener Queen's wake. Oder, wie sieht's mit dem Plane einer gemeinschaftlichen Herausgabe neuerer Englischer Poesieen in deutschem Gewande aus? Meinen Sie, daß Sauerländer für ein derartiges Unternehmen zu gewinnen wäre, so lassen Sie uns die Sache einmal näher in Ueberlegung ziehen, und das Unternehmen, das wir ja nicht zu übereilen brauchen, in aller Stille vorbereiten. Wir müßten dann festsetzen, was Sie und was ich vorzunehmen hätte u. s. w., und in einem Jahre etwa könnten dann gleich ein paar Bändchen zusammen in die Welt geschickt werden. Ganz Herr meiner Zeit werd' ich freilich erst mit dem Herbst werden; doch läßt sich den Winter hindurch schon tüchtig was dollmetschen. Ich habe vorläufig meine Bibliothek mit allem mir noch Fehlenden completirt, und besitze jetzt von Cowper an so ziemlich alles: Shelley, Keats, Southey, Coleridge, Campbell, Rogers, Wordsworth, Bowles, Kirke-White, Hogg, Wilson, Proctor, Miß Landon 2c. 2c. Doch glaub' ich kaum, daß Sauerländer Lust haben wird; als ich ihm vorlängst (Herbst 1835) eine Auswahl Burns'scher Sachen anbot, that er sehr väterlich, und bat mich inständigst, meine Zeit doch nicht an solch Zeug, das ja doch nicht zöge, zu vergeuden. Was ich eigentlich an Ihrem Plane auszusetzen habe, ist das Fabrikartige, dessen Schein sich gar nicht vermeiden läßt, wenn alle Jahr so und so viel Bändchen abgeschnurrt werden sollen. Keats und Shelley ziehen mich jetzt am Meisten an. Des Erstern Ode to a Nightingale und Eve of St. Agnes sind wunder-wunderschön! — Aber auch schwer zu übersetzen, wenigstens, wenn der Uebersetzer solche Anforderungen an sich macht, wie ich's thue — Treue und Wohlklang! Es ist manchmal zum Schädeleinrennen, muß aber doch heraus.

Das Schicksal der Landon ist ergreifend, aber poetisch! — Ich bin drüber aus, ihr ein Grablied zu singen:

„Wo sie zur Ruh' gelegt ihr Haupt,
Ragt eine Palme, weiß bestaubt;
Und wo sie barg ihr blutend Herze,
Glüht eines Kaktus blut'ge Kerze!"

Du lieber Gott: — die Landon auf der Goldküste begraben! Sie, die in Orangenhainen zu Hause war, und die Lauten Welschlands und der Provence durch ihre Gedichte zittern ließ! — Wie sah sie aus, wie alt war sie? Bitte, bitte, schreiben Sie mir's — es hat mich lange nichts so erschüttert, als diese Tragödie! So konnte nur eine Dichterin getäuscht werden und sich in's Grab legen: — „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!" — Wie oft hat man mir das leidenschaftlich ausgestoßene Wort in die Zähne zurückgeschmissen — und es ist doch wahr! — Nicht wahr, Sie verstehen mich, lieber Künzel, für Sie brauch' ich mich nicht mit prosaischer Breite darüber auszulassen, wie ich jenen Ausspruch eigentlich verstanden wissen will? — O diese Hunde von Kritikern, die den Zwiespalt der Muse mit dem Leben nicht kennen, und in vornehmer Selbstgefälligkeit auf die Zuckungen herabsehen, in denen man sich zwischen dem Rufe der Inspiration und der Misère des Alltags abmartern muß. — Burns, Byron, Hölderlin, Günther, Grabbe, Chatterton, Stagnelius, Büchner — was nenn' ich sie alle, die ich bald in einem längern Gedichte vorführen will, daß doch Wunden da sind, darein die Ungläubigen ihre Finger legen können? — Kennen Sie das Gedicht von James Montgomery: The Poets Lot? — Hin und wieder freilich etwas pietistisch, mir aber sonst ganz aus dem Herzen geschrieben. —

Adieu, lieber Künzel! Meine Briefe sind verflucht rhapsodisch, ich kann aber einmal nicht anders, und Sie müssen drum Geduld mit mir haben.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 4. März 39.

Wirst Du mir verzeihen? In der ersten Zeit nach meiner Rückkehr war ich traurig und unlustig; Deine Volkslieder gingen mir fort und fort durch die Seele, wie schneidige Schwerter, und ich hätte meine Poesie und mich selbst anspeien mögen. Und da konnt' ich nicht schreiben. Jetzt aber ist mein Austritt vom Comptoir auf Ostern festgesetzt, zwei Monat früher als zuerst beschlossen war, und ich habe mit Ordnen und Abschließen alle Hände voll zu thun. Doch läßt sich's jetzt, wo nur Aeußeres mich bedrängt, immer besser plaudern, als damals, wo ich mit mir selbst zu schaffen hatte, und so sei Dir denn heute in aller Flüchtigkeit zwischen der Arbeit ein warmer Herzensgruß zugerufen. Zuerst: wie sieht's mit unserm Jahrbuch aus? Matzerath wirst Du inzwischen auf Carneval (den ich aus Mangel an Spießen nicht besuchen konnte) wiedergesehen und Näheres über unser Projekt von ihm gehört haben. Ich habe seit meinem Besuche erst einen Brief von ihm, der mir jedoch in Bezug auf jenes Unternehmen nichts von Wichtigkeit meldet. Jedenfalls wird es nachgerade Zeit, zu einer Entscheidung zu

gelangen; Du, Simrock und Matzerath sind doch immer noch dabei? Weiß der Teufel, wie es zugeht, aber ich kann den Gedanken nicht los werden, daß unsere Berathung damals unter dem verderblichen Einfluß einer höchst schnöden Lauheit, fast möcht ich sagen: Schläfrigkeit gestanden, die mir nichts Gutes zu ominiren scheint. Sprich doch noch einmal mit Simrock, und schreibe mir, was er meint!

Und nun, Du bisher noch in der allgemeinen Müllerei Mahlender, fordere ich Dich feierlich auf, Deine Gedichte hinfort nur mit: Müller im Bart zu unterschreiben! Hol der Teufel mein lasterhaftes W! — Sieh nur des Darmstädter Nodnagels neueste Sagensammlung nach! Darin spukst Du als leibhafter Doppelgänger (C. W. und C. O.) nicht nur in den Unterschriften, sondern auch im Autorenverzeichniß! Es ist schnöde, beim Teufel, und ich bin Schuld daran! — Läuft der Kerl zweifach durch die Jahrhunderte, bringt Wirrwarr in die Literaturhistorie, und läßt aller Orten die fabelhafte Supposition aufkommen, als sei Otfried, der Göttinger, Verfasser von Wolfdietrichs Buße! —

Ich habe mich übrigens herzlich gefreut, so viel Stücke von Dir in jener Sammlung aufgenommen zu sehen. Die meisten waren mir bekannt, und die Bekanntschaft der mir noch fremden hab' ich mit aufrichtiger Genugthuung gemacht. Von den vielen Behandlungen der Heisterbacher Mönchslegende ist der Deinigen der Vorzug gegeben; hab' ich nicht immer gesagt, daß sie ganz vortrefflich sei? Denk' nur aber im Ernst bald an die Herausgabe einer Auswahl Deiner Gedichte, und laß den Bart Dein Feldzeichen sein! Cotta wird Dich gern verlegen.

Ich übersetze jetzt viel aus dem Englischen, meist Sachen der unbekannteren Lyriker unserer Zeit, und werd' es binnen Kurzem im Literaturblatt zum Auslande drucken lassen. Es verlohnt sich schon der Mühe: — Keats, Shelley, Wilson, Proctor, Bowles, Kirke-White, die Hemans und Andere haben herrliche Lieder geschrieben, und es thut mir wohl, mich einmal abzuwenden von den fiebernden Franzosen und mir selbst zu der Ruhe und Sinnigkeit dieser See- und Bergdichter, deren Naturanschauung mich häufig an Schefers Laienbrevier erinnert. Shelley und ein paar Andere ausgenommen, ist über Alles, was diese neuen Engländer geschrieben, eine Stille, eine Ruhe ausgegossen, die einen unbeschreiblichen Zauber auf mich ausübt und mich unwiderstehlich zum Dollmetschen auffordert.

* *
*

An August Schnezler.

Barmen, 5. März 1839.

— Barmen verlaß' ich nach Ostern. Ich hab' es satt hier und muß

wieder wandern. Wohin? weiß ich noch nicht, werde mich aber, nachdem ich eine Fußtour durch das Siegen'sche, die Thäler der Ruhr und Lenne, meinen heimathlichen Teutoburger Wald und das paradiesische Weserthal gemacht, wahrscheinlich am Rhein, in einem stillen felsüberhangenen Dörfchen, vielleicht aber auch zu Bonn oder zu Frankfurt a. M. niederlassen und — für's Erste wenigstens — meinen Träumen nachhängen. Ich hoffe, der Wechsel wird mir zum Heile gereichen; — jedenfalls wird er mir zuträglicher sein als der, welcher mich vor zwei Jahren nach Barmen brachte, wo ich jetzt obendrein verketzert werde, nachdem ich dumm und gut genug gewesen bin, mich jedem freundlich und als eine fidele Seele zu zeigen, der mir zudringlich entgegentrat. Ich bin jetzt klug geworden, — wo ich jetzt hinkomme, da schließe ich meinen Kreis mit einem halben Dutzend guter Kerls; Wein gehört zu den verbotenen Artikeln, und arbeiten werd' ich mit Händen und Füßen!

Wenn ich in Frankfurt sein sollte, so sehen wir uns jedenfalls im Sommer oder Herbst. Gehst Du vielleicht im Mai zur Enthüllung des Schillerdenkmals nach Stuttgart? — Es wäre wohl der Mühe werth; die ganze schwäbische Lyrik wird auf einem Haufen, rattenkönighaft — auf dem Markte zu Stuttgart stehen, und es sind doch herrliche Männer darunter! — Hast Du Mörike, den neuerstandenen, schon gelesen? — Das ist doch auch ein ganzer Kerl!

Grüße die Stöbers und entschuldige mein Schweigen. In Nodnagels neuer Sagensammlung stehen sie drinnen, auch Du, und auch mein Freund, der Bonner Studio Müller (C. W. oder C. O. ist einerlei!). Matzerath zu Cöln ist ein prächtiger Mensch! —

Von Herzen Dein altes

Wüstenroß.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 9. März 1839.

Um nicht wieder in eine zu langdauernde Briefschuld an Dich zu kommen, will auch ich Dir Deinen letzten Brief schon heute beantworten, obgleich sich eben nichts besonders Wichtiges zur Mittheilung darbietet.

Deine Genesung geht, so Gott will, mit raschen Schritten vorwärts! Ich hatte wahrhaftig nicht gedacht, daß Du armer Kerl Dich so lange würdest hinschleppen müssen! Ich nehme den innigsten Antheil an Deinem Leiden, und hoffe mit Dir, daß der Frühling Dich vollends wieder auf die Beine bringt! Schon jetzt, wenn wir einmal einen wärmern, sonnigen Tag haben, einen von denen, die Uhland „sanfte Tage" nennt, wenn der Himmel zur Erde Licht und Wärme streut, und wenn's Einem zu Muth ist, wie Washington

Irving, als er einmal im März nach Stratford am Avon ging und Shakespeare's Lied aus Cymbelin sang:

„Hark, hark, the lark
At heaven's gate sings, u. s. w.

— schon jetzt, mein' ich, denk' ich an solchen Tagen immer zuerst an Dich, und mal' es mir aus, wie Du nun hinausgehen, und Dich des Lächelns der Sonne und des Thauens des Eises, und des lauen Hauchs des Thauwindes, und des zitternden Glöckchens des ersten Galanthus nivalis freuen wirst. Gottlob, bald blüht auch die Cornelkirsche, die Lerche wird nicht lang mehr auf sich warten lassen — o Gott, dieß erste Erwachen des Lenzes! Ich freue mich alle Jahre drauf, wie ein Kind, und denk' es gerade dieß Jahr einzuschlürfen mit allen Sinnen und mit voller Seele, recht, recht wie ein Kind! — Und es wird mich doppelt erquicken, wenn ich weiß, daß es Dich Alten nicht nur erfreut, sondern auch genesen macht! Laß mich bald wissen, daß es Dir wohl geht! — Der Schnee, der heut noch fällt, wird auch wohl schmelzen! —

Weißt Du noch, wie wir oft auf den Soester Wällen den kommenden Frühling begrüßt haben? — O, dieser erste milde Strahl der Sonne, dieß erste Knospen der Büsche! — Das Land mit seinen grünen, kurzhalmigen Kornfeldern athmete frisch und lau in die graue Stadt hinein; die bleigedeckten Thürme sonnten sich; in den Gärten die Geschäftigkeit des ersten Bestellens! — Weiß der Teufel, mir wird ganz weich, wenn ich mir das Alles so denke. — Ein leiser, linder Frühlingshauch zittert mir durch die Seele; ich bin froh, daß ich jauchzen, und betrübt, daß ich weinen möchte! —

Ostern werd' ich in Soest sein, um Vieles auf's Reine zu bringen! — Ich denke, es wird gut gehen! —

Im Mai oder Juni komm' ich vielleicht nach Herford. Wie sich das macht, und wie es überhaupt zugeht, daß ich in den genannten beiden Monaten eine Fußreiße durch's Siegen'sche, durch's Sauerland, durch meine heimathlichen Lippischen Berge und durch's Weserthal mache — darüber, lieber Jerrentrup, ein andermal. — Ich hoffe, mein Leben wird sich allmählich zu meiner und der Meinigen Zufriedenheit gestalten! —

* * *

An Ignaz Hub in Hamburg.

Barmen, 22. März 39.

— Es ist lange, seit Du nichts von mir gehört hast. — Dafür kann ich Dir jetzt aber auch etwas Entscheidendes über mich mittheilen: — daß ich nämlich mit Mai die Wupper verlassen und mich nach einer Fußtour an

Sieg, Ruhr, Lenne, Weser und durch meinen heimathlichen Lippischen Wald irgendwo am Rhein, procul negotiis, fixiren werde. Ich bin das Sauleben hier wieder einmal satt. —

Jene Reise hat zunächst den Zweck, mir die verstaubte Seele mit Berg- und Waldluft abzuwaschen, dann aber auch den, mir, eines literarischen Plans wegen, Höhen und Gründe und historische Denkmäler meiner rotherdigen Heimath frisch und im ersten Frühlingsgrün vorüberschreiten zu lassen. Ein Ableger nämlich des Aktienvereins zur Herausgabe des Bilderwerks: „Das Malerische und Romantische Deutschland" läßt die schönsten Punkte des gebirgigen Westphalens zu London in Stahl stechen, ein tüchtiger Landschafter ist gewonnen, und ich schreibe den Text. — Das Ganze wird sich dann unter dem Titel eines „Malerischen und Romantischen Westphalens" (klingt schier wie eine contradictio in adjecto) als eine quasi elfte Sektion dem Malerischen und Romantischen Deutschland anschließen.

Ich werde die Arbeit recht mit dem Herzen angreifen. Ich hab' meine Berge und Flüsse lieb; es ist ein tüchtiges Land, mein Westphalen, und mir im vorliegenden Falle doppelt lieb, weil es dem Auslande gewissermaßen eine terra incognita ist, weil ich es mit der Axt in der Hand durchlichten muß. — Hohensyburg, Vollmarstein, Klusenstein, Externstein, Luhdener Klippe, Westphälische Pforte — was wißt Ihr draußen von alle dem? — Ich aber will's Euch zeigen; — auf rother Erde will ich die gelbe vergessen, Tannen und Bergwässer sollen mich umrauschen, und auf Buchen- und Eichenblätter geschrieben will ich's in die Welt schicken, was ich unterm Felsen und im Holz geschaut und geträumt habe. —

Immermanns Münchhausen hat mir, hoff' ich, die Bahn gebrochen. — Wenn ein Kerl, wie der, uns Westphalen das Wort redet (und wie köstlich hat er's gethan!), so kann sich ein Werk, wie das meinige, schon auf den Markt wagen, und sicher sein, daß es mehr als eine bloß provinzielle Geltung sich erringen wird. Beiläufig: nach seinem eigenen Geständnisse gegen mich hält Immermann selbst mehr von dem westphälischen, als von dem eigentlich münchhausen'schen Theile seines zwiespältigen Buches. — Mir sprang aber auch das Herz im Leibe, als ich ihn zuerst las!

Deiner freundschaftlichen Beziehungen zu den dortigen Literaten freu' ich mich herzlich. Grüß' doch vor Allem Gutzkow von mir und versicher' ihn meiner ganzen Hochachtung. Seit ich mich mehr und mehr aus allen Coterien herausgerettet habe und auf eigenen Füßen stehe, wird mir Gutzkow von Tage zu Tage lieber, und ich verehre sein Streben und seinen enormen Geist von ganzem Herzen. Ich gäbe nur was drum, wenn sich die Kerls — Gutzkow, Mundt, Kühne, Laube ꝛc. untereinander nicht so katzbalgten, —

das Publikum hat den Spaß davon, wir armen Poeten aber, um nicht für Parteigänger zu gelten, müssen uns etweder hautement in uns selbst zurückziehen und manchem tüchtigen Kerl, den wir sonst gern mögen, ferne bleiben, oder aber wir müssen uns mit Allen gut zu stellen suchen, was doch auch ein wenig charakterlos aussieht. Karl Beck, der Sprudler, dem ich gern 'mal in sein wildes Ungarauge blicken möchte, macht es auf die letzte Art und spendet ohne Ansehn der Person der Eleganten, wie dem Telegraphen. Ich mach's nächstens auch so, — laßt mich nur erst 'mal in meiner Villeggiatura unter Rolandseck sitzen!

* * *

An Heinrich Koester.

B. 23. März 39.

Edler Pädagog!

Nächsten Dienstag versammelt sich das Kränzchen der Barmer Deklamationsfreunde, aus Zulauff, Boelling u. s. w. bestehend, auf meiner geringen Kneipe. Wir lesen den Clavigo mit Rollenvertheilung, und ich als Dominus tractans habe Dir, unserm Phönix, den Beaumarchais zugetheilt, in der Voraussetzung, daß Du bei Beginn der Osterferien vielleicht schon in den ersten Tagen der kommenden Woche herüber kommen werdest. Ich hoffe von Herzen, daß Du meiner Einladung Gehör gibst, und bin auch gern erbötig, das Kränzchen bis Mittwoch Abend zu stunden, wenn Du nicht eher kannst. Jedenfalls rechn' ich auf umgehende Antwort.

Dominus vobiscum! Dein

Alligator.

* * *

An Wolfgang Müller.

[Barmen, 19. April 1839.]

— Ich erledige die Hauptpunkte Deiner beiden Briefe nummerweis, damit ich noch vor Postabgang fertig werde.

1) Jahrbuch. Von Immermann bin ich noch ohne Antwort, doch hoff' ich, daß sie günstig ausfallen wird. Matzerath, der mir einen komisch-zornigen Brief wegen meiner Schreibfaulheit auf den Hals geschickt, schreibt mir, daß Schnaase die Mitwirkung für die Kunstkritik abgelehnt hat. Wer ist sonst in Düsseldorf Mannes genug, um sich tüchtig über die Schule loszulassen? Wir werden doch wohl auf ihn zurückkommen müssen.

2) Doppelgängerei. C. W. Müller von Düsseldorf, das klingt am Besten und ungeziertesten. Mit dem Bart war's mir nur Spaß, die Felsen und Thäler klingen aber fast eben so gesucht.

3) Novitäten. Bei von Eynern frei — ehrenvoll und freundschaftlich,

und nicht, wie es hin und wieder die verfluchte Fama erzählt hat. — Dingelstedt hat mir aus freien Stücken einen freundlichen Brief geschrieben. — Bei W. Engelmann in Leipzig werd' ich eine Auswahl Burns'scher Lieder herausgeben, so Gott will! zu Ostern 1840. — Nach meiner Westphälischen Fußreise zieh' ich unter'n Drachenfels, dabei bleibt es.

Und nun leb' denn wohl, Du lieber, langer Kerl, Du bärtiger Volksliedermann! Behüt' Dich Gott, und bring' mir Dein Herz so ganz zurück, wie ich Dir meines bewahre! Im Herbst sehn wir uns wieder! Schreib' mir bald aus Berlin, und wenn Dich dieß Blatt noch in Düsseldorf trifft, so schreib' mir wenigstens mit zwei Worten aus Mainz, daß Du's noch gekriegt hast. Liebster, bester Müller — Kuß und Handschlag! Ich werde beim Teufel weich! Ade, Ade!

* *
*

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, Walpurgistag, 1839.

Mein lieber Alter!

Aus Deinem Briefe vom 6. d. M., der mich noch in Soest traf, und aus den Mittheilungen Deines Schülers B., der mich vorgestern vor 8 Tagen besuchte, bin ich jetzt über Deinen Zustand ziemlich richtig unterrichtet, und freue mich von Herzen, daß es jetzt, wie B. mich versicherte, doch wenigstens so gut wieder geht, daß Du von einer Emser Cur vollständige Genesung erwarten darfst. Glück auf! Ich und die Meinen in Soest, wir Alle wünschen Dir von Herzen das Beste! —

Heute schreib' ich Dir hauptsächlich, um Dir zu sagen, daß ich mich hier in Barmen ungefähr nur noch 14 Tage aufhalten werde, und daher nur in dieser Zeit persönlich noch Dich werde empfangen können. Kommst Du später, so mußt Du aber dennoch jedenfalls bei Langewiesche (im Werth, nicht weit von der Gemarker Post) einkehren, wo Dich auf meine Veranstaltung freundliche Gesichter und ein bequemes Bett, sammt Gemüse und Fleisch, erwarten. Langewiesche und sein Commis, mein Freund Neuburg, werden Alles thun, Dir die Zeit Deines Hierseins angenehm zu machen, doch hoff' ich, zumal bei dem warmen, herrlichen Wetter, immer noch, Dich selbst begrüßen zu können.

Im Juni laß' ich mich am Siebengebirge bei Bonn ganz in der Stille nieder. Wahrscheinlich in Honnef, Erpel oder Unkel, was ich Dir später näher schreibe, da Du auf der Rückreise aus dem Bade jedenfalls wieder bei mir kneipen mußt. Vorher mach' ich, für literarische Zwecke, eine Fußreise durch ganz Westphalen, von der Sieg bis an die Pforte. Es fehlt mir heute an Zeit, Dir meinen ganzen Lebensplan ausführlich mitzutheilen;

— so Gott will, geschieht es in kurzer Zeit mündlich, oder wenn das nicht der Fall sein sollte, so kannst Du doch von meinen Verwandten in Soest das Nähere hören.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 4. Mai 1839.

Mein theurer Jerrentrup!

Obgleich ich Dir erst am Dienstag geschrieben, und die Freude eines baldigen Wiedersehens vor mir habe, muß ich Dir dennoch heute noch einmal in's Haus fallen. Ein hiesiger guter Freund von mir, seines Zeichens Graveur, hat nämlich mein schlechtes Antlitz zu seinem Vergnügen modellirt und mir einige Exemplare des Reliefs zur Vertheilung an meine Freunde geschenkt. Da dacht' ich denn, daß es auch Dir, meinem alten, bewährten Pylades, wohl angenehm sein würde, einen Abdruck zu erhalten, und diesem Umstande verdankst Du diesen abermaligen Zuruf und das beikommende Kästchen.

Das Relief soll, wie ziemlich allgemein behauptet wird, nicht unähnlich sein, besonders die Freßpartie. Die Nase könnte freilich etwas stumpfer sein, und die Haare sind auch nicht so kraus. Was den letztern Punkt angeht, so ist es indeß ein allgemeiner Fehler der Modelleurs, eben in den Haaren so recht ihre Kunst zeigen zu wollen; sie werfen Locken, wo keine sind, und deßwegen ist das Haar auf solchen Bildern auch fast immer mehr oder weniger manierirt. Möchte Dir das Bild, aller dieser Uebelstände ungeachtet, nichtsdestoweniger den fernen Freund recht lebhaft vor die Seele führen, und Deinem Erkennungsvermögen besser entgegenkommen, als jene Silhouette, über die wir uns in Soest so oft gezankt haben.

Ich habe mich seither oft und anhaltend im Geiste mit Dir beschäftigt, lieber Jerrentrup! Es sind nun 11 Jahre, daß wir einander kennen und lieb haben! Es macht mich froh und glücklich, daß unser Verhältniß in all' dieser Zeit, trotz Entfernung und auseinandergehender Lebenswege, immer dasselbe gewesen ist: — es muß drum doch wohl einen tiefern, bessern Grund haben, als so manches andere, das, kaum entstanden, auch schon wieder sich auflöst. Bleib' mir ferner gut, lieber Kerl, und glaub', daß ich Dir gegenseitig immer mit wahrer, aufrichtiger Freundestreue zugethan bleibe. Die Erinnerung an das Entstehen unsres Bundes, an unsre ersten einsamen Spaziergänge in und um Soest, das ist mir kürzlich recht frisch und lebendig wieder aufgegangen, und ich kann wohl sagen, daß ich darin mit wehmüthiger Freude geschwelgt habe. —

Mit Deinem Befinden geht es hoffentlich immer besser, und denke ich bald gute Nachrichten zu erhalten. Die Soester, von denen ich heute Briefe

habe, lassen herzlich grüßen; ich aber schüttle Dir warm und treu die Hand, und bin für immer recht von Herzen Dein Freiligrath.

* * *

Liest sich dieser Brief nicht wie ein Abschied fürs Leben? Er sollte es nicht sein, aber er ward es. Freiligrath sah seinen getreuen Pylades nicht wieder: derselbe erlag seinem Brustleiden am 17. Oktober 1839.

An Lina Schwollmann.

Barmen, Himmelfahrt Nachmittag 2 Uhr
[9. Mai] 1839.

— Die heutige Elberfelder Zeitung wird Dir das Ausbleiben eines Briefes erklären; das vorgestrige Fest machte es mir unmöglich, Deinen lieben Zuruf früher zu beantworten als heute; all' die übrige Tummelei, womit das Verlassen eines zweijährigen Wohnorts verbunden zu sein pflegt, ungerechnet. Das Fest aber war schön! In der ganzen Idee, Anordnung und Begehung sprach sich soviel herzliche ungeheuchelte Freundschaft für mich aus, der Empfang mit einem trefflichen Quartett und der schöne Toast des Dr. Clausen waren so ergreifend für mich, und die Heiterkeit, welche diesen ernstern Momenten folgte, war so allgemein und bei aller Ungenirtheit anständig, daß der Totaleindruck des Abends ein durchaus ungetrübter, ein über alles schöner und nachhaltiger für mich ist.

Es waren über sechzig Theilnehmer da, Kaufleute, Commis, Juristen, Mediciner, Philologen; auch die Herren von Eynern fehlten nicht, und einer von ihnen brachte sogar auf mein Wirken bei ihnen einen Toast aus. Düsseldorfer Regimentsmusik war zur Belebung der Tafelfreuden eigens requirirt worden; mein Gedicht „Prinz Eugen", das hier viele Freunde gefunden hat, wurde später mit andern geselligen Liedern abgesungen — kurz, es war ein schöner Abend, und ich habe gesehen, daß man mich hier wirklich ziemlich allgemein lieb hat und achtet. Es ist doch ein eigenes Gefühl, der Mittelpunkt einer solchen Geschichte zu sein; ich fühlte mich anfangs nicht wenig bewegt; das Gefühl aber, von so vielen ordentlichen Kerls geliebt zu sein, und die ungezwungene Art und Weise des Ganzen gaben mir bald meine gewöhnliche Nonchalance wieder, und so ging denn alles glatt auf's Schönste. Ich lege Dir allerlei bei, was Dir die Sache deutlicher machen kann. Die anl. Beschreibung ist aus der hiesigen Zeitung und ausführlicher als die in der Elberfelder, welche dagegen den Clausen'schen Toast wörtlich mittheilt.

Nächste Woche, welchen Tag, weiß ich aber noch nicht, werde ich nun aufbrechen, jedoch nicht mit dem Sauerlande anfangen, welches zu spät grün wird, sondern mit dem Münsterlande und der Weser, so daß ich erst nach

Soest komme, wenn ich schon in Detmold gewesen bin. Die Route wird nämlich ungefähr so sein: Hagen, Dortmund, Kappenberg, Nordkirchen, Münster, Osnabrück, Minden, Herford, Detmold, Paderborn, Soest u. s. w. Doch können kleine Aenderungen immer noch eintreten, und Du hörst das Nähere von der Reise.

* *
*

Dies Freiligraths eigener Bericht über das Festmahl, welches am 7. Mai 1839 die Freunde dem demnächst Scheidenden gaben; es fand statt im Clevischen Hofe zu Barmen, bei dem „allgemeinen Schwiegervater" Behrens; Gymnasiallehrer Dr. Clausen von Elberfeld, einer der näheren Freunde des Dichters, brachte demselben einen einfachen, warmherzigen Trinkspruch, dessen Mitteilung hier indes unnötig ist. Freiligrath ward übrigens, wie es scheint, durch finanzielle Abwickelungen noch einige Wochen in Barmen festgehalten, ehe er seine Reise antreten konnte. Aus dieser Harrezeit sind die beiden folgenden Briefe.

An August Boelling.

B. Pfingstmorgen [19. Mai] 1839.

Während Du augenblicklich zu Düsseldorf einen kleinen Theil der Früchte Deines Fleißes und Deiner Sparsamkeit zu großer Freude verwendest, sitze ich entsetzlicher Vergeuder einsam auf meiner Kammer, knabbere an meiner Verzweiflung, und ordne die Pumpregister, deren Regulirung Du, theils laut eigener Zusage, theils nach meiner gestrigen Absprache mit Fritz, übernehmen wirst, sobald der Stuttgarter Sosier die Mittel dazu eingesandt hat. Letzteres wird unfehlbar noch in dieser Woche geschehen, und ich bitte Dich, die unverschämtesten der Manichäer bis dahin mit eiserner Stirne von den rechtlichen Gesinnungen Deines Freundes, des Durchgängers, unterhalten zu wollen. So empfange denn inliegend, Du Theuerster:

1 Register des Bockes S.
1 „ „ Traubendrückers B.
1 „ „ „ H.
1 „ „ Lederverschneiders A.
1 „ „ Holzverderbers F.
2 „ „ Papierkünstlers N.
1 „ „ Ressourcenvogtes H.
1 „ „ allgemeinen Schwiegervaters B.
1 „ „ Tuchverpfuschers F.

zur gütigen Berichtigung: — es ist entsetzlich, was man in seiner Eigenschaft als Mauerpolier hat drauf gehen lassen müssen!

Da mir Cotta bei der ersten Auflage irrthümlicher Weise ca. 190 Thlr. zu viel gezahlt hat, so hab' ich augenblicklich nur noch ungefähr 480—500 Thlr. zu erwarten. Wenn Du von denselben Dich und die fluchwürdige Rotte bezahlt gemacht hast, wird nur eine kleine Summe übrig bleiben, die ich Dich bitte, mir nebst Cotta's Brief poste restante nach Detmold zu adressiren, wenn ich Dich nicht in 14 Tagen anders berichte!

Ich weiß, daß Du Dich der Last und Mühe, die ich Dir mit all diesen verfluchten Sch— mache, gern und als Freund unterziehst, lieber August, und unterlasse es drum, Dir den Dank, den ich Dir hierfür sowohl, wie für so manchen andern Beweis Deiner Menschen- und Poetenfreundlichkeit, schuldig bin, in langem Wortschwall auszudrücken. Recht von Herzen aber drück' ich Dir die Hand für die Freundschaft, mit der Du mich, den Fremden, von meinem ersten Kommen an begrüßt hast! Weiß Gott, wenn ich nur Dich und einige wenige Andere hier gehabt hätte, ich zöge wahrlich nicht fort! Bleib mir gut, lieber Kerl, und wenn ich, vom Strudel hingerissen, manchmal dumme Streiche gemacht habe, oder kalt gegen Dich gewesen sein sollte, so denke, daß mein Herz bei alle dem nicht dabei war, und entschuldige mich mit dem Zoll, den wir alle einmal, mehr oder weniger, den Schwächen der menschlichen Natur abtragen müssen. Wir sind leider keine Engel, und können von Glück sagen, wenn es unserm guten Sterne gelingt, uns nur halbweges mit heilem Herzen und unzerstoßenem Schädel durch die Klippen hindurchzuleuchten, an denen die Meisten scheitern.

Lebe nochmals recht von Herzen wohl! — Ich schreibe Dir jedenfalls von der Reise! — Gott mit uns! —

* * *

An Moritz Carriere.

Amphibiopolis, am Fest der grünen Reiser 1839.
[d. h. Pfingsten, 19. Mai.]

Der „Alligator" sendet dem Freunde den erwähnten Stock in Gestalt eines zusammengerollten Kupferstichs nach dem Gut Barkhausen im Lipper Lande und schreibt dabei:

Liebster Carriere!

Wie es gekommen ist, daß ein gehetzter und melancholischer Mensch Dir bisher, trotz aller Mahnungen, nicht geantwortet hat, darüber laß mich jetzt weiter kein Wort verlieren, sondern Dir bloß die Hand drücken und Dir sagen, daß ich Dir unverändert derselbe bin und daß bloß Faulheit, schnöde, lasterhafte Faulheit, die zum Theil freilich auch durch Gemüthsstimmungen bedingt war, Schuld an meinem Schweigen ist. In acht Tagen

sehen wir uns wieder: Der HErr hat das Herze des trefflichen Julius Meyer, der mir freilich zur Zeit noch ein großer Unbekannter ist, also gewandt, daß er Dich, Schücking, Grün, desselbigen gleichen auch mich, den Sinaiten, auf sein schwiegerväterlich Gut Barksen berufen hat. Wie freu' ich mich auf's Wiedersehen, kleiner Hegelinge! Wenn Du mir böse bist, so mach' ich Dich gewiß wieder gut: nachdem meine Pläne für die nächste Zukunft zur Reife gediehen, nachdem der Herr Baron Cotta von Cottendorf genereus gewesen, und nachdem sämmtliche Bären, so der Sinait in den Gethalen der Wupper angebunden, ihrer Haft entlassen worden sind, bin ich wieder aufgegangen in der alten Pracht. Meiner Liebenswürdigkeit ist jetzt nicht mehr zu widerstehen, meine Fidelität ist die alte, und ich denke, daß beide hinreichen werden, um Deinen Groll, wenn Du je welchen gehegt hättest, zu entwaffnen. Ganz trau' ich dem Handel freilich nicht, denn ich hab's allerdings ein wenig arg gemacht. Darum schick' ich mir selbst diesen Brief als Parlamentär voraus, und hoffe, daß er Dich bereitwillig finden wird, mit dem Cunctator Friede zu machen.

Gelingt ihm das aber nicht — nun wohl, dann unterwerf' ich mich willig jeder Strafe, trage jedoch, als durch und durch orientalisirter Renegat, zunächst auf die der Bastonade an. Den Stock dazu schick' ich Dir, zum Beweis meiner Unterwürfigkeit, in beikommendem Päckchen. Du wirst ihn rund und dick genug finden, und damit ihm die Stöße des Postwagens weder von der einen noch der andern Eigenschaft Etwas rauben, so hab ich ihn, treu dem Costüm, mit etwelchem Chinesischen Papier umwickelt. Thu' nun bei meiner Ankunft, was und wie Dir beliebt — der Alligator wird sich in alles fügen und sein Schuppengerassel auch dann zu Deinen Ehren erheben, wenn Du ihn rollenden Blicks empfängst!

Alles Sonstige mündlich! In 10—12 Tagen bin ich in Barksen. Grüße Meyer vorläufig herzlich von mir! Und was Dich angeht:

„Alles grüßt Dich, Blumen, Blätter,
Doch zumeist der Grüße viele
Bring' ich Dir von Deinem Vetter,
Ja von Deinem lieben Vetter*)
Von dem
Alligator im Nile!"

*) Interpolation von C. Loewe, dem Stettiner.

* * *

So sind die fröhlichen und ernsten Tage der beiden Jahre, welche Freiligrath zu Barmen verlebte, an uns vorübergegangen, und es ist Zeit, daß

wir uns seinen Dichtungen zuwenden, welche damals zuerst seinen Namen durch alle Welt trugen.

Es sind darunter nicht verstanden diejenigen Arbeiten, mit welchen er zuerst hervortrat, die 1836 in Frankfurt erschienenen Verdeutschungen der Oden und vermischten Gedichte, sowie der Dämmerungsgesänge von Victor Hugo, von welchen jene den neunten, diese einen Teil des elften Bändchens der Sauerländer'schen Gesamtausgabe von V. Hugo's Werken bilden; ebenso beteiligte er sich, ohne seinen Namen auf dem Titel zu nennen, an der von seinem Freunde O. L. B. Wolff ebenda im 16. Bändchen herausgegebenen Übersetzung der Orientalen und Balladen. Obwohl er bereits durch einzelne Gedichte weithin Aufsehen erregt hatte, trug Freiligrath kein Bedenken, unter der Zahl der, möchte man sagen, gewerbsmäßigen Übersetzer zu erscheinen, welche den berühmten Franzosen auf schlechtestem Löschpapier dem deutschen Publikum zuzuführen übernahmen. Wie er selbst fast fabrikmäßig an diesen Verdeutschungen arbeitete, wie er dabei seiner Gesundheit Unbilliges zumutete, haben uns seine Amsterdamer Briefe gezeigt. Die Arbeit war keine leichte, wenn auch Hugo's entbrannte Phantasie und bilderreiche Sprache dem Genius des Nachdichters entsprach; Freiligrath klagt selbst, daß er durch die Beschäftigung mit Victor Hugo seiner dichterischen Eigenart geschadet habe. Er selbst legte auf diese Übersetzungen, obwohl auch in ihnen ganz meisterliche Leistungen der Übersetzerkunst sind, minderen Wert als auf diejenigen aus dem Englischen. Im Jahre 1845 gab er eine verbesserte Auswahl aus denselben heraus; 1870 bei der Herausgabe seiner Gesammelten Dichtungen wählte er aus dieser Auswahl nochmals und nahm nur die gelungensten und allgemein ansprechendsten der Übersetzungen auf.

Über Freiligraths Gedichte, die erste Sammlung vom Jahre 1838, wäre zwar vieles zu sagen, aber ein kurzes Wort muß an dieser Stelle genügen; das deutsche Volk hat seit vierzig Jahren bereits sein Urteil gesprochen. Schon die hier und dort, in Tageblättern, Taschenbüchern und Almanachen vereinzelt erscheinenden Gedichte hatten die Aufmerksamkeit der Welt auf den jungen Dichter mit dem wunderlichen Namen gelenkt, auf jenen Freiligrath, von dem man nur wußte, daß er in irgend einem Winkel Westfalens geboren und Commis in einem kaufmännischen Geschäfte zu Amsterdam sei; der Leser fühlte unwillkürlich, daß er hier einem wunderbaren Rätsel gegenüberstehe, einer machtvollen jugendfrischen Dichternatur. Als dann die Gedichte gesammelt erschienen, da war die Wirkung eine blitzgleich überwältigende. Es liegt mir, von dem Dichter selbst in seiner sorgsamen Weise gesammelt, eine ganze Reihe von Beurteilungen aus der Zeit des Erscheinens vor. Mancher kleinliche Tadel macht sich dabei vernehmbar,

manches wunderliche Urteil, mancher sehr überflüssige gute Rat; aber durch alle diese Äußerungen geht die mehr oder weniger bewußt und freudig ausgesprochene Empfindung, daß in Freiligrath eine durchaus ursprüngliche geniale Dichterpersönlichkeit in die deutsche Literatur eingetreten sei. Wohl selten hat ein junger Dichter so gleichsam im Sturme die Höhe des Ruhmes, der allgemeinen Bewunderung erstiegen. Das Schicksal hatte es doch gut mit ihm gemeint, indem es ihn im Schatten einer stillen westfälischen Landstadt aufwachsen ließ und dann alsbald in die Fremde hinausführte, in die laute Einsamkeit einer großen Handelsstadt, ans Ufer des Meeres, wo fern von der Heimat und dem Elternhause sein Denken und Empfinden sich vertiefte zu verzehrendem Weh, und er in den Träumen seiner wunderbar reichen Einbildungskraft einen Ersatz fand für die Öde seines an den Arbeitstisch geketteten Daseins. Die Einsamkeit war Freiligraths Muse; keine schmeichlerische Huldigung verdarb ihn; unverstanden, sich und der Welt ein Rätsel, ging er schweigend und verschlossen dahin und warf die Geburten des holden Wahnsinns der Poesie wie bewußtlos auf das Papier. Ein günstiges Geschick gab ihm wohlmeinende und verständige Ratgeber, ihn zu warnen vor der gefährlichen Klippe junger Dichter, vor jener Selbstgefälligkeit, die alles für trefflich hält; mit einer beispiellosen Unbarmherzigkeit unterdrückte er gleich in seiner ersten Sammlung alles, was, um ein Wort Mercks an den jungen Goethe zu gebrauchen, „die andern auch können;“ wie scharf er darin war, jede Hervorbringung seiner gemütsweichen „matthisson'schen“ Periode zu beseitigen, lehrt schon die Erwägung, daß eines seiner schönsten Gedichte, das unvergleichliche „O lieb, so lang du lieben kannst“ in dieser ersten Sammlung nicht Aufnahme fand. Keiner jener nachahmenden, ungeschickt tastenden Versuche junger Lyriker fand Gnade vor seinem eigenen unerbittlichen Urteil; da ist keine Spur jener gemütlichen blonden Jugendeselei hoffnungsvoller Poeten, kein sentimentales Girren ersten Liebesglücks und Liebesleides; da ist kein Trink- und kein Frühlingslied, und abgesehen von den allgemein gehaltenen Gedichten für den Phönix, keine Zeile, die an die Politik erinnert. Als ein völlig Fertiger erscheint Freiligrath alsbald bei seinem Auftreten; alles ist markig, eigenartig; keine Zeile mahnt uns an das Alter des Dichters; als ein ganzer Mann tritt er herein, ein Eroberer mit dem ersten Schritte. Wie er in seiner Landrinette mit lebendigsten Farben das Einstürmen der Kunstreiter in die Rennbahn schildert, so sprengte er selbst auf die Bühne im glänzenden Waffenschmuck, blitzenden Auges, kühner Gebärde, und alles Volk erkannte auch in bisweilen fremdartiger Verhüllung den durch und durch selbständigen genialen Dichter. Wohl bei keinem unserer Lyriker ist das Verhältnis des wirklich Bedeutsamen, Hochpoetischen gegenüber ein-

zelnem Schwächeren ein so überwältigendes; wir, denen Freiligraths Dichtungen seit langer Zeit liebe Freunde sind, können uns kaum mehr vorstellen, wie diese jugendkräftigen lebenstrotzenden Gedichte in der schwülen Dunstatmosphäre von Lenau's Weltschmerz, von Heine's witzelnder Zerrissenheit und der sonstigen allgemeinen Mittelmäßigkeit erquickend, herzerfreuend wirken mußten.

Wenn ein durch und durch genialer Mensch auf die Bühne tritt und ganz außergewöhnliche Erfolge erzielt, so fehlt es niemals an klugen Leuten, welche uns beweisen, aus welchen sehr einfachen Gründen diese Erfolge herstammen. Da war es die Seltsamkeit und Neuartigkeit der bisweilen sehr kühn gewählten Stoffe, die Pracht und Fülle der fremden Scenerie, die Vollgewalt der Sprache und des Bildes; feinere Köpfe wiesen wohl auch hin auf die Neigung der Zeit zum Weltschmerz, auf das Mißbehagen des deutschen Volkes an seinen heimischen Zuständen, so daß des Dichters Versenkung in den geheimnisvollen Zauber des Meeres, der Wüste und des Urwaldes Deutschland in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Elendigkeit Ablenkung und Trost dargeboten. Es ist auch an allem diesem viel Wahres; Freiligrath war wirklich, wie ihn Immermann in seinem oben mitgeteilten Briefe charakterisiert, ein durch und durch moderner Dichter; es kam ihm anderseits zu statten, daß er, in tiefer Einsamkeit aufgewachsen und zum Dichter gebildet, mit keinem Gleichzeitigen, mit keiner der tonangebenden Dichterschulen Fühlung hatte; der leichtfertige Heine mit seinem Anhang, dem jungen Deutschland, stieß ihn ab; Lenau's krankhafte Art war seiner durchaus gesunden Natur feindselig; wenn er mit einem der lebenden Dichter zusammentraf, so war es mit Chamisso und Uhland, und auch mit ihnen weniger in der poetischen Richtung, als in der Tüchtigkeit und Gediegenheit des Charakters. Nur bei den Terzinen Freiligraths vermögen wir ein und nicht einmal ein glückliches Anlehnen an Chamisso zu erkennen, wie bei den Alexandrinergedichten die Formengebung Victor Hugo's nachwirkte. Die verschiedenen mehr äußerlichen Gründe zu Freiligraths blitzartig durchschlagender Wirkung, welche man geltend gemacht hat, scheinen mir nicht ausreichend; die farbenleuchtenden Bilder aus Menschen-, Tier- und Naturleben der Tropenwelt, die funkelnden Gedanken, Verse und Reime, die meisterliche Behandlung des Verses, vornehmlich des Alexandriners, den er mit dreistem Sporenschlag aus einem steifen Klepper in ein schnaubend dahinjagendes Wüstenroß verwandelte, alle diese Momente wirken gar mächtig mit, uns fortzureißen; und dennoch finde ich die Hauptkraft dieser Gedichte nicht in der wundersamen Macht der Phantasie, dem wie in einem Opiumrausche vorüberstrudelnden Spiele der glänzendsten Bilder; ich finde den Zauber Freiligraths in der Kraft einer völlig eigentümlichen, prachtvoll begabten dichterischen Persönlichkeit, die nicht zurückschreckt vor dem

bisweilen hervortretenden Unerfreulichen, sogar Gräßlichen, welcher aber das Schwächliche, Weichliche, Alltägliche bergetief abseits liegt. Denn jene, wenn man so sagen darf, tropischen Gedichte, wenn sie gleich dem großen Haufen der Leser zunächst in die Augen blitzten mochten, sind meiner Ansicht nach keineswegs die dauernd besten der Sammlung; des Dichters innerstes, eigentümlichstes, herzerfreuendstes Wesen kommt, wie mir scheint, noch weit mehr heraus in manchen äußerlich weniger glänzenden, aber gerade als Seelenbilder weit bedeutsameren Gedichten. So z. B. in Dichtungen, welche anscheinend bedeutungslose eigene Erlebnisse oder Stimmungen poetisch verklären, wie Die Auswanderer, Landrinette, Die Bilderbibel, Der Reiter, Leviathan, Meerfahrt, Im Walde, Die Sandlieder, in anderen, wo Freiligrath die Balladenform in ernstester oder auch humoristischer Weise zu Seelengemälden benutzt, wie in den ergreifenden Gedichten Nebo, Der Tod des Führers, Die Schreinergesellen, Prinz Eugen, oder in dem phantastisch glänzenden Traumbilde Der Blumen Rache, oder in der mit dem Pinsel eines Teniers ausgemalten Geusenwacht, oder endlich in dem wunderbaren Meisterwerke psychologischer Lyrik, diesem Schmerzensliede der Einsamkeit, dem würdigen Gegenbilde zu Chamisso's Salas y Gomez, in dem herrlichen Liederstrauß Der ausgewanderte Dichter. Das sind Klänge, die ewig in der deutschen Poesie leben werden, gerade wegen ihrer Einfachheit, Gemütstiefe, Gedankenfülle, während der vielbewunderte Löwenritt mit all seinem blendenden Farbenglanz in Bild und Wort, und manches Ähnliche uns nicht auf die Dauer gemütlich festzuhalten vermag. Unbedeutend, gedankenleer, schwächlich aber ist keine Zeile, die Freiligrath in die Welt hat ausgehen lassen.

Es erscheint uns unbegreiflich, wie manche Beurteiler in Freiligraths Gedichten „mehr Huf- als Herzschlag" vernehmen konnten; wie er selber über diesen Tadel denkt, wie bitter derselbe gerade dem Dichter weh that, lehrt uns manche Stelle seiner Briefe. Freilich, diese Erstlingssammlung zeigt nicht, wie jede andere, das Liebeslied, zum Mißvergnügen etlicher Beurteiler; aber wer steht uns dafür, daß er nicht auch solche gedichtet, dieselben aber, mit der ihm eigenen Furcht von Kundgebung seines innersten Seelenlebens, unterdrückt hat? Und wenn er im Ausgewanderten Dichter, in Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, in den Sandliedern u. a. den tiefsten Schmerzen seiner Seele Ausdruck giebt, wer wollte verkennen, daß diese Gedichte mit warmem Herzblute geschrieben sind, daß Freiligrath, den man gemeinhin als einen Dichter der Phantasie, der Fremde betrachtet, ein voller Gemütsmensch ist, daß seine Poesie gerade da, wo sie am eindringlichsten, tiefsten, herzlichsten wirkt, in der Heimat wurzelt?

Wir allerdings kennen Freiligraths Gedichte seit langen Jahren; aber

wir müssen uns zurückdenken in die Zeit, da diese funkelnden blitzenden Dichtungen zuerst hervortauchten, aus den Almanachen sofort in zahlreiche Tageblätter und fast ebenso rasch in die Lesebücher der reiferen Jugend ihren Weg fanden. Es liegt ein unnennbarer märchenhafter Zauber in diesen Schöpfungen des jungen Dichters. Minarets und Palmenwälder, die Geisterkarawane und den Mohrenfürsten, die Riesenschlange und den Löwenritt führt er wie ein buntes Schattenspiel an unsern erstaunten Augen vorüber; er sieht den Hekla Feuer speien, er wandelt am Strande der Südersee und im Urwalde von Nordamerika; das nebelüberdeckte Meer öffnet sich vor seinem Blick, und tief unten sieht er die versunkene Stadt, oder die fabelhafte Pracht des Meeresgrundes, wo die Toten liegen, mit Perlen gekrönt, mit Purpur gräßlich aufgeputzt; die Luftspiegelung der Wüste zeigt ihm ihre gespenstische Herrlichkeit; er vernimmt das Gespräch der Schiffe und ihre Berichte aus fernen Zonen; er spricht mit dem Scheik am Sinai, mit dem brauen Arabermädchen; der von der Jagd bestaubte Tscherokese, der schwarzlockige Neger, das Griechenmädchen aus Zante schauen mit blitzenden Augen aus Freiligraths Gedichten; wie ein Märchen aus 1001 Nacht geht diese reiche Herrlichkeit an uns vorbei, die der Dichter nie gesehen, die er nur geträumt hat mit der vollen, nur poetisch verklärten Lebenswahrheit der Wirklichkeit. Aber er sieht auch wehmütigen Sinnes den Auswanderern zu und führt uns in die Waldesstille des Wesergebirgs; er reißt uns mit sich fort in das lärmende flimmernde Getümmel der Kunstreiterbude, in das bunte Treiben des österreichischen Heerlagers; er zeigt uns, wenn auch nur verstohlen, die tiefsten Regungen seiner Seele in der Erinnerung an die untergesunkene Jugendzeit. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, wenn diese Gedichte in ihrer völligen Eigenartigkeit, ihrer überwältigenden Genialität, in der staunenswerten Mannigfaltigkeit der Stoffe, in dem berauschenden Reichtum der Sprache, in der sichern Freiheit des Versbaues eine ganz wundersame Wirkung übten; wenn sie sofort, was bis dahin als wertvollster Besitz der gleichzeitigen deutschen Dichtung gegolten, Lenau, Anastasius Grün &c. zur Seite schoben. Kurz, der Erfolg, den Freiligrath mit seinen Gedichten errang, war ein beispielloser, und doch wohlverdienter. Freilich mochte mit Recht hin und wieder der Beurteiler die Frage aufwerfen, welchen Weg ein Dichter, der mit seinem ersten Wurf solch glänzenden Erfolg errungen, wohl fernerhin einschlagen möge, ob es ihm gelingen werde, auch geistig weiterzuschreiten, ob ihm vor allem von den Wundern des Meeres und der Wüste die Rückkehr zu der Heimat möglich sein werde.

Aber er hatte ja schon gezeigt, daß er nicht bloß ein Dichter der Fremde, sondern auch echt deutschen Gemütslebens war; und war nicht die neue Laufbahn, in welche der Dichter binnen kurzer Frist einlenken sollte, bereits am

Schlusse jener ersten Sammlung ausgesprochen, in den beiden klang- und gesinnungsvollen Gedichten für Dullers Phönix, Eingang 1836 und 1837? Freiligrath hatte mit denselben thatsächlich die Poesie der Fremde und des Meeres verlassen, hatte die düstere Stimmung, welche durch manche der schönsten und empfundensten seiner Lieder hindurchgeht, abgeschüttelt, war frisch und frei, erhobenen Hauptes, vor sein Volk hingetreten mit den Worten:

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutschland wird erstehn.
Unhemmbar ist des Geistes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel und was recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Ersteht, was fördert ein Geschlecht!

Und freudiger noch im zweiten:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unsre Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen!
Ich breite froh das Banner aus!
Mit festen Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf bestehn;
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

Wer es bedauern will, daß Freiligrath mit diesen stolzen Gedichten in die Bahn der politischen Lyrik einlenkt, dem mag es unbenommen bleiben. Wohl hätte er auf dem bisher begangenen Pfade, wenn er seine zahlreichen unfertigen Entwürfe ausgeführt, neue Stoffe gefunden hätte, sicherlich noch Herrliches geleistet; aber auch die Gefahr lag nicht ganz fern, daß er durch ein Beharren bei jener dichterischen Richtung, welche vornehmlich aus einer glühenden Phantasie ihre Stoffe schöpft, in Manier geraten wäre. Es ist sehr überflüssig darüber zu rätseln; Freiligrath war allezeit viel zu tüchtig, ein viel zu scharfer Selbstbeurteiler, als daß er jemals unwahr geworden wäre; vor allen Dingen war er ein Dichter von Gottes Gnaden, der nicht dichtet,

was er will, sondern was er muß. Und wenn ihn die von ihm so manchmal berufene fine frenzy auf diesen Weg führte, wenn er fortan der Herold der schmerzlichsten Wünsche, der edelsten Hoffnungen des deutschen Vaterlandes ward, so ist darüber nicht zu klagen, sondern man muß es als naturnotwendig hinnehmen.

Der glänzende Erfolg seiner ersten Sammlung machte Freiligrath zu einem freien Manne. Neujahr 1839 kündigte er seine Stellung bei dem Hause von Eynern; der Brief an Immermann vom 16. April 1839 spricht die ganze Glückseligkeit wiedergewonnenen Freiheitsbewußtseins aus; an neuen Plänen für die Zukunft fehlte es nicht; das Rheinische Jahrbuch war bereits vielfach besprochen; das nächste Unternehmen sollte indes nicht sowohl eine dichterische Arbeit sein als ein Prosawerk.

Freiligrath wohnte während des letzten Jahres seines Aufenthaltes zu Barmen im Hause des Buchhändlers Langewiesche, der ihm zugleich, wenn auch nicht gerade als Herzensfreund, doch als wohlmeinender Berater nahe stand. Es erschien damals der Anfang eines umfassenden Stahlstichwerkes „Das malerische und romantische Deutschland". Freiligrath und Langewiesche ärgerten sich gleichermaßen darüber, daß in dem Prachtwerke ihr eigenes Heimatland Westfalen völlig übergangen war; als der Dichter nach seiner Art dem Unmut in kräftigen Worten Luft machte, so erbot sich Langewiesche alsbald, den Verlag eines von Freiligrath zu schreibenden, in gleicher Weise wie das vorgenannte ausgestatteten Werkes „Das malerische und romantische Westphalen" zu übernehmen. Der Dichter schlug ein. Nachdem er sein kaufmännisches Verhältnis gelöst und ihm kurz vor Himmelfahrt ein glänzendes Abschiedsfest gefeiert worden, machte er sich zunächst auf zu einer Fußwanderung durch Westfalen, durch erneute Anschauung des Altbekannten frische Anregung zu seinem Buche zu gewinnen; als Zeichner für die beabsichtigten dreißig Stahlstiche des Werkes begleitete ihn der Maler Karl Schlickum; Freiligrath verhieß, schon in einigen Tagen von der ersten Hauptstation der Reise das bereits begonnene Gedicht, welches das Werk eröffnen sollte, vollendet einzusenden. Aber die Einsendung verschob sich von Station zu Station; dafür kam von jeder ein höchst ergötzlicher Entschuldigungs- und Vertröstungsbrief mit eingehender Schilderung der „Begießungen," welche dem gefeierten Dichter des Westfalenlandes allerorten zum Gruß entgegengebracht wurden; eines dieser Reiseschreiben, obwohl gemessener gehalten, ward an Immermann gerichtet und ist S. 223 mitgeteilt; die Briefe an Langewiesche sind durch einen unglücklichen Zufall rettungslos vernichtet. Der nachfolgende Brief an Aug. Boelling, einen der „Stilleren" der Barmer Freunde, faßt die Eindrücke dieser Wanderfahrt durch Westfalen in herzlich erquickender Weise zusammen:

Soest, 27. Juni 1839.

Lieber August!

Inliegend, um von Geschäften zuerst zu reden, ein Brief an mich von Cotta, und:

Gold Thlr. 430.

womit Du verabredetermaßen das Manichäerheer beschwichtigen, und den etwaigen kleinen Rest bis zu meiner Rückkehr für mich aufheben willst.

Langewiesche, an den ich aus Vlotho, und Neuburg, an den ich von der Schauenburg schrieb, werden Dir sicher meine Reisefata bis zum letzterwähnten Punkte mitgetheilt haben. Von dort gingen wir zunächst immer die Weser herauf, über Altendorf, Hameln, Holzminden bis Corvei und Höxter. Es ist ein herrliches Thal, das Weserthal, und die Woche, die ich mit Schlickum drin herumgezogen bin, halt' ich für eine der schönsten dieses Sommers nicht nur, sondern meines ganzes Lebens. Wie oft, wenn wir auf der Schauen- und Paschenburg standen, und die ganze stromdurchflossene Fläche von Hameln bis Rinteln, in einer Ausdehnung von acht oder zehn Stunden, hell und sonnig unter uns sahen; oder wenn wir mit unsern guten Schauenburger Wirthsleuten Abends vor der Thür unter der großen Linde saßen und Volkslieder sangen; oder wenn wir den Langenfelder Wasserfall stürzen ließen, den Hohenstein erkletterten, mit pferdehütenden Waldbuben über die Weißelfen des Gebirgs schwatzten, oder vor der köstlichen Teufelsmühle in der Fähre uns schaukeln ließen: — wie oft, lieber August, hab' ich Dich und Fritz und Schink, und all' die andern Stilleren, denen Bergesluft und Stromeshauch und ein Schluck aus milchgefüllter Feldflasche eben so lieb und lieber sind, als die rauschenden Vergnügungen unsres Pflegevaters Behrens, an meine Seite gewünscht! — Du mußt die Weser jedenfalls kennen lernen, und es würde mich königlich gaudiren, wenn wir einmal in zwei oder drei Sommern von Minden bis Münden zusammen den Wanderstab schwingen könnten! — Wir reden mündlich noch Mehreres über diesen Plan!

Von Höxter trabten wir endlich auf Detmold zu, wo ich, — Fluch meiner Schwachheit! — volle vierzehn Tage hängen blieb, mich fetiren ließ, Landpartieen machte, mit Frau Grabbe kohlte, Champagner soff, mich 2½ mal verliebte, und im Uebrigen, für Langewiesche's Interesse — nichts that! Sie wollen mich in Detmold mit Teufelsgewalt zum Fürstl. Bibliothekar machen: — ich habe mich noch nicht entschieden, will mir die Sache aber doch überlegen.

Hier in Soest bin ich nun seit Montag, und mache das erste Manuscript für die malerische Romantik zurecht. Ich kam mitten in den Kronprinzen-

rummel[1]) hinein: Illumination, Revue, Fackelzug u. s. w. — Von übermorgen bis Sonntag ist Schützenfest, Sonntag über acht Tage Junggesellenfest: — kannst Du es, da Ersteres wohl zu nahe ist, wenigstens nicht möglich machen, auf letzteres herüberzukommen? Du bist von mir und den Meinigen herzlich dazu eingeladen.

* * *

Es war eine glückliche Zeit für unsern Dichter, als er die alten Städte des westfälischen Niederlandes durchschritt, auf den grünen Höhen der westfälischen Pforte schwärmte, in den Forsten des Wesergebirges seinen Roland dichtete, das heimische Detmold und das stille Soest wieder sah, ein Mann geworden, ein gefeierter Dichter. In Detmold ward ihm die erledigte Stelle des Landesbibliothekars angetragen; er lehnte sie ab; der Sturm und Drang in ihm war zu mächtig, als daß er sich jetzt in einen regelrechten Beruf hätte einspinnen können. Als Freiligrath nach vier erquicklichen Wochen wiederkehrte, war das Gedicht nicht viel größer geworden; um nur endlich sein Wort einzulösen, verheimlichte er nach den Mitteilungen von Langewiesche seine Rückkunft und saß vierzehn Tage lang brütend auf seinem Zimmer, bis endlich die Schwergeburt zu Tage kam, nachdem er manche Strophe 10—12 mal umgearbeitet hatte; es war ihm eben ein Greuel, die Poesie zu kommandieren. Aber das vortreffliche Gedicht „Freistuhl zu Dortmund" war vollendet, jenes Gedicht, in welchem Freiligrath, nachdem er als Fronbote durch das Land geschritten, Berg und Ebene, Burg und Kapelle des bisher mißachteten Westfalenlandes vor den Stuhl der Feme geladen, zum Schlusse freudig von sich selber spricht:

Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
Ans Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

Das Gedicht reichte indes für die erste Lieferung des Buches nicht aus, und es kostete noch viel Mühe und Zeit, bis der Dichter den mehr begeistert schwärmenden als geschichtlichen Aufsatz über die westfälische Pforte, mit welchem die Schilderung Westfalens beginnen sollte, vollendet hatte.

Was den Dichter in jenen letzten Barmer Tagen beschäftigte, mag er selber in dem ersten der erhaltenen Briefe an Levin Schücking aussprechen, welcher ihm bei der Wanderung durch Westfalen nahetrat und dem er gerade während der folgenden Unkeler Zeit mit Vorliebe sein Herz ausschüttete, wenn

[1]) Der nachmalige König Fried. Wilhelm IV. besuchte in jenem Sommer Soest.

er auch ab und zu den Freund „mit den Gespensteraugen“ — nach einer Stelle im Salon 1842, Nr. 8 besitzt derselbe „ungewöhnlich große Augen, etwas harten Blicks, glänzend wie blauer Stahl,“ also die richtigen westfälischen Spökenkiekersaugen — ob seiner Gespensterseherei hänselte. Schücking hauste damals, schwankend zwischen einem juristischen Lebensberuf und dichterischer Thätigkeit, zu Münster; er ist dann völlig in die literarische Laufbahn eingelenkt und der Romandichter seiner westfälischen Heimat geworden, mit Freiligrath lebenslang freundschaftlich verbunden. Der letztere schreibt:

[Barmen], 12. August 1839.

Lieber Schücking!

Nur zwei Worte! — Post varios casus bin ich endlich wieder hier angelangt, bereite das Manuscript meiner ersten Lieferung zum Druck vor, und rüste mich in zwei bis drei Tagen zur Abfahrt an den Rhein. Lieb wär' es mir nun, wenn Du mir die versprochene Darstellung der Gallitzin-Hemsterhuis-Hamann'schen Zustände ehestens schicken könntest. Adressir die Geschichte nach Bonn, poste restante, und beeil' Dich nach Kräften.

Lieber Kerl, wie lang ist's nun schon, daß wir einander nicht gesehen! Die idyllischen Tage von Barkhausen, die Gespenstercontroversen mit Meyer und Mechtilden, die phäacischen Kaffeesitzungen im Grünen, die isländische Colonie in Bielefeld, die närrische Viertelstunde bei der Frau Grabbe, sammt der Polonaise auf Peters Stieg — das alles liegt hinter mir wie ein Traum, und Du selbst, als Du mir nach der Landpartie mit Sch. zuletzt die Hand drücktest, stehst wie eine Traumgestalt vor mir. La vida es sueño! — Man verfliegt wie Champagnerschaum, hol' mich der Teufel!

Die Detmolder Bibliothekarstelle hat man mir angetragen. Der Geh. Kammerrath R. hat deswegen eine Conferenz mit mir gehabt. Ich schlug das Anerbieten zuerst rund aus, und motivirte mein Ablehnen offen durch die Mittheilung, daß Du auf die Stelle reflectirtest und daß ich Dir als Freund die Versicherung gegeben hätte, in keinerlei Weise mit Dir concurriren zu wollen. Darauf hieß es, daß man auf Dich, als Ausländer, keinenfalls Rücksicht nehmen würde; ich könnte mich deßhalb, in meiner Stellung zu Dir, ganz und gar beruhigen u. s. w. Darauf nun hab' ich ausweichend geantwortet, und werde wohl von Bonn aus eine durchaus ablehnende Erklärung abgeben. Es könnte Dir, bei einiger Assiduität, und wenn man sieht, daß ich bestimmt renoncire, doch vielleicht noch glücken! Und wenn Dir nicht, warum sollt' ich am Ende gar dem ehrlichen kleinen Preuß mich in den Weg stellen? Ich schlage mich sonst schon durch, und gehe zuletzt doch noch lieber irgend ein, meine äußere Stellung sicherndes und mich in der Wahl

von Wohnort und Lebensweise nicht beschränkendes Engagement mit Cotta ein, als daß ich mich durch eine Duodezresidenz und ihre kleinlichen Verhältnisse binden lasse. Hübsch ist's freilich in dem Detmold, und ordentliche Kerls sind auch drin, aber — — Versuche Du Dein Glück, Levin; ich stehe ab!

Gott zum Gruß! Hast Du Dein Manuscript noch nicht zum Druck fertig, so schick' jedenfalls einen Brief. Und komm, wie Du versprochen, bald selbst! Wir sprechen dann noch Vieles durch! Recht von Herzen,

ich

der Strolch.

Nachschrift! Ich hab' mir einen Hund zugelegt, den heiß' ich auch: Strolch!

* * *

Nichts hielt Freiligrath mehr in Barmen; ein fröhlicher Wandersmann mit leichtem Gepäck, ein freier Dichter zog er gegen Ende August 1839 aus dem ihm so lieb und so leid gewordenen Wupperthale hinaus, irgendwo am Rhein, in Rolandseck oder am Fuße des Siebengebirges, eine neue Heimstätte zu suchen. Wünschen wir ihm glückliche Reise mit den herzlichen Worten, mit welchen ihn seine gütigen Dienstherren, die Herren von Eynern, entließen:

Wenn noch in Betreff Ihrer kaufmännischen Leistungen ein Wort der Anerkennung Werth für Sie haben kann, dann nehmen Sie den Ausdruck unserer vollkommensten Zufriedenheit hiermit gütigst entgegen. Wir bedauern aufrichtig die frühe Auflösung unseres kaum zweijährigen, uns so lieb gewordenen Verhältnisses und geleiten Sie mit innigster Theilnahme und den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl auf Ihre fernere Dichterbahn. Möge Ihnen auf derselben ein ebenso wahres und dauerndes Lebensglück werden, als Sie ruhmvoll sie betreten haben! Wir bitten Sie, unserer in Freundlichkeit eingedenk zu bleiben!

Freiligrath hat das Blatt lebenslang in Ehren gehalten; nach vielen Jahren noch hat er mit Dank erkannt, wie treue Freunde er sich in Barmen gewonnen! Dreißig Jahre später stellten sich die alten Freunde im Verein mit begeistertem jungen poetischen Nachwuchs an die Spitze einer Bewegung, die dem vielgeprüften verschlagenen Odysseus die Mittel gewährte zur Rückkehr in die Heimat. Er kam und noch war sein Arm stark genug, um den Bogen zu spannen und gegen die lüsternen Freier um sein geliebtes Rheinland flammende Liederpfeile zu entsenden.

Mit dem Scheiden von Barmen ist eine bedeutsame Entscheidung in des Dichters Leben eingetreten. Was uns vornehmlich bei diesen zwei im Wupperthale verbrachten Jahren in die Augen springt, ist der Zwiespalt, in welchen der Dichter sich durch seine untergeordnete kaufmännische Stellung

versetzt sieht. In Amsterdam, als noch Unbekannter und Ungenannter, konnte er auf dem Kontor arbeiten, ohne dadurch zu der umgebenden Welt in eine schiefe Stellung zu geraten. In Barmen war das anders. Freiligrath war ein gefeierter Dichter; dazu stimmte schlecht die engbegrenzte Kontorthätigkeit. In der Heimat, nahe dem Rhein, umrauscht von einem lebendig flutenden Leben, konnte er sich nicht abschließen, wie in Amsterdam; die lange unterdrückte gesellige Natur forderte auch ihr Recht; bis dahin hatte er wie ein Einsiedler in der Fremde gelebt, vom Heimweh verzehrt; jetzt fand er sich in der Heimat allerorten mit Begeisterung begrüßt, umworben, von einem Freundeskreise umringt, der in ihm seinen Mittelpunkt sah. Wer mag es ihm verargen, daß er sich auch seines jungen Ruhmes und seines Lebens freuen wollte? wer mag den Stein aufheben, wenn er seinem feurigen Naturell gemäß hier und da das schöne Maß überschritt und den Freudenbecher zu hastig leerte? Ihm selbst in seiner von Haus aus soliden und mäßigen Gewöhnung gereichte jede solche Ausschreitung zum bittersten Schmerze, und so führte der äußere Zwiespalt seiner Lage die innere Zerrissenheit herbei, die sich in so manchem trüben Wort an die Freunde ausspricht. Sein ursprünglich glückliches und fröhliches Temperament half ihm über vieles weg; aber schließlich erkannte er, daß er in eine andere Lebensbahn einlenken müsse. Zu verwundern ist, daß er das ehrenvolle Anerbieten der Bibliothekarstelle in seiner Geburtsstadt Detmold nicht annahm, ohne Zweifel hierzu bewogen vornehmlich durch das gewaltig kleinstädtische Leben; er trug keine Lust, statt des unglücklichen Grabbe Gegenstand der Unterhaltung der Detmolder zu werden; dann wirkte sicherlich auch seine Gutherzigkeit mit, einem anderen, im Grunde Berechtigteren, im Licht zu stehen. So wählte er denn ein freies Schriftstellerleben; aber daß auch dieses seine Dornen habe, nur andere, dessen sollte er bald genug inne werden.

Fünfter Abschnitt.

Unkel. September 1839 bis Frühling 1841.

„Ehe Sie sich an Unkel machen, warten Sie den leuchtendsten Sonnenschein ab," so schreibt mir Frau Ida Freiligrath. Mit gutem Grund. Denn wenn dem Dichter und Nichtdichter das höchste Erdenglück beschieden ist, so ist es ein liebendes verstehendes Weib; und wenn er einen Erdenfleck segnen soll, so ist es die Stätte, wo ihm dieses höchste Glück zuteil geworden.

Was ist Unkel? Unkel ist ein altertümliches, von Winzern und Ackerbürgern bewohntes Städtlein, halbwegs zwischen dem Siebengebirg und Remagen, am flachen rechten Rheinufer gelegen, gegenüber mäßigen Höhen, an deren Abhang der Basalt bricht und die Rebe sprießt. Den sanftgeschwungenen Lauf des Stromes entlang schweift der Blick thalab zum ragenden Turm des Drachenfels und zu dem trümmerhaften Rolandsbogen auf Rolandseck, an welchen die rheinische Sage dieselbe Geschichte von der Liebe bis zum Tode knüpft, welche Schiller im Ritter Toggenburg verewigt hat; thalauf liegt das freundliche Remagen, über dem sich gerade damals der Unterbau der anmutigen Apollinariskirche erhob, welche jetzt in ihrer Vollendung und künstlerischen Ausschmückung einer der Edelsteine des Rheines ist.

Wie aber kam Freiligrath nach Unkel? Er mag es selbst Freund Schücking erzählen.

Unkel a. Rh., 9. Sept. 1839.

Lieber Schücking!

Honnef liegt eine Viertelstunde vom Rhein ab, am Fuß des Drachenfelsen. Kaiser Heinrich IV. hat dort einen Theil seiner Jugendzeit verlebt, ich aber bin weder ein Bischofsmündel, noch wohn' ich im Lande, wenn ich das Wasser haben kann. Und so sitz' ich denn hier in Unkel, hab' ein Belvedere hart am Rhein, um das mich ein Fürst beneiden würde, lasse mir von Trinchen Unkeler Rothen kredenzen, und schreibe am malerischen Westphalen, so gut es unter Rolandseck gehn will:

In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.

Und der Römer muß getrunken sein! Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt. Die Minne seines Weines Blume! Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter!

Einsam ist's hier, lieber Kerl! Das Oertchen ist so kleinstädtisch, wie nur möglich; etwelche Engländer und Adliche jedoch, die übrigens ganz abgesondert sich halten, haben den guten Krähwinklern schon den Comment beigebracht, und man kann drum thun und lassen, was man will. Ich lebe ganz der Natur und meiner Arbeit, und cultivire durchaus keine Gesellschaft, als die meiner guten alten Speisewirthin zur Löwenburg und ihrer beiden artigen Nichten, guter Naturkinder, mit denen sich ein traulich Wörtchen schwätzen läßt. Ein paar Originalkerls, die außer mir Stammgäste sind, gereichen mir zum Amusement und zum Studium. Es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihnen reden, aber es sind Figuren, wie man sie einmal in einem Roman oder einer Novelle gebrauchen kann.

Komm an den Rhein, Kerl! Ich denke hier mit 180—200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hause, von dem ich die ganze, aus 5 Zimmern bestehende hübsche Mansarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehnmal des Tages saust der Dampfer, mit Schleiern flaggend, unter meinen Fenstern vorbei: man ist so einsam und doch so in der Welt. Du könntest hier den Winter über herrlich arbeiten.

Die erste Lieferung meines Westphalens wird Dir bald zu Gesicht kommen, und es soll mich wundern, was Du dazu sagst. Nimm's nicht übel, daß ich nicht frankire, ich bin seit 8 Tagen sans sous und sehe stündlich einem Succurs entgegen.

Adieu, Fabelhafter! Schreib' bald!

* * *

Schücking hörte auf den Ruf. Er selbst berichtet darüber im 43. Band von Westermanns Monatsheften: „Im Oktober besuchte ich ihn in dem reizend am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem zeichnenden Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Massoney hingehöre, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir the merry wives of Windsor nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Löwenburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten aller Art zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn

ja auch seine „Rose" entstanden ist. Er trug sich damals mit dem Gedanken eines Cyclus von Gedichten, der eigene Erlebnisse umfassen sollte; „die Rose" sollte ein Bruchstück daraus sein — dann erweiterte sich der Plan zu etwas wie einem deutschen Childe Harold, und endlich versank er in die Reihe — der guten Vorsätze! — Mit der Weinlese auf Karl Simrocks Gut im nahen Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges „Drachenblut" sammeln halfen, schlossen für mich diese Tage, nach denen ich, von Freiligrath bis Bonn geleitet, nach Münster heimkehrte."

An August Boelling.

Unkel am Rhein, 15. Sept. 39.

Gott zum Gruß vom Rhein! — Das ist aber für heute auch Alles, und Du mußt Dich, was einen längeren Brief betrifft, gedulden bis in acht oder vierzehn Tagen, wo ich vollständig eingerichtet sein werde! —

Hier am Rhein ist's aber köstlich! — Die Gegend ist ein Paradies, die Menschen, soweit ich sie kennen gelernt habe, sind gut und freundlich, und das Nest, in dem ich wohne, ist so still und einsam, und dabei, durch Dampfer und Flöße und Segler, doch so mitten in der Welt, daß mir ungeheuer wohl drin ist! Augenblicklich wohn' ich noch im Wirthshaus zur Löwenburg, wo mir die gute dicke Wirthin und ihre beiden freundlichen Nichten Alles zu Liebe thun, was sie mir nur an den Augen absehen können. — Drachenfels und Rolandseck aber schauen ernst und eisern auf all das Treiben zu ihren Füßen herab; schroff und zackig ragen sie gen Himmel, und in dem Studirstübchen, das ich nächste Woche beziehen werde, werd' ich sie vor mir haben, so oft ich den Blick vom Papier zum Fenster erhebe. — Dort, darauf zähl' ich ganz sicher, werden wir, Du und Fritz und Schink und ich, einige wahrhaft genußreiche Tage verleben, ehe wir noch vier Wochen älter sind. Die Traubenlese wird, allem Anschein nach, in 3 Wochen beginnen, und da wär' es wohl das Zweckmäßigste, daß Ihr grade dann kämet. — In meinem Logis werdet Ihr wenig Prunk, aber viel Comfort finden, und wenn ihr auf Drachenfels und Rolandseck nicht meint des Teufels zu werden vor lauter Plaisir, so will ich Hans heißen. — Auch nach Coblenz und Ehrenbreitstein können wir per Dampf einen Abstecher machen — kommt jedenfalls! Du besonders wirst nach dem geschäftsvollen Sommer wieder recht einmal aufthauen! —

* * *

An Levin Schücking.

Unkel, 16. Sept. 39.

Liebster Strolch!

Dank für Deine Bemühungen um Westphalen. — Das Rathhaus zu

Münster ist ein prächtiger Stich geworden, und wird Dir und Euch Allen gewiß Freude machen. — Apropos: bei Coppenrath oder sonst wo bei Euch sollen die Bildnisse des Friedenssaals lithographirt erschienen sein. — Sei doch so gut, mir die ganze Suite, wenn sie nicht zu theuer ist, zu kaufen und umgehend zuzuschicken. Bei der Beschreibung des Friedenssaals möcht' ich gern auch die Portraits in kecken, kurzen Umrissen dem geistigen Auge des Lesers vorführen. — Bitte, Strolch, thu' mir den Gefallen, und schreib' mir sonst von Münster Alles, was Du Fabelhaftes weißt. — Ueber den Aberglauben der Haide möcht' ich auch gern Specialia erfahren. — Kannst Du mir nichts drüber mittheilen, vom Haidemann, von Irrwischen, Vorgeschichten u. s. w.?

Beiliegend mein erster Bogen! — Das Gedicht laß', wenn ich bitten darf, als Probe in die belletristische Beilage zum Merkur einrücken, und schreib' mir, wie Dir der ganze Wisch gefällt. — Meine Prosa sei sehr „jugendlich", sagt Matzerath — eh bien, besser als altklug! — Der Teufel mag klug— , wenn man auf Porta oder Drachenfels steht. —

Noch immer sans sous, aber doch sans souci! Frankiren kann ich aber nit! — Bald krieg' ich aber fabelhafte Gelder, x und einige Thaler! — Es lebe der Leichtsinn! —

* * *

An Lina Schwollmann.

Unkel am Rhein, 19. Septbr. 1839.

— Aus der Ueberschrift siehst Du, daß ich nicht zu Honnef, sondern zu Unkel meine müden Beine zur winterlichen Ruhe Halt machen lasse. Laß' Dir erzählen, wie das zugegangen ist.

Von Barmen ging zunächst die Reise nach Cöln, wo ich einige Tage mich aufhielt, dann einen Tag in Bonn blieb und mich nun aufmachte, das oft genannte und besprochene Honnef endlich einmal in Augenschein zu nehmen. Wie es aber oft so geht, der Ort entsprach meinen Erwartungen nicht. Die Lage ist zwar hübsch, dicht unter dem herrlichen Drachenfelsen, für mich aber doch ein wenig zu entfernt vom Rhein; und dazu kam außerdem der Umstand, daß ich blos in einem Wirthshause ein paar erträgliche Zimmer hätte haben können. Da griff ich denn wieder zum Wanderstabe und fand erst nach langer sonniger Wanderung durch Rebenhügel und Burgruinen einen Punkt, wie ich ihn wünsche.

Unkel liegt dicht am Rhein, ist ein Städtchen mit 800 Einwohnern und hat, wie Soest, das Glück, einigen pensionirten Offizieren, außerdem auch ein paar reichen Cölnern und etwelchen Engländern zu stetem oder doch

zum Sommeraufenthalt zu dienen. Die Häuser am Rhein haben eine wahrhaft entzückende Aussicht; rechts, den Strom hinunter, sieht man das Siebengebirge in seiner ganzen Schönheit und Ausdehnung vor sich liegen; Drachenfels, Nonnenwerth und Rolandseck bilden ein prächtiges point de vue, das um so reizender erscheint, als es ein ganz geschlossenes Bild gibt und den Rhein schier wie einen kleinen Landsee sich bespülen läßt. Und wie ist der Rhein hier! Wie er dicht unter den Fenstern Unkels vorbeifließt, bietet er den ganzen Tag Leben und Abwechselung. Dampf- und Segelschiffe, Floßhölzer und Kähne treiben einander; am entgegengesetzten Ufer, auf der Coblenzer Chaussee, jagt eine Schnell- und eine Extrapost die andere; links den Fluß hinauf sieht man den Apollinarisberg sich erheben — es ist auf den ersten Blick etwas so Entzückendes, daß man sich kaum davon loszureißen vermag.

Und in eines dieser Häuser, in ein dreistöckiges, balkonversehenes, gärtchengeziertes, unbewohntes, ziehe ich nun nächsten Montag ein. Mutterseelenallein habe ich mich in die mittlere Etage eingemiethet. —

Umgang habe ich bis jetzt gar keinen und suche ihn auch nicht. Einen einzigen jungen Mann, einen Studiosus von Steinäcker in Bonn, dessen Eltern, pensionirte Oberstenleute, meine nächsten Nachbarn sind, habe ich kennen gelernt und bin einmal in seiner Familie zum Essen gewesen. Doch werde ich diese Bekanntschaft nur ganz sparsam im Gange halten, und sonst keine anknüpfen. Man lebt hier sehr einsam; die Familien halten sich fast alle für sich, Clubs u. s. w. fehlen ganz.

Daß Dir mein erster Westphalenbogen so gut gefallen hat, macht mir große Freude. —

* * *

Hierbei ein Wort über Freiligraths Wohnungen in Unkel, da der Verfasser sich nach Kräften bemüht hat, überall des Dichters Wohnungen aufzuspüren. Freiligrath hauste also zuerst einige Wochen im Gasthof zur Löwenburg; dann mietete er das Haus des Herrn von Monschaw am Rhein und bewohnte dasselbe ganz allein bis Ende Juni 1840. Dieses sein „Strolchenfels," gegenwärtig Nr. 82, hat am Rhein einen schönen Garten, in welchen aus dem Hause eine Brücke über die dazwischenliegende enge Gasse hinwegführt; an diesen Garten stieß derjenige des Hauses Steinäcker, in welchem sich des Dichters Schicksal entschied. Sommer 1840 zog Freiligrath nach „Neustrolchenfels," einem kleinen Hause im Innern des Ortes, abseits vom Rhein, von einem Garten umgeben; es hat jetzt die Nr. 49 und enthält Wohnung und Amt des Bürgermeisters von Unkel.

An Lina Schwollmann.

Unkel, 7. Oktober 1839.

— Ich kann Dir nun die angenehme Nachricht geben, daß ich schon jetzt mit Cotta in Unterhandlung stehe wegen des Abtretens des Verlagsrechtes meiner Gedichte für eine Reihenfolge von Jahren. Geht alles so wie ich wünsche und hoffe, so hab' ich bis zum Frühjahr über ein artiges Sümmchen zu disponiren, das uns neben dem, was ich sonst verdiene, als Rückhalt dienen kann, und dessen Zinsen uns immerhin eine Erleichterung gewähren. Außerdem hat Cotta bei mir angefragt, ob ich, im Fall er sie mir über kurz oder lang anböte, auf die Mitredaction des Auslandes oder selbst der Augsburger Allg. Zeitung reflectiren würde. Du siehst, daß sich alles allmählich macht und rundet. Ob ich dann freilich hier am Rhein bleiben könnte, ist die Frage. Weihnachten bin ich hoffentlich im Stande, Dir Näheres und Gewisseres mittheilen zu können. —

* * *

In dieselbe Zeit, 11. Oktober 1839, fällt ein allerliebstes Schreiben an Adelheid von Stolterfoth in Geisenheim, die liebenswürdige Dichterin rheinischer Sagen, welche, vornehmlich durch Freiligraths Odysseus angezogen, eine briefliche Verbindung mit ihm angeknüpft hatte, der erste einer langen Reihe von Briefen, ein kleines Gedicht in Prosa:

Wird die Verspätung meines Dankes für die „Rheinischen Lieder und Sagen", die so frisch und sonnig in meinen letzten Elberfelder Winter herein strahlten, bei ihrer Sängerin Entschuldigung finden? Ich hoff' es: Drachenfels und Rolandseck schauen durch den Duft der Frühe auf meinen Schreibtisch, der Rhein rauscht mir seinen ersten Morgengruß, und ein Prozessionsnachen mit rother Kirchenfahne gleitet singend dicht unter meinen Fenstern den Strom hinab. — Und so möge denn mein Buch, auch ein singender Nachen mit bunten Fahnen, nicht minder freudig stromauf zu Ihnen seine Wallfahrt antreten! — Nehmen Sie das Gegen-Xenion mit freundlicher Nachsicht auf!

* * *

An Levin Schücking.

Unkel, 9. November 1839.

— Das Jahrbuch wird nun in ein paar Tagen fertig sein. Von mir selbst konnt' ich leider nicht mehr geben als was Du kennst: Venerem Cupidinesque und den Roland. Die Merry wives of Windsor waren noch zu lange hier, als daß ich an die Vollendung des für's Jahrbuch Angefangenen hätte denken können. Was schadet's auch? Im nächsten Jahr-

gang tret' ich dafür um so reisiger auf. Der Roland in seiner Resignation nimmt sich ohnehin allein besser aus, als wenn ich ihn durch einen Schwanz anderer Gedichte selbst ad absurdum führte, was der Kerl nicht verdient. Denn ich hab' ihn mit meiner Seele geschrieben. Und wenn ich nicht immer so schreibe, und wenn ich mich namentlich im Leben meist anders producire, so ist daran nur mein unverwüstlicher Leichtsinn schuld, und ich danke Gott, daß er mir den als gleichschweres Gegengewicht zu meiner Tristitia gegeben hat. Ich bin ein wunderlich Gemisch, das weiß der liebe Himmel!

Was ich gemacht, seit wir uns auf der Bonner Landungsbrücke zuletzt gesehen? Eh bien: Locken erbettelt, Selams getauscht (soviel der Herbst noch wachsen ließ), Partien gemacht, zweimal in Cöln gewesen und — Jahrbuchsbogen revidirt — bei Gott, es war ein köstlicher Herbst! — Nun ist alles todt und öde und zum Teufelholen! — Farewell! Laß bald von Dir hören!

* * *

An Heinrich Zulauff.

Unkel am Rhein, 7. Dec. 39.

Liebster Heinz!

Entschuldige mich, daß ich Deinen letzten lieben Brief erst so spät und auch heute nur mit zwei Worten beantworte. Der Herbst und die ersten Wintertage sind mir theils in dem Jubel der Weinlese, theils in tiefen Studien zu meinem Malerischen und Romantischen so rasch dahingeeilt, daß ich wahrlich zu keinem ordentlichen Briefe kommen konnte, und wenn ich Dir das offen und ohne Umstände sage und hinzufüge, daß nichts weniger als Mangel an Freundschaft mein längeres Schweigen hervorgerufen, so glaubst Du mir das und verzeihst mir. Nicht wahr, altes Haus?

— Und nun auch addio! Das Malerische ruft, nicht minder Venus und Adonis, dieses kleine Juwel des Meisters von Stratford, das ich in den Abendstunden für den zweiten Jahrgang des Rhein. Jahrbuchs fertig mache, und bereits tüchtig fortgeschritten bin, da mir die Uebersetzung ganz famos von der Hand geht. Ich muß Dir doch, trotz meiner Eil', ein paar besonders gerathene Stanzen mittheilen:

Jetzt aber sieh rc.

GOTT mit uns! Gruß der neu erstandenen Cerevisia und allen ordentlichen Kerls! Vale faveque! Dein

Freiligrath.

Draußen Schneegestöber, Floßholz und der John Cockerill.

Der Verein, dessen Sarastro zu sein mein Stolz ist, hat mit Ehestem eine lange Epistel von mir zu erwarten. Laß mich bald wieder von Dir

hören und theile mir gelegentlich mit, was Du Neues erfährst! Du sollst regelmäßig Antwort haben und verzeihst mir gewiß, wenn sie manchmal flüchtig ausfallen sollte. Ich lebe hier ganz abgeschnitten von der Tagesliteratur; die Cölner Zeitung ist mein täglich Brod, und das wenige Salz des Feuilletons reicht nicht hin, es mir minder trocken scheinen zu lassen, als es wirklich ist. — Leb wohl, Alter, und bleib mir so gut wie ich Dir!

Recht von Herzen

Dein Strolch.

P. S. Ich werde in der versprochenen Epistel namentlich auf die viel verheißende Pflanze Hackländer mit väterlichem Wohlwollen zurückkommen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Unkel, 12. Dec. 1839.

Ich schicke Ihnen diese Zeilen durch den Maler Carl Hübner aus Düsseldorf, meinen Freund, der gestern und vorgestern mein schlechtes Conterfei auf's Papier gebracht hat, um es demnächst durch den Steindruck zu vervielfältigen. Da er noch heut Abend zu Remagen auf die Post will, um nach Barmen zurückzukehren, so ist es mir unmöglich, diesem Briefe eine größere Ausdehnung zu geben, und ich muß Sie dringend ersuchen, meine Kürze, zumal nach so langem Schweigen, diesmal noch freundlich entschuldigen zu wollen, und einem längerem Briefe bestimmt in Bälde entgegenzusehen. Vorläufig wird Hübner Ihnen in meinem Auftrage erzählen, wie einsam und abgeschieden, aber auch wie schön und in welch herrlicher Gegend ich mein Winterquartier aufgeschlagen habe. Selbst die rauhe Jahreszeit hat hier ihre Reize, und der Herbst ist ganz entzückend. — Ich habe eine wundervolle Weinlese mitgemacht, die Ahr und das Siebengebirge fleißig durchwandert, und muß jetzt, wo ich verschneit bin, eifrig nachholen, was ich zwischen Trauben und Kelterbütten zu wenig gethan habe. Im Uebrigen ist eine ungeheure Solidität in mich gefahren; wenn ich hier vergnügt bin, so bin ich's ohne Suiten, und wenn Ihnen Hübner mein Bild zeigt, so werden Sie sich durch den Augenschein überzeugen, wie ordentlich ich bin. Mein Antlitz legt Zeugniß ab von meinem Seelenfrieden; — Sie werden, um mit Shakespeare zu reden, Tugend in meinen Blicken lesen!

Es würde Hübnern, der namentlich in Oel ganz superb und sprechend ähnlich malt, sehr wünschenswerth sein, wenn er dort, wie früher in Barmen, eine Zeitlang Beschäftigung fände. Könnten Sie vielleicht bei Ihren vielfachen Beziehungen zu den ersten Familien Elberfelds ihm dabei behülflich sein? Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie ihn recht warm

empfehlen wollten, und halten meine deßfallsige Bitte wohl dem Freunde zu Gute. Hübner ist auch als Mensch sehr achtungswerth, ist junger Ehemann und Vater, und ich könnte ihm von Herzen wünschen, daß er dort einen lucrativen Winter erlebte. —

* * *

Der Brief an Vetter Hermann giebt Gelegenheit, über die um jene Zeit entstandenen ersten Bildnisse Freiligraths zu reden. Es sind deren mehrere vorhanden. Bereits in Barmen hatte Schink, einer von Freiligraths Freunden, das mehrfach erwähnte Gipsrundbild des Dichters gefertigt; dasselbe zeigt wenig charakteristische Züge, das Angesicht bartlos, wie es einem gesitteten jungen Kaufmann jener Tage zukam. Als Freiligrath gelegentlich seiner Wanderung durch Westfalen auch Detmold besuchte, bat dort ein Herr Walther um die Erlaubnis, das Bildnis des Dichters für die Freunde zu zeichnen; es ist dann bei Meyer in Lemgo im Steindruck erschienen. Freiligrath selbst war von demselben gar nicht erbaut, was sehr erklärlich erscheint; wenn auch eine gewisse Ähnlichkeit nicht zu verkennen ist, Haartracht, Schnurrbart, ein kleiner Henriquatre in Th. Körners Weise, die breite Nase, der Schnürrock ohne Zweifel wahrheitsgetreu ausgefallen sind, so sieht dagegen der Dichter auf dem Bilde so alltäglich und philisterhaft aus den Augen, daß Fr. wohl sagen durfte, er sehe hier aus wie ein Schaf. Anderseits zeigt die gleichfalls durch den Steindruck verbreitete Zeichnung von Karl Hübner, über welche Freiligrath scherzend mit Falstaff spricht, man werde Tugend in seinen Blicken lesen, eine ziemlich phantastische Auffassung: Freiligrath erscheint darauf mit Kinn- und Schnurrbart, kurzem, gelocktem, schwarzem Haar, vollen Lippen, gebräunt, aufwärts blickend, fast ein Mulattenangesicht. Später folgte dann die in den Briefen erwähnte, nicht veröffentlichte Zeichnung des berühmten Genremalers Jakob Becker, gegenwärtig noch im Besitze der Witwe, vornehmlich aber die in Weimar von J. Schramm angefertigte, welche den Orientalen schon einigermaßen civilisiert darstellt und geraume Zeit, von der vierten Auflage ab, als Titelblatt der Gedichte diente.

An Wolfgang Müller.

Strolchenfels zu Unkel, 20. Dec. 1839.

Keinen Groll! — Du weißt von Alters, daß ich ein fauler Correspondent bin, und daß man mein Herz nicht nach meinen Schreibfingern beurtheilen muß! Ich hab' den Sommer und Herbst hindurch wahrhaftig nicht zum Schreiben kommen können: erst meine westphälische Reise, dann ein mehrwöchentlicher Abschied im Wupperthale, dann Quartiersucherei am Rhein, dann Ahr, Drachenfels, Rolandseck, Löwenburg, dann die Weinlese,

dann der Roman der Weinlese — sieh, liebster Kerl, es ging in der That nicht, und wie oft auch deine beiden Briefe aus Frankfurt und Berlin mich mahnen wollten, so wisch' ich doch erst vor 5 Minuten den Staub ab, mit dem sie seit x Wochen auf meinem Schreibtisch sich haben bedecken lassen.

Du hast inzwischen deinen Doktor gemacht, kennst Eichendorff, Kopisch, Gruppe und die andern Kerls, Bettina nennt dich den Langen, bei Stehely liest Du das Geklatsch des Tages — Alles das und noch Anderes hoff' ich in Deinem Antwortschreiben des Breiteren erwähnt und beschrieben zu finden. Unterdessen bericht ich Dir von mir, wie folgt:

Ich wohne zu Unkel — köstlich, herrlich, paradiesisch, zwischen Ahr und Siebengebirg mitten inne. Drachenfels und Rolandseck schauen mir in's Fenster, Nonnenwerth leuchtet weiß herüber, der Rhein braust mich nachts in Schlaf, und das Geschrei der Flößer weckt mich morgens. Tag's aber mach' ich westphälische Studien, übersetze Shakespeare's Venus und Adonis zu Ende, oder concipire sublime Gedichte, damit ich im zweiten Jahrbuche reisiger dastehe, und damit Gutzkow fernerweiten Stoff in die Hände kriegt, im Telegraphen auf mich zu sticheln.

Ich habe seither so unendlich viel Jahrbuchsgeschwätz hören müssen, habe selbst so viel darüber geschwätzt, und noch gestern, in specie über die lyrische Partie, ein so detaillirtes Urtheil an Matzerath geschrieben, daß ich's eigentlich langweilig finde, noch einmal gegen dich mich auszulassen. Mag das Ding selbst für sich sprechen, möge Matzeraths treffliche Novelle, möge Schückings interessantes Charakterbild, möge Immermanns superber Tristan, mögen der Binzer keck geworfene Reisebriefe sich Dir selbst empfehlen. Letztere gefallen mir ausnehmend; das Weib läßt einen Brief fallen, als wär's ein Handschuh; man bückt sich unwillkürlich danach, um ihn aufzuheben, und man thut's gern, denn ist das Ding selbst auch eben nicht viel, so liegt doch in der Art des Fallenlassens eine solche Grazie, daß einem das Aufheben Spaß macht. Dir aber, alter Kerl, mach' ich von Herzen mein Compliment! Die meisten Deiner Beiträge sind ganz einzig, und es soll beim Teufel keine Schmeichelei sein, wenn ich Dir sage, daß zumeist Deine Lieder es sind, die den lyrischen Theil des Buchs flott halten müssen. Dralle-Spatz [1]) ist mein Zeuge, wie oft ich durch's Zimmer schreite und mit gehobenem Becher Dein: Laß schäumen, laß fließen die goldene Fluth! die Wände des Strolchenfelsens erschüttern lasse. Und Dein Märchen, Dein Wilhelm von Holland, Dein Abschied! Glück auf, alter Gewitterrauschebart!

Wie geht's mit den Musen und Grazien in der Mark? Du bist doch noch immer fleißig und säufst nicht zu viel Thee? Ich selbst bin faul

[1]) F. W. Dralle, Literat zu Unkel, Freiligraths Hausgenosse.

gewesen, weil mir die Weinlese zu viel zu schaffen machte. Doch werd' ich, wie gesagt, im zweiten Jahrgange desto gewappneter dastehen, und außer dem Rest von Venus und Adonis (noch volle 169 Stanzen) wenigstens 2—3 Bogen Lyrica bringen. Ich habe Stoff gesammelt diesen Herbst.

In Cöln raisonnirt man furchtbar über das Unternehmen, hat aber doch schon, wie Du Mont mir schreibt, über 100 Exemplare gekauft. K. und all das andere von uns nicht eingeladene Volk, das es nicht verschmerzen kann, daß wir Kerls, die auch auswärts was gelten, seine locale Bedeutung nicht respektiren, schlagen einen Heidenlärm und insonderheit K. sagt öffentlich: Freiligrath, Matzerath, Unrath! und kann nicht begreifen, wie Simrock, der einzige Vernünftige, zu uns beiden Eseln sich hat gesellen mögen. Die Erzeuger von Söhnen und Töchtern gebildeter Stände machen Immermanns Tristan und meinen Adonis schlecht und schreien über Gefährdung von Zucht und Sitte. In Matzeraths Novelle will man Portraits aus der Familie S. finden — kurz, es ist ein Mordrandal und zum Todtlachen. — Wie es dort geht, schreibst Du mir wohl gelegentlich; — ich denke, wo die localen Philistereien wegfallen, geht es schon besser.

Wenn die erste Lieferung meines Westphalen dort schon angekommen und in Deiner Gegenwart vielleicht besprochen worden ist, so theil' mir außer Deinem eignen Urtheil doch auch mit, was Du sonst darüber gehört. Ich bin beim Teufel gespannt auf die Aufnahme dieser Stylübung.

Matzerath, der mir zuweilen schreibt, wird Dich nun wohl im nächsten Monat dort begrüßen. Mit Simrock komm' ich je zuweilen zusammen, hier oder in Bonn, und lerne den gediegenen, biedern Mann täglich mehr in ihm schätzen. Wolfgang von Goethe, seines Großvaters Enkel, der zu Bonn studirt, kommt auch manchmal herüber. Ein feiner, liebenswürdiger Bursch, und dem alten Herrn wie aus den Augen geschnitten. Nur ein etwas unschönes Hervorragen der untern Gesichtspartien ist störend.

Außer Schnurrbart und Henry IV. besitz' ich jetzt auch einen Hund, den ich Strolch getauft habe. Und nach diesem heißt das dreistöckige Haus, in dem Spatz und ich mutterseelenallein wirthschaften, Strolchenfels. — Leb' wohl, liebster Kerl, und laß bald von Dir hören. Recht von Herzen

Dein Strolch.

* * *

Das sind einige verlorene Klänge aus jenen Herbsttagen 1839, von welchen der Dichter selbst alsbald darnach in seinem Aufruf für den Rolandsbogen spricht, daß er am Rhein

„einen Herbst verlebt bis jetzt,
Wie ich zuvor verlebte keinen gleichen.“

Ausflüge nach Bonn und Köln, Besuche der Freunde in „Strolchenfels" zu Unkel, vor allem aber der jauchzende freiheitsbewußte Genuß der unvergleichlichen Gegend, der Herbstfreuden am Rhein waren ihm eine Herzenserquickung; auch ein kurzer, flüchtiger Liebesrausch, wenn wir verschiedene Andeutungen in den Briefen an die Freunde von „Locken erbetteln" und „Weibergunst" recht verstehen, fehlte nicht, gleichsam der Vorbote einer gewaltigern Liebe, die hier in des Dichters Leben eingreifen sollte. Kurz, es war eine überaus glückliche Zeit für den Dichter, wenn dieselbe auch Eigenes nicht zur Reife gedeihen ließ; nur an der Übersetzung von Shakespeare's Venus und Adonis ward ab und zu gearbeitet.

Es ist hier von den literarischen Unternehmungen zu sprechen, welche Freiligrath in jener Zeit vornehmlich beschäftigten, zunächst vom Rheinischen Jahrbuch, welches das verunglückte Hub'sche Odeon in würdigerer Weise ersetzen sollte. Freiligrath hielt sich nachmals wohl für den hauptsächlichen Anreger, den geistigen Vater des Unternehmens; aus den Briefen an die Freunde geht hervor, daß er den von denselben gepflegten Gedanken nur zögernd aufnahm, ob er zwar nicht allein durch die Wucht seines eigenen Namens oder dadurch, daß er Immermann gewann, dem Unternehmen seine eigentliche Bedeutung gab, sondern die eigentümliche Verbindung von lyrischen, epischen, prosaischen Bestandteilen im Gegensatz zu der reinen Lyrik der Musenalmanache als sein ausschließliches, geistiges Eigentum betrachten durfte. Sammeln und Auswählen des Stoffes machten ihm viele Arbeit. In dem darüber mit den beiden Teilnehmern Matzerath und Simrock unterhaltenen, leider sehr unvollständig vorliegenden Briefwechsel zeigt sich Freiligraths übermütige Heiterkeit im anmutigsten Lichte. Er meinte, dem Freiligrath und Matzerath müsse sich notwendig ein Simrath gesellen, und so wurden denn die übrigen Mitarbeiter in gleicher Weise als Müllerrath, Schnaaserath ꝛc. benannt; anderseits erscheint zur Abwechselung Matzerath als Matzerock. Der zu Ausgang 1839 erschienene erste Jahrgang des Rheinischen Jahrbuches läßt die junge rheinische Dichterschule in durchaus würdiger Vertretung erscheinen. Eine feine Novelle von Matzerath, leichte frische Reisebriefe aus Italien von Frau von Binzer, ein Aufsatz Levin Schückings über die Gräfin Gallitzin und ihre Freunde, eine verständige Besprechung der neueren Düsseldorfer Künstler durch Herm. Püttmann, ein prachtvolles Bruchstück von Immermanns Tristan, von Freiligrath selbst Roland und ein Teil von Venus und Adonis, Lieder und Balladen von Wolfgang Müller, C. Simrock, Gottfried Kinkel und einigen anderen rheinischen Dichtern, das war eine ganz andere Gabe, als die lyrische Spreu des Hub'schen Odeon, in welcher Freiligraths Beiträge die einzigen Gold-

körner bildeten. Die Herausgeber konnten sich mit Ehren sehen lassen; an schlimmen Nachreden übergangener rheinischer Poeten fehlte es freilich nicht.

Ein zweites schriftstellerisches Unternehmen, welches dem Dichter in jener Zeit Kopfbrechen machte, war das Malerische und romantische Westfalen. Zwar die erste vielverheißende Lieferung war hinausgegangen; die Zeichnungen waren fertig, die Stahlstiche in Arbeit; aber inmitten des freudigen Unkeler Herbstlebens, bald auch durch ein anderes Unternehmen abgezogen, konnte sich Freiligrath durchaus nicht entschließen, sich ernsthaft hinter die trockenen westfälischen Chroniken zu setzen, aus denen er den gediegenen geschichtlichen Stoff zu seiner Arbeit schöpfen mußte. Die von seiner rheinischen Winterrast aus unfehlbar zugesicherte Fortsetzung blieb aus, und dafür kamen stets neue Vertröstungen. Endlich — wohl im Frühling oder Sommer 1840 — machte sich Langewiesche selbst nach Unkel auf. Freiligrath empfing am Rheinufer den Freund in herzlichster Weise und schalt selbst so kräftig auf seine nichtswürdige Faulheit, verhieß so feierlich Besserung, daß Langewiesche gar nichts mehr sagen konnte und dem Dichter in seinen Strolchenfels folgte. Dort nahm ihn eine lustige Tafelrunde in Beschlag; anstatt einer scharfen Verhandlung über nichterfüllte Zusagen, ausgebliebene Manuskriptsendungen, folgte ein fröhliches Gelage, und leer wie er gekommen, nur in glücklicherer Stimmung, fuhr Langewiesche wieder rheinab; es kam kein Manuskript, und auch der Versuch, den Maler Schlickum eine Zeitlang in Unkel einzuquartieren und dadurch Freiligrath zu rascherem Arbeiten zu veranlassen, erwies sich unwirksam. Nach einem Jahr war von dem Werke, welches für die Stahlstiche allein schon bedeutende Auslagen forderte, nur eine Lieferung erschienen; der Dichter war gern bereit, die lästige Aufgabe seinem Freunde Levin Schücking „mit den Gespensteraugen" abzutreten und versprach dagegen umsomehr poetische Beiträge zu liefern; aber auch das that er nicht, während Schücking seine Aufgabe pünktlich und geschickt erledigte; Freiligrath mußte ein beträchtliches Reugeld wegen nicht erfüllten Vertrages zahlen und hatte damit noch jahrelang schwere Verdrießlichkeiten. So endigte der erste und einzige Versuch unseres Dichters, ein ausgedehntes Prosawerk zu schreiben.

Jenes neue Unternehmen nun, welches den Dichter festhielt, war der Aufbau des Rolandsbogens und die Abfassung des Rolandsalbums, die ganze Sache ein so gelungenes Poetenstücklein wie nur denkbar.

Es war ein Tag um die Dreikönigszeit;
Der Rhein trieb Eis, die Gegend war verschneit.
Ich sah zu Haus die Weihnachtskerzen schimmern.
Dann in die Domstadt führte mich mein Schritt;
Die Schellenkappe trug ich lachend mit,
Und kehrte heim anjetzt zu meinen Trümmern.

So beginnt das in der Kölnischen Zeitung vom 12. Januar 1840 abgedruckte Gedicht „Rolandseck". Freiligrath fährt mit der Post rheinauf, sein Reisegenoß ein ernster Mann, welcher eben aus Algier zurückkommt und dem der Dichter frohlockend die Schönheiten des winterlichen Rheinthales zeigt.

Dort Rolandseck schon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich schnell den Blick; —
Ich schau' empor: — ich fahr' entsetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verschwunden ist der Bogen!

Wie Fieberschütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben stehen nackt
Und fröstelnd da im kalten Flockenschimmer.
Schaut hin, ihr Andern! — Ist's ein Gaukelspiel? —
Nein! — Wo des Ritters stille Thräne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Der Rolandsbogen, jedem Rheinwanderer unvergeßlich ob seiner herrlichen Aussicht auf den Strom und das gegenüberliegende Siebengebirge, der Bogen, an den sich die Sage von Roland und der geliebten, tiefunten im Kloster Rolandswerth weilenden Hildegund knüpft, war in der Sturmnacht vom 28. auf den 29. Dezember 1839 zusammengestürzt. Den vorüberfahrenden Dichter ergriff ein tiefes Weh, daß dieser wunderbare Erdenfleck fortan seines Sagenzaubers beraubt sein sollte; unbekümmert um die Frage, ob der Rolandsbogen nicht etwa Privateigentum sei — denn um solche Kleinigkeiten kümmern Poeten sich nicht — ließ er das Blatt hinausfliegen mit der Mahnung:

— Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Roland's, eil' ich durch das Land;
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich selbst bin arm, wie es Poeten sind!
Roland und ich, wir bauen keine Streben!
So wieg' ich sinnend denn mein einsam Haupt,
Aus meiner Laute, die ich stumm geglaubt,
Erschallt ein Geist: Ihr sollt den Schutt erheben!

Rings auf den Märkten und den Bergeshöhn
Laßt eh'rne Bilder funkelnd ihr erstehn;
Ein Denkmal prangt, wohin der Blick sich wendet!
Ihr schmückt den Altar und das Gotteshaus!
Ihr bauet Thürme, führet Dome aus,
Die uns die Vorzeit nachließ unvollendet!

Hier ist kein Dom, kein Monument, kein Thurm!
Nur eine Trümmer schützt mir vor dem Sturm,
O, schützt den Rest von Roland's grauer Halle!
Die letzten Steine rüttelt wild der Nord;
Im dürren Epheu rauscht es fort und fort:
O, schützt und wehrt, daß ich nicht ganz zerfalle!

O laßt die Mahnung nicht vergebens sein!
Ich steh' und heische: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift euch an's Herz, die ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

„Der Erfolg," schreibt er im Vorwort des Rolandsalbums, „übertraf meine Erwartung. Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen mir Beifall zu, und unbekannte schöne Hände sogar verschmähten es nicht, den Helm des „Rolandsknappen" mit Kranz und Band zu schmücken, oder buntgestickte Seckel an sein Wehrgehenk zu befestigen. Ich kam mir vor wie der siegende Troubadour eines Blumenspiels, ich war sehr glücklich.

Da erfuhr ich plötzlich, die Ruine sei ein Privatbesitzthum der Prinzessin Wilhelm von Preußen Königlichen Hoheit, und nun verstand es sich von selbst, daß ich meine Sammlung einstellte und der hohen Frau, in deren Eigenthumsrechte ich mir unwissend einen Eingriff erlaubt hatte, den weitern Verlauf der Sache anheimgab. Und auch hier war mir das Glück günstiger als meine Voreiligkeit es verdient hatte. Der huldvolle Endbeschluß Ihrer Königlichen Hoheit fiel dahin aus, daß es mir erlaubt sei, den Bogen mit den eingegangenen Beiträgen wieder aufzurichten, wogegen sich die just im Bau begriffene Schule des benachbarten Dörfchens Rolandswerth der Gabe eines ansehnlichen Dotirungsfonds seitens Ihrer Königlichen Hoheit zu erfreuen haben solle, Letzteres, damit doch auch die Besitzerin der Ruine Gelegenheit habe, ihre Anhänglichkeit an ihr liebes Rolandseck irgendwie werkthätig an den Tag zu legen.

So war denn Alles gut, und Mehr und Besseres war aus meinem unbedachten Eifer hervorgegangen, als ich mir je hätte träumen lassen."

So hatte der Dichter die Freude nicht bloß selbst den Rolandsbogen aufzubauen, sondern auch die andere, die Schule am Fuße desselben von der fürstlichen Frau ausgestattet zu sehen und sich dieselbe fortan zur Gönnerin zu gewinnen.

Dombaumeister Zwirner, welcher damals gerade den Bau der nahen Apollinariskirche bei Remagen leitete, übernahm es auch den Rolandsbogen herzustellen; Pfingsten 1840 begann die Arbeit; Ende Juli stand der stolze Bogen in alter Trümmerhaftigkeit und doch gediegener Festigkeit wieder an seiner Stelle.

Und so nun ist geschlichtet,
Was ein poetisch Blut
Vorwitzig angerichtet
In Hast und Eifermut.

Gelegt ist jede Irrung
Um Rolands morsches Thor;
Aus Unruh' und Verwirrung
Ging Herrliches hervor!

Freiligrath aber, dem bei dem wunderlichen Handel anfangs wohl nicht ganz behaglich zu Mute war, ließ, um über sein Eingreifen und die Lösung der Frage Rechenschaft zu geben und zugleich die verschiedenen dichterischen Gestaltungen der Sage von Rolandseck und Rolandswerth zusammenzustellen, im Sommer 1840 ein zierliches Büchlein ausgehen, das der Prinzessin Marianne von Preußen, der Besitzerin der Ruine, gewidmete Rolands-Album. Der Dichter selbst hat nicht gerade viel daran gethan; die poetische Baurede bei Vollendung des Baues, ein einfaches Prosavorwort, zum Schluß jenes Gedicht, welches mit glücklichem Vorwitz so Schönes geschaffen, Gelegenheitsgedichte, wie man sie nennt, und doch von einer Keckheit des Wurfes, einer Frische der Auffassung, die ganz bezaubernd sind; man sieht, wie es dem Dichter Herzenssache war, und daß er mit fliegender Feder, nicht aus Zwang, dichtete. Die Zusammenstellung der verschiedenen Rolandsballaden nennt er selbst „eine leichte Sache," aber die Gedichte sind schön und sie zusammenzutragen, forderte reiche Kenntnis der deutschen und ausländischen Literatur. Schließlich hat Simrock eine Abhandlung über die rheinische Rolandssage beigesteuert. Das Büchlein ist, gleich dem ganzen Rolandsbau, eine gelungene Dichterimprovisation, welche den Namen des dreisten „Rolandsknappen" wieder weithin erschallen ließ.

Zum Schlusse sei hier noch des zweiten Jahrganges des Rheinischen Jahrbuches gedacht, welcher Ende 1840 abgeschlossen ward. Der Titel stimmt zwar nicht ganz, indem durch die Heranziehung von Eichendorff und Zedlitz auch Schlesien und Österreich vertreten sind. Im übrigen aber kann sich der zweite Band ebensowohl sehen lassen wie der erste. Eichendorff liefert eine Novelle so duftig-phantastisch, wie nur er es vermag; Immermann, welcher in jenem selben Sommer starb, ein weiteres prächtiges Bruchstück seines Tristan, und auch sonst noch ist viel Kluges und Schönes versammelt. Am meisten aber haben ohne Zweifel Freiligraths Beiträge den Leser überrascht, denn dieselben schlagen einen völlig anderen Ton an, den der Liebe. Da steht das prachtvolle Mit Unkraut, dieses Lied mit seinem wunderbar kecken frischen Versbau, der heiß hervorsprühenden Leidenschaft; als Gegenstück dazu Ruhe in der Geliebten, ein Gedicht von unsäglicher Schönheit und Innigkeit, und dann, den beiden an Kraft und Genialität nachstehend, aber doch gar anmutig „Du hast genannt mich einen Vogelsteller." Was war unserm Dichter, bei dem die blinde Kritik bisher mehr Hufschlag als Herz-

schlag gefunden, weil er keinen Liebesseufzer gegirrt hatte, was war ihm geschehen, daß er urplötzlich mit diesen Liedern hervortrat, aus denen die Liebe mit vulkanischer Gewalt zu Tage tritt? Und ach, warum waren es nur drei, während doch jeder gewöhnliche verliebte Poet drei Dutzend macht? Der freundliche Leser wird auf des Rätsels Lösung noch etwas warten müssen. Vielleicht, daß die Briefe an denjenigen der Freunde, dem er damals am rückhaltslosesten sein Herz aufschloß, an Levin Schücking, uns eine Antwort bringen.

Aus den Briefen geht hervor, daß das Jahr 1840 unserm Dichter, äußerlich wenigstens, ebenso heiter verfloß, wie der Herbst 1839. Der Rhein, die große Völkerstraße, warf zu Unkel zahlreiche Fremde an den Strand, die nur um unseres Dichters willen kamen; das stille Städtlein und das nahe Nonnenwerth ward die Herberge fahrender Poeten. Da kamen nicht bloß die nahewohnenden Freunde, Simrock und Pfarrius und Schücking, auch Zedlitz und Eduard Duller, die Österreicher, und Berthold Auerbach, dem es mächtig imponierte, als er in Freiligraths sonnenhellem Zimmer einen Frühlingsstrauß in einem Glase Weines stehen sah. „Wie oft," erzählt er in seiner Rede auf Freiligrath, „wandelten wir auf und ab, hüben und drüben am Rhein, und der Hühnerhund, genannt Strolch, wanderte mit uns. Wir gewannen eine zweite Jugend. In brausender Jugendlust saßen wir selbander und mit anderen guten Genossen in der Schenke und fuhren im Abendschimmer und im Mondesglanz auf dem Kahne dahin. Ich war in jener Nacht dabei — die Matzerath in einem Gedichte schilderte — da Freiligrath sich mit dem Glas in der Hand im Kahne erhob und dem alten Drachenfels Smollis zutrank." Es kam Hackländer, der Freund aus den fröhlichen Barmer Tagen; Ad. Glasbrenner aus Berlin sprach ein, es kam Niclas Becker, welcher in jener Zeit der Kriegsgefahr von Frankreich her, durch Matzerath angeregt, sein damals allgesungenes Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" dichtete; zu Unkel ward es durch Freiligrath und Simrock gesegnet; wir finden es im zweiten Bande des Rheinischen Jahrbuchs. Von Bonn kam der Studiosus Wolfgang von Goethe, eines größeren Wolfgang Enkel, zu Besuch; auch unter den in Unkel ansässigen Familien waren nette Leute, wie das Haus Steinäcker und die englische Familie Hook. Aber auch allerlei leichteres Volk kam von Bonn, vergnügte Musensöhne, die des Dichters gefeierter Name anzog, und die er, seiner Art nach, nur zu gutherzig um sich duldete. Dann saß man freilich oft, wie er in seinem Gedicht Die Rose sagt,

tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte jeder seinen Schoppen Wein
Und sah ins Glas und dachte seiner Lieben.

Die Freunde, denen wir hier in Freiligraths Briefen begegnen, sind die früher bekannten; vor allen Dingen sein vertrautester, Levin Schücking, dann Müller und Matzerath, die Mitarbeiter an der Redaktion des Rheinischen Jahrbuchs. Zu den Freunden, welche Freiligrath in dieser glücklichen Unkeler Zeit gewann, gehörte auch der Schwabe Wilhelm Ganzhorn, damals Student zu Heidelberg. Ein vergnügtes junges Blut, ein frischer Liederdichter mit besonderer Befähigung für das humoristische Lied, hatte er zum zweiten Bande des Rheinischen Jahrbuchs anmutige Beiträge geliefert, suchte dann den Dichter selbst am Rhein auf. Einstmals hatten Freiligrath und Ganzhorn auf einer Wanderfahrt sich verspätet und mußten zu Rolandseck übernachten. Sie schliefen auf einem Zimmer, und Ganzhorn, dessen Arm zum Bett hinaushing, machte eine Anspielung auf den Professor Dietwaldus in Kerners Reiseschatten, der die Preisaufgabe stellt, warum die Hand weiß bleibe, wenn sie in der schwarzen Nacht heraushängt. Von der Zeit an hieß er, wie Freiligrath solche Scherznamen über alles liebte, Dietwaldus, ein Name, der dann auch auf Wolfgang v. Goethe und Freiligrath selbst überging, wie denn dieser in einem Briefe an Ganzhorn, mit Anspielung auf Uhlands Dichtung, in welcher auch ein Dietwald vorkommt, seine Burg Strolchenfels Schildeis nennt. Freiligrath traf, um dies vorauszuschicken, viele Jahrzehnte später mit Ganzhorn wieder zusammen und hat ihm als „Oberamtsscharfrichter," als „trinkbarem Mann," als Besitzer des Kometenweins und glücklichem Vater verschiedener Täuflinge eine Reihe der ergötzlichsten Gelegenheitsgedichte gewidmet.

An Levin Schücking.

[Unkel, 25. Januar 1840.]

Liebster bester Kerl!

Es ist lange her, seit Du Nichts von mir gehört hast. Deinen Brief (der allerdings ein wenig lange auf sich hatte warten lassen) fand ich am Samstag vor Weihnachten, Abends 6 Uhr, bei Du Mont vor. Ich war eben aus dem Dampfer gekommen, besuchte Du Mont im Flug, lief dann mit Deiner Depesche in den Prinzen Karl zu Deutz, und verschlang sie dort bei einem Glase Punsch.

Von Weihnachten bis zum 2. Januar war ich zu Soest. Gegenwart und Zukunft und der Jammer etwelcher Bälle lagen mir schwer auf der Seele. Dazu kam, daß ich mit meinen Finanzen ein wenig derangirt war, — kurzum, es ging wahrlich nicht, zu Dir nach Münster zu kommen. — Auf dem Rückwege mußte ich zudem noch fast eine Woche in Cöln sein, Buchhändler treten um Manuscript; verzeih' mir, liebster Levin! Eh' ich in meinem Westphalen die Münster'sche Partie vornehme, komm' ich auf alle Fälle noch 'mal zu Dir!

Liebster Kerl, — wir schreiben heute den 25. Januar, der Wind heult um Strolchenfels, daß die Fenster klirren, der Rhein braust und brandet, die Weinstöcke stehen kahl und dürr, Rolandseck ist eingestürzt — aber der Herbst 1839 mit Allem, was er mir gegeben hat, mit Weibergunst und Freundesliebe, zaubert mir den grünsten, frischesten Frühling vor die Seele. Der wirkliche, hoff' ich, vereint uns alle wieder hier am Fuß der sieben Berge. —

Das Jahrbuch hat in Cöln ungeheuren Eclat gemacht, und ist von allen Seiten, von Prüden, besorgten Eltern, schlechten Poeten (die die Redaction nicht aufgefordert hatte) so schlecht gemacht worden, daß Du Mont allein in der alten Agrippina über 100 Exemplare abgesetzt hat. Dir all das Erbärmliche mitzutheilen, was man über die Entreprise losgelassen hat, und was am Ende sämmtlich auf Persönlichkeiten herauslief, lohnt wahrlich nicht der Mühe, und so will ich denn bloß noch bemerken, daß Du Mont, der Redliche, etwelche saugrobe anonyme Briefe, von bigott katholischer Seite, über „das Schandlibell" eines gewissen Herrn Levin Schücking erhalten hat. So arg hatte ich mir den Cölner Obscurantismus doch nicht vorgestellt; — es ist noch viel zu thun in dieser Hinsicht, um die treffliche sonst so köstliche Colonia mündig zu machen!

Hermann Neumann hat auf meinen Aufruf wegen Rolandseck ein Gedicht „Du streitest für die Liebe" im Du Mont'schen Feuilleton drucken lassen, was offenbar auf mich gemünzt ist. Sein Sinn ist ungefähr: Wie kannst Du für Roland und gegen Hermann Neumann sein, wie kannst Du gleichzeitig lieben und hassen? Weiß der liebe Gott, daß ich den Kerl nicht hasse; aber so geht's mir altem Esel immer: drängt sich solch Schmarotzervolk an mich heran, so weiß ich nicht, es mir vom Halse zu halten, bin höflich, artig, verbindlich (was man für freundschaftlich hält), und wenn ich die Kerls später zu desavouiren gezwungen bin, so hab' ich den Teufel am Halse.

So weit hatt' ich gestern geschrieben, als eine Einladung von Simrock, der grade auf seinem Weingute Menzenberg war, an mich und meinen trefflichen Famulus Spatz einlief. Wir machten uns sofort auf die Beine (ich natürlich in Pantoffeln), holten den edlen Rebenbesitzer ab, und dinirten mit ihm in dem Dir bekannten Wirthshause zu Honnef. Während dem Essen kam nun auch noch Wolf Goethe, seines Großvaters Enkel, dazu, der mich in Unkel hatte besuchen wollen, und mir nachgegangen war. Nach dem Kaffee fuhr Simrock wieder rheinab, Wolfgang aber, der dem alten Herrn wie aus dem Gesicht geschnitten und ein gar lieber Junge ist, entschloß sich, eine Strolchenfelser Nacht zu machen. Da haben wir drei denn, bei Windsgeheul und prasselndem Ofen, zusammengesessen bis 1 Uhr,

haben gesungen und getrunken und den Alten leben lassen, bis wir zuletzt ganz feierlich wurden. Ach, es ist doch was Schönes um eine anständige, noble Fidelität! Ich kann Dir nicht sagen, wie wohl mir war! Wir haben aber zumeist gesungen: In allen guten Stunden — ich hätte Dich und Meyer, den Lieben, Herzlichen, dabei haben mögen!

Nun von Roland! Du wirst meinen Aufruf in der Cölner gelesen und Dich mit mir über den Anklang gefreut haben, den das Ding (in dem Du auch eine Apostrophe an Dich wirst herausgefühlt haben) gefunden hat. Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude mir die Geschichte macht. Außer den Beiträgen für den Ritter laufen auch Stickereien, Kränze, und der Teufel weiß was sonst noch, für den Knappen ein; anonyme Briefchen, Gedichte liegen bei — ich reibe mir die Hände vor lauter Plaisir. Ein Uebelstand wird hoffentlich bald beseitigt sein. Die Ruine ist nämlich Privateigenthum der Prinzessin Wilhelm, und mein Aufruf könnte demnach wohl als ein Eingriff in ihr Eigenthumsrecht angesehen werden. Ich erfuhr das erst, als mein Gedicht gedruckt war, habe jedoch gleich darnach an die Prinzessin geschrieben, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie die Sache gut aufnehmen und in der durch mich angeregten Weise beendigen lassen wird. Audaces fortuna juvat. Ich möchte den Streich um nichts in der Welt in meiner Unkeler Chronik missen. Die Rolandssage ist aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen; — wie viel schöner ist es drum, wenn eben das Volk, wenn das gesammte fühlende Publikum das äußere Denkmal der Sage sich rettet, als wenn es die Prinzessin allein thut. Rede doch auch Du in Deinem Kreise für die Sache; es ist doch ein poetisch Unternehmen.

So eben krieg' ich einen Brief von Cotta, daß meine 2. Auflage vergriffen ist. Gepriesen sei der Allmächtige! Meine Finanzen kommen wieder auf Strümpfe. Die zu Ostern kommende 3. Auflage widerlegt nun freilich Gutzkow sehr feierlich, wenn er ohnlängst im Telegraphen, in dem Artikel: Liter. Stockbörse, sagt: Freiligrath'sche Wüstenreime stark ausgeboten, aber wenig begehrt. — 1250 Exemplare in stark einem Vierteljahre sind doch keine Kleinigkeit.

* * *

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Christian Joseph Matzerath.
Despoten und berühmtem Dichter zu Berlin.

[Poststempel 20. 3. (1840)]

An Matzerath und Müllerrath.

Meine Lieben!

Zuerst ein Wort an Dich, Tyrann des Drachenfelsen. Dein Gesäusel hat mir wohlgefälliges Lächeln erregt, und ich freue mich herzlich Deiner

raschen Fahrt, deiner neuen Bekanntschaften und Deines vorläufigen Wohlbefindens in der Sandwüste Moab. Ich war gestern zu Bonn und theilte Simrath, unserm Mit-Tetrarchen, den ich leider mit einer dicken Backe im Bett traf, Deinen Brief mit und beeile mich nun, Dir das Neueste in Betreff des Jahrbuchs, sammt unseren Gedanken dabei, schuldigst in die Dorotheenstraße Nr. 28, beiläufig dieselbe Nummer, die auch Simrath einst bewohnte, zu berichten.

Schnaaserath verfährt gröblich und läßt uns ohne Antwort abstinken. Was nun, rücksichtlich des Kunstartikels? Uechtritz ist mit Schnaase zu genau liirt, als daß er nicht erfahren sollte, unsere Einladung an ihn geschehe nur in Folge der Ablehnung Schnaase's. Ich mag wirklich eine Aufforderung an Uechtritz nicht riskiren; wenn Du aber meinst, es sei besser, so schreib' mir's umgehend, damit ich sofort einen Versuch mache. Sonst trachte nur alsbald Gruppe für eine Monographie eines Düsseldorfer Künstlers zu engagiren, wo möglich aber nicht Lessings, der mich schon zuviel besprochen dünkt, als daß sich noch Neues über ihn sagen ließe. Es sind ja sonst eminente Kerls genug da. Koenig hat freundlich geantwortet, lehnt die Einladung jedoch für dieß Jahr ab, da er noch zu sehr mit andern Arbeiten beladen sei. Hast Du nun wieder eine Novelle? Oder wie ist die von Müllerrath, von der er mir ohnlängst schrieb? Simrath und ich sind der unmaßgeblichen Meinung, daß der Rauschebart für das Genre der Novelle noch zu sehr in lyrischer Zerflossenheit befangen sei; ist sein Opus jedoch fertig, so muß es jedenfalls zur Concurrenz gelangen. Sonst meint Simrath, ob nicht vielleicht Bettina, die als Frankfurterin allerdings auch in unsern Rheinischen Kreis zu ziehen wäre, etwas Novellenartiges liegen hätte? Strecke die Fühlhörner aus, alter Spitzmäuseler, oder eigentlich sollte ich sagen: zwinkere mit den Spürhaaren, und schreibe mir alsbald, was Du zuwege gebracht, damit ich mich im schlimmsten Falle unverweilt an die Binzer, unsre letzte Zuflucht, wenden kann. — Kopisch oder sonstige Berliner Litteraten zu angeln scheint weder Sim- noch Freiligrathen zulässig; wir sind vorläufig noch immer für die rein provinzielle Haltung des Unternehmens, und recurriren, wie bekannt, auf Gruppe nur aus Noth und unter der einzigen Bedingung, daß er einen Rheinischen Künstler zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht. Wem, zum Teufel, haben wir denn ein Organ gründen wollen? Doch wohl nicht den Berlinern!

Der Dynast des Menzenbergs und der Tetrarch auf Strolchenfels sind fleißig, und hoffen sich mit Ehren zu produziren. Letzterer insonderheit lebt auf einem sehr vertrauten Fuße mit Miß Laetitia Elisabeth Landon, und wird sich, sobald irgendwie ein gesundes Früchtlein dieses Umgangs sich

zeigt, auch mit Mistreß Felicia Hemans liebend vermischen. Letztgenannte Dame ist eben jetzt auf dem Wege von London nach Strolchenfels.

Social und literarisch Neues wenig am Rhein. Held Carneval, dessen Freudenroß ich nahe an 14 Tage getummelt habe, hat sich dieß Jahr durch besondern Pomp beliebt zu machen gewußt. Die Satyre des Cölner Faschings hab' ich sehr zahm gefunden; außer etlichen Anspielungen auf mich und Rolandseck und vielleicht ein paar Stadtklatschereien, die mir unbekannt waren, nichts, das besonderer Erwähnung verdiente. Uebrigens hab' ich mich sehr amüsirt, hab' auf dem brillanten Ball bei E. einen Domino getragen, hab' auf dem Gürzenich geschwärmt bis 6 Uhr Morgens u. s. w. Mein Lied, dessen zwei erste Strophen Du hier schon gesehen hast und das ich Dir jetzt vollständig beilege, hat im Comité gefallen: — immerhin ein zweideutig Lob! Pfarrius, dem ich in den carnevalistischen Wirren eine Einladung schwänzte, hat mir eine köstliche Kapuzinade geschrieben: „Sie spotten meiner gewürzten Weisheitssuppe, und folgen nach der geschürzten Narrenpuppe, und verschmähen meinen Kälberbraten, um sich zu mischen unter die Höllenbraten; meinen Thee, meinen Wein und Kuchen scheuen Sie, aber „o weh" hintendrein mit Fluchen schreien Sie; in continentia est summa laus, der Katzenjammer bleibt nicht aus, et debita nostra nobis remitte, und unsre Schulden wachsen mit jedem Schritte, sed qui orat, aber wer betet, et laborat, behält seinen Vorrath!" — Ist das nicht köstlich?

Vale, alter Kerl! Ich umärmele Dich! —

Und nun ein Wort an Dich, geprüfter Anatom, gewesener Rauschebart, in Patence verkehrender Doctor! Deine Anmerkungen über Westphalen hab' ich zur Nachachtung in einem feinen Herzen aufgenommen. Daß Du Dich im Musen-Almanach Wolfgang Müller nennen willst, hat insonderheit den redlichen Simrath zu einem unsterblichen Gelächter veranlaßt. Höre den besten Rath, daß Du nicht mehr verwechselt wirst! Dingelstedt, der mir neulich über's Jahrbuch schrieb, sagt von Dir: „Müller ist eine lyrische Acquisition, glaub ich!"

Eh bien, laß diesen Glauben, den mit Dingelstedt viele theilen, zur Gewißheit sich potenziren; mach' Gedichte, die Dich von selbst aus der müller'schen Allgemeinheit oder der allgemeinen Müllerei herausreißen; unterscheide Dich durch Deine Leistungen, und nicht durch Deinen Vornamen; sei ein poetisch Individuum, daß Du kein genereller Müller bleibst; mahle so famos, daß die Leute von selbst sagen: ein neuer Müller, und Einer, der die rechte Mühle hat!

Ich muß hier abbrechen, und verweise Dich, was das Andere angeht,

auf das Vorhergehende an Matzerock, das ja auch für Dich geschrieben wurde! Lebt wohl, ihr lieben Kerls! Strolch, Simrath, Dralleratl und der Rhein grüßen tausendmal. Von Herzen Euer

Alligator.

* * *

An Levin Schücking.

Unkel 24. März 1840.

Mein theurer Levin!

Was hat mich nicht Alles gehindert, Deinen letzten Brief alsbald zu beantworten! Ich sitze trotz meiner Unkeler Abgeschiedenheit in einer so complicirten Lage, und die Conflicte des Lebens rütteln mich aus meiner langjährigen Passivität so energisch auf, daß ich, auch wenn ich keine vollen vierzehn Tage zu Cöln auf Carneval gewesen wäre, doch wohl schwerlich zu einem ruhigen, vernünftigen Briefe an Dich gekommen sein würde. Auch dieser, wenn er vollendet ist, wird sich schwerlich eins der beiden eben genannten Epitheta anmaßen dürfen. Der Teufel weiß, was mich reitet; vielleicht ist er's selbst. Aber Ruhe hab' ich nicht, und werde sie wohl schwerlich erlangen, eh' ich der Welt und ihrem köstlichen, göttlichen Treiben mit blutendem Herzen Lebewohl sage, und mich entweder todt schieße, oder wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe. — Lach' mich nicht aus, Kerl; freu' Dich aber mit mir, wenn aus den gährenden Elementen, die jetzt in mir toben, noch was Erträgliches sich gestaltet, und wenn der chemische Proceß, den ich mein Leben nenne, nicht mit einer gewaltsamen Retortenexplosion eine traurige Endschaft nimmt. Das ist leider gewiß: mein Leben wird nie ein harmonisches, ein in sich gerundetes werden, und —

Aber was Teufel, kohl' ich Dir da vor. Rasch zurück zu Deinem Briefe! —

Rolandseck. Trotz meiner letzten Anzeige in der Cölner Zeitung, hat sich die Sache nun doch in Uebereinstimmung mit meiner ursprünglichen Absicht gemacht, Dank sei es der Vermittlung der Frau Mertens. Die Ruine wird aus meinen Beiträgen restaurirt, und die Prinzessin gibt dagegen dem Schulfonds der unter der Ruine gelegenen, armen und verschuldeten Gemeine Rolandswerth eine entsprechende Summe, etwa 5—600 Thaler. Ist das nicht schön? So kann der Poet, der Träumer, doch auch in der wirklichen Welt noch handelnd eingreifen und Gutes, wenn auch leider nicht selbst thun, aber doch veranlassen. Ich erwarte nur noch einen Brief der Prinzeß, um die gegenwärtige Sachlage ausführlich, und durch den Abdruck ihrer eigenen Handschriften dokumentirt, in der Zeitung darzustellen, und gleichzeitig zu neuen Beiträgen aufzufordern.

Carneval und Cöln. Ich bin zu unruhig zum Beschreiben und Wiederkäuen, lege aber ein Carnevalslied von mir bei, das im Comité von wenigstens 1000 Männerstimmen unter rauschendem Beifall abgesungen wurde. Du kannst aus dem Ding herauslesen, was Du willst, müßtest es aber, um es ganz zu goutiren, zu der jubelnden, famosen Köbes-Melodie singen hören.

Die sämmtlichen Carnevalslieder von diesem Jahr werden Dir übrigens keinen hohen Begriff von der närrischen Poesie beizubringen im Stande sein. Aber das tolle Leben des Cölner Faschings ist die beste Poesie. Alaaf Cöln!

Ich beschäftige mich jetzt damit, meine poetischen Erlebnisse am Rhein seit vorigem Herbste — wenn auch manchmal nur Momente und Situationen — in einem Cyklus festzuhalten. Höre ein Lied daraus, das Dich ganz besonders angeht. Du wirst Dich des Abends noch wohl erinnern.

Die Rose.

Wir saßen tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte Jeder seinen Schoppen Wein,
Und sah in's Glas, und dachte seiner Lieben.
Wir waren stumm; die düst're Seele schien
Sich aus dem Weine düstern Muth zu saugen;
Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.
u. s. w.

Du sagst in Deinem Briefe selbst: ein Dichter muß glauben, lieben, beten können, und so, hoff' ich, wirst Du dies Stück Rheinischer und Freiligrath'scher Mystik wenigstens nicht ganz und gar degoutiren. Wir begegnen uns ja doch auf diesem Gebiete mit verwandten Gefühlen. Jedenfalls hat das Ding das Verdienst, daß es die Leute Deinen Vornamen richtig accentuiren lehrt. Schreib' mir aber auch unverhohlen Dein Urtheil. Darf ich den Verstandesmenschen so was bieten?

Mein Bild sollst Du haben, sobald das Hübner'sche heraus ist. Das bereits fertige von Walther ist Nichts werth. Ich hab' es schon Vielen gesagt: Hübner hat mich gemalt, als wär' ich ein Löwe, und Walther, als wär' ich ein Schaf. Gedulde Dich also noch kurze Zeit.

Laß mich Dich umarmen.

Dein Freiligrath.

* * *

An Matzerath und Müller.

Unkel, 9. 4. 40.

Meine Lieben!

Ich benutze die Gelegenheit, Euch durch meinen Freund und nächsten Nachbar hier in Unkel, den jungen von Steinäcker, ci-devant Senior der Guestphalia in Bonn und jetzt mit Salomonischem Concil gen Berlin pilgernd, dieses kleine portofreie Gesäusel zu veranstalten. Das Wichtigste ist augenblicklich, daß Schnaaserath geantwortet hat, und zwar:

Eine größere Arbeit über die Düsseldorfer Schule kann er nicht liefern einmal: weil es ihm an Zeit fehlt, und dann auch: weil kritische Erörterungen über eine gegenwärtige, noch unvollendete Entwickelung seiner Neigung und Ansicht überhaupt nicht zusagend sind. Er fährt fort: „Nur zu einer Kleinigkeit kann ich mich anheischig machen. Es kommt hier bei Jul. Buddeus ein Album von Originalradirungen deutscher Künstler heraus. Ich bin erbötig, eine Anzeige desselben, in welcher dann auch einige allgemeine Bemerkungen Platz finden würden, zu schreiben. Sie könnte ½ bis 1 Bogen füllen. Ich weiß aber nicht, ob dies der Tendenz Ihres Jahrbuchs zusagt und nicht zu speziell für dasselbe ist.“

Wir — Simrath und ich — sind nun allerdings dieser Meinung; in Erwägung jedoch, wie wichtig Schnaase's Name für das Jahrbuch ist, sind wir übereingekommen, ihm zu antworten: daß uns sein angebotener Beitrag genehm sei, vorausgesetzt, daß er den Aufsatz nicht sowohl in der hergebrachten Form einer gewöhnlichen Recension gebe, als vielmehr das Album, das auch Fr. Kugler bereits in Ruge's Jahrbüchern angezeigt hat, blos als Vehikel benutze, um etwelche allgemeine Betrachtungen an den Mann zu bringen. Hiernach würde dann auch die Ueberschrift der kleinen Abhandlung zu modificiren sein u. s. w.

Einen größeren Kunstartikel müßtet Ihr dann ebenfalls herbeischaffen, und nach Matzeraths letztem Briefe glauben wir auch fest darauf rechnen zu können. Der kleinere Artikel liefe dann freundnachbarlichst neben dem größeren her, und die Kunst wäre auf diese Weise wider alles Erwarten ganz famos vertreten!

Will Müller nicht an Reinick den Römer schreiben? Italien hat gewiß manches in ihm bewegt und hervorgerufen, und ich hätte ihn gar zu gern mit unter unseren Lyrikern. Valete und schreibt bald!

* * *

An Levin Schücking.

[Unkel, Frühling 1840, nach Gründonnerstag.]

Liebster bester Kerl!

Ich grüße Dich tausendmal. — Ich bin noch in Unkel, wohn' aber in einem andern Hause und erlebe täglich mehr, so daß ich eigentlich nur ein

Stück Selbstbiographie zu schreiben brauchte, um Deine Nachricht (ich schreibe einen Roman) wahr zu machen. Ich bin seit vorgestern kaum ein Mensch mehr:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Den Commentar mündlich; aus dem, was Du bis jetzt weißt, kannst Du Dir Nichts zusammen klügeln.

Verrückte Streiche mach' ich alle Tage. Der tollste ist, daß ich mir vor 14 Tagen ein Pferd gekauft habe, ein scheues, springeriges Aas, das mich wahrscheinlich noch den Tod erleben läßt, den ich in den letzten Strophen meines Reiters als Poesie ausgebe. Schulden hab' ich genug, der Sultan aber ist bezahlt, und wenn ich sans six sous über die Landstraße sprenge, so ist's mir immer ein tröstender Gedanke, ein Hypothekenstück zwischen den Beinen zu haben, auf das mir männiglich mindestens 15 Pistolen pumpt, und das ich alle Tage für 20 wieder verkaufen kann. Ich hab' auch schon auf zwei Monate Fourage auf dem Speicher.

Deine Sachen im Almanach haben mir ungemein gefallen, und ich habe sie dem besten, schönsten und geistreichsten Mädchen mitgetheilt, das Unkel je gesehen. Sie interessirt sich schon durch die Rose für Dich, die ich ihr früher in der Handschrift gab. „Es ist eine alte Geschichte.“ Ich umarme Dich!

In Leben und Tod

Dein Freiligrath.

* * *

An Levin Schücking.

U., 17. Juli 1840.

Liebster Levin!

Beikommend ein Bild, und das feste Versprechen, daß Du bestimmt in den ersten acht Tagen eine längere Epistel von mir kriegst. Ich erwarte blos noch Matzeraths Endurtheil über Deine poetischen Frauen, die ich für einen ganz famosen Aufsatz halte, und die das prächtige Mädchen aus Weimar, deren Namen Du mit Deinen Gespensteraugen richtig gelesen hast, und die auch ein poetisch Weib ist, ebenfalls höchlich preist. Ich schreibe Dir nächstens mehr von ihr, ich habe sie ungeheuer lieb.

Lieber Kerl, ich umarme Dich tausendmal, und fluche und wettere, daß ich Dich nicht bei mir habe, um mit Dir plaudern zu können, anstatt zu schreiben. Denn das Schreiben haß' ich.

Es ist jetzt so köstlich am Rhein. — Gott mit uns! — Ich grüße und küsse Dich! Recht von Herzen Dein

Freiligrath.

Berthold Auerbach ist jetzt in Bonn — ein lieber Kerl.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Unkel, 21. 8. 40.

Care Dietwalde!

Anbei das Rolandsalbum, das Du freilich aus den Aushängebogen schon zum Theil kennst, das Dir aber als Ganzes, trotz des überladenen Umschlages, doch vielleicht Freude macht. — Am Rhein. Jahrbuch wird fleißig gearbeitet und Du wirst zur Zeit auch einige Gedichte von Dir darin finden. Simrock, der vor etlichen Tagen hier war, ist ganz entzückt von Deinem Humor und schilt mich, daß ich Dich ihm bei Deinem Hiersein nicht zugeführt habe. Wir haben einen ganzen Morgen Deine Sachen zusammen vorgenommen und er war gar nicht davon zu bringen, der alte ehrliche Simrath. Ich freue mich recht darüber, daß Du nun im Jahrbuch auf eine honorige Weise debutirst. — Deficiente pecunia bin ich noch nicht in Stuttgart, Drallus ebenfalls nicht; wir kommen aber bald. Schreib' mir inzwischen einmal und gieb Goethe'n unverzüglich die Beilagen.

* * *

An August Boelling.

Unkel, 29. Aug. 40.

Der Besuch, den Du mir mit Schink in diesen Tagen machtest, hat so manche Erinnerungen aus unsrer früheren Zeit in mir geweckt und mich so lebhaft von der Wahrheit überzeugt, daß ich an Euch Beiden ein paar ächte, wahre Freunde habe, daß ich trotz dem, was ich noch auf Nonnenwerth über freundschaftliche Correspondenz u. s. w. vorbrachte, schon heute zur Feder greife, um, wenn es auch Euch recht ist, einen Briefwechsel mit Euch zu eröffnen! Keinen zwar, der alle acht oder vierzehn Tage durch einen kurzen Wisch oder eine weitschweifige Epistel Nahrung erhielte, sondern einen solchen, der in mäßigen Zwischenräumen dem Freunde vom Freunde Nachricht gibt, gegenseitig über Erlebtes und Erfahrenes sich offen und ohne Rückhalt ausspricht, Ansichten und Meinungen austauscht, und überhaupt die Tendenz hat, sich über das Niveau einer alltäglichen Klatsch- und Neuigkeitscorrespondenz zu erheben, das Tiefere, Innigere unserer Naturen zum Ausdruck zu bringen, und auf solche Weise hinüber und herüber anzuregen, zu fördern und zu beleben, wo und wie es sich irgend thun läßt. — Seid Ihr's

zufrieden? — Ich dächte, Ihr müßtet's! Es hat mich in der letzten Zeit oft innerlich gewurmt, daß wir uns so ganz aus den Augen verloren hatten. Man hat gut sagen: das schadet der Freundschaft Nichts, und beim Wiedersehen wird in einer Stunde nachgeholt, was man in einem Jahre versäumt hat. Das ist nur halb wahr! Das Wohlwollen für den Freund, die Theilnahme für sein Wohl und Wehe wird sich allerdings auch ohne Briefwechsel erhalten, der gänzliche Mangel an Nachrichten jedoch, die fortgesetzte Unbekanntschaft mit dem Thun und Lassen des Freundes bringen unwillkürlich wenigstens eine gewisse Gleichgültigkeit zuwege, oder wenn auch nicht diese, sicher doch eine temporäre Unfähigkeit, sich bei einem plötzlichen Wiedersehen gleich in einander hineindenken und hineinfühlen zu können. Man ist sich mehr oder weniger fremd geworden; die Veränderungen, die ein paar Jahre in und an uns hervorgerufen haben, und mit denen wir uns leichter befreunden würden, wenn sie, bei dauerndem Verkehr, gleichsam unter unsern Augen entstanden wären, liegen plötzlich nackt und dürr als unmotivirte Resultate vor uns, und wir müssen erst mühsam tappen und suchen, ehe wir uns Alles erklären, ehe wir wieder ganz und gar ohne Rückhalt dem Freunde gegenüberstehen können. Die Anknüpfungspunkte fehlen im ersten Augenblick.

So war es nun bei unserm Wiedersehen, Gott sei Dank, nicht! — Obgleich unsere Lebenswege seit fast einem Jahre durchaus getrennt gewesen waren, obgleich ich von Dir fast gar Nichts, und Du von mir beinahe nur Fabelhaftes gehört hattest, so mein' ich doch, daß wir uns ganz als die Alten wiedergefunden haben, und daß, Dir und Schink und mir, Ein Handdruck genügte, um uns alle davon zu überzeugen. Ich wüßte mich wirklich seit lange keiner solchen Freude zu entsinnen, als da ich Schink und Dich in den patriarchalischen Gemächern der Löwenburg so unerwartet wiedersah. Und damit uns ein späteres Wiedersehen noch erfreulicher und noch genußreicher sei, darum schlag' ich Euch jetzt diesen regelmäßigen Verkehr vor. Wie gesagt, er soll Keinem von uns ein zeitraubender und beschwerlicher sein. Alle zwei oder drei Monate, das genügt! Und wo gern geschrieben und gelesen wird, da wird sicher beides nie zu einer lästigen Verpflichtung.

Ihr seid nun ruhig wieder am mütterlichen Heerde, und ruht erzählend und beschreibend aus von den Abenteuern Eurer Reise. Ich bereite mich indessen zu der meinigen vor, indem ich fleißig an Westphalen schaffe. In ungefähr drei Wochen hoffe ich mit ruhigem Gewissen zum Wanderstabe greifen zu können. Zuerst über Mainz und Mannheim nach Stuttgart, dann durch Franken nach Jena und Weimar, und von dort vielleicht noch nach Berlin. Du weißt, lieber August, daß diese Reise ein Wendepunkt in meinem Leben ist. Warum, habe ich Dir und Schink gesagt, im festen Vertrauen,

daß das Euch Gesagte, so lange es nöthig ist, in Eurer Brust verschlossen bleibt, und nicht, wie es von andern meiner dortigen Bekannten geschehen würde, denen es bloß darum zu thun ist, mit Neuigkeiten von mir zu renommiren, sofort profanirt wird. In Stuttgart regulir' ich die Angelegenheiten meines Geldbeutels, in Sachsen die meines Herzens, und in Berlin hoff' ich wesentliche Schritte für eine meinen Wünschen und meinen Fähigkeiten entsprechende bürgerliche Stellung zu thun. Was mich hier am Rheine hemmt und hindert, laß' ich hinter mir.

Lächle nicht, alter Freund, über meine Vorsätze, und wirf mir nicht ein, daß sie voriges Jahr in ähnlicher Weise eben so ernst und fest klangen, und doch nicht gehalten worden sind. Ich bin aber ein Jahr älter geworden, und Du kannst es mir glauben, daß dieß Eine Jahr fünf vorhergegangene an Erfahrungen und, durch diese, erworbener Willenskraft aufwiegt.

So hoff' ich denn das Eis gebrochen, und das Schifflein unserer Correspondenz auf recht lange Zeit wieder flott gemacht zu haben. Von der Reise aus werde ich einigemal an Euch schreiben, und meine Briefe, wie überhaupt in der Folge, abwechselnd an Dich und an Schink richten.

Sogleich, 4 Uhr Nachmittags — muß ich noch nach Rolandseck, da meine Treppenvernichtung ein entsetzliches Comité-Schisma veranlaßt hat, dem ich steuern muß. Die Treppe war der Götze meiner edlen Collegen, und nun der Götze gestürzt ist, schreit man Ach und Weh, und droht mich mit denselben Steinen zu steinigen, die ich mit zürnender Hand den Berg hinabgerollt habe. Ich gehe meinem Schicksal furchtlos entgegen.

* * *

An Levin Schücking.

U., 7. 9. 40.

Liebster Levin!

Du bist ein prächtiger Kerl! Wo Andre die Nase rümpfen und das Maul verziehen, und sagen würden: „Hol' der Teufel den schreibfaulen Lümmel!" da schreibst Du mir in endloser Langmuth eine Epistel, so lieb, so gut, so herzlich, daß ich Dir gleich um den Hals fallen und Dir's zum tausendsten Male sagen möchte, daß mir auf der ganzen Welt wenige Kerle so lieb sind, wie Du! Nun sollst Du aber auch gleich eine Antwort haben. Keine freilich, die Alles erledigte, was meine lasterhafte Faullenzerei seit Monaten auf die Seite schob, aber doch eine, wenigstens für's Erste genügende. Ich nehme Dir aber Dein Ehrenwort ab, daß Du sie Niemanden zeigst, noch die meine Fata betreffenden Notizen irgendwie mittheilst. Auch Deinen intimsten Freunden nicht! Ich verlasse mich drauf!

Hör' denn: Ida ist seit drei Wochen meine Braut! — Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen gibt's nicht mehr, solch ein gutes, schönes, liebes, gescheites, herziges! Ich bin wie im Himmel! — Komme bald, daß ich Dir Alles erzähle! Denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst Dein blaues Wunder hören!

Sie ist übrigens nicht mehr hier, sondern in Sachsen bei ihrer Mutter, wo ich sie in 14 Tagen besuche. Zuerst geh' ich nach Stuttgart, und von da durch Franken gradesweges zu Ihr! Kerl, das wird ein Wiedersehen werden! Mir schwindelt, wenn ich dran denke, und ich stampfe mit dem Fuße, daß ich noch hier bin und am Pult steh', und Stahlfedern verschleißen muß! Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst Du Dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westphalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Langewiesche's Vorschlag an Dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kenntnisse, mehr Begeisterung, der Lambertithurm schaut Dir in's Fenster, dem Friedenssaal kannst Du's, die Haide rauscht um Dich herum — ich möchte meinen Freistuhl Keinem lieber cediren, als Dir. Schreib' also Langewiesche'n bedingungsweise zu, und pack' Dein Bündel gleich, wie Du diesen Brief empfängst, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verstreichen. Wolltest Du schon früher aufbrechen an den Rhein, so wird's Dir auch jetzt möglich sein. Aber mach' schnell. Denn der Boden brennt mir unter den Füßen, ich meine, die Dächer fielen mir auf den Kopf, eh' ich bei ihr bin. Drum schnell, schnell! Du kannst mein Haus verwalten, so lang' ich fort bin; Bett und Pult und Bücher stehen zu Deiner Verfügung; Schlickus, der Maler des Malerischen, wird Dein Hausgenosse sein, ein stiller Kerl, der mehr Tiefe und Gemüth hat, als Drallus (denn Dralle wird er bloß gerufen, im Vokativ) und andere Sanguiniker ihm zugestehen wollen. Drallus der Cunctator geht, so Gott will, mit mir nach Stuttgart, um in's Ausland zu dollmetschen.

Ueber mein Bild von Hübner ärgere Dich nit! Becker, der Maler der „Schnitter im Gewitter", hat mich ganz famos gezeichnet. Sein Portrait ist bereits auf dem Wege zu Cotta, der mich nach demselben für meine Vierte in Stahl stechen lassen will. Doch macht's den Umweg über Erfurt, da somebody es doch erst sehen und beurtheilen muß.

Denn ein Urtheil hat die Kleine, das ist wahr. Du solltest einmal lesen, was sie mir über Deine „poetischen Frauen" geschrieben hat. Ach, es ist ein herrliches, liebes Kind! Dein Aufsatz hat uns beide fabelhaft gepackt,

bei manchen Stellen war es uns, als hätten wir Dir gesessen, so traf Alles zu! Und das war nun erst recht eine Freude — zusammen lesen, sich getroffen fühlen, auffahren, sich lächelnd und fragend in's Auge sehen — ach, Kerl, wie glücklich war und bin ich. Es leben die poetischen Frauen! Und Deine poetischen Frauen auch! Denn die sind beim Teufel gut, Ida hat's gesagt.

Immermanns Tod hat mich, wie Dich, unendlich erschüttert. „Die Canaille wird alt, aber die Unsterblichen gehen früh aus der Welt!" läßt Matzerath mir sagen. Es war ein prächtiger Kerl!

Alles andere mündlich, eh' acht Tage durchs Land gegangen sind! Denn bis dahin mußt Du hier sein, da hilft kein Beten! Adieu, lieber Kerl! Komm' bald und halt' für's Erste noch das Maul. Ich habe meine Gründe, und habe Dir Dein Wort abgenommen. Adieu! For ever yours

Freiligrath.

* * *

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Stud. jur. Wolfgang von Goethe
oder in dessen Abwesenheit
Herrn Stud. jur. Wilhelm Ganzhorn zu Heidelberg.

Dies ist die Epistola Dietwaldi ad Dietwaldos.

Ihr lieben Dietwaldi!

Ich hoffe, daß dieser Brief Euch noch im Schatten des Heidelberger Schlosses zu Handen kommt. Meine früheren Sendschreiben nebst den Rolandsalbis werdet Ihr erhalten haben und muß ich dafür den richtigen Empfang der Epistola Dietwaldiana vom 25. August dankbarlichst vermelden. In Antwort darauf hab' ich dem Dietwaldo Goethe zu sagen, daß es mir platterdings unmöglich ist, die vorgeschlagene Reise nach Straßburg, Basel u. s. w. mitzumachen, wie lockend dieselbe auch mit Strömen, Münstern, Wasserfällen und anderweitiger Scenerie in mein stilles Kämmerlein hineinwinkt. Der Rathschluß des grundgütigen Gottes hat es leider gewollt, daß dem unterfertigten Dietwaldo das Geld ausgegangen ist. In den ersten acht Tagen hat er auch keines zu erwarten und vorher, versteht sich von selbst, kann er nicht daran denken, sein Lustschloß Schildeis zu verlassen. Und auch dann wird ihn sein Weg fürs Erste gradeswegs nach Stuttgart führen, wo er sich nur wenige Tage aufzuhalten und sodann durch Franken seine Schritte nach Sachsen zu richten beabsichtigt. Der Oberrhein und das Breisgau liegen also durchaus nicht in seinem Reiseplan. Es zieht ihn wo anders hin, und der Dietwaldus Goethe darf ihm das nicht übelnehmen. Er wird's auch nicht, nicht wahr?

Dem Dietwaldo κατ' ἐξοχήν wäre nun noch zu berichten, daß der

unterzeichnete Dietwaldus (der von hier ab wieder in der ersten Person reden wird) ihn jedenfalls im Thale Sindelfingen, das da durchflossen ist von den Gewässern des Bächleins Würm, bekneipen wird. Arrangirt es doch, ihr lieben Kerle, daß wir wenigstens in Stuttgart und Sindelfingen bei einander sind. Das wirst auch Du können, lieber Wolfgang! Ich fluche und knirsche in's Gebiß, daß ich noch nicht fort kann, aber es geht wahrhaftig noch nicht, ich mag thun, was ich will! Wirst Du nicht auch etwa noch einen Ferien-Abstecher nach Weimar machen? Das wäre gar schön, da gingen wir jedenfalls zusammen, denn nach Weimar geh' ich zuerst in Deinem schönen Thüringen.

Nun Adieu, Ihr Lieben. Möge Euch dieß Blatt noch zeitig genug erreichen. Ich lechze darnach, Euch wiederzusehen. Gruß und behüt' Euch Gott!

Yours for ever Dietwaldus.

Unkel, am Tage der 14 Nothhelfer 1840. [Poststempel 8. 9.]

* * *

Ehe unsere Darstellung zu Freiligraths jungem Liebeleben übergeht, sei es gestattet, hier noch einen Brief anzufügen, welcher unserem Dichter während der Unkeler Zeit zukam. Er ist ein Zeugnis für Freiligrath, welcher auf denselben große Stücke hielt, nicht weniger aber für den genialen wunderlichen Dichter, der ihn schrieb, Clemens Brentano. Derselbe weilte damals in München; Moritz Carriere, nach Italien reisend, besuchte ihn und schreibt am 4. September 1839 an Freiligrath: „Hier sitz' ich auf Brentano's Sessel. Ich hab' ihn gestern aufgesucht, Bettina hatte mich als Freund von ihr und Dir empfohlen; wir sind lang an der Isar-wilden Ufern umhergestrichen und immer im Gespräch auf Dich und Deine Lieder zurückgekommen; ich zweifle, daß deine eigenthümliche Poesie einen größern Verehrer hat als ihn, und sein Herz schlägt freundeswarm für Deine Person. Es gehört zu seinen heißesten Wünschen, daß Du ihm das Relief Deines Gesichts schicken und mit ein paar Zeilen seinen Brief recht bald erwidern mögest."

Gleichzeitig schrieb Clemens Brentano seinen Brief, nach Inhalt und Form einen der geistvollsten und sonderbarsten, die man sich denken kann, sechs engste Oktavseiten in seiner zierlichen Handschrift. Der erste größere Teil ward im Mai begonnen, dann bei Seite gelegt; angeregt durch Carriere schreibt er im Herbst die Fortsetzung, aber auf der sechsten Seite verkehrt anfangend, so daß die zwei Briefe einander entgegenstreben und schließlich hart aufeinander stoßen. Das seltsame Schriftstück [1]) wird hier buchstäblich getreu wiedergegeben:

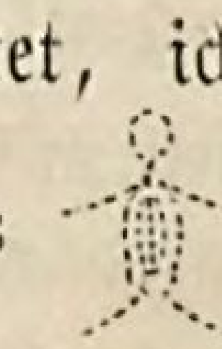
---

[1]) Brentanos Brief ist bereits Febr. 1880 in Westermanns Monatsheften abgedruckt worden, zu des Verfassers Bedauern und ohne sein Zuthun nicht ganz vollständig.

München im May.

Lieber Herr Freiligrath!

Schon seit einem halben Jahr, seit ich den Genius kenne, mit welchem Gottes Gnade Sie gesegnet hat, hat mein eignes Herz und ein Freund, dem dieses Herz dient, mich aufgefodert, Ihnen zu schreiben. Es kam immer nicht dazu, weil ich in ernsteren Pflichten so verschuldet bin, daß mir solches Schreiben, als ein Luxusgelüsten nicht geziemte. Jetzt kam kleine Muße und Veranlassung und so seyn Sie mir freundlich gegrüßt! — Schon seit einigen Jahren besucht mich jährlich Herr Künzel, der commis voyageur der Rauchischen Papierfabrique von Heilbronn, dem ich ein Mahl eine Bestellung gegeben, und legt mir das Resultat seines nebenbei für eigne Rechnung getriebnen Geschäffts einer Sammlung von Stammbuchblättern vor und bittet mich auch um meine armseligen poetischen Muster zu seiner Reuterei. Vor einigen Tagen, 15. November, bat er mich wieder um ein Blatt und blätterte mir seinen Vorrath vor, da sah ich ein Blatt mit Ihrer Unterschrifft und sagte ihm, für dies Blatt von Ihnen wollte ich ihm sechse schreiben, er war des Handels zufrieden und ich schrieb sie, und habe nun dies Blatt, und sendete es meinem Freund, der dergleichen zwar nicht sammelt, aber auch nicht zerstreut, und dem Ihr Blatt nun für eine ganze Sammlung gilt, er dankt Ihnen und mir, das ist mir genug, denn ich habe nie etwas besessen, als was ich gebe.

Lieber Freund! Sie verstehn das wohl, wenn ich sage, ich habe eine artige Sammlung von Narben und eine ausgezeichnete fast complette Sammlung von Wunden, aber ich war nie fähig dem Publikum einen Catalogue raissonnée in Reimen von diesen Herrlichkeiten vorzulegen, so schauderhauft ist mir ein Buchhändler und ein gedrucktes Buch. Was habe ich mich als Knabe vor den Seelenverkaüfern in Amsterdam geängstet, ich glaubte die Seelen hingen dort punktirt, wie im Orbis pictus  von zähem Pfannkuchenteich, wie lederne Hosen in der Calverstraat an Hacken! So geht mir es jetzt, wenn ich das innerste Leben eines armen Menschen, sauber gedruckt, von einem spreitzbeinigen affektirten Leipziger oder Hanovraner Commis belächlend rekomandirt und bekrittelt und verhandelt sehe — und dennoch habe ich diesem Trafique zu verdanken, daß ich ruhig auf meiner eignen poetischen Essigmutter, ohne mich gegen die Pest des gemeinen Lebens zu verdampfen, fortsaüern kann. Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit, wer gesund wird, wenn sie ausschlägt, dem ist zu gratuliren; wo sie gar nicht transpirirt oder gar zurücktritt und sich auf andre Theile wirft, da sieht es schlimm aus. Als die Kaiserin Maria Theresia Tirol durch-

reißte, sagte Taddädl zu Täddadl: ich möchte wahrlich der Kaiser sein und sie einmahl an mein Herz drücken, da erwiederte Täddadl: Talke! Du meinst wohl der Kaiser wär asochenä Sau, wie Du, da werden Ihro Majestät schon ihre Leut dazu haben. — So geht es mir nun auch, wie diesem Kaiser in Hinsicht auf die Poesie, ich habe sie im Herzen, aber ich drücke sie nicht selbst ans Herz, dazu haben meine Majestät ihre Leute — aber der Hofstaat ist sehr klein und nehmen Sie mir es nicht übel — in der letzten Zeit, etwa seit 6 Monaten, seit ich das Mövenfederchen im Meeressand, und den Juwel in der Wüste gefunden, sind Sie, lieber Herr und Freund, einzig und allein im Dienst. — Aber ich muß mich aus diesen Redensarten herausmachen, sonst werde ich Redens-artig. — Ich will also sagen, wie in aller Beziehung, so auch in Poetischer ist mir die ganze Mitmenschheit ein Leib, und wie Gottes Frühling mein Frühling, ist mir dieses, jenes Dichten meine Poesie, so ist es mir mit Ihrer Poesie gegangen, die mir so entspricht und solche Freude macht, daß ich gewiß schon viel Dummheiten wegen ihr gesprochen, aber auch viele Dummheiten wegen ihr nicht gedichtet habe. — Ich lese, weil nicht im Dienste der Zeit, keine Zeitschriften und Tageblätter regelmäßig, manchmal fällt mir irgendwo eines in die Hand, so oft dieses geschah, wunderte ich mich, über die Klage, daß es keine Dichter mehr gebe. Alles, was mir Gereimtes begegnete, fand ich ungemein farbig, formig, fertig, weit frühere Perioden überragend, ob ihm etwas fehlt, kann ich nicht sagen. Ein bejahrter Freund von mir klagt so oft ihm die köstlichste Pflaumentorte vorgesetzt wird, die Kunst Quetschenkuchen zu backen sey gänzlich verlohren gegangen, er habe als Knabe für einen Kreuzer einen Quetschenkuchen an allen Straßenecken gekauft, der viel köstlicher gewesen sey. So mag es auch diesen Nasenrümpfenden mit der neuen Poesie gehen, sie haben den Geschmack verlohren, keinen Apetit mehr und den Magen verdorben. Wenn ich nun nachschmecke, was den Leuten wohl unheimlich darin schmecken könne, so stoße ich einzig und allein auf einen gewissen tragischen Geschmack, den selbst das Heitere darin mit sich zu führen scheint, Alles schmeckt nach Hefe. Wenn ich dem Flügelkleid der Jugendmuse einer früheren Periode aus der Hand (dem Ermel) weissagte, so laß ich gewöhnlich: Du wirst als Schlafrock am Zapfenbrett sterben — aber der jetzigen Turnjacke läßt sich solche friedliche Nativität nicht stellen. Peter von Staufenberg, der eine Nymphe geheiratet und der Gemahl der Melusine, welche an gewissen Tagen ihre Bettgenossinnen nicht sehen durften, weil sie dann vom Gürtel abwärts den Drachenleib hatten und ebenso der Schneider Lienimann, der im Schlaufloch zu Basel Augst die Schlangenjungfrau mit einem Kuß erlösen sollte, diese könnten, wenn sie diese Poesie

läsen, vielleicht sagen, ja so, grade so war es uns manchmahl mit unsern Melusinen in den süßesten Momenten; wir ahndeten das tragische Ende, den Drachenschweif, ohne von ihm zu wissen. — Bei Ihnen jedoch ist dies weniger der Fall, als bei den andern, die ich durch Sie kennen lernte und das war so — zuerst laß ich zufällig die Sandlieder im Morgenblatt und das Letzte gehört zum Besten, was ich je gelesen; hätten Sie nichts gedichtet als diese letzten paar Zeilen, sie wären unsterblich, wegen Wenigem, was das Gegentheil von Rückerts Unsterblichkeit ist, denn, wenn einstens dessen Poetischer Nachlaß verauctionirt wird, können nur die Unsterblichen bis ans Ende ausharren. — Dann laß ich Ihr ganz vortreffliches Gedicht auf Grabbes Tod, und fragte bei Cotta, wer Sie seyen; da hörte ich — ein Comtoirist in Barmen! — jetzt in Amsterdam, man wußte nicht recht Bescheid; — ich dachte, wenn er ein Kaufmann ist, so ist er ein weit noblerer, als ihr, ihr kennt ihn nicht, und er kennt jeden Menschen, jedes Geschöpf, jedes Land seiner Lieder bis ins innerste Leben. — Ich hörte, Ihre Gedichte würden gedruckt, ich hatte das erste Exemplar, ich laß Ihre Lieder in 8 Tagen wohl 6mahl mit immer neuer Bewunderung vor und thue es immer wieder und wieder mit stäts neuem Genuß. Ich habe Ihr Buch wohl 8mahl an Freunde verschenckt, allen tiefer Fühlenden ist es ein neues poetisches Meteor. — Die Extravanganzen, die ich darüber äußerte sind im Durchschnitt, ich wollte, so man bei voller Gesundheit so dichten kann, lieber so dichten können, als wie Göthe, von Schiller ist gar keine Rede. Diese Poesie ist weit tiefer und reitzender als was Byron je vorgebracht hat, wenn er sich aber im Mindesten Viel darauf einbildet, so ist es Jammer Schade um ihn, denn dann ist alles keinen Schuß Pulver wehrt, der Hoffarth ist ein Neuntödter, er wirft alle neune mit dem König um, und so weiter.

— So ging es fort, bis Herr Künzel kam, der sagte, er kenne Sie als ein guten Cameraden, der wie ein anderer Mensch auch aussehe, gereißt, meinte er, seyen Sie nicht, Sie hätten das Alles aus Lecktüre u. s. w. Auf einen Dichter Karl Beck hielten Sie viel — den Lenau laß ich in ihren Liedern erwähnt, ich sah mich nach den Beiden um, auch Andre fand ich in Ihrem Buch erwähnt; Chamisso, Schwab würde ich ohne Reue verschlafen haben, und hab's theils auch. Sie sprechen mit großer Achtung von Platen, er hat vor Hoffart nie gedichtet, höchstens mit andern Poetischen Futteralmachern Proceß geführt, wer das klassischste Futteral mache, und so ward er selbst in ein Futteral gelegt. — Lenau ist eine schöne Anlage, aber halb unreif, halb überreif, halb getrocknet, halb candirt, halb abdestilirt, halb veressigt, halb ohne Rath, halb geflickt, einige Lieder sind schön, in den

Meisten nur einige Zeilen, er dichtet, wie ein Mensch schreibt, der aus den verschiedensten Vorschriften schreiben gelernt hat. Man wird zwar keines dieser Lieder ohne eine Art Verwunderung über manche Gefühls und Wort Wahrheit und Gewandheit lesen, zuletzt aber wird bei aller Manichfalt doch das Gefühl der ewig Einerlei wiegenden Kunstreiterbewegung solcher Musen hervortauchen. Man könnte die Geschichte einer solchen Poesie heut zu Tag in einer Novelle erzählen, man könnte ein Rezept dazu schreiben. Ach, es kommen ungemein kostbare Ingredienzien hinein, Dinge, die jeder Seele nur ein Mahl anvertraut sind. Eine untreue Geliebte, eine verstorbene Braut darf darin nicht fehlen, die Klagen um sie, und die früheren Liebesentzückungen paradiren vor dem Publikum und es ist schier anständig, daß der holde Gegenstand früher abgetreten ist, als man seine Leibwäsche auf dem Zaun des Buchhandels von einigen Rosen unterbrochen mit gereimten Thränen bleicht. Wer sein und der seinigen Eingeweide umkehrt und in allerlei Guirlanden symmetrisch um den Tempel der Freiheit und Göttin der Vernunft aufhängt, dem kann es an Wirkung und Beifall nicht fehlen — und so er es mit Grazie thut, wie dieser, mag ich es leiden, aber nicht lieben. — Es war ein Mahl ein Bauer, der seine Frau sehr liebte, sie fiel ins Wasser und ertrank, er war trostlos, bestellte Leichenrede und Creuz und Kranz, um seiner lieben Frau die letzte Ehre an zu thun, er suchte sie einige Tage vergebens im Wasser. Da er sie endlich fand und halb herausgezogen, sah er, daß sich viele Krebse an sie angesetzt hatten, das rührte ihn und er ließ sie im Wasser liegen und krebste längere Zeit mit seinem Fleisch und Bein, mir ist dieser Bauer immer eine Parabel gewesen für jene Dichter, welche die Geberden und Ungeberden ihrer Liebes Mysterien gegen Verstorbene, oft sogar gegen Lebendige für Geld Preis geben, sie krebsen mit einem Köder, dem mehr Ehre gebührte. — Mögen selbst die grösten Poeten dies gethan haben, es bleibt mir um so verhaßter. Solche Poesie hat Etwas treuloses, verrätherisches, eitles, buhlerisches, sie prostituirt sich und die Geliebte u. s. w. — Durch Ihre Achtung aufmerksam laß ich die Fahrten eines Poeten von Karl Beck, dies ist ein so sehr groses Talent, daß es sich nicht wohl geziemt, ihn zu loben, er überragt Alles, was mir in der neuen Zeit von Lyrickern vorgekommen, seine Kunst ist so gros, daß sie die kranke, übermüthige Blöße vieler seiner Ansichten und Überzeugungen bedeckt, ich konnte dies Alles mit großer Bewunderung lesen, aber auch diese Poesie schmeckt nach dem Fischschwanz der Sirenen, welche vor dem Schiffbruch verrätherisch locken, statt zu warnen. —

Ich habe als Jüngling den Marseillianer Marsch mit gleicher Ahndung gehört, was hat er herbeigeführt, den Opfertod vieler Unschuldigen

und die schauderhafteste Tirannei. — Ich habe keine Ursache, wenn solche Stimmen Vorlaüfer sind, viel besseres zu erwarten, es steht Alles in Gottes Hand — aber „ich bitte gar schön“ — lieber Herr Freiligrath! — Ich hatte Becks Fahrten noch nicht ausgelesen, als ich dieses Urtheil hingeschrieben. — Ich war erst bis nach Weimar mit ihm gekommen, in Ungarn konnte sein Talent und seine Fertigkeit die ganze Armuth und Blöße der Gesinnung nicht nur bedecken, sondern so gar reitzend trapiren, ein mächtiges schier am Boden schleifendes goldnes Vlies über dem jungen edlen Schäferhund, in dem sich ein Wolf und ein Hund gekreuzt zu haben scheinen; in Wien schnurrte die Fülle des Costümes zwar nicht zussammen, aber entweder wuchs die Armuth und Blöße, oder Vieles von dem Vlies fiel in die Hölle des Schneiders, alles sieht sich noch herrlich vom Stephansthurm herab an, aber ich möchte hören, was dieser Thurm von dem talentvollen, tragischen, grimmigen Dichter sagen dürfte, wenn ihm Gott eine Stimme verlieh, ein Mensch von zwanzig Jahren, der so in die Welt hinein singt, wie er sagt, nach Freiheit verschmachtend, und der am Ende in keiner Sklaverei ist, als in der ganz freiwilligen seiner Leidenschafften, wäre nicht gewissenhafter zu belohnen, als wenn man ihm nur auf ein paar Monate ein Freibillet in die Große Oper seiner Freiheit, und ein ad libitum libidinis zu allen ihren ausgerenckten und eingeränckten Tanzgöttinnen geben könnte — ich zweifle nicht, es dürfte bald eine Polizei-Wache nöthig seyn, damit dieser Dilletant, unvermögend das Abonnement suspendu länger zu erwarten, sich nicht selbst aufhängte, um seiner ersehnten Freiheit los zu werden. Mir fällt hiebei eine neue Wiener Anecktode ein, ein ungarischer Grenadier stand Wache an der Donau, ein Diletant des Selbstmords will sich ertränken, tappt hin und her im Strom, findet keine gehörige Tiefe und verläßt geärgert durch diese Seichtigkeit den Fluß und hängt sich dicht neben der Schildwache an den Palisaden auf; als der ablösende Korporal den Soldaten fragt: wos ist dos, do hangt aner dicht neben Deiner, ist dos Schildwoch gstonden? Da antwortet dieser, na, dos is neben der Schildwoch ghangen — is seiner im Wosser umme potscht, hot seiner gonz noß gmocht, hot si dann aufghanga, hob i maint, wollt seiner wieder trocka. — Jetzt aber geht der arme Libertomane wallfahrten nach Weimar in Göthens Haus, der allein gros und seine Zeit überragend war, durch Maas, Gesetz, Ordnung und Beherrschung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit, als das strenge Gesetz der Kristalisation. — Dort in Weimar singt der begabte Verschwender immer noch schön — — — — — —

* * *

München, 3. September 1839.

Lieber Herr Freiligrath!

Vor ungefähr einem halben Jahr schrieb ich Ihnen das (Vertatur) antipodische Fragment und brach ab und ließ es liegen. Ich hielt dies für weiße, denn ich dachte, Du plauderst so ungar und ungründlich Deine augenblicklichen Einfälle hinaus, und urtheilst so schonungslos über Andre, was kann Deine Erwartung rechtfertigen, schonender von dem Dir unbekannten Manne beurtheilt zu werden, wie leicht kann er seinen Freunden diesen Brief vorlesen, diese sich daran ärgern und ein Geschwätz in irgend einem öffentlichen Blatte darüber erregen. Da brach ich ab und ließ den Brief liegen.

— Am 1. September brachte mir der gesunde, tüchtige, gleichgewichtig beladene Carriere einen Brief meiner Schwester Arnim aus Berlin, die mir ihn als einen Freund Freiligraths und als eine gesunde reinliche Natur empfahl, ich nahm ihn gleich in Beschlag und lief einen halben Tag mit ihm durch Berg und Thal und ließ mir von Ihnen erzählen, Alles was er wußte. Das machte mir nun Alles Freude und vor Allem, daß Sie diesem einfachen, anspruchslosen, sinnvollen Menschen sich vertraut fühlen. Ich sagte ihm, warum ich den Brief an Sie nicht ausgeschrieben und er bat Ihrer Diskretion ganz zu trauen, er garantire mir, wenn ich Sie darum dringend bäte, daß Sie meine schnellen Äußerungen über die Poesie der Zeit für sich allein behalten würden. Dies sey hiemit gethan. Theilen Sie meinen Brief Niemanden mit, es kann nur falsches Urtheil und Verdruß daraus entstehn und kein Nutzen irgend einer Art. Ich bitte Sie herzlich darum. Eine große Freude können Sie mir machen, wenn Sie mir sobald als möglich einen Abguß des Gypsreliefs zusenden, welches Sie Carriere von Ihrem Portrait geschenckt haben, oder schreiben Sie mir bald, wo ich es mir verschaffen kann. Es ist mir selbst seltsam, ich habe von keinem Dichter irgend ein Bild, aber das Ihrige machte mir sehr große Freude. Außerdem wage ich noch eine Bitte an Sie, es ist die um irgend ein Gedicht, das sich auf Palästina als ein Land christlicher Sehnsucht bezieht, von Ihrer Hand geschrieben; könnte Sie ein aufgegebener Stoff bewegen, mit großer Freude wollte ich Ihre Muße würdig honoriren und das Recht auf Ihr Lied sollte Ihnen doch bleiben. Ein solcher Stoff, der mir von Ihnen bearbeitet ungemeine Freude machen könnte, und der Ihrem Genius vielleicht selbst reitzend wäre, fällt mir im Augenblicke ein, und der einleitende Faden ist hinreichend in Lamartins Reiße in den Orient gegeben, und zwar in der Schilderung seiner Zusammenkunft mit Lady Stanhope auf dem Libanon am Schluße des ersten Bandes. Nach der Zeitung ist Lady Esther nun gestorben, ihr Abschied von ihren zwei Mystischen Stuten,

welche den Messias und sie nach Jerusalem tragen sollten, wäre eine reitzende Aufgabe. Sie selbst kann die Zeit nicht erwarten, sie fühlt sich in das himmlische Jerusalem abgerufen, sie begiebt sich dem Tode nahe unter dem Sternhimmel zu den beiden Roßen, und trennt sich von ihnen und fleht daß die Vorsehung eine andre weiße Jungfrau erwecke und sende, die Bestimmung zu erfüllen, von der sie selbst abgerufen werde, sie kann am Schluße dieses Gebets sterben, eine Sternschnuppe fliegt gegen den Occident, die zu ihr nieder weinenden Roße erheben die Köpfe regen sich freudig schauen gen Abend, spitzen die Ohren und wiehern freudig u. s. w. — Vergeben Sie, lieber Dichter, daß ich das da so hin schreibe, es ist die Begier, Sie zu locken, ich meine die Scene wäre ihrem Genius ganz entsprechend, ich meine, ich müßte Sie von Ihnen, o könnte ich Sie von Ihnen lesen, dichten Sie das, Sie sollen nie jemand so viele Freude gemacht haben; o dichten Sie es bald, ehe etwa der verstorbene Halbmüde, der den Orient zu einem Hof- und Kammertürken entehrt, die geheimnisvollen Stuten entführt und sie in dem Wettreiten gegen englische Raçe mit einem deutschen Edelmann, welches neulich angekündigt worden, zu Schanden reitet. — Ich muß aber schließen, sonst komme ich wieder in Ergüsse, die weniger befruchten als verwüsten und wenigstens den Weg verderben. Daß Sie ein Kaufmann sind und somit im bürgerlichen Leben wurzeln, mehrt meine Achtung für Sie, und ich würde es mit Betrübniß vernehmen, wenn Sie mit Ihrem Stande ganz zerfielen und sich Ihrem Zustande (der Poesie) unbedingt Preiß gäben. Es ist immer ein ins Kraut schießen, ein sich zu Tode blühen u. s. w. Ein Erglühen, Erröthen ist zu seiner Zeit ein rührender Purpur, aber sich solchem allein hingeben wird zu tödtlichem Scharlachfieber. Es giebt Dichter deren Inneres ein schimmernder Ausschlag wird, sie müßen sich immer künstlich erwärmen, denn tritt die Poesie zurück, so werden sie konvulsionair, fallsüchtig, wahnsinnig oder sterben, und aus ihrer Verweßung wachsen höchstens Gedichte anderer, Gift oder Leckerbissen, Pilze, Trüffeln, Champignons. Meine Schwester Arnim, der ich meine große Liebe zu Ihren Gedichten aussprach, machte denselben den Vorwurf, trotz allen Wohlklangs seyen sie nicht gesungen, und sagte, es sey das Wesen der Räder an den Dampfschiffen darin. Allerdings fühlte ich bei näherer Erwägung auch, daß nicht das Schiffen auf einfachem Kahne darin ist, aber doch ungemeine Lust und Kraft, es ist die Bewegung der Zeit darin. Die Sandlieder aber sind mir das Liebste, weil auch ich am Ufer bin stehen geblieben. Leben Sie wohl, verehrter Herr, ehren Sie mein Vertrauen und behalten den Brief für sich allein und erfüllen Sie meine Bitte.

Clemens Brentano. München Glockenstraße Nr. 11.

Ob Freiligrath dem genialsten der Romantiker sein Konterfei geschickt, weiß ich nicht; den Brief beantwortete er sicherlich nicht (vgl. E. v. Niendorf Aus der Gegenwart 1844. S. 11.); ein Gedicht über Palästina und die schwärmerische Lady Esther hat er ebensowenig gemacht, obwohl Brentano noch in seinem Todesjahre 1842 durch Kerner daran mahnen ließ. Dafür hat er dem Dichter der Romantik, welchem er bei einem Besuche in Frankfurt 1841 auch persönlich näher trat, in dem tiefen ernsten „Ein Flecken am Rheine" ein würdig Totenamt gesungen.

Jenes Jahr 1840 brachte eine bedeutsame Entscheidung in des Dichters verschlungenem Lebensgang.

Im frühen Herbst 1839 war er, dem des Rheinlands Herrlichkeit bisher verschlossen gewesen, sorgenlosen Herzens nach Süden gewandert, ein leichtbeschwingter Vogel, der zu kurzer vergnüglicher Rast einen gastlichen Zweig zu suchen kam. Am 1. September stand er auf der Höhe des Drachenfels.

In seiner Trauben luſt'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Sah ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.
Das ist ein Kelch! — Die Sage träumt
An seinem Rand auf moos'ger Zinne;
Der Wein, der in dem Becher schäumt,
Ist die Romantik, ist die Minne!

Wohl war es Herbst, aber wie Frühlingsahnen kam es über den Dichter, als ob hier in dem schönen Gelände, das sich vor seinen Blicken breitete, sein Schicksal sich entscheiden sollte, und er schließt:

Und hoch im Erker sinnend steht,
Vor der sich senken alle Fahnen; —
Was bin ich so bewegt? — was weht
Durch meine Brust ein sel'ges Ahnen?

Es kam ein herrlicher Herbst am Rhein, voll jener Dichterseligkeit, die sich nicht gleich in Reimen krystallisiert, die aber mit ihrem Überschwang von Weltfreude auf Jahre hinaus befruchtend wirkt. Es kam der grimme Dezembersturm, welcher den Rolandsbogen, das Wahrzeichen der Liebe über den Tod hinaus, umstürzte und den Dichter veranlaßte, als Rolandsknappe Gaben heischend durch das Land zu gehen. Zahlreiche Spenden gingen ein, darunter auch manche für den Knappen selbst; ein gesticktes Täschchen für den Rolandsknappen hing allezeit und hängt noch an einem von des Dichters Bücherschränken, das Geschenk dreier schönen Schwestern, deren eine nachher Lessings, eine andere Schrödters Frau geworden. Auch eine Frl.

Ida Melos, Erzieherin in Freiligraths Nachbarhause bei der Familie v. Steinäcker, sandte ihre und der Zöglinge Gaben ein; der Dichter antwortete mit einigen artigen Dankesworten. Da die Trägerin dieses Namens hier zuerst unserm Dichter nahe tritt, dürften einige biographische Notizen über sie willkommen sein.

Ida Melos war am 20. Dezember 1817 zu Weimar geboren; ihr Vater war Professor am Gymnasium und Lehrer am Land-Schulseminar; er war einer der zwölf jungen Gelehrten, die Schiller zu Grabe trugen. Wie er sich mit Eifer der Erziehung und dem Unterricht junger Leute widmete, so auch die vortrefflich gebildete Mutter, welche eine Anstalt für junge Mädchen höhern Standes begründete, die u. a. auch von Goethe's nachmaliger Schwiegertochter Ottilie v. Pogwisch und deren Schwester Ulrike besucht ward. Professor Melos war auch als Schriftsteller thätig, vornehmlich für die Schule; als tüchtiger Lehrer, als trefflicher Charakter bei Hofe und der Bürgerschaft hoch angesehen. Eckermann, Kanzler v. Müller, Soret waren häufige Besucher des Melos'schen Hauses. Herders Enkelinnen standen ihm nahe; auch die Malerin Luise Seidler war dem Hause befreundet und besonders Ida sehr geneigt, deren Züge sie zu mehreren allegorischen Gemälden borgte. Karl August, welcher gleichfalls den Professor Melos sehr achtete, sprach ihm Anfang der zwanziger Jahre den Wunsch aus, er möge eine Erziehungsanstalt für junge Engländer hohen Standes gründen; Melos bequemte sich, obwohl ungern, dazu, und fortan strömten in Weimar die Söhne des britischen Adels zusammen, um hier in der Musenstadt ihre Ausbildung zu vollenden. Als Prof. Melos Eingang 1828 vom Nervenfieber dahingerafft worden, führte die Witwe, auf besonderen Wunsch Karl Augusts, mit Hülfe tüchtiger Lehrer die Anstalt noch zwei Jahre lang geschickt und thatkräftig fort; dann gab sie das Unternehmen auf und zog 1832 von Weimar nach des Gatten Heimatsort Groß-Monra, welches einige Meilen nördlich von Weimar am Berghang der Finne gelegen ist.

Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walther, waren die drei Töchter des Melos'schen Hauses gar vielfach in Goethe's Hause, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielinnen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zuviel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten; öfter auch warf er die Süßigkeiten den Kindern aus den Fenstern seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock

gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, „die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen, oder unsere Reifen einen schöneren Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: Ei, die Mädchen beschämen Euch! Die Mädchen machen's besser! Wolfgang lief sehr viel ungenirt beim Apapa ein und aus, und ich, als damals unzertrennliche Gefährtin, mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns. Einmal, es ist mir unvergeßlich und auch unerklärlich, gab er uns Geld und den Auftrag, von den längsten Zwiebelrespen [1]), die wir finden könnten, einzukaufen und ihm zu bringen. Es war Zwiebelmarkt, und eine ungeheure Menge dieser beliebten Südfrucht vor Goethe's Hause ausgeboten. Wir durchliefen die Reihen der ländlichen Verkäufer und Verkäuferinnen und wählten die schönsten und längsten der Zwiebelrespen, beluden uns damit und schleppten sie zu Goethe, der uns nun befahl, sie an einer Schnur über seinem Schreibtisch zu befestigen. Das machte uns großes Vergnügen, und ich sehe noch in der Erinnerung die langen Dinger dichtgereiht über dem Schreibtische hangen. Ich frage mich noch heute manchmal, was wohl Goethe zu dem eigenthümlichen Verlangen bewog. Liebte er den herzhaften Zwiebelduft, oder wollte er nur unsern jugendlichen Thatendurst auf ein angemessenes Feld lenken? Ein andermal, als Goethe in unserer Gegenwart seinen Rock wechselte, und ich mich bemühte ihm dabei behülflich zu sein, erhielt ich das Compliment: Von so schönen Händen bin ich lange nicht bedient worden."

„Aber unser Hauptvergnügen bestand im Theaterspielen. Walther war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und wir kamen fast nie zusammen, ohne daß etwas aufgeführt wurde. Walther war Schauspieler, Dirigent, Decorateur und Orchester, alles in einer Person. Wir hatten fortwährend Rollen einzustudiren; und unser gestrenger Dirigent verstand gar keinen Spaß darin. Er nahm die Sache so ernst wie ein richtiger Künstler, der er auch seiner ganzen Anlage nach war. Das Memoriren, die Proben und Aufführungen bildeten eine fast stehende Rubrik in unserer täglichen Beschäftigung. Kotzebue, Houwald, Iffland, Frau von Genlis, Florian (denn es wurde auch französisch gespielt) u. a. lieferten die Stücke. Aber auch Aufführungen von größeren Prätensionen fanden häufig statt; die Laune des Verliebten, die Fischerin, Jery und Bätely und andere kleine Sachen von Goethe wurden öfters in Gegenwart des alten Herrn und eines erlesenen Publikums mit Aufwand aller unserer

[1]) In Thüringen werden zur Herbstzeit die Zwiebeln in langen guirlandenartigen Wülsten oder Zöpfen, Respen genannt, zusammengebunden und zum Wintergebrauch in den Speisekammern aufgehängt.

Kräfte glänzend dargestellt. Charaden und lebende Bilder kamen auch öfters an die Reihe, zuweilen in großem Stil und in den Gemächern Goethe's, wo dann der Hof und die ganze Hofgesellschaft Zuschauer waren und La Roche die Leitung übernahm. Bei einer solchen Gala-Vorstellung, bei welcher die Elite der Damenwelt Weimars mitwirkte, hatte ich einmal die Ehre, Mignon darzustellen, wußte aber nicht, was es alles bedeutete, nur die großen goldenen Flügel imponirten mir gewaltig. So machte sich auch in den Vergnügungen der Jugend ein gewisser Ernst und ein künstlerisches Streben geltend, wie das so in der weimarischen Luft lag."

„Das Letzte, was ich in Weimar erlebte, war Goethe's Tod. Dieser Große hatte kaum seinen letzten Athem ausgehaucht, als die Enkel traurig zu uns kamen und uns aufforderten, mit ihnen zu kommen, um den Apapa noch einmal zu sehen. Wir fanden ihn noch im grünen Lehnstuhl, in dem er sein Leben beschlossen. Feierliche Stille herrschte in dem Zimmer; wir traten leise auf und wagten kaum zu athmen, als wenn wir gefürchtet hätten, einen Schlafenden zu stören. Auch später bei der Parade-Ausstellung der Leiche führten uns die getreuen Spielkameraden Walther und Wolfgang an das Paradebett, und es bleibt mir dieser letzte Anblick des erhabenen Todten unvergeßlich."

Wir sehen aus diesen Aufzeichnungen der verehrten Frau, wie sie in einem hochgebildeten Lebenskreise aufwuchs, welcher noch durch die letzten Strahlen der scheidenden Sonne „Goethe" vergoldet ward.

Durch den Überzug nach Groß-Monra erlitt die Ausbildung der vierzehnjährigen Ida selbstverständlich eine Unterbrechung; sie war fortan ganz auf die eigene Arbeit angewiesen, aber begabt und willensstark genug, eifrig weiter zu streben; des Französischen war sie mächtig; das Englische hatte sie von einer Engländerin, die selbst kein Wort deutsch verstand, wenigstens lesen gelernt; nun lernte sie ganz durch eigene Bemühung diese Sprache, so daß sie dieselbe fortan fließend sprechen, lesen und schreiben konnte. Aber auch an den Vergnügungen des Landlebens fehlte es nicht, an hübschen Gängen durch das anmutige thüringer Hügelland mit seinen Feldern goldenen Rapses, blauen Flachses, roten Klees, mit dem wogenden Getreide, deren Ida später in Rußland gar manchmal mit tiefem Heimweh gedachte.

Vater Melos hatte seine drei Töchter, was damals seltener als heutzutage geschah, für die Laufbahn der Erzieherin bestimmt. Etwa siebenzehnjährig trat Ida in eine solche Stellung zu Weimar ein, welche sie zwei Jahre darnach mit einer ungleich glänzenderen in der Familie des russischen Generals v. Dehn zu Warschau vertauschte. So führte sie das Geschick zu reicheren Anschauungen in die große Welt, nach der polnischen Hauptstadt, nach Petersburg, nach

Finnland. Zurückgekehrt nach Warschau, erkrankte sie infolge kalten Badens an einem schweren Fieber, welches sie zum Aufgeben der Stelle nötigte. Ida Melos kehrte Sommer 1839 zur Mutter zurück und nahm nach einigen Monaten, wiederhergestellt, im Spätjahr eine gleiche Erzieherstelle im Hause des Obersten von Steinäcker an, welcher pensioniert in Unkel lebte, Freiligraths nächster Nachbar. Das erste Buch, welches sie, eben aus dem Dampfschiffe steigend und im Empfangzimmer der neuen Herrin wartend, zur Hand nahm, waren Freiligraths Gedichte; sie waren noch nicht nach Warschau, nicht in ihre thüringische Dorfeinsamkeit gedrungen.

Der Dichter war die Hauptmerkwürdigkeit Unkels, seine Person und seine geniale Lebensführung ein Hauptgegenstand der Unterhaltung der Bewohner des Städtleins, auch des Steinäcker'schen Hauses, welches Freiligrath zuweilen als Gast besuchte. Man wußte, daß er verlobt sei; auch Ida Melos war verlobt; so trug das nähere Begegnen der beiden von vornherein das Gepräge freien freundschaftlichen Verkehres ohne Ab- und Aussicht. Sie sandte ihm einen Beitrag für den Rolandsbogen, sie bat ihn um dieses oder jenes Buch; hatte er nicht das gewünschte, so sandte er andere, und mit den Büchern kamen wohl auch kleine harmlose Briefe des Dichters, welcher ihr zugleich durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Jugendgespielen Wolfgang v. Goethe näher kam. Die Gärten der beiden Häuser stießen nachbarlich aneinander, nur durch einen sehr mangelhaften Lattenzaun getrennt; in schönen Frühlings- und Sommertagen ward der Kaffee im Garten getrunken; saß der Dichter gerade in seiner Reblaube, so ward er selbstverständlich zum Mittrinken aufgefordert; da der Zaun zerbrochen war, brauchte er nicht einmal einen Umweg zu machen. Was Wunder, daß Freiligrath öfter als sonst in der Laube saß. Auch auf ihren eigenen Lebensgang kam zwischen den beiden die Rede, und bald schenkten sie sich ein großes gegenseitiges Vertrauen. Ida suchte dem Freunde die Ehe mit Karoline in das freundlichste Licht zu stellen, und wie es schien, nicht ohne Erfolg; er wollte damals die nahe Ruine Argenfels kaufen, die um ein Billiges zu haben war, und mit seiner Frau dorthin ziehen. Es wurden gemeinschaftliche Ausflüge gemacht, gemeinsam gelesen. Je sicherer die beiden sich in ihrem Gebundensein fühlten, je argloser sie mit einander verkehrten, desto rascher wuchs, wenn auch unbewußt oder unausgesprochen, ihre gegenseitige Neigung. Am 19. Mai schrieb er der Freundin:

Ich segne die Stunde, in der ich Sie zuerst sah, in der wir uns zuerst ein gegenseitiges Vertrauen schenkten! O, welch ein Frühling für mich! Das erste Grün zitterte um die Berge, die ersten Schwalben huschten über den Rhein, als ich Ihnen die „Rose" und die Lieder der Landon schickte. Nachher

kamen die Nachtigallen und die Goldkäfer, ich saß in der Laube und sah Sie lächeln durch die Blätter, William und Thekla und Alice zogen an uns vorüber, Lisbeth und Oswald träumten ihr Waldidyll, die Blumen dufteten und der Rhein blitzte — ach, es waren Tage, Stunden, Momente, die mir nie, nie aus der Seele kommen werden! Meine Verhältnisse mögen sich gestalten wie sie wollen — ich bleibe Ihnen gut, Ida, ich will, ich kann Sie nimmer vergessen! Und bei Gott, Ihr Vertrauen zu mir soll Sie nie gereuen; „unser schönes Verständniß soll uns nie Weh statt Wohl bereiten!" — Ich weiß es, wir wandeln auf einer schmalen Grenze; ich weiß aber auch eben so wohl, was Ihnen wie mir durch Pflichten gegen die, welche in der Ferne an uns denken, geboten wird; und wie das Herz auch ringt und blutet, ich bin Mann genug, meinem Gefühle nicht blindlings nachzugeben und in knabenhafter Aufwallung neues Weh auf die zu häufen, die mir die Liebsten sind auf der Welt! — Für jetzt sind Sie mir ein heller, lichter Stern, zu dem ich mit liebender Andacht empor blicke, der mir Kraft und Erhebung in die Seele strahlt, wenn ich strauchle, vor dem ich kniee still und fromm und gut! —

Und um dieselbe Zeit:

— — — Etwas Ernst soll aber doch hinüberwehen über den zerbrochenen Gartenzaun, der Ihnen vorgestern ein kunstloses Kreuz in die Hand gab, damit Sie mir als Fides erscheinen konnten. Und das ist zuerst mein heißer, inniger Dank für Ihre schwesterliche Theilnahme an meinem Geschick, für die Liebe, die Sie meiner Lina zugewandt, für die Thränen, die Sie ihr geweint haben! Theure Ida, wie glücklich haben Sie mich dadurch gemacht, und um wie viel klarer steht jetzt, nachdem Sie es offen und warm mit mir besprochen haben, mein Verhältniß vor mir. Nur das Weib kann Interpret des Weibes sein: Lina ist mir durch Ida näher gekommen, deutlicher geworden! Gönnen Sie mir nur noch kurze Zeit Ruhe! In der Stille von Argenfels, fern von zerstreuenden, oft genug von mir beklagten äußern Einflüssen, will ich mich entschließen — so oder so! Ich muß mich zuvor sammeln; ich bin hier zu bewegt und aufgeregt, auf die verschiedenste Weise! — Was aber auch vorfällt, Sie erfahren es gleich! Sie, die Gute, die Mitfühlende, die Verständige! Was ist es doch, was mich Ihnen so unbedingt vertrauen läßt, was mich beinahe zwingt, Alles in Ihre treue Brust niederzulegen? — Und doch auch wieder nicht Alles — das geht ja nicht! — auch vor der Schwester muß man Geheimnisse haben! —

Im Juni entstand „Mit Unkraut", jenes wundersame Gedicht, in dessen Reim- und Tonfall schon die kochende, mühsam verhaltene Leidenschaft sich ausspricht. Der Dichter schreitet durch den goldenen duftenden Frühling, und es kommt ihm in den Sinn das Lied: Wär' ich ein wilder Falke!

Wo ein Röslein steht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun über'n Strom hinschaun —
O da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit scharfem Fang und mit Wildgesang
Möcht' ich sitzen ihr zu Füßen:
Möchte stolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

Aber weil er kein wilder Falke ist, rauft er sich grimmigen Sinnes einen Strauß von Feldblumen, einen wilden Strauß, einen Rankenstrauß, und bindet ihn mit einem Grashalm zusammen:

Es ist ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte schmücken:
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man sonst mag pflücken;
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und sein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer: — schlechtes Kraut und Er!
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sieh'! — willst Du ihn und sie
Am Boden liegen lassen?

Er schreibt ihr dabei: Doch wozu schreib' ich Ihnen das verrückte Rankenlied? Ich war sehr traurig, als ich's machte! Ich dachte an all meine dummen Streiche, und an allerlei sonst, und an das Aburtheilen der Welt über mich, und wie Sie mir doch gut blieben, und nicht an mir verzweifelten! Nicht wahr, Sie thun's wahrhaftig nicht, und die bittende Aufforderung, die in der Schlußfrage liegt, ist überflüssig? —

Mein Rosenlied von der Ahr ist noch verrückter, und ich mag es Ihnen trotz meines Versprechens gar nicht geben. Halten Sie das um Gotteswillen nicht für eine abgeschmackte Ziererei — ich bin wahrlich nicht in einer Stimmung dazu. Später sollen Sie's gewiß haben, vielleicht auch schon bald, ich versprech' es Ihnen fest. —

Von diesem Rosenlied ist nur die eine Strophe übrig geblieben:

Die Linde trieb Knospen, und Ranken der Wein;
Wir schritten durch Busch und durch Schutt und Gestein,
Ich pflückt' eine Rose, die schönste der Ahr,
Du stecktest sie lächelnd ins bräunliche Haar.

Bald jedoch war die „schmale Grenze“, von der Freiligrath schreibt, überschritten; und endlich war das herrliche uneigennützige Freundschaftsverhältnis zu einer allgewaltigen Leidenschaft geworden, die alle Fesseln sprengte; jetzt erst hatte Freiligrath kennen gelernt, was die Liebe fürs Leben ist. Es kam zu einer Erklärung. Aber auch Ida Melos war gebunden, und so sehr das Herz sie zog, sie konnte sich nicht entschließen zu einem entscheidenden Wort; sie wollte noch einen Versuch machen, ihrem gegebenen Worte treu zu bleiben. Verzweiflung im Herzen verließ sie Ende Juli heimlich Unkel und kehrte zurück nach Groß-Monra zur Mutter, sich fern vom Rhein über ihre Gefühle klar zu werden. Ergrimmt über diese Flucht verbrannte Freiligrath drei Gedichte an die Geliebte; er hat sich nachmals nie mehr entschließen können, sie aufzuschreiben; sie sind verloren, die Hälfte von Freiligraths Liebesliedern. Ihr aber ward in ferner Einsamkeit klar, daß ihr das Leben ohne den Dichter fortan keinen Wert mehr habe; Mitte August schrieb sie ihm das Jawort.

Die Garne ruh'n: — glücksel'ger Vogelsteller,
Das war dein letzter, war dein bester Fang!

Aber glückselig auch der wilde Falke, daß er eingefangen, daß ihm das reinste Erdenglück, ein volles Liebeleben zu Teil geworden! Wenn der Dichter in den Jahren kaufmännischer Dienstbarkeit zu Barmen, in der an Leben und Lust reichen Unkeler Zeit bisweilen in etwas bedenklicher Weise den Freuden des Bechers oder des Karnevals huldigte, wenn seine Sehnsucht weit in die Ferne, nach den schottischen und griechischen Inseln flog, wenn er düsteren Sinnes Selbstmordgedanken aussprach, so erkenne ich darin nur den Notschrei der Natur gegen die Fesseln eines Verhältnisses, dessen Ungesundheit ihm von Jahr zu Jahr klarer ward, und welches ihm doch seine Herzensgüte, seine Gewissenhaftigkeit zu lösen nicht gestatten wollte. Nur eine mit vulkanischer Kraft losbrechende Leidenschaft vermochte ihn zu befreien, wenn auch in des Dichters tiefem und edelm Herzen das Losreißen von seinem alten Verhältnis nicht ohne bittern Schmerz und Seelenkampf vor sich ging. Die Bande, die ihn fortan fesselten, die Liebe zu einer feinsinnigen hochgebildeten verstehenden Braut und bald auch Frau, sie drückten ihn nicht mehr, sie führten ihn zugleich leise leise wieder aus dem übersprudelnden genialen Treiben der letzten Jahre zurück; der stürmische, aufbrausende, tollende Dichter ward durch Frau Ida's braune Augen ein heiterer und weltfreudiger, ein in seinem Glück beruhigter Mann. Die Brausejahre hatten ein Ende; jetzt war es Zeit zu singen:

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!

Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder Deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Es mögen nun einige Auszüge aus Freiligraths Brief-Tagebuch folgen, welches er für die in der Ferne weilende Braut schrieb.

Unkel, den 20. Aug. 1840. Abends spät. Ich komme von Rolandseck, wo ich mich schwer geärgert habe. Ich muß Dir doch auch von meinem jetzigen Leben erzählen, Du hörst doch gern, was ich treibe und wie ich strolche. Seit Sinzig war dies der erste Ausflug, und ich machte ihn eigentlich nur Taddy zu Gefallen. Nach dem Kaffee ging's auf die Ruine, und — Herr des Himmels, was mußt' ich sehen! In den 14 Tagen, die ich nicht oben gewesen war, hatte man sich mit Erweiterung und Verbesserung der Wege beschäftigt, was gut war und meine Genehmigung hatte. Nun waren die guten „innkeepers" aber weiter gegangen, als es sich mit meinem Willen und dem gesunden Menschenverstande vertrug. Dicht unter der Ruine haben sie, damit es ja hübsch bequem hinaufgeht, eine schöne, moderne, mit Kitt auf's Prächtigste bestrichene, 14 Fuß hohe Treppe gemacht! Andern dummen Zeuges, unnützer Mauern u. s. w. nicht einmal zu gedenken! — Da hab' ich denn in großem Zorne meinen Bart gestrichen, und sämmtliche Arbeiter bis auf weitere Einberufung zum Teufel gejagt. Wär' ich, im Gedanken an Dich und so manchen köstlichen Augenblick mit Dir auf dieser Stelle, nicht besonders milde gestimmt gewesen, ich hätt' ihnen Allen den Hals gebrochen. So aber ließ ich Gnade für Recht ergehen, habe Zwirner unverzüglich zu einem Comité eingeladen, und hoffe den Unsinn mit seiner Hülfe immer noch wieder gut machen zu können. Seit einer halben Stunde sind wir wieder hier, die Lampe brennt wieder neben mir, es ist 10 Uhr vorbei. —

21. August. Es war heut' ein unruhiger Tag für mich, den Morgen hab' ich etwas gearbeitet, hatte dann einen dummen Besuch und bin dann gegen 12 über Remagen nach Bodendorf gelaufen, wo sich der Maler Becker aus Düsseldorf gegenwärtig mit seiner jungen Frau und zwei Kindern aufhält. Ich habe in Bodendorf viel, viel an Dich gedacht, und Deinen letzten Brief, den ich in der Tasche immer mit mir führe, vor dem Dorfe noch einmal gelesen und mit meinen Küssen bedeckt: — Du weißt doch, daß wir durch Bodendorf kamen, als wir in die Ahr fuhren? — Becker ist der Schwager meines Freundes Wolfgang Müller und wünschte sehr, mich zu zeichnen. Den Anfang hat er mit größerem Glück gemacht als Hübner, und ich hoffe, daß das Bild, wenn es nächsten Dienstag hier in Unkel vollendet sein wird, gut ist. Es ist für Cotta bestimmt, doch schick' ich's Dir vielleicht vorher

noch, wenn Zeit genug ist. — Becker ist einer der berühmtesten Düsseldorfer Meister, und ein gar lieber prächtiger Kerl. Sein neuestes Bild: Schnitter vom Gewitter überfallen, ist was ganz Pompöses, und hat auf den diesjährigen Ausstellungen zu Düsseldorf und Cöln allgemeines Aufsehen erregt.

23. August. Das war ein zerstreuter Tag! Morgens mit Zwirner und dem Comité auf Rolandseck. Da gab es heftige Debatten über die lasterhafte Treppenwirthschaft, doch hab' ich meinen Willen durchgesetzt, und Alles wird noch gut. Zu Tisch war ich in Unkel zurück, traf hier Berthold Auerbach, den Novellisten, und ging Nachmittags mit ihm und Dralle nach Nonnenwerth, wohin ich überdieß durch die Cölner Liedertafel eingeladen war, die heute endlich auf einem eigens gemietheten Dampfboot ihre längst beschlossene Liederfahrt ins Werk gerichtet hatte. Das Wetter war superb, und die Gesellschaft meist erlesen. Die Insel fluthete von Menschen, und die herrlichen Männerchöre machten sich prächtig, im Freien wie in der Kapelle. Ich habe wenigstens ein Dutzend Vorstellungen auszustehen gehabt, wovon mir die an einen Vetter Wolfgangs von Goethe, Professor Nicolovius aus Bonn, die interessanteste war.

In der letzten Augustwoche. — — Einen sehr angenehmen Tag hab' ich ohnlängst in Gesellschaft der liebenswürdigen Familie von Binzer aus Cöln (ich habe sie Dir schon früher oft genannt) und des ihr sehr befreundeten Baron von Zedlitz aus Wien, des berühmten Dichters der „Todtenkränze", der „nächtlichen Heerschau" und verschiedener Dramen verlebt. Wir bestiegen Abends die Ruine Rolandseck, soupirten dann auf Groyens wohlbekanntem traulichen Balkonzimmer, und gingen nach Gesang und s p ä r l i c h e r Weinentwicklung ebendort zu Bett. Groyen konnte uns kaum unterbringen. Herr und Frau v. Binzer, eine ältliche unverheirathete Schwester des Erstern, zwei allerliebste muthwillige Töchter, ebensoviel Jungen, Zedlitz, Ganzhorn der Schwab, und ich — das konnte den trefflichen Groyen bei diesen frequenten Zeitläufen schon derangiren. Er war jedoch „not at all puzzled", und wußte die Sache selbst so herrlich einzurichten, daß der Schwab und ich auf das allerliebste Zimmerchen mit den bunten Fenstern gebettet wurden. Am andern Morgen ging's in aller Frühe nach Unkel, wo mir Frau von Binzer die Löwe'sche Composition meines Falken vorsang und wo nach Gottes Rathschluß 2, sage zweien Flaschen Wein von elf Personen der Hals gebrochen wurde. Dann ging's mit dem ersten Dampfer nach Rheineck; zu Breisig wurde Schlippermilch dinirt, so gut wie auf der unaussprechlichen Ebene in Immermanns Münchhausen; oben auf dem Schlosse kriegten wir die mitgenommenen Commersbücher aus der Tasche, und sangen, die Damen nicht ausgenommen, so laut und froh in die sonnige, prächtige Landschaft hinein,

daß es eine Freude war, es anzuhören. Das Singen ist doch für uns Deutsche das Hauptelement lauterer geselliger Freude; zumal bei einer Landpartie darf es nicht fehlen. Abends ging's dann mit dem letzten Dampfschiff zurück; wir Unkler stiegen hier aus; die andern fuhren durch nach Cöln. Es war ein schöner Tag, und nur Du fehltest mir, um ihn zu einem unvergleichlichen zu machen. — Zedlitz ist ein prächtiger, dicker Oestreicher, gutmüthig und gemüthlich, warm und herzlich. Er hat mich dringend nach Wien eingeladen. Binzer ist ebenfalls ein gar lieber Mann. „Weiland Bursch in Kiel und Jena," hat er famose Burschenlieder gemacht, die wir auch gesungen haben. Seine Frau endlich ist ein gescheites geistreiches Weib, nichtsweniger als schön, aber vive und quecksilbern und im Besitze des legèrsten ungezwungensten Welttons. Ihre Novelle im Jahrbuch wird Dir schwerlich gefallen; die Tendenz derselben: Die Ehe ist der Tod der Liebe, ist doch eigentlich abscheulich, und ich begreife nicht, wie eine so glücklich verheirathete Frau so albernes Zeug verfechten mag. Sie hat ihren Namen auch weislich nicht genannt auf dem Titel. Hol' der Teufel diese modern französischen Emanzipationsgeschichten à la Georg Sand. Es geht nichts über ein liebes Weib, und wo Liebe vorhanden ist, da bleibt sie nicht nur in der Ehe, sondern muß selbst noch zunehmen, trotz der dummen Koch- und Wasch- und Flick- und Nähwirthschaft, die allerdings besser auf dem Blocksberge wären.

— — Immermann ist todt, der prächtige Kerl, der Dichter der herrlichen Lisbeth-Idylle und der Wunder im Spessart! Vorgestern brachte es die Zeitung. Es hat mich tief, tief erschüttert. Jetzt erst ging dem Alten das Leben auf. Frühere niederdrückende Bande hatte er abgeschüttelt, hatte sich ein Weib genommen, das er liebte (die Lisbeth und seine Bearbeitung von Tristan und Isolde bezeugen es), Vaterfreuden würden ihn schon bald erwartet haben, wie man erzählt, und nun ist er fort, wie man eine Hand umdreht. — Ich mag nicht daran denken, es ist entsetzlich! — — —

Becker hat mein Bild fertig, Aehnlichkeit ist da, über das mehr und minder sind die Urtheile jedoch sehr verschieden. Mein eignes fällt dahin aus, daß, wenn Hübner mich eher in einem zu exaltirten Zustand aufgefaßt und zu viel Bewegung in meinen Kopf gelegt hat, Becker dagegen mich zu ruhig und philisterhaft darstellt. Ich sehe sehr gutmüthig auf dem Bilde aus; meine Menschenfreundlichkeit, meine Liebe zu allen zwei- und vierbeinigen Creaturen leuchtet sichtlich hervor aus meinen Augen, dabei seh' ich aber zugleich auch etwas stupide in die Welt hinaus, Gott besser's! Ich schicke Dir das Bild in den ersten Tagen, sobald ein Rähmchen darum ist. —

Den 2. September 1840. Ich habe gestern einen herrlichen Nach-

mittag verlebt. Ich fuhr gleich nach Tisch zu Nachen stromunter, setzte Drallen auf der Insel aus, und ließ mich dann von Wind und Wellen langsam weiter schaukeln bis Plittersdorf. Hier traf ich Frau Mertens gerade im Begriff nach Bonn zu fahren. Ich ließ sie also ziehen, und pilgerte in stillem Sinnen an Dich, mein Leben, landeinwärts nach Godesberg. Hier gab ich mein Tagebuch an Dich zur Post, und ging dann auf die Ruine, die ich noch nie bestiegen hatte. Und hier begann mein Fest. Ich habe eine Stunde voll stillen, reinen Glücks, eine Stunde der Einkehr in mich selbst, und des Denkens an Dich gefeiert, wie selten zuvor. Du warst noch nie oben, und so kennst Du auch den kleinen, grünen, buschigen, blumigen Kirchhof nicht, der sich, dicht an einer einsamen, grauen Wallfahrtskapelle, von der etwas höher gelegenen Thurmruine ernst und finster überschaut, in eine der untern, von drei Fensterbreschen malerisch durchbrochenen, Burgmauern hineindrängt. O, o, welch' ein schönes, herrliches, trauriges Plätzchen! Nur wenige Gräber, zum Theil von Fremden, die fern von der Heimath am schönen Rhein gestorben sind: aber alle mit Blumen bepflanzt, von Trauerweiden umrauscht, und von herrlichen Linden, die den Burgweg sich hinauf ziehen, beschattet. Diese Linden und eine niedrige Mauer, über die ich mich hinüber schwang, fassen den Kirchhof auf einer Seite ein; auf zwei andern schaut er tief hinab in das üppig wogende Laub fruchtbarer Weingärten, und auf der vierten, der Nordseite, enthüllt ein Blick durch eins der Mauerfenster das ganze köstliche, sonnige Rheinland bis Bonn und Cöln. In eine dieser Breschen setzt' ich mich hinein, die Sonne neigte sich dem Untergange zu, es war eine Beleuchtung, wie ich sie selten gesehen habe. Dazu rauschten und dufteten die Blumen des Kirchhofs, Alles war still, aus der Tiefe scholl kein Laut empor, ich war allein mit Dir und mir. Ich zog Deinen Brief aus der Tasche, ich las und küßte ihn, Gott weiß wie oft, ich betete, ich dankte Gott für Dich, ich war so glücklich. Ich dachte, wie wir uns gefunden hatten; wie Du tief aus Rußland kommen mußtest und ich aus Holland und Westphalen, damit wir uns am Fuß des Drachenfelsen kennen lernten; ich dachte an alle trüben Stunden, die ich Dir schon gemacht, und an alle Thränen, die Du mir schon in's Auge gejagt — ach, und wie nun Alles, Alles gut wäre, und wie eine glückliche Zukunft voll Liebe und Freude vor uns läge. Dann dacht ich auch der Todten neben mir, und dachte meiner Todten, die ferne von mir ruhen, ohne daß ich ihre Gräber bekränzen kann, und dachte an Alles, Alles was mir schon wohl und weh gethan im Leben — ich weiß nicht, wie mir war — ich war so froh in mir selbst und doch so traurig — ich warf mich der Länge nach in's Gras und weinte bitterlich, die langen Halme schlugen

über meinem Kopf zusammen. Ach, wärst Du bei mir gewesen, meine gute, liebe Ida! Da hätt' ich an Deiner Brust geweint, und Du hättest mich nicht gescholten meiner Weichheit willen! Als ich den Kopf empor hob aus dem Grase, da schien mir Alles um mich her wie verzaubert, die tiefer gegangene Sonne warf einen mährchenhaften, dunkelgelben Schein rings auf die Gegend, und Gras und Blumen schienen voll Thaues, denn ich sah sie durch Thränen. Und aus all dem Glanz und all der Pracht leuchtete mir doch nur wieder Dein liebes Bild. Ich stieg den Berg langsam herunter, und kehrte in ernstem Sinnen, aber wunderbar klar und froh, und innerlich gestärkt und getröstet heim. An Rolandseck schritt ich in der Dämmerung vorüber, und sah nur hinauf nach den beiden Balkonen, wo ich oft so glücklich an Deiner Seite gesessen. Es war 9 vorbei, als ich mich übersetzen ließ. Die Laube und Deine Fenster sahen mich an wie grüßend. Ich habe viel von Dir geträumt diese Nacht. —

Den 4. September. Gestern bin ich faul gewesen, nicht wahr? Das machte aber, daß ich am Nachmittag nothwendig nach Rolandseck mußte, um das Letzte zu besprechen, was noch auf dem Berge zu thun ist. G. u. B. sind mir sehr böse, daß ich meine Ansicht durchgesetzt habe. Der schnöde Götze, den sie in Gestalt einer Treppe auf dem Berge errichtet, hat meinem festen Willen weichen müssen, ich hab' ihn zertrümmert, den lasterhaften Baal, und hinabgeschmissen in den Rhein, daß seine Stätte nicht mehr zu sehen ist.

Hier erhältst Du beikommend auch mein Bild von Becker. Was sagst Du nun dazu? Sämmtliche Rolandsecker fanden es gestern überaus ähnlich, doch möcht' ich's nicht gern eher stechen lassen, als bis auch Du es gesehen und beurtheilt hättest. Hast Du mich vor meiner 4. Auflage lieber à la Hübner oder à la Becker? Du hast zu entscheiden. Bist Du für Becker (was ich fast vermuthe), so bekucke das Bild nur einen Tag, und schick' es dann unverweilt mit dem angeschlossenen Briefe an Cotta, der mich sehr drängt mit dem Bilde.

Zweite Septemberwoche. Merkwürdig, was man oft für Ahnungen hat. Das folgende Lied macht' ich voriges Jahr auf dem Drachenfelsen, als ich zuerst oben war, und mir vor lauter Entzücken über das Paradies unter mir in die Lippen biß.

Liebesahnung.

(Am ersten September 1839.)

Hoch stand ich auf dem Drachenfels; u. s. w.

Kind, Kind, wie hätt' ich damals gedacht, daß mir Alles so bald und herrlich erfüllt werden würde. Und in Unkel, das ich eben auch an jenem

Tage zuerst mit seinen weißen Mauern mir entgegenschimmern sah! Wenn ich Alles recht bedenke, so kommt's mir noch immer vor, wie ein Traum. O, die selige, köstliche Frühlingszeit, als bei Dir und mir noch Alles in der Knospe lag. Im Sommer sprang sie auf; es war eine prächtige, flammende Blüthe, unsre Liebe, und die Gewitterstürme, die der Julimond über sie hintrieb, hat sie nicht gebrochen, hat sie nur fester und inniger Wurzel schlagen lassen, und die brennende, verzehrende Gluth, in der sie prangte, milder und sanfter gemacht. Und so soll sie bleiben, soll uns durch Herbst und Winter glänzen, und nie, nie aufhören, unser Hort und unsre Lust zu sein!

[1840] 21. September. Morgens 11 Uhr. Endlich wieder einmal ein sonniger, warmer Tag, ein köstlicher warmer Herbsttag, mit dem ganzen unaussprechlichen Reize eines solchen, frisch und fröhlich und kräftig, und doch auch wieder zu einer wunderbaren, unerklärlichen Schwermuth, zu einem tiefen, süßen Sehnen stimmend! So ein rechter Zugvögeltag! Wir haben ihn recht à la Eichendorff begonnen, Schücking und Dralle und ich. Acht musicirende Bergleute kamen vorbei, Harzmänner aus Goslar. Die rief ich herein, und gab ihnen Wein, und ließ sie sich aufstellen im Garten, und wir drei Strolche legten uns ins Gras, und sogen die kecke, schmetternde Hornmusik mit tiefen Zügen in uns hinein. Ich ließ Webers letzten Gedanken spielen, und die Marseillaise, und „Im Wald" aus Preciosa, und was die schwarzen Vagabunden sonst auswendig wußten. Ich war fröhlich, fröhlich, und bin's noch — die Musik tönt süß und feierlich in meinem Herzen nach. Es war eine hübsche, malerische Gruppe. Die acht Bergmänner in schwarzen Kitteln, mit Horn, und Fagott, und Posaune; dann wir drei Poeten in zerrissenen Schlafröcken am Boden liegend, mit Pfeifen und Cigarren; Strolch und Lump und Mignon um uns herum rennend — dazu ein wackeliger Stuhl, in solennester Weise mit Flaschen und Gläsern bepflanzt — es war wirklich hübsch, und wie ich jetzt Nichts erlebe, Angenehmes oder Unangenehmes, was ich nicht gleich Dir mittheilen müßte, wobei ich nicht gleich an Dich dächte, so stell' ich mich auch gleich an's Pult, um Dir diese kleine Freude zu melden. Wenn ich nächstens in Cölleda oder sonst wo in Deiner Nähe eine ähnliche Bande aufgabele, so bring' ich sie unter dein Fenster — die süßesten, sanftesten Klänge sollen Dich in Schlaf lullen, Du süßes, träumerisches Kind! — Guten Morgen, meine Herzens-Ida! —

Abends. So eben komm' ich vom Drachenfelsen zurück, den ich in Schückings Gesellschaft bestiegen hatte. Wir machten die Partie zu Fuß über Rhöndorf, und kletterten von letzterem Orte denselben steilen Pfad hinauf, der Dir einst mit Steinäckers so sauer geworden war. Ich dachte nur an Dich, den Weg hinauf und auch oben! Wie unendlich lieb und

theuer und wichtig sind mir jetzt alle diese Stellen, die Dein Fuß betreten hat, die ich zum größten Theil mit Dir betreten habe! Drachenfels und Königswinter, Nonnenwerth und Rolandseck, und der ganze liebliche Uferstrich von Mehlem bis an den Unkelstein — Alles, Alles ist mir durch Dich verklärt! Du hast jedem Plätzchen, jedem Pfade, jedem Felsstück die Weihe gegeben; Du bist mir die Fee der ganzen Gegend; wo ich geh' und stehe, seh' ich nur Dich. Wie oft sitz' ich still und einsam auf Groyens oder Küppers Balkon, wie oft schleich' ich mich in des Erstern Hause auf das Zimmer mit den bunten Scheiben, wo Du mir am 18. Juni auch die Hand drücktest, und denke an Dich, fest und unverwandt! Es geht eine Sage im Volke, daß man durch ein stetes Denken, durch eine heftige unverwandte Sehnsucht die Seele des Entfernten über Berg und Thal, über Meer und Strom zu sich herbeschwören könne! So fest, so glühend, so innig heft' ich all' mein Denken auf Dich, und wenn an jener Sage was Wahres wäre, so hättest Du mir längst erscheinen müssen! — Wirst Du nicht gleich vor mich treten auf mein dunkles, von der Lampe nur matt erhelltes Zimmer? — Schlafe wohl, mein süßes, süßes Kind! Meine Seele hält Wacht an Deinem Lager! Schlaf wohl! — —

Den 10. März 1841. Ich bin nach Rolandseck gewesen, und habe beim letzten Comité präsidirt. Die Rechnungen sind nunmehr alle in Ordnung, und werden dem Publikum in einer der nächsten Cölnischen Zeitung vorgelegt. Wir waren in Küppers Hause ganz unter uns und es ging Alles sehr ruhig und ordentlich zu. — Meine Mission in Unkel ist erfüllt. Ich habe mir eine Liebe erkämpft und den Rolandsbogen neu gebaut. Was soll ich länger hier machen? Ich muß fort, ich muß zu Dir! —

* * *

Freiligrath hatte schon längst die Absicht gehabt, einmal das schöne Schwabenland heimzusuchen, mit dessen Dichtern er jahrelang in freundschaftlichem, damals freilich bereits abgebrochenem Briefwechsel gestanden; auch Besprechungen mit Cotta waren erwünscht, und für das Buch über Immermann, durch welches Freiligrath dem frühgeschiedenen Freunde ein Denkmal zu setzen gedachte, sollte ein Verleger gesucht werden. Von Schwaben aus dachte er dann den Weg nach Groß-Monra zu der Braut einzuschlagen. In der zweiten Septemberwoche traf Levin Schücking in Unkel ein, und am 29. September trat Freiligrath mit ihm die Brautfahrt an. Schücking hat in seinen bereits erwähnten Lebenserinnerungen darüber berichtet. In Geisenheim ward ausgestiegen, um die liebenswürdige rheinische Dichterin, Adelheid von Stolterfoth, die Freiligrath dringend eingeladen hatte, zu besuchen; Freiligrath fand sich von dem offenen, treuherzigen Wesen der

edeln Dichterin, die uns fortan mehrfach im Briefwechsel begegnen wird, wohlthuend angesprochen. Weiterhin mag Schücking erzählen:

„Ich begleitete ihn rheinaufwärts bis Mainz, bis Frankfurt; wir genossen beide zum ersten Male in unserm Leben den erregenden Genuß, auf einer Eisenbahn, auf der noch nicht seit langem eröffneten Taunusbahn, zu fahren. In Frankfurt lernten wir Franz Liszt, der dort eben Concerte gab, kennen, und in einer Abendgesellschaft die Frankfurter Schriftstellerwelt von damals, zu der auch Theodor Döring, begriffen auf einer Gastrollenreise, sich gesellt. Beim Nachhausegehen tobte Freiligrath einen flammenden Zorn gegen die ganze „Bande", aber noch mehr gegen sich selber aus; bei all der elektrisch sprühenden Geistreichigkeit und den Scherzen und Witzen der erregten Gesellschaft hatte er schweigsam dagesessen, und nun lastete es auf ihm, daß sein ganzes innerliches Gemüths- und Phantasieleben in solcher Welt doch in so tiefem Schatten stehe. Ich hatte Mühe, seine Zerknirschtheit zu beruhigen. Er begleitete mich darauf am andern Tage, wo wir Döring in Mainz auftreten sehen wollten, bis Mainz zurück. Auch hier wieder machte sich Freiligraths elegische Stimmung schon morgens im Dom Luft, wo er vor einer alten Darstellung der Grablegung mit plumpen aber in ihren kindlichen Kunstformen zum Herzen sprechenden Gestalten in Thränen der Rührung ausbrach."

Nach einem kurzen Aufenthalt in Mainz, wo Freiligrath mit Dingelstedt zusammentraf, und nachdem er das Heidelberger Schloß bewundernd angeschaut, fuhr er den Neckar hinauf und fiel zunächst ein in das gastliche Haus Justinus Kerners zu Weinsberg. Schmidt-Weißenfels hat in seinem Biographischen Denkmal einen sehr ergötzlichen Bericht Theobald Kerners über Freiligraths Besuch in der Dichterherberge am Fuße der Weibertreue mitgeteilt. Er ist zu umfassend, enthält zu viel Nebensächliches, um hier ganz Aufnahme zu finden; außerdem hat ohne Zweifel ein zeitlicher Zwischenraum von 36 Jahren dem Berichterstatter ohne dessen Absicht viel Dichtung zwischen die Wahrheit gemischt. Freiligrath kam nicht im August, sondern anfangs Oktober zu Justinus Kerner und verweilte als Gast bei ihm nur anderthalb Tage, in welchen weder von großen Wanderungen in die Umgegend, noch von fleißigem Arbeiten die Rede sein konnte. Möglich, daß sich auch in den Bericht über Freiligraths Stuttgarter Erlebnisse einigermaßen die Dichtung mischt; anderseits wäre ein solches heiteres Nachspiel zu den lustigen Tagen von Unkel nicht sonderlich zu verwundern. Nach diesen Vorbemerkungen mag Theobald Kerners Bericht, in gekürzter Fassung, folgen:

„Ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Haustreppe

entgegen und sagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnstube ist einer, der sagt, er sei der Dichter Freiligrath aus Unkel.“ „Ach, der Freiligrath!“ rief ich erfreut und wollte schnell in’s Zimmer. „Wart’ erst ein wenig,“ sagte mein Vater, „hast Du schon ein Bild von Freiligrath gesehen?“ „Nein,“ entgegnete ich. „Hast Du auch nicht gehört, wie er aussieht?“

„Nein, aber seinen Gedichten nach stelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor.“ „Das ist ja eben der Jammer,“ sagte mein Vater, „der da drinnen sieht gar nicht so aus und kommt mir durchaus nicht wie der Freiligrath vor, und doch scheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu sein, und ich möchte ihm nicht Unrecht thun; fühle Du ihm einmal auf den Zahn!“ „Das will ich,“ sagte ich, und muß hier hinzusetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Besucher mit berühmten Namen nicht zu verargen war; er hatte in dieser Beziehung manche böse Erfahrung gemacht. Ich trat ein und mein Vater sagte: „Freiligrath, hier ist mein Theobald!“ Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich sein Aussehen auch etwas überraschend und konnte ich mir den Zweifel meines Vaters an seiner Identität wohl erklären, so sah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der sich einen Scherz machen wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die kräftige Statur, die breite, von keiner Weste beengte Brust, das wettergebräunte, rothe Gesicht mit dem großen Schnurrbart hätten einem biderben Landsknecht Ehre gemacht. Ich sprach mit ihm vom Leben am Rhein, von Bonn, von Rolandseck, seinen Gedichten — über Alles äußerte er sich klar und unbefangen. „Er ist’s doch,“ flüsterte ich meinem Vater zu. Ein Fräulein Friedrich (Tochter eines Predigers in Frankfurt) war bei uns zu Besuch und im Zimmer, als Freiligrath sich meinem Vater vorstellte. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als sie die bei einem Backfisch wohl erklärliche Anwandlung verspürte, davon zu eilen und aus ihrer Reisetasche ein schön gebundenes Album zu holen. Mit diesem trat sie jetzt glückstrahlend herein und stammelte an Freiligrath die Bitte, ihr einige Worte hineinzuschreiben. Zu andrer Zeit hätten wir es für unpassend gehalten, einem Dichter so schnell mit einem Album über den Hals zu kommen, und an einer beißenden Bemerkung hätte es nicht gefehlt, so aber — ich muß mich dieser polizeilichen Schandthat anklagen — konnte ich nicht eilig genug ein Tintenzeug holen und es vor Freiligrath hinstellen. Dieser durchblätterte ruhig das Album, sagte bei einem Gedicht, das eine Institutsfreundin ohne Angabe des Autors hineingeschrieben hatte, mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Da ist ja auch ein Gedicht von mir!“ tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit fester, geläufiger Kaufmannsschrift ein noch ungedrucktes kurzes

Gedicht ein. Jetzt müßten wir doch die verstocktesten Skeptiker gewesen sein, wenn wir länger im Zweifel verharrt hätten, und je eingehender wir mit Freiligrath sprachen, desto mehr schämten wir uns unsres Mißtrauens und trösteten uns nur damit, daß eigentlich nicht sein Aeußeres, sondern die für seinen Dichterruhm fast unglaubliche Bescheidenheit und anspruchslose, joviale Natürlichkeit daran Schuld war, daß wir nicht eine Berühmtheit wie Freiligrath in ihm vermutheten. In dieser Uhlandischen Einfachheit und Anspruchslosigkeit war selten ein Dichter erschienen; gar Viele trugen ihre Leyer wie einen Orden oder goldnen Kammerherrnschlüssel effektvoll zur Schau, strichen sich gedankenschwer über die Stirne, blitzten mit den Augen, verzogen weltschmerzlich den Mund, stellten sich in's gehörige Profil, daß man unwillkürlich vor ihrer Dichtergröße heilige Schauer empfand; Lenau z. B. war keine halbe Stunde da, so wußten wir nicht allein schon, daß er ein Magyar war und aus edlerem Holze als andre Menschenkinder geschnitzt, sondern auch das Manuscript war längst hervorgezogen, und wir Kinder mußten mäuschenstill sein, denn Lenau las, und Zigeuner, schwarze Haidenbilder, Räuber und Weltschmerz folgten sich in ununterbrochenem Zuge, dabei ließ er hie und da gegen uns seine Augen dämonisch leuchten, daß es uns ganz ängstlich und poseidon-fichtenhainerlich zu Muthe ward. — Wie ganz anders Freiligrath! Hier keine Spur von Koketterie, kein schnelles, theatralisches Mantelauseinanderschlagen, um den Prinzenstern der Poesie dem erstaunten Publikum zu zeigen, Alles nur ungefälschte Natürlichkeit, naturwüchsige Geradheit; die Bescheidenheit, wenn er von seinen Gedichten sprach, so kindlich und ungezwungen, daß man hätte glauben können, seine herrlichen Dichtungen seien nicht das Werk seines eigenen, inneren Schaffens, sondern es hätte sie ihm die Muse hinter seinem Rücken scherzend in's leichte Felleisen gesteckt, und er zeige den Andern nur schüchtern den seltsamen Fund." —

„Als es zum Abschied kam, der uns schwer fiel, aber Freiligrath pressirte nach Stuttgart wegen einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, gab ihm mein Vater mehrere Empfehlungsbriefe an Cotta, Graf Alexander, Hofrath Reinbeck &c., küßte ihn herzlich und — gleichsam um mit einem Scherze über die Abschiedstrauer hinwegzukommen — zupfte er ihn am Ohr und sagte, mich mit unbeschreiblichem Humor anschauend: Am Ende ist's doch der Freiligrath! Ich ließ mir's nicht nehmen, des Dichters Reiseränzchen mir umzuschnallen, und wir wanderten zehn Uhr morgens rüstig Heilbronn zu. Die Sonne brannte heiß, es dürstete uns nach einem kühlen Trunke, und in Ermangelung dessen verlegten wir uns auf's Wünschen. „O hätten wir jetzt eine Flasche Riesling von der Weibertreu!" seufzte ich.

„Ein guter Asmannshäuser wäre mir lieber!“ knurrte Freiligrath. Aber keine gütige Fee erhörte uns, und darüber wurden wir grandig und giftig und stritten uns über die Güte der Neckar- und Rheinweine. Ich als guter Schwabe und Partikularist, der noch wenig über seine Berge hinausgekommen war, glaubte, Besseres als die Neckarweine gebe es, zumal bei so durstigem Wetter, nicht; er war voll des Lobs der Weine des Rheinlandes. „Nun laß' uns nur nach Heilbronn kommen,“ sagte ich, „im Aktiengarten dort gibt's eine gute Weinkarte, da wollen wir den Streit in natura ausfechten.“ „Ja, das wollen wir,“ rief Freiligrath kampfbegierig, und kaum saßen wir im Schatten der großen Linde des Aktiengartens, so begann unser Turnier. In rother und weißer Farbe ließen wir sie abwechselnd aufmarschiren, die edelsten Weine des Neckars und Rheins, und waren am Ende einig über das Lob des Schöpfers, der sie beide geschaffen und so von ihnen begeistert, daß wir in fremden, dem Kellner völlig unverständlichen Zungen redeten. Der eine schob sich das Felleisen unter den schweren Kopf und legte sich auf die Bank, der andere daneben in's Gras und wir schliefen wie zwei, denen ein gesunder Schlaf recht wohl thut. Als wir erwachten, stand die Sonne schon etwas schief am Himmel, Freiligrath fuhr nach Stuttgart und ich schlenderte schlachtenmüde nach Weinsberg heim.“

„Einige Tage darauf kamen Briefe von Stuttgart. Ei! ei! der böse Freiligrath, was hatte er gethan? Die Neckar- und Rheinweine in ihm müssen unterwegs wieder Krieg miteinander angefangen haben; in Stuttgart mischten sich neue Alliirte in den Kampf — kurz, in später Nacht hatte er durch die Straßen der Hauptstadt, noch dazu die streng verbotene Cigarre im Mund, wie eine Amsel gesungen, was ihm eine Arretirung und unfreiwilligen Aufenthalt auf der Hauptwache zuzog. Vergebens protestirte er, berief sich auf seine Briefe an Cotta, Reinbeck, Graf Alexander und sagte, er sei der Dichter Freiligrath. Was Freiligrath! Die Stuttgarter Wächter des Gesetzes glaubten ihm noch weniger als die friedlichen Weinsberger, und hätten sie ihm auch geglaubt, was wußten sie von Freiligrath! Kurz, er mußte in der prosaischen Gesellschaft ausharren bis an den lichten Morgen. Dann sandte er vom Gasthof den Brief meines Vaters an Hofrath Reinbeck mit der Entschuldigung, er sei noch zu müde von der Reise, werde jedoch Abends selbst kommen!“

„Freiligrath ist in Stuttgart! Freiligrath kommt heute Abend zu Reinbeck's!“ wie ein Lauffeuer durchschwirrte es die ästhetischen Kreise Stuttgarts. Abends war natürlich großer Thee bei Reinbeck's, und alte und junge Blaustrümpfe hatten sich daselbst in gespanntester Erwartung dessen, der da kommen sollte, versammelt; zwei Dutzend Album, in Sammt und

Maroquin gekleidet, harrten ihrer schönsten Bestimmung. Aber es schlug acht Uhr, es schlug neun Uhr, der Theekessel brummte, die zarten Butterbrödchen krümmten sich vor Ungeduld — kein Freiligrath kam. Die Sache wurde bedenklich, man sandte zu ihm und — verhülle Dein Haupt, o Muse! — welche Antwort brachte der Diener? „Einen schönen Gruß und er könne nicht kommen, er habe einen abscheulichen Katzenjammer!"

„Ist das nicht unverzeihlich? wir sind noch ganz krank vor Alteration," lautete der Schluß eines Briefes darüber. Mein Vater lachte herzlich und sagte: „Der liebe Freiligrath! wäre er doch hier geblieben! Seine frische, deutsche Natur paßt nicht zu diesen chinesischen Theetrinkern!"

Am 8. Oktober 1840 traf Freiligrath in Stuttgart ein. Hier kam man dem norddeutschen Poeten von allen Seiten aufs freundlichste und wohlwollendste entgegen; die bedeutendsten Männer jeder Richtung, Uhland, Schwab, die beiden Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinbeck, Grüneisen, Wächter, Wangenheim, Kurz u. a. kamen ihm aufs herzlichste entgegen; von Frau von Suckow, der geistreichen und liebenswürdigen Schriftstellerin, an deren Theetisch die Schöngeister sich häufig versammelten, ließ er sich gern in ihre Kreise ziehen; auch die Gräfin Alexander von Württemberg, die Cousine des Königs, beehrte ihn mit einer Einladung; im Russischen Hofe ward zu Freiligraths Ehren ein glänzendes Abendfestmahl veranstaltet. Im Drange dieser Huldigungen und da die Geschäfte doch nicht so schnell wie gehofft erledigt waren, dauerte der Aufenthalt länger als beabsichtigt gewesen. Dann eilte er nach Thüringen; am 28. Oktober feierte er zu Monra ein seliges Wiedersehen, dem ein paar glückliche Wochen des Zusammenseins folgten, während welcher Freiligrath mit den Freunden des Hauses in der ländlichen Umgegend bekannt gemacht wurde. Ein Brief aus jener Zeit mag uns über Freiligraths Erlebnisse zu Stuttgart und über das köstliche Herbstidyll zu Monra berichten:

Gross-Monra, Ida'shouse 6. Novbr. 1840.

Mein lieber guter alter Levin!

Der wie vielte October war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzessin Marianne machte majestätisch ihren Bogen und zog dann rasch hinunter nach Geisenheim und der Lurlei und unserm lieben Unkel. Du standest in der Nähe des Steuers, ich sah Dir lange, lange nach, länger, als Du vielleicht gedacht hast, mir war ungeheuer trüb zu Muthe. Ich habe Dich sehr, sehr lieb, Levin! Unser jetziges Zusammensein hatte uns erst recht verbunden, so mancher verwandte Ton in uns war erst jetzt angeschlagen; wir hatten uns in dem kleinlichen,

miserablen Literatentreiben von Mainz und Frankfurt als ein paar stolze Einsiedler an's Herz gedrückt, und ich war weich genug gewesen, mir die Thränen des Zorns und der Wehmuth, die mir das Unwesen eines Abends entpreßte, von Deinem Freundesmunde fortküssen zu lassen. Sieh, dergleichen Situationen binden für's Leben! Hätt' ich Dich nicht schon früher unendlich lieb gehabt, so hätt' ich's jetzt, das fühlt' ich recht zu Mainz auf der Brücke, als ich Dir nachsah trüb und beklommen. Ich kam mir so einsam vor, so verlassen; ein Stück Herz war mir fortgerissen, ich war recht, recht traurig!

Ehe ich Dir nun erzähle, was ich seitdem angefangen und ehe ich mich entschuldige, daß ich erst jetzt von mir hören lasse, muß ich Dir zuerst sagen, daß ich seit acht Tagen der glücklichste Kerl auf Gottes Erdboden bin. So lang ist's nämlich, daß ich bei meiner Ida, bei meinem herrlichen, prächtigen Mädchen bin! Dir mein Glück in Worten zu beschreiben ist unmöglich, ich hätte eben Nichts zu thun, als Dir nur und immer wieder zu wiederholen, was ich Dir schon so oft gesagt habe: daß sie das beste und herzigste und geistreichste und gemüthvollste Kind ist, das je einen fahrenden Poeten an die Scholle gefesselt hat. Wie gern läßt man sich auf solche Art fesseln!!

Ich schreibe Dir dieß aus dem Hause ihrer Mutter, einem so traulichen, so versteckten, so baumbeschatteten, so weinumrankten Häuschen, daß ich mir kein schöneres für meine Idylle wünschen und denken könnte. Eben jetzt sind wir zusammen im engen wohnlichen Stübchen. Ich schreibe, sie spielt, die jüngere Schwester, ein gutes, liebes Kind, sitzt neben mir auf dem Sofa, und die Mutter ist in der Küche. Das ist nun freilich eine schöne Schreiberei. Bald ein Besuch am Clavier, bald einer am Schreibtisch! Küssen, Lachen — es ist eine saubere Wirthschaft und ich drohe ihr in diesem Augenblick, daß ich Dir ihre unaufhörlichen Störungen klagen will. Dazu lacht sie nun unmäßig, läuft in den Garten und bombardirt mit Weinbeeren zum Fenster herein, indem sie mich nebenbei inständigst auffordert, fleißig zu sein und meinem Freunde Levin mit den Hühneraugen seine Epistel zu vollenden.

Ob es möglich sein wird, das weiß der liebe Gott! Jedenfalls will ich einen Versuch machen, skizzenhaft wenigstens hinzuwerfen, was ich Dir sonst aus meinem stillen Unkeler Studirstübchen etwa ausführlicher dargestellt haben würde. Altes Haus, Du begreifst das und bist nicht böse drum! Kann ich Dir, beim Teufel, denn beschreiben, wie ein Kuß Kerners, Lewalds und anderer alter Knasterbärte schmeckt, wenn die frischesten, rosigsten Lippen sich zu mir herabneigen, und sich fest und innig und heiß an die meinigen legen?

Also: so gut, wie's gehen will! Du fuhrst rheinab und ich blieb allein in Mainz, traf dort am Nachmittag noch Dingelstedt, und blieb nun, seiner Anwesenheit wegen mein Versprechen an Dich brechend, noch bis Freitag

mit ihm zusammen. Eine frische, ansprechende Persönlichkeit, rund, offen, herzlich, wacker, keine Spur von Gespreiztheit. Er bedauerte sehr, Dich nicht auch noch getroffen zu haben, und grüßt herzlich. — In Heidelberg einen einsamen sonnigen Sonntag auf der Ruine verlebt, stillfreudig, köstlich, unvergeßlich! — Ueber Sinsheim und Heilbronn nach Weinsberg — anderthalbtägige Rast bei Justinus! — Da war's herrlich, ich habe geschauert und gelacht durcheinander, Kerner hat bei ausgelöschten Kerzen auf der Maultrommel gespielt, es ist ein herrlicher, lieber, gar zu herziger Mann! Lies über ihn und seine poetische Häuslichkeit: Emma von Niendorf, Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben! Wärst Du doch mit gewesen! — Dann nach Stuttgart, wo ich wegen einer Reise Cotta's über 14 Tage liegen mußte, übrigens meine Zwecke auf's Befriedigendste erreichte. Cotta ist ein nobler Kerl, der seine Stellung in der Buchhändlerwelt als eine Mission und nicht als ein Geschäft ansieht. Neue Bekanntschaften: Uhland, Schwab, G. und P. Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinhold Köstlin, Schauspieler Moritz u. s. w. u. s. w. Die Aufnahme, die mir zu Theil wurde, war die herzlichste und freundlichste, alle Coterien haben mir die Hand gereicht, und ich habe mich unter allen so unbefangen umhergetrieben, als ob sie gar nicht existirten. Erwarte keine Personalia und keine Details! Die wichtigsten und vornehmlichsten Eindrücke werd' ich in meinem deutschen Harold festhalten und Dir sonstiges in späteren Briefen berichten. Nur Lewald laß Dir bestens empfohlen sein. Ein so liebenswürdiger Kerl, daß ich ihm wirklich wenige an die Seite zu stellen wüßte! Ich hab' ihm drum auch ein paar Uebersetzungen für die Europa gegeben und werde von Zeit zu Zeit mit anderen Beiträgen fortfahren. Schick' ihm doch auch, und lege von der Droste und Anderen bei, was Du kriegen kannst. Lewald ist nobel und ordentlich, und Du wirst mich wirklich verpflichten, wenn Du ihn unterstützen willst.

Mein Denkmal für Immermann kommt bei Adolph Krabbe in Stuttgart heraus. Manuscript muß bis 15. Dezember abgeliefert sein. Lieber, guter Kerl, schaff mir nun nur zu rechter Zeit noch Deinen Beitrag! Einen allgemeinen Artikel über Immermann will Dingelstedt mir schreiben, was willst Du nun vornehmen? Sag mal: Der Character des Hofschulzen, mit besonderer Berücksichtigung westphälischer Sitten, Zustände &c., wäre das nicht grade was ganz besonders für Deine Feder Passendes! Ueberleg' Dir's und schreib' mir umgehend nach Weimar (poste restante), wie Du meinst. Willst Du den allgemeinen Artikel, so nimmt Dingelstedt was Anderes, aber ich muß schnelle Nachricht haben. Doch mein' ich immer noch, so ein Westphälisches Sittenbild im Hinblick auf Immermanns Behandlung gleicher Stoffe müßte was ganz Prächtiges werden. —

Schick' mir doch ein paar Gespenstergedichte von der Droste; sie sollen sie mit einer der liebenswürdigsten Gläubigen bekannt machen, die je zu Kerners Füßen gesessen. Es ist Emma von Niendorf, ein prächtiges Weib, der ich viel von Euch beiden erzählt habe. —

Vale, Vale! Schreibe bald, und entschuldige mein schlechtes Schreiben mit meiner köstlichen Situation! —

* * *

Am 12. November begab sich Freiligrath nach Weimar und mietete sich daselbst zum Winteraufenthalt ein. Auf dem klassischen Boden der kleinen Residenz fühlte er sich bald heimisch und vertraut. „Die Physiognomie der Stadt," schreibt er der Braut, „hat etwas Beschränktes, Bornirtes, Kleinstädtisches und gemahnt mich schier an mein gutes kleines Detmold. Nichtsdestoweniger glaub' ich, daß es mir sehr gut hier gefallen wird, wenn ich einmal eingerichtet bin. Man muß hier famos arbeiten können, ich freue mich recht darauf! Mir wird hier ganz heimlich und stubenhockerig zu Muthe; es wird so ganz ein Winter werden, um die frischen glühenden farbigen Eindrücke des Rheins in der Stille zu verarbeiten. Die Bibliothek ist bis jetzt der interessanteste Punkt für mich in Weimar. Zwischen Büsten und Bildern all der famosen Kerle aus Weimars Glanzepoche wird's einem ganz wohl zu Muthe. Man meint, sie wären selbst noch da, man sieht Schiller sinnend am Fenster lehnen, Herder und Wieland schreiten Arm in Arm zwischen den Repositorien, und die Treppe herauf schallt fest und gebieterisch der Imperatortritt des Alten, Einzigen! Es ist doch ein süperbes merkwürdiges Nest, dies Weimar; nur, glaub' ich, werde ich mehr in seiner Vergangenheit schwelgen als in seiner Gegenwart!"

Mit dem stillen Arbeiten wurde es aber nichts. Die Bekanntschaften mehrten sich mit jedem Tage; Theater, Gesellschaften und häufige Besuche in Monra ließen es zu keiner rechten Sammlung kommen. Der Kanzler von Müller, die Goethe'sche Familie, die Romanschriftstellerin Frau v. Ahlefeld, August von Sternberg u. a. Berühmtheiten begrüßten Freiligrath aufs freundlichste. Eckermann, der alte Freund des Hauses Melos, nahm sich seiner treulichst an; ein Kreis jüngerer Talente, Schriftsteller und Schauspieler, wie der dramatische Dichter Alexander Rost, die Schauspieler Genast, Winterberger &c. schlossen sich eng an den so gefeierten und doch so bescheidenen, dabei stets zu fröhlicher Geselligkeit aufgelegten Dichter an. Julius Schramm, ein junger Wiener Künstler, der schon halb Weimar porträtiert hatte, zeichnete auch Freiligrath; es ist dies Bildnis, von Schwerdgeburth gestochen, statt des in der That wenig gelungenen Becker'schen der vierten Auflage der Gedichte beigefügt worden. Auch Professor O. L. B. Wolff zu Jena, der fleißige Sammler

und Dichter, mit dem Freiligrath schon seit den Amsterdamer Tagen in Briefwechsel gestanden, ward aufgesucht und die freundlichsten Beziehungen zu ihm und seiner Familie angeknüpft. Die edle Großherzogin Maria Paulowna wollte den jungen Dichter kennen lernen und beschied ihn zu einem ihrer kleinen Theezirkel, wo er ein Gedicht von sich vorzulesen hatte, was immer eine schwierige Aufgabe für ihn war. Die Großfürstin äußerte später, sie habe nie jemanden getroffen, dem man die reine Herzensgüte so gleich im Gesicht ansehen könne, wie Freiligrath. Ihrem Wohlwollen verdankte der Dichter wohl später im Jahr 1844 den ehrenvollen Antrag einer Anstellung in Weimar.

Die Weihnachtstage 1840 verbrachte der Dichter wieder in Monra. Es waren damals fröhliche Zeiten im roten Schlößchen, wie der allezeit zur Heiterkeit aufgelegte Freiligrath das einfache Haus der Schwiegermutter benannt hatte; denn Ida's ältere Schwester Luise hatte sich mit dem Konrektor, später Professor am Görlitzer Gymnasium, Dr. Ernst Struve, verheiratet und machte nun mitten im Winter die Hochzeitsreise nach Monra, wo das junge Paar und unser Dichter in dem gegenüber dem roten Schlößchen gelegenen Hause des Schulzen einquartiert wurden. Freiligrath blieb dem Schwager, auch als nachmals die politischen Ansichten weit auseinander gingen, allezeit herzlich befreundet.

Seitdem Freiligrath mit Ida Melos verlobt war, trat vor allem die Frage nach einer dereinstigen sicheren Stellung des Dichters heran, eine Frage, die ihm bisher wenig Sorge gemacht hatte. Wir wissen, wie vorher mancherlei Pläne ihm durchs Haupt geschwirrt, eine Mitarbeiterstelle an der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung oder dem Ausland, Lehrthätigkeit an einem Handelsinstitut ꝛc.; noch im Sommer 1839 hatte er, abgestoßen durch das kleinbürgerliche Leben seiner Vaterstadt Detmold, die ihm daselbst angebotene Bibliothekarstelle abgelehnt. Gelegentlich des Aufenthaltes zu Weimar schienen sich andere Aussichten zu eröffnen; es war damals die Rede von einem Ankauf des Goethehauses durch den deutschen Bund, und Freiligrath zeigte sich nicht abgeneigt, gegen leiblichen Gehalt „des Hauses redlicher Hüter“ zu werden in den vormaligen Räumen des Dichterfürsten, in welchen auch seine Ida so glückliche Jugendstunden verbracht hatte. Die Verhandlungen zogen sich bis ins Spätjahr 1842 und endigten, wie bekannt, damit, daß das Goethehaus nicht Bundeseigentum ward. Mehr schien ein anderer Plan zu verheißen. Ein zu Erfurt lebender Freund Karl Roback beabsichtigte gemeinschaftlich mit Freiligrath zu Berlin eine Handelsakademie für junge Kaufleute zu begründen; unser Dichter sollte dabei mit einer Stundenzahl, die ihm zu eigener Arbeit reichlich Zeit ließ, den Unterricht in der deutschen, französischen und englischen

Korrespondenz, in französischer und englischer Lektüre übernehmen; man hoffte eine Staatsunterstützung zur Sicherstellung des Unternehmens, für welches sich Alexander v. Humboldt lebhaft interessierte; er versprach dasselbe durch seine gewichtige Befürwortung zu unterstützen; dazu kam die Erwartung, König Friedrich Wilhelm IV. werde nicht bloß alternde Größen deutscher Literatur und Wissenschaft um seinen Thron versammeln, sondern auch die Gelegenheit gern ergreifen, den bedeutendsten der jüngeren Dichter in seine Hauptstadt zu ziehen. Aber freilich, die Sache bedurfte noch vielfacher Erwägung durch die Ministerien, ehe sie reif ward, und als Noback Eingang 1843 mit einem beträchtlichen Staatszuschuß die Handelsakademie in Berlin eröffnete, hatte Freiligrath bereits, des Harrens müde, Ende 1842 sein Gesellschaftsverhältnis zu demselben gelöst; er hatte nie besondere Freude an dem Plane gehabt.

Während die Angelegenheit der Akademie noch im Vordergrunde von Freiligraths Zukunftsplänen stand, Eingang 1841, traf zu Groß-Monra ein Brief ein, welcher von entscheidender Einwirkung auf des Dichters Lebensgang werden sollte. Heinrich Künzel zu Darmstadt, der uns aus der Barmer Zeit bekannte begeisterte Verehrer englischer Literatur, hatte mit einer Verlagshandlung zu Pforzheim die Grundzüge einer Wochenschrift Britannia besprochen, welche gute Übersetzungen englischer Poesien, Aufsätze über englische Literatur &c. bringen sollte; er bot nun, um nicht die ganze Last der Redaktion allein zu tragen, Freiligrath an, als Mitleiter der beabsichtigten Zeitschrift einzutreten und demgemäß seinen Wohnsitz nach Darmstadt zu verlegen. Es ist erklärlich, daß dieser Ruf in des Dichters Seele lebhaften Widerklang fand; war ihm ja doch längst die englische Literatur vertraut; hatte er sich doch bereits als hochbefähigten Verdeutscher englischer Lyrik erwiesen; dazu sah das finanzielle Ergebnis der Unternehmung auf dem Papiere sehr vorteilhaft aus. Freiligrath spricht sich darüber gegen die Görlitzer Geschwister also aus:

Eure theilnehmenden Wünsche für Ida's und mein Wohl werden sich vielleicht rascher verwirklichen, als ich es zur Zeit Eures Hierseins selbst noch dachte. Es sind mir vom Rhein aus Anträge wegen der Redaction einer Zeitschrift gemacht worden, deren Zweck es sein soll, Englische Literatur und Englische Poesie durch Uebersichten, Recensionen und Uebersetzungen in Deutschland zu vertreten. Die Unternehmer dieses neu zu gründenden Instituts sind eben so bemittelte, als wackere und zuverlässige Buchhändler, und ich habe keinen Anstand genommen, mich auf ihre vorläufigen Anträge sofort in Rapport mit ihnen zu setzen. Wenn Alles sich so gestaltet, wie ich es wünsche und mit Sicherheit fast erwarten darf, so bin ich in Zeit von einem Monat ein geborgener Mann und im Stande, mein liebes Idchen heimzuführen. Unser

künftiger Wohnort würde dann Darmstadt sein, ein Paradies auf Erden also, von den Bäumen der Bergstraße umrauscht und den Rhein vor der Thüre fast. Meine Reise nach Berlin wird nun für's Erste aufgeschoben, da sie wahrscheinlich unnöthig wird. Nach den Einleitungen, die ich jetzt schriftlich getroffen habe, geh' ich zu Ende dieses Monats selbst nach Darmstadt, um persönlich Alles zu ordnen, und wenn ich dann nach Thüringen zurückkehre, so ist's nur, um es gleich darauf mit Ida wieder zu verlassen. Thut mir aber die Liebe, vorläufig nicht von der Sache zu reden. Ich hoffe zwar fast mit Gewißheit, daß ich Alles nach Wunsch arrangiren werde, es wäre aber doch immer noch möglich, daß der ganze Plan sich zerschlüge, und drum ist es besser, wir schweigen für's Erste noch. Ich brauche Euch wohl kaum zu sagen, wie sehr ich eine Stellung, wie diese Darmstädter, vorausgesetzt, daß sie mir in jeder Weise garantirt ist, einer staatlichen vorziehe. Ich bin von Haus aus ein geschworner Feind alles Sollicitirens und meine, daß ich da, wo man meiner begehrt hat, immer dreister und zuversichtlicher auftreten kann, als da, wo ich mich erst anbieten muß. Zudem würde die Redaction eines Blattes, wie das zu gründende, recht mein Leben sein. Ich habe mich seit Jahren ununterbrochen und mit Liebe mit Englischer Literatur beschäftigt und eine Menge darauf bezüglicher Notizen aufgespeichert, die mir jetzt zu Haus und zu Hof kommen. Eine fortwährende Bekanntschaft mit dem Neuesten, was in England erscheint, wird der Verleger durch Anschaffung des Wichtigsten möglich machen, und außerdem die Kosten einer Reise tragen, die der Redacteur im Interesse des Blattes alle zwei Jahr nach England zu machen hat. Wie angenehm alle diese Einrichtungen auch für meine kleine Anglomanin, meine Ida, sind, wirst besonders Du, liebe Louise, Dir recht denken können.

* * *

Auf Künzels Brief aber antwortet er:

Groß-Monra bei Coelleda, 10. Jan. 1841.

Lange hat mir nichts so große Freude bereitet, als Ihr Brief. Einmal, weil er mir nach ein paar Jahren zum ersten Mal wieder Nachricht von Ihnen gibt, und dann auch, weil er anderen Aussichten, die sich mir in jüngster Zeit eröffnet haben, eine so angenehme, meinen Wünschen und literarischen Sympathien so durchaus entsprechende hinzugefügt hat, daß ich sie mit jenen früheren unbedingt in Concurrenz werde treten lassen, und fast nicht zweifle, daß ich ihr vor allen den Vorzug geben werde, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie mir wirklich das gewähren kann, was ich mir verspreche. Meinen besten, herzlichsten Dank für Ihren freund-

lichen Antrag! Es fühlt sich leicht heraus, wo wirkliches Wohlwollen, wahre Theilnahme, oder wo sonst Beweggründe einen Vorschlag dictirt haben, und ich weiß, daß ich mich in der Sprache und der Gesinnung Ihrer Zuschrift nicht täuschen kann!

Lassen Sie mich nun für heute Nichts weiter thun, als Ihnen diese vorläufige Mittheilung machen! Zu Anfang des nächsten Monats geh' ich auf ganz kurze Zeit an den Rhein zurück, um in Unkel meine Angelegenheiten zu ordnen, und werde Sie auf dieser Reise zur näheren Besprechung Ihres Projects von Frankfurt aus besuchen. Ich ziehe eine mündliche Feststellung dessen, was wir zu verabreden haben, jeder schriftlichen vor. Aug' in Auge geht Alles rascher, und was Ihre oder der Verlagshandlung Eile in Rücksicht auf das öffentliche Hervortreten mit Ihrem Plane betrifft, so werden 3 oder 4 Wochen wohl Nichts ausmachen. Wollen Sie mir bis dahin noch einmal schreiben und mir weitere Details, innere und äußere, den specielleren Plan Ihres Blattes sowohl, wie meine ganze Stellung zu dem Unternehmen, zur einstweiligen Erwägung mittheilen, so wird das der schnelleren Erledigung der Sache bei unsrer Zusammenkunft nur förderlich sein, und werd' ich es Ihnen Dank wissen. Für jetzt nur noch die Versicherung, daß ein Journal, wie Sie es beabsichtigen, schon seit längerer Zeit in der Idee mich beschäftigt hat, und daß ich es als die Realisation eines schönen Wunsches betrachten würde, wenn die Herren mich in den Stand setzten, meine Kräfte mit den Ihrigen zu vereinigen, um Englisches Leben und Englische Poesie würdig bei uns zu vertreten.

Das Gerücht von meiner Verlobung bestätige ich Ihnen durch die beiliegende Karte, und danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme. Ich bin so glücklich, wie ein Mensch es nur sein kann.

* * *

Das Unternehmen der Britannia erschien dem Dichter so lockend, die Berliner Handelsakademie lag noch in so weiter Ferne, daß Freiligrath zunächst Darmstadt zu seiner Heimstätte zu erwählen beschloß. Es galt nun an Ort und Stelle Einleitungen zu treffen, in Unkel Mietsverbindlichkeiten zu lösen, die fahrende Habe, darunter schon eine Bibliothek von 1500 Bänden, zu packen und nach Darmstadt voraus zu schicken, die notwendigen Papiere zu beschaffen ꝛc. So nahm Freiligrath Ende Januar Abschied von seiner Braut, um nur im Vorübergehen sich in Weimar und Jena zu verabschieden. Es folgte noch eine Woche voll des anregendsten geselligen Lebens; erst am 6. Februar gelang es ihm, sich von dem gastlichen Weimar, wo er so viel warme Huldigungen gefunden, loszureißen. Mitte Februar war er wieder zu Unkel.

Aus dieser letzten stilleren, wenn auch arbeitreichen Zeit des Unkeler Aufenthaltes liegen einige Briefe vor, welche sich auf das neue Unternehmen der Britannia, wie auf das Rheinische Jahrbuch beziehen; ein dritter Jahrgang des letzteren erschien nicht, weil der Verleger nicht seine Rechnung dabei fand. Und zwischen den geschäftlichen Briefwechsel hinein mag auch der Poet ein Wort sprechen in dem Briefe, welchen Freiligrath von Wiesbaden aus an Adelheid von Stolterfoth schrieb, und in den freudigen Briefen an Wolfgang Müller und an Karl Krah, einen der während der Unkeler Zeit gewonnenen Freund.

An Adelheid von Stolterfoth.

W., 16. 2. 41.

Da sitz' ich zu Wiesbaden im Holland-Bathhouse, und habe soeben zu meiner wahren Betrübniß hören müssen, daß Sie, verehrte Freundin, diesen Winter nicht, wie gewöhnlich, hier zubringen, sondern zu Geisenheim geblieben sind. Es ist mir das um so schmerzlicher, als ich zu bringende Geschäfte in Unkel habe, um Ihnen noch auf meiner Hinabfahrt einen Besuch zu Geisenheim abstatten zu können. Gingen die Dampfschiffe schon, so würd' ich es sicher nicht unterlassen. So jedoch muß ich gleich wieder mit dem nächsten Eisenbahntrain nach Castel und von da heut Abend 8 Uhr mit der Schnellpost nach Coblenz und weiter. Ich werde mich wahrscheinlich nicht unter 14 Tagen von Unkel losmachen können und mir dann sicher auf der Rückreise zu meiner Braut die Freude machen, Sie, und wär' es auch nur auf ein paar Stunden, in Geisenheim zu begrüßen.

Als ich gestern zu Kostheim über den Main setzte, sah ich den alten Rhein zum ersten Male wieder. Da fühlt ich' doch, wie er mir an's Herz gewachsen ist, und wie lieb ich ihn habe. Die Sonne, deren milder, freundlicher Strahl schon den nahen Frühling verkündete, beschien ihn warm und golden; einzelne kleine Schollen trieben noch stromunter, Kähne und Segel belebten die ruhige, stolze Wasserfläche, und drüben das prächtige, ehrwürdige, goldne Mainz! Ich hätte jauchzen und jubeln mögen vor Lust. Uebrigens sah der Alte noch just so aus, wie verwichenen Herbst; das Charivari der hundert und soviel Compositionen des Rheinliedes schien ihn nicht im Geringsten angefochten und betäubt gemacht zu haben. Er that eben, als wäre gar nichts vorgefallen, und es schien ihn nicht besonders zu rühren, daß er „frei" war, d. h. von Eise! Wahrscheinlich genirten ihn die persiflirenden Locomotiven zu Castel, deren schrilles Pfeifen ihm vielleicht wie Auspfeifen vorkam. Hätt' er dies moderne Volk, diese jung-deutschen Satyriker, denen das Bestehende nicht genug, und deren Wahlspruch: Vor-

wärts! ist, nicht so dicht auf den Fersen, wer weiß, ob er nicht ein wenig stolzer thäte auf seine „Freiheit" und seine „Deutschheit"! — Scherz bei Seite — es ist doch jammerschade, daß das treffliche Lied des wackeren Becker zu sehr Furore gemacht hat. Der Unverstand hat Mißbrauch damit getrieben, und nun ist die Opposition von selbst gekommen. Wenn sie nur immer so tüchtig und ehrenhaft aufträte, wie in dem Gedicht von Prutz, dem geistreichen Hallenser!

* * *

An Wolfgang Müller.

Unkel, Fastnachtsdienstag 41.

Liebster Rauschebart!

Durch Simrath erfuhr ich gestern, daß Du augenblicklich in Cöln zum Carneval bist. Gern käme ich hin, Dich nach langer Entfernung dort zu begrüßen, ich habe jedoch meine Gründe, für jetzt nicht nach Cöln zu gehen und bitte Dich drum herzlich, Dir die Asche zum Aschermittwochskreuz auf meinem Heerde hier zu Unkel holen zu wollen, um so mehr, als er die längste Zeit mein Heerd gewesen ist, und ich in kurzer Frist mich wieder nach Sachsen wenden werde, um mir dort oder sonst wo einen neuen zu begründen. Nicht allein! Die inliegende Karte ist das Neueste, was ich habe drucken lassen, und ich meine, das Beste! Alles Specielle behalte ich der mündlichen Mittheilung vor: — ich bin unendlich glücklich!

* * *

An Heinrich Künzel.

Unkel, 18. März 1841.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihre beiden freundlichen Briefe erst heute beantworte! Ich dachte jeden Tag abreisen und mündlich Alles mit Ihnen ordnen zu können; das Ausbleiben verschiedener zu meiner Trauung nöthiger Papiere jedoch und vornehmlich einer Geldsendung, die mir schon für die ersten Tage dieses Monats zugesagt war, hält mich noch immer hier zurück, und so will ich denn jetzt wenigstens nicht länger anstehen, Ihnen mit zwei Worten zu sagen, wie sehr mich besonders Ihr zweites Schreiben mit dem prächtigen Lerchenliede erfreut hat. Ich kam grade von Simrocks Weinbergen zurück, als ich es zu Hause vorfand, und war selbst voll Frühlingslust und Lerchenjubel. Ach, es ist doch ein süperbes Stück Welt, diese prächtige himmlische Erde, — und nun zumal der Rhein und das Siebengebirge! Ich beneide Simrath den Redlichen um sein Hausen dran. Da hat er sich in einer sonnigen, versteckten Bergschlucht mitten in seine Reben ein Häuschen gebaut, läßt den Wein schneiden, legt Spargelbeete an, keltert

und übersetzt den Parzival, alles durcheinander, es ist eine wahre Freude. Als ich neulich zu ihm kam, stand er mit seiner altdeutschen Ruhe mitten unter seinen Arbeitern, hatte den Iwain in der Hand und ließ Kalk und Dünger in seine neuen Spargelbeete schütten. Beatus ille etc. — 'S ist ein guter, lieber Kerl, der Simrock!

Endlich Antwort aus Pforzheim! Ich gestehe offen, daß ich mich recht drüber freue, und daß ihr langes Ausbleiben mich bereits ein wenig verstimmt hatte. Aber never mind! Ich bin nur froh, daß die vorsichtigen Herren unser Unternehmen, in das ich auch mehr und mehr vernarrt geworden bin und viel von ihm für mich erwarte, was ein stetiges geordnetes Schaffen angeht, plausibel finden und bin mit Ihnen der Meinung, daß der endliche Abschluß nunmehr am Zweckmäßigsten durch eine kleine Reise nach Pforzheim zu erzielen ist. Jedenfalls müssen wir dieselbe zusammen machen! Haben Sie darum die Güte, die Pforzheimer vorläufig davon zu avertiren und sie, was eine ruhige, vernünftige Besprechung des Unternehmens betrifft, ganz auf diesen Congreß zu vertrösten. Ich schreibe Ihnen jetzt drum auch Nichts über die Sache, sondern lasse Alles ruhen bis zu meiner Ankunft in Darmstadt, die jetzt keinenfalls lange mehr anstehen kann. Auf alle Fälle verlasse ich mich darauf, daß Sie nicht vor meiner Rückkehr ohne mich hinreisen. Ich ordne nun in dieser Wartezeit schon, was ich für die Probeblätter zu geben beabsichtige. Thun Sie, ich bitte herzlich darum, ein Gleiches, damit, wenn die Sache zu Stande kommt, was doch nun wohl sicher ist, das Unternehmen gleichzeitig beim Publikum sich introduziren kann. Ich habe aus der Hemans, Pope und Shakespeare's Venus und Adonis Proben, die ich mit gutem Gewissen geben darf. —

* * *

An Karl Simrock.

Unkel, 21. März 1841.

Lieber Simrath!

Noch mit dem Tuffstaube des Brohlthals auf den Stiefeln lief ich gestern Abend nach Menzenberg, fand Dich aber nicht mehr, sondern mußte mich begnügen die zurückgelassenen Briefe entgegenzunehmen. Ich denke, daß es zur Zufriedenstellung all dieser importunen Obscuren am Gerathensten sein wird, wenn wir uns öffentlich in der Zeitung alle weiteren Zusendungen verbitten und wegen des Schicksals des bereits unverlangt Eingelaufenen, statt besonderer Antwort an jeden Einzelnen, auf den Herbst vertrösten. Der Teufel lasse sich in eine Correspondenz mit all diesen Ungedruckten ein!

Matzeraths Brief hat mich recht in der Seele gefreut, trotz der Protectorsmiene, mit der er als angehender Legationsrock dem fahrenden Poeten des Siebengebirges seine Stuben und seine Dienste anbietet. 'S ist doch gut gemeint, denk' ich, und wenn alle Stränge reißen (die Darmstädter mit inbegriffen, obgleich das sehr unwahrscheinlich ist, da ich kürzlich die besten Nachrichten von Pforzheim hatte), so ist ein Berliner Freund, wie Matzerath, allerdings von der größten Wichtigkeit für mich! Ich habe die Adresse des Kultusministers in spe hinter's Ohr geschrieben. — Was M. rücksichtlich des Jahrbuchs zur Entscheidung uns vorlegt, heben wir nun am besten bis zu Deinem nächsten Besuch für die mündliche Besprechung auf.

Die beiden Briefe verwahre ich bis zu Deiner Hierherkunft. An Matzerath werd' ich in diesen Tagen noch schreiben, es ist Unrecht, daß ich ihn diesen Winter so vernachlässigt habe, 's ist doch ein nobler, tüchtiger Kerl! Vale, alter Simrath.

* * *

Nunmehr aber brach unser Dichter wirklich sein Zelt am Rhein ab. Er eilte nach Darmstadt, eine Wohnung zu mieten, von da nach Pforzheim, mit seinen künftigen Verlegern Absprache zu treffen; daß dieselbe allem Anschein nach nicht völlig geschäftsmäßig festgestellt ward, werden wir dem ungeduldigen Bräutigam zu gute halten müssen. Mitte April traf er in Monra ein. Aber auch hier kam noch ein Aufschub, über welchen ein Brief an Freund Krah berichten mag.

Groß-Monra, 11. Mai 1841.

Ueber vier Wochen sind durchs Land gegangen, eh' ich meinem Versprechen nachkomme. Es war ein flüchtiger, fahriger Abschied, der zu Neuwied; überhaupt war unsre ganze kleine Tour nicht so schön und genußreich, wie ich sie mir vorher gedacht hatte und leider — durch meine Schuld! Vergib, Du Guter, Trefflicher, und leg' auch bei Deiner lieben Schwester nachträglich ein freundliches Wort für mich ein! Ich wollte Dir schon von Frankfurt oder Darmstadt aus einige erklärende Zeilen zufliegen lassen, hatte sogar erst vor, gleich am andern Morgen von Coblenz nach Neuwied zurückzufahren und Euch dort noch aufzusuchen. Ich hätte Euch dann mit Ruhe und Besonnenheit erklärt, was mich so verstimmte, und vielleicht wäre dann der letzte Eindruck, den Ihr von mir in Euer stilles, friedliches Brohlthal hinübergenommen, ein reinerer, freundlicherer gewesen! Beides ist nicht geschehen; zu Coblenz drängte mich die Besorgung von Paß und Heimathschein, und zu Frankfurt und Darmstadt mancherlei Anderes. Doch hoff'

ich, daß auch dies verspätete Wort der Begütigung und der Reue Alles wieder gut machen wird. Ich meine, Du mußt mich erkannt haben, lieber Krah, mit allem Guten und Bösen, was meiner Natur eigenthümlich ist, und jener Nachmittag wird Dich nicht irre machen an mir! Gottlob, er ist vergangen und vorüber, eine letzte Wetterwolke aus bewegter früherer Zeit! Seit dem 17. v. M. (erst so spät, weil ich vorher noch einen Abstecher nach Pforzheim machen mußte) bin ich wieder bei Ida, und habe sie genesend und voll der alten, heißen, himmlischen Liebe an mein Herz drücken können! Das ist Dir genug! Ich bin froh und glücklich, und bin sicher, den Frieden, nach dem ich so lange gesucht habe, jetzt endlich dauernd zu besitzen! Sonntag über acht Tage, als am 23. Mai, machen wir Hochzeit!

Dem Rolands-Comité und den Unkelschen Herrschaften hab' ich freilich schon den 16. als Trautag gemeldet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ihre Geschwätzigkeit fürchte, und es am Ende nichts verschlägt, ob sie sich 8 Tage früher oder später ein Räuschchen trinken. Am 16. Mai nämlich ist die Frist abgelaufen, innerhalb deren ich mich trauen lassen muß, will ich nicht noch einmal zu Oberwinter aufgeboten werden. Und dazu hab' ich schlechte Lust, und denke, daß es keine Sünde sein wird, dem lieben Gott und seinem evangelischen Statthalter zu Oberwinter mit einem dreimaligen Aufgebot durchzugehen. Um so mehr, als bloß die Kleinigkeitskrämerei des hiesigen Geistlichen Schuld daran ist, der zwar meine Papiere sämmtlich in schönster Ordnung fand, aber für Ida erst eine Vormundschaft Preußischer Seits eingeleitet wissen wollte, eh' er uns zusammen gäbe. Das würde aber schnöde Weitläufigkeiten abgesetzt haben, und so zog ich's vor, mit Ida nach Weimar, ihrem Geburtsort, zu gehen, um dort unser Heil zu versuchen. Und es ist uns geglückt! Vorgestern sind wir zum 2. Mal in der Weimar'schen Hofkirche proklamirt worden, und acht Tage nach dem 3. Aufgebot ist sie mein Weib, und fliegen wir nach Darmstadt! Ein hübsches, trauliches Logis hab' ich dort schon gemiethet.

Aber reinen Mund, bester Krah! Besonders, wenn Du den Libationen, welche die Rolandsecker meiner Hochzeit zu Ehren anzustellen vorhaben, beiwohnen willst! Am 23. aber trink' ein Glas auf Deiner Burg ganz in der Stille, und klinge nur mit Deiner Schwester an, und allenfalls mit dem guten, edlen Schlickum, den Du wohl zu Dir bescheiden könntest diesen Tag. Ich vermuthe ihn nämlich in Unkel und schreibe ihm morgen. Er ist der Einzige außer Dir (dort in der Gegend natürlich), der um meinen wirklichen Hochzeitstag weiß.

Es waren doch zum Theil schöne köstliche Tage, die ich mit Dir verlebt habe, Du guter, alter Kerl! Sie werden mir nicht aus der Erinnerung

schwinden! Wie schön muß es jetzt in Eurem Thal sein! Hier blüht und duftet Alles, und die Nachtigallen schlagen wie verrückt — 's ist eine rechte Hochzeitszeit!

* * *

Im Übrigen fand die Trauung weder am 16. noch am 23. Mai statt, sondern am Himmelfahrtstage, 20. Mai 1841; ebensowenig in Monra, wie sehr das Brautpaar selbst es gewünscht hätte. Ida war nach preußischem Gesetze noch nicht mündig und bedurfte der Einwilligung eines Vormundes; dieser aber war gestorben und die Bestätigung eines neuen würde allerhand Weitläufigkeiten verursacht haben. So entschloß sich das junge Paar, seine Ehe in dem nächsten weimarischen Dorfe Groß-Neuhausen einsegnen zu lassen; Freunde und Freundinnen aus Erfurt und Weimar kamen ungeladen zum Feste. Und so ward denn nach dem mir vorliegenden Trauschein „der Privatgelehrte aus Darmstadt Ferdinand Freiligrath“ am 20. Mai 1841 mit Jungfrau Ida Melos aus Weimar ehelich verbunden.

Damit war abermals ein wichtiger Abschnitt im Leben unseres Dichters abgeschlossen. Wohl gestaltete sich ihm die Zukunft nicht so frei und freudig, wie er sie sich geträumt haben mochte; wohl auch nahm bald die Sorge Platz an seinem neugegründeten Herde; aber er hatte für den nun im vollsten Ernste beginnenden Kampf mit dem Leben die treueste Hülfe und Stütze gefunden, ein verstehendes liebendes Weib!

Sechster Abschnitt.

Darmstadt Mai 1841 bis Mai 1842.

Der 26. Mai 1841 war ein sonnig heißer Tag. Um die Mittagsstunde gab mir, als dem ältesten der Söhne, mein nun auch lange heimgegangener Vater, welcher als Mitarbeiter am zweiten Bande des Rheinischen Odeon mit dem Dichter einige Briefe gewechselt hatte, den Auftrag, dem jungen Paare Freiligrath, das an diesem Morgen angekommen, einen prächtigen Strauß von Rosen, Lorbeeren und Myrten nebst einem darauf bezüglichen Gedichte als Willkommgruß in den Gasthof zu bringen. Ich war damals ein vierzehnjähriger Knabe und rechnete mir den Auftrag zur höchsten Ehre an, freute mich unendlich, dem Manne, dessen bedeutsamste Gedichte wir junges Volk auswendig wußten, zu sehen, vielleicht ein freundliches Wort von ihm zu empfangen. Ich fand ihn nicht zu Hause, dagegen Frau Ida, und wie ich sie damals sah, steht sie mir seit nun vierzig Jahren vor Augen, eine hohe schlanke Gestalt, das schmale weiße Angesicht, aus dem sanfte gute Braunaugen auf mich niedersahen, vom dunkeln Haar in einfachster Tracht umrahmt, gemessen und doch freundlich in allem Thun, von einer Sicherheit und Feinheit des Benehmens, wie sie durch das längere Verweilen in vornehmen und hochgebildeten Kreisen erwächst; so war sie an jenem ersten Tage; so sah ich sie mit den Augen des Geistes manches Jahrzehnt hindurch, so sah ich sie nach des Gatten Tod, sie ergraut, ich ergraut, der ihr als brauner Knabe vor langen Jahren entgegen getreten.

Schon eine Stunde darnach kam eine Antwort des Dichters auf meines Vaters Blumengruß; dieselbe hat neuerdings im zweiten Bande der Gesammelten Dichtungen Aufnahme gefunden, und so mag hier nur die Schlußstrophe stehen:

Ich hab' ihn hoch geschwungen,
Den Strauß, den Willkommstrauß!
Mein Weib hab' ich umschlungen:
„Sei froh, wir sind zu Haus!
Zu Haus durch diese Spende,
Die Guten uns vereint!"
Wir reichen euch die Hände,
Dir und der Gattin, Freund!

Der Dichter hatte wahr gesprochen. Aus diesem Blumengruß erwuchs eine Freundschaft zwischen Freiligrath und meinem Vater, welche, wenn auch nachmals durch die Verschiedenheit der politischen Ansichten gestört, die beiden Männer lebenslang verbunden hielt. Und wenn auch meine Vaterstadt zahlreiche tüchtige Männer und feine Frauen zählte, welche dem jungen Paare Freiligrath wohlmeinend und verstehend entgegenkamen, so war doch, soweit ich beurteilen kann, es vor allen Karl Buchner, dessen herzliche Freundschaft, dessen gediegenen Rat in Dingen der Poesie wie der Welt Freiligrath besonders hoch schätzte, wie auch die beiden Frauen aufs herzlichste verbunden waren.

Und auch wir junge Bursche, meine Brüder und ich, durften uns dieser Freundschaft erfreuen. Gar wohl entsinne ich mich noch des stämmigen bärtigen braunen Mannes mit dunkelm Haar und braunen blitzenden Augen; gar wohl manches Spazierganges nach Wald und Dorf der Nachbarschaft, wobei wir Jungen fröhlich mitzogen, glücklich einen wirklichen Dichter vor uns zu haben, glücklich auch über Freiligraths berühmten grauen Jagdhund Strolch, der in seiner täppischen Art bisweilen wilddiebte oder sonst die wunderbarsten Streiche machte; gar wohl der unerschöpflichen Heiterkeit, welche der glückliche und so unendlich liebenswürdige Mann bei solcher Gelegenheit oder im engsten Kreise unseres Hauses entwickelte, so daß nicht selten Frau Ida den sprudelnden Übermut des Gatten durch leisen Wink in Schranken halten mußte. Wie viele Briefe haben wir in des Dichters Wohnung an der katholischen Kirche [1]) getragen, wie manches freundliche Wort von ihm empfangen! Als Freiligrath dann nach einem allzurasch verrinnenden Jahre wieder von dannen zog, da erbten wir Jungen so manches Andenken an den Dichter, von denen wenigstens ein paar Gipsbildchen noch vorhanden sind. Die Freude war kurz, aber schön ist die Erinnerung, schön genug auf ein ganzes Leben einen lichten Sonnenblick des Jugendglücks zu werfen. Wenn dann in den folgenden Jahren so manches flammende und sprühende Zeitgedicht frisch aus der Esse in unser Haus flog, so lauschte ich andächtig, obwohl ich von der Tagespolitik wenig genug verstand; aber das wußte ich: das Blatt kam von einem Dichter, und ich hatte den Dichter lieb!

Im übrigen besaß die stille Hauptstadt des Hessenlandes in jenen Jahren gar manche wissenschaftlich, dichterisch und künstlerisch bedeutende Kraft, die zwar nicht in weiterem Kreise und für lange Zeit sich wirksam erwies, aber dennoch zur Gestaltung eines regen geistigen Lebens beitrug. Da war, neben dem bereits früher erwähnten Dr. Künzel, Freiligraths

---

[1]) Im ersten Stock des Eckhauses, Sandstraße 10, jetzt Röhrich.

Genossen bei der Britannia, Frau Luise v. Ploennies, damals nicht unbekannt als lyrische Dichterin und vornehmlich durch gelungene Übersetzungen aus dem Englischen und Flämischen; Fräulein Luise von Gall, die feinsinnige Novellistin, nachmals Levin Schückings Gattin; Eduard Duller, der Dichter und Historiker, schon seit Jahren durch Freiligraths Mitarbeit am Phönix und durch die Grabbe-Biographie mit unserem Freund in Verbindung; der Gymnasiallehrer August Nodnagel, der als Schriftsteller über deutsche Sprache und Literatur Verdienstliches geleistet hat und bereits seit Eingang 1837 mit Freiligrath in brieflicher Beziehung stand; der Lyriker K. C. Tenner, Professor Jakob Felsing, der vortreffliche Kupferstecher u. A. Daran schloß sich so mancher hochgebildete Mann, welcher, ohne selbst Dichter oder Künstler zu sein, doch den Dichter schätzte, die Häuser Hallwachs, Jaup, Hoepfner; und endlich kamen dazu gar manche Dichter und Schriftsteller von älterem oder jungem Rufe vorübergehend nach Darmstadt, Freund Schücking, Moritz Carriere, Berthold Auerbach, Hackländer, Heinrich Koenig, Otto Müller; kurz, in jenem Anfang der vierziger Jahre besaß Darmstadt durch ansäßige Kräfte und literarisch bedeutsame Gäste ein frisches anregendes geistiges Leben, welches Freiligrath wohl auf eine Weile für die Herrlichkeit des Rheines entschädigen konnte.

Und dennoch, das Köstlichste war dem Dichter sein junges Eheglück; es vergoldete ihm das Leben, es gab ihm zur Heiterkeit das Maß, es hielt ihn fest bei fleißiger Übersetzerarbeit, zwischen welche ab und zu, wenn auch nicht häufig, ein eigener dichterischer Klang sich hineinstahl, und dann ganz verschieden von der Weise, wie sie in der ersten Sammlung der Gedichte ausgesprochen ist. Bereits die Gedichte für den Phönix, dann das poetische Vorwort des Malerischen Westphalens bezeichnen das Einlenken in die Bahn patriotischer und politischer Lyrik; mit dem im November 1841 gedichteten „Aus Spanien“ eröffnete Freiligrath jene Reihe von politischen Dichtungen, welche, die Ereignisse und Bewegungen der Zeit unmittelbar berührend, nachmals im Glaubensbekenntnis gesammelt wurden; doch war er weit davon entfernt, in den Kriegsruf der politischen Dichter jener Zeit, vornehmlich Herweghs und Dingelstedts, einzustimmen; er spricht darüber seine Ansicht aus in dem berühmten und allezeit wahren Worte:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!

Andere mehr oder weniger auf Zeitfragen oder Ereignisse bezügliche Dichtungen dieses Darmstädter Jahres sind „Ein Denkmal“, gedichtet Mai 1842, jene geharnischte Strafrede bei der Nachricht, daß die Errichtung einer Spielbank auf der Ebernburg beabsichtigt sei; auch hat das Gedicht die

treffliche Wirkung gehabt, daß von dieser schnöden Spielbank an der Stätte, wo Sickingen und Hutten gehaust, nicht ferner die Rede war. Schon im Januar 1842 entstand die Rheinsage vom Löwentöter Gryn, mit dem kecken Anfang:

Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!

Gemeinsam mit Duller veröffentlichte dann Freiligrath im Frühling 1842 ein in Gesprächsform gefaßtes Gedicht zum Besten des Kölner Dombaues, als Titel die Jahreszahl 1862 tragend; denn bis dahin vermeinte man damals den Kölner Dom vollendet zu haben; das rednerische Pathos des Gedichtes mag wohl teilweise auf Rechnung Dullers kommen, welcher zuerst auftritt, wie Freiligrath das allein in die Gedichte aufgenommene Schlußwort spricht.

Das Unternehmen indessen, welches eigentlich Freiligrath nach Darmstadt geführt hatte, fand noch vor seinem Beginn ein trauriges Ende. Künzel begab sich im Sommer 1841 selbst nach England, die Spitzen der englischen Literatur zur Teilnahme an dem zwei große Nationen verbindenden Unternehmen aufzufordern, und hatte auch von einer Anzahl der besten Kräfte, darunter Dickens und Bulwer, die Zusicherung der Mitarbeit erhalten; derweil bereitete Freiligrath daheim eine Reihe von Übersetzungsarbeiten vor. Am 1. Oktober sollte die Britannia ins Leben treten. Die Verlagshandlung in Pforzheim aber war unterdes kopfscheu geworden; von der mühsam vorbereiteten Unternehmung erschien nach langem Zögern eine Probenummer — und weiter nichts; die beiden Herausgeber mußten zufrieden sein, mit einer bescheidenen Abfindungszahlung davon zu kommen; durch eine Erklärung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 27. Februar 1842 rechtfertigten sie sich vor dem Publikum. Damit waren Freiligraths schöne Hoffnungen, die ihn nach Darmstadt geführt hatten, verflogen, und er sah sich, zu seiner schweren Bekümmernis, gegenüber der zweifelhaften Existenz eines lediglich vom augenblicklichen Ertrag seiner Arbeit abhängigen Schriftstellers. So lange er Junggeselle war, mochte das gehen, aber jetzt?

In jenem Sommer 1841 verweilte auch die Prinzessin Marianne von Preußen in Darmstadt, um ihre Tochter, die Mutter des gegenwärtigen Großherzogs von Hessen, zu besuchen; sie ergriff die Gelegenheit, den Rolandsknappen, der ihr das Jahr zuvor unabsichtlich so dreist vorgegriffen, kennen zu lernen; Freiligrath ward wiederholt zu ihr berufen und äußerst huldvoll empfangen. Vielleicht hat dieses Zusammentreffen auch zu einem Ereignis beigetragen, welches nach dem kläglichen Zusammenbruch der Britannia für unsern Dichter von besonderem Werte war, zu der Gewährung eines, wenn auch sehr bescheidenen Jahrgehaltes von Seiten König Friedrich Wilhelms IV.

von Preußen. Derselbe hatte, wie bekannt, den Ehrgeiz, eine Anzahl abwelkender oder neuerschlossener Blüten der deutschen Literatur und Wissenschaft um seinen Thron zu versammeln. So ergriff auf Kanzler v. Müllers Anregung Alexander v. Humboldt, ein warmer Gönner der beabsichtigten Noback-Freiligrathischen Handelsakademie, die Gelegenheit, alsbald nach dem Tode des Übersetzers Johann Dietrich Gries, 9. Febr. 1842, vorzuschlagen, daß dessen Jahresgehalt von 300 Thalern vorläufig bis dahin, daß Freiligrath etwa bei der zu errichtenden Handels-Akademie Anstellung und Versorgung finde, unserm Freunde übertragen würde; Humboldt selbst erkannte den Gehalt als gering an, aber er habe „ins Ausland" jetzt nicht mehr fordern dürfen; irgend welche Verbindlichkeit bezüglich des Aufenthaltes war mit der Pension nicht verbunden, wohl aber sprach Kanzler v. Müller, welcher Freiligrath die erste Mitteilung von diesem völlig unerwarteten und unverlangten Gnadenbeweis des Königs machte, in Humboldts Namen die Erwartung aus, daß nach dem Zustandekommen der Handelsakademie noch mehr für Freiligrath geschehen könne.

Der Dichter hatte, wie erwähnt, keine Ahnung von der Absicht des Königs, ihm diese Pension zu verleihen. Da ist es denn sehr merkwürdig, daß ihm eines Nachts träumte, er sei beim König; aber es war der verstorbene Friedrich Wilhelm III. und dieser stand vor einem Kaufmannspult, auf dem ein großes Blatt Papier lag. Darauf war in großen Ziffern eine 3 und eine 0 dahinter geschrieben; der König rief ihn heran und sprach: Herr Freiligrath, ich habe hier eine kleine Besoldung für Sie ausgefertigt, wieviel Nullen sollen wir denn noch hinschreiben? Was meinen Sie? Noch ehe der Dichter geantwortet, erwachte er, und das Traumbild war verflogen. Andern Tags erzählte er der Gattin den überaus lebendigen Traum bis in alle Einzelheiten, — am Abend trat der Briefträger mit dem Schreiben des Kanzlers herein. Freiligrath war wirklich etwas von einem Visionär und hatte

„Von dem, was sein wird, allerlei Gesichte."

Unser Dichter war für diesen Zuschuß, welcher nachmals auf den 1. Januar 1842 zurückdatiert ward, unter seinen damaligen Verhältnissen sehr dankbar, wenn er auch schon Ende 1843, um nicht in der Äußerung seiner politischen Ansichten durch das Bewußtsein einer gewissen Verbindlichkeit behindert zu sein, auf denselben verzichtete.

Zum Schlusse mag hier noch erwähnt werden, daß Freiligrath, durch H. Künzel veranlaßt, am 14. Mai 1842, unmittelbar vor der Abreise nach St. Goar, zu Worms in den Freimaurerbund trat. Indes hat der Dichter, aus welchen Gründen, ist unbekannt, sich an dem stillen Treiben der Maurerei weiterhin in keiner Weise beteiligt. Nachdem er trotz mehrfacher Aufforderung

zehn Jahre lang nichts von sich vernehmen lassen, ward er gestrichen; auch nach der zweiten Heimkehr aus England hat Freiligrath nicht, wie ihm nahegelegt ward, sich um die Wiederaufnahme bemüht.

Betrachten wir die zahlreichen Briefe Freiligraths aus dem Darmstädter Jahre, so stand damals seinem Herzen der nächste Levin Schücking, scherzhaft Kleucker genannt nach dem bekannten Orientalisten des Namens, seiner Zeit Rektor in Osnabrück, einem gelehrten und verkehrten Genie, von welchem ihm Schücking erzählt hatte. Dieser selbst hauste um jene Zeit erst beim Freiherrn Jos. v. Laßberg am Bodensee, übernahm dann für kurze Zeit eine durch Freiligrath vermittelte Erzieherstelle beim Fürsten Wrede. Mit Adelheid von Stolterfoth verbindet unsern Dichter eine in mehr höfischer Form sich ergehende Verehrung. Wieder anders war das Verhältnis zu Karl Buchner, an dem er die gediegene Natur, den treuen und verständigen Rat, die warme Freundschaft hochschätzte; die meisten der Schreiben an ihn sind flüchtige Eintagsbillets, andere dagegen inhaltlich sehr wertvoll. Sehr vertraut, durch mehrere Schreiben vertreten, ist auch das Verhältnis zu Karl Krah, dem Freund im Brohlthale. Daran schließen sich vereinzelte Briefe an Nodnagel, dem er zum Zwecke literarischer Benützung eine höchst anziehende und gemütvolle Darstellung seines Lebensganges giebt, an Simrock, Matzerath, O. L. B. Wolff, Marianne Immermann ꝛc. Wir lassen die Briefe nach der Zeitfolge geordnet erscheinen.

An Karl Krah.

Darmstadt, 22. Juni 1841.

Lieber theurer Freund!

Nur wenige Worte herzlicher Antwort laß mich Dir heute auf Deinen lieben prächtigen Brief vom 7ten zurufen! Tausend, tausend Dank — für Deinen Brief, für Deine Treue, für Dein Anmirhalten, für Deine Vergebung! Zumeist aber für Deinen innigen Antheil an meinem jungen Glücke und für Deine Freundeswünsche zu demselben! Gottlob, sie verwirklichen sich mit jedem Tage mehr! Ich bin glücklich, überglücklich! Mag nun auch kommen, was da will im Leben: ich stehe gerüstet für Alles! Ich weiß, wofür ich ringe, strebe und meine Kräfte anspanne, und wenn ohne mein Verschulden ein Wetter über mich hereinbricht, so hab' ich eine Brust, an die ich mich flüchten, an der ich Muth und Stärke auch für das Schwerste mir holen kann! Gottes Segen über mein Weib! Womit verdiene ich dieß unbeschreibliche Glück? Es ist mir Alles noch wie ein Traum; ich weiß nicht, wie ich zu alle dem komme, ich zwicke und kneipe mich, ob ich wirklich wach bin, ich bin ein glücklicher, kindischer Narr — nächstens sollst Du's mit eignen Augen sehn!

Denn wenn sich nicht Alles gegen mich verschworen hat, so folgen wir noch im Lauf der künftigen Woche Eurer herzlichen Einladung. Wir möchten Euch gar zu gern noch auf Eurem Bergschlößchen das Valet geben; Ihr seid mir und meinem Herzen so fest und innig mit Burg und Waldeinsamkeit verwachsen, daß ich mir Euch fast nur in der ursprünglichen Ruhe und Abgeschiedenheit Eurer seitherigen Verhältnisse denken kann, und fast zürnen möchte, daß Du sie für das bewegtere Leben Cölns aufgeben willst. Dazu ist aber hier der Ort nicht, und wir wollen überhaupt Aeußeres unserer Zustände gegenseitig mündlich besprechen. Dieß Blatt fliegt Dir einzig zu, um uns anzukündigen. Ich stecke noch so tief im Ordnen und Einrichten drinnen, daß ich noch zu keinem ruhigen und behaglichen Schreiben kommen kann und mir erst die Hände waschen und die Aermel reinigen muß vom Dreck und Bücherstaub, wenn ich ein Blatt Papier anrühren will. Doch hab' ich mein neues Logis schon mit Einer Arbeit wenigstens eingeweiht, einer Uebersetzung von Lamartine's schwülstiger kosmopolitischer Hymne an Becker, die Du dieser Tage in Du Monts Zeitung lesen wirst.

Den Tag unserer Ankunft kann ich noch nicht bestimmen, da er noch von allerlei Zufälligkeiten abhängt. Vielleicht heut' in acht Tagen, vielleicht auch ein paar Tage später! Wenn Ihr dann nur noch zu Burgbrohl seid. Wenn Euch überhaupt dieser Brief nur noch dort trifft! Ich konnte leider nicht eher antworten, da ich erst heute Gewißheit erhielt, daß uns die Tour möglich ist!

Verrath' indeß nichts davon, theurer Freund! Wir wollen bloß Euch sehn, und Andernach ist der tiefste Ort, den wir dießmal am Rhein besuchen. Den wackern Schlickus lassen wir natürlich holen, wenn wir bei Dir sind, und ihn kannst Du schon auf unser Kommen vorbereiten! Ich schreib' ihm auch morgen, dem guten, trocknen Westphalen mit seinem bissigen Humor.

Meine herzlichsten Grüße an Deine verehrte Schwester, wie an die übrigen Mitglieder Deiner lieben Familie, wenn sie noch bei Dir sind! — Strolch leidet an verhaltener Lyrik und winselt deßwegen jezuweilen ein Erkleckliches. Sonst ist er wohl, frißt fabelhaft und hat meiner Frau jüngst sogar eine Leberwurst gestohlen, was uns übrigens ganz recht war, da sie nichts taugte. Er grüßt schönstens.

Adieu, liebe, treue Seele! Bis zum baldigen Wiedersehen!

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

[Darmstadt], 18. 8. 41.

Verehrte Freundin!

Sie sehen, daß ich immer noch ein gar träger und sich nur selten in

Erinnerung bringender Briefsteller bin! Möge Ihnen das letztere wenigstens beweisen, daß ich trotz meines öftern hartnäckigen Schweigens denen, die ich einmal als wahre, wohlwollende Freunde erkannt habe, treu anhange und hohen Werth darauf lege, auch von ihnen nicht vergessen oder verkannt zu werden. Leider war es mir auf meiner Rückkehr nach Weimar in verwichenem Frühjahr nicht möglich, in Geisenheim, wenn auch noch so kurz, zu verweilen. Allerlei widriges Geschick hatte mich länger in Unkel aufgehalten, als ich meinem ursprünglichen Plan nach wollte, und so mußte ich nur eilen, der harrenden Braut, die jetzt seit Mai meine liebe kleine Frau ist, wieder zuzufliegen. Ich bin sehr glücklich, soweit nämlich das Glück von der Liebe abhängt. Sonst fehlt es allerdings nicht an Sorgen für den Anfang, doch sind wir ja beide jung und haben uns lieb, und da seh' ich denn der Zukunft mit Vertrauen und Muth entgegen.

Den vorliegenden schriftlichen Gruß bringt Ihnen ein lieber Freund aus meiner Weimar'schen Zeit, Portraitmaler Schramm aus Wien, der von Frankfurt aus, wo er sich augenblicklich aufhält, eine Tour nach Ems beabsichtigt, und mich um eine Einführung bei Ihnen bat. Nehmen Sie ihn mit Wohlwollen auf, ich bitte herzlich darum! Er ist einer der ausgezeichnetsten Künstler im Portrait, die ich noch kennen gelernt; er trifft und behandelt dabei das Technische des Aquarell mit einer Vollendung, wie sie in der That selten ist. Ich bin Laie und würde Eulen nach Athen tragen, wenn ich Ihnen viel von seinen Leistungen reden wollte: lassen Sie sich statt aller Empfehlung sein Album zeigen, Sie werden ihn als Künstler und Menschen lieb dadurch gewinnen.

Das Unternehmen, zu dem ich Sie durch das beiliegende Rundschreiben einlade, lege ich Ihnen dringend an's Herz, und bin der freundlichsten Gewährung im Voraus gewiß. Lassen Sie uns recht bald einen Beitrag der liebenswürdigsten Dichterin empfangen, deren sich der Rhein rühmen kann.

Wenn ich sicher wüßte, daß Sie sich auch mit Nachbildungen Englischer Poesie beschäftigten, würde ich Sie nicht minder gleich zur Theilnahme an meiner mit dem 1. Oktober erscheinenden Zeitschrift für Englische Literatur und Englisches Leben: „Britannia" auffordern. Wenn es Ihnen möglich ist, werde ich stolz darauf sein, Sie auch an dieser Entreprise, auf die ich vorläufig das erste Jahr mit Küch' und Keller basirt habe, durch recht häufige Beiträge betheiligt zu sehen. —

* * *

Dem Brief ist beigefügt die von Freiligrath für sich und den Mitherausgeber Eduard Duller unterzeichnete, vom selben Tage, 18. August 1841, datierte Aufforderung, an einem „Kölner-Dom-Album" mitzuwirken, welches die Beiträge deutscher Schriftsteller bringen, und dessen Ertrag als

Beitrag derselben zum Ausbau des Kölner Domes dienen solle; Geschichte, Sage und Lebensbild des Rheinlandes sollten den Kern des Mitgeteilten bilden. Das Unternehmen gelangte nicht zur Ausführung.

An Levin Schücking.

Darmstadt, 20. August 1841.

Karl Buchner sagte mir jüngst: „Das Briefschreiben sollte billig ganz abkommen in einer Zeit, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe existiren!" und er hat wahrhaftig halb Recht. — Halb! Denn wenn man erst glücklich im Hafen der Ehe sitzt, so kann man auch nicht allezeit an eine Locomotive sich hängen, oder auf einem Dampferverdeck zwischen Mainz und Coblenz ad libitum die Augsburger Allgemeine verfrühstücken. — Ihr indeß, die Ihr noch ungebunden flattern, hierhin und dorthin sausen und „deficiente pecu" Uhr und Siegelring versetzen könnt, Ihr solltet Euch statt Eurer Briefe selbst in die Welt schicken und Euren stabil gewordenen Freunden durch einen Besuch Gelegenheit geben, die Zeit, die sie sonst mit Schreiben an Euch zubringen müßten, zu verküssen und zu verkosen, wie sich's gehört. — Ohne viel Geschwätz: Halte Wort und komm' bald! Ich bin der glücklichste, seligste und zufriedenste Mensch von der Welt, liebend und geliebt, wie ich kaum zuvor gedacht, daß zwei Menschen sich lieb haben könnten; Du sollst Deine Freude an uns haben. Ida ist ein herrliches, unvergleichliches Weib, und ich weiß und empfinde es tief, daß ich durch sie für's Leben glücklich bin. Wir wollen Dir den Anblick eines Glückes geben, das Dich nach einem gleichen lüstern machen, und Dich, da Du Deinen Freund lieb hast, seinetwegen froh und fidel machen soll. — Bitte: komm' bald! Wir können Dich freilich nicht beherbergen, da wir noch zu beschränkt wohnen, doch läßt Dir der 50jährige Lyriker K. C. Tenner ein Quartier anbieten, das Du unbedingt annehmen kannst. Essen hast Du natürlich ein für allemal bei mir, an Einladungen wird's auch nicht fehlen, und so kannst Du, mein' ich, ein paar Wochen eben so billig hier leben als zu Münster. —

Ich bin inzwischen, trotz aller Entschuldigungen, die ich auf Hochzeit, Reisen, Flitterwochen, Einrichtung 2c. 2c. stützen darf, nichtsdestoweniger ein leichtsinniger Mensch, daß ich Dir nicht eher geschrieben. Wenn ich Dir nicht Portrait und Karten durch Schlickum geschickt hätte, so wär' ich ganz untröstlich — jetzt aber geht's doch noch eben an. Nun hat sich aber in der Zwischenzeit eine solche Menge von Stoff gesammelt, daß ich ihn unmöglich alle in dieß Couvert gießen kann. Die mündliche Besprechung muß Alles erledigen, ich freue mich unendlich darauf! Wir sind doch, hol' mich der

Teufel, die beiden gemüthlichsten Strolche von der Welt — säßen wir nur erst wieder bei einander und sähen uns in die respectiven Gespensteraugen!

Lieber, Guter, Einziger! Ich muß schließen! Nun ist es schon spät. Komm' bald und vergib mir, was ich verbrochen habe. Alles Andere mündlich, Immermann und Rhein. Album, wollt' ich sagen: Jahrbuch, nicht ausgenommen. Unterwegs steigst Du natürlich zu Unkel aus und nimmst Schlickum Pictorem in's Schlepptau. Vergiß mir vor allen Dingen den Simplicissimum nicht; auch nicht Johnson's Lives of the Poets und was Du sonst noch von Büchern von mir hast. Wenn mir die vortreffliche Geyerpfeiferin, Annette Elisabeth, nunmehr einen ihrer zahllosen geschnittenen Steine schenken will, so bettle recht schön für mich und leg' mich zu Füßen. Du hast ja immer davon geschwatzt.

Farewell, farewell! Ich hab' Dich lieb wie immer und hoffe Dich bald hier zu haben.

* * *

An August Nodnagel.

Darmstadt, 21. Aug. 1841.

Lieber Nodnagel!

Vergib, daß ich Dich mit den versprochenen Notizen so lange hingehalten habe! Zeit und Lust fehlten, und ich konnte wahrlich nicht eher dazu kommen, als eben jetzt, wo der frische, herrliche Morgen mich eben so sehr mahnt, als tüchtig macht, Dir Wort zu halten. Ich knüpfe meine Mittheilungen wohl am besten an den Artikel über mich im beikommenden 12. Heft des Wigand'schen Conversationslexicons, den ich, was das Chronologische darin betrifft, durchaus bestätigen kann, und nur allerlei Sachliches berichtigen muß. Es ist nämlich durchaus unwahr, daß ich „unter dem Mangel an allen geistig anregenden Einflüssen aufgewachsen sei." Mein Vater war Lehrer an der Detmolder Bürgerschule, ein braver, edler und in seiner Stellung tüchtiger und geachteter Mann, der gewiß zu erkennen und zu fördern wußte, was allenfalls in mir lag. Ich erinnere mich noch jetzt mit Thränen in den Augen der Freude, mit der er die ersten Anfänge des Achtjährigen begrüßte, und der Opfer, die Er, der finanziell vielfach Beschränkte und Beengte, mit Liebe brachte, wo es galt, meine Ausbildung zu fördern. Ich liebte ihn über Alles, und weiß, was ich ihm zu danken habe! — Außer ihm nahm sich vornehmlich unser alter Nachbar, der Historiker Clostermeier, der geistigen Förderung des kleinen Poeten an. Ich mußte allwöchentlich zwei Mal zu einer bestimmten Zeit zu ihm kommen, theils um ihm Rechenschaft über meine Schulstudien zu geben, theils um von ihm

selbst allerlei Sprachliches und Historisches, was ich eben auf dem Gymnasium nicht zu hören bekam, nebenbei zu empfangen. Durch meine Freude daran und die Leichtigkeit, mit der ich mir Alles aneignete, war ich sein erklärter Liebling, wozu vielleicht auch die Naivetät und der kindische Witz, durch die ich ihn nicht selten ergötzte, nicht wenig beitrugen. Wenn seine Tochter (Grabbe's Wittwe) nächsten Monat nach Darmstadt kommt, so kannst Du von ihr eine Menge Anekdoten aus jener Zeit hören, die Dich gewiß zum Lachen bringen werden. Von den Lehrern am Detmolder Gymnasium übten hauptsächlich Rohdewald und Falkmann (der bekannte Stylist) einen wohlthätigen Einfluß auf mich aus; Jener durch Ausbildung meines sittlichen, dieser durch Weckung und Entwickelung meines ästhetischen Gefühls. Wenn mir Falkmann im Sommer 1825, als ich das Detmolder Gymnasium verließ, das Distichon in's Stammbuch schrieb:

Ueberall folgen die Musen und Grazien ihrem Verehrer,
Niedrer und kalter Sinn weist sie allein nur zurück,

so ist das, mein' ich, Beweis genug, daß ich bis dahin nicht „Mangel an geistig anregenden Einflüssen" gelitten, sondern daß die Talente, die man vielleicht in mir entdeckte, Pflege genug erfahren hatten. Ich bin nachher, in einem mannigfach bewegten Geschäftsleben, der Aufforderung, die in jenem Distichon liegt, nach Kräften nachgekommen, wenn der Erfolg, mir wenigstens, auch immer ein ungenügender geblieben ist. Meine Lehrzeit bestand ich zu Soest bei meinem Oheim, einem vielfach gebildeten, und was mehr als das ist, einem überaus wackern und vortrefflichen Manne, der mir Muße vollauf gab, mich theils autodidaktisch, theils durch Privatlehrer fortzubilden. Den größten Theil meiner zahlreichen Privatstunden (Englisch, Französisch, Italienisch und ein Reitcursus sogar) hat er selbst bezahlt! Ich verdanke ihm außerordentlich viel!

Was das Lexicon sonst über mich beibringt, ist richtig, mit Ausnahme meines Verhältnisses zu Grabbe, über das ich mich bereits mündlich gegen Dich ausgelassen habe. Nachdem ich also nachgetragen, daß ich zu Ende 35 und Anfang 36 noch Hugo's „Oden" und „Dämmerungsgesänge" übersetzt (für die formelle Weiterbildung immer von Moment), kann ich gleich einen Sprung machen, und Dich aus meiner Barmer Zeit (1837—1839) an den Rhein nach Unkel führen. Der edlen Mercatura hatt' ich nun vollständig den Rücken gewandt und wollte in stiller Zurückgezogenheit schaffen, was mir der Geist eingäbe. Daraus ward indeß nichts! Von dem Zauber des Rheines ergriffen, den Simrath so wundervoll in seinem „An den Rhein, an den Rhein" angedeutet hat, hab' ich in Unkel viel gelebt und

geliebt, aber wenig gedichtet. Der Aufbau des Rolandsbogens war das Einzige, was ich dort ausführte, und das „Rolandsalbum" die einzige schriftstellerische Merksäule des ganzen Jahrs. Das „malerische und romantische Westphalen", zu dessen Vollendung ich eigentlich nach Unkel mich gewandt hatte, blieb liegen, und wurde erst später von Schücking fortgesetzt. Was ich mir übrigens in Unkel sonst errungen, und welch einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben es bildet, weißt Du und siehst Du alle Tage im Anschauen meines häuslichen Glückes. Ich verließ die kleine Rheinstadt im September v. J., machte dann eine Reise nach Süddeutschland und sah Ida im November in Thüringen wieder. Den Winter bracht' ich theils bei ihr auf dem Lande (in Monra), theils in Weimar zu, wo ich mir in Eckermann, Bürck, dem Maler Schramm u. A. liebe Freunde erworben habe. Im Mai 1841 war meine Hochzeit — seit dem 26. Mai bin ich in Darmstadt. Das Weitere weißt Du — weißt, wie ich lebe und was ich von Literarischem zunächst vorhabe. Möge mir Gott beistehen, noch Viel zu schaffen und Besseres, als bis jetzt!

Ich bin seltsam bewegt, wie ich Dir da das nackte Geripp eines Lebens hinstelle, von dem schon viel Lärm geschlagen, und an dem doch im Grunde wenig ist. Um es begreifen zu können, müßtest Du im Stande sein, zwischen den Zeilen zu lesen. Ach, da grünt manches Grab, da quillt manche Thräne, da fehlt es nicht an durchweinten und durchschwelgten Nächten, ein gebrochenes Mädchenherz zuckt dazwischen — ich bin betrübt bis zum Tode! — Jetzt gilt es, das Alte zu sühnen durch festes Beharren und treues, liebendes Halten an dem neu Errungenen! Ich liebe mein Weib unendlich, und ich hoffe zu Gott, daß ich in dieser Liebe Kraft und Muth für ein Leben finden werde, das man später mindestens nicht ein ganz verfehltes nennen soll.

Doch Du wolltest Notizen, und ich werde sentimental. Vergib und bleib' mir gut! Ich lege noch zwei Nummern des „Lippischen Magazins" bei, in denen Du etwas über meine früheren Detmolder Verhältnisse findest.

Um die Mitte des künftigen Monats wird Frau Grabbe hierherkommen, Schücking, die treue edle Seele, wohl schon früher; Hackländer bestimmt anfangs September. Ich hoffe auf viele frohe Tage.

Von Herzen Dein

Freiligrath.

* * *

August Nodnagel hat die im vorstehenden Briefe enthaltenen biographischen Mitteilungen in einem Buche benutzt, welches mit dem Titel „Deutsche Dichter der Gegenwart, erläutert von A. N." 1842 bei Diehl in Darmstadt erschien. Dasselbe bringt herzlich unbedeutende Besprechungen über Freiligrath,

Eichendorff, Rückert und Heine; doch besaß es seiner Zeit immerhin den Wert, die erste eingehende und dabei authentische Kunde über unseres Dichters Lebensgang mitzuteilen.

An Levin Schücking.

Darmstadt, 31. Aug. 41.

Lieber guter Schücking!

Welche Freude hatt' ich, als mir der Postbote vor einer Viertelstunde Dein Packet einhändigte. Jetzt, seit ich Deinen Brief gelesen, ist sie fort, wenigstens gedämpft, und ich hab' ein Gefühl in der Brust, als läg' ein eiserner Reifen drum. Dein Brief ist kalt und piquirt, himmelweit verschieden von früheren, die Du mir in den letzten zwei Jahren geschrieben. Lieber, einziger Kerl, hab' ich das verdient, trotz meines Schweigens? — „Ausgezeichnetster", „Ceci n'étant à d'autres fins", „fidelissime ami" — sieh', darüber könnt' ich weinen, wie ein Kind, oder wie ich selbst vor einem Jahr zu Frankfurt, als mich ein Blick in die Literatur-Misère unsrer Zeit erst aufs Bett und hernach schluchzend an Deinen Hals warf! Du hättest mich en revanche mit Schweigen tractiren, hättest über mich losziehen, hättest mir saugrob schreiben können, das Alles hätt' ich verschluckt, nur nicht diese Ironie, die mit platten Worten sagt: „Ich bin nicht piquirt!" und doch durch die Art, wie sie's sagt, vom Gegentheile zeugt. Eine Kolbe fang' ich auf zur Noth; gegen Scheidewasser bin ich nicht gewaffnet! Und Scheidewasser hättest Du mir nicht applìziren sollen! Von Dir frißt und ätzt es mehr, als von jedem Andern. Mir wird's nicht wieder wohl in der Haut, bis Du Balsam nachgegossen hast, und daß Du's thun wirst, dafür bürgen mir wenigstens einige Stellen Deines Briefes. Sieh, Kerl, ich packe Dich mit beiden Händen: sei mir wieder gut, ganz ungetheilt und schreib' mir nicht zum zweiten Mal so eine Epistel! — Herr Gott, das Gefühl, dich durch eigne Schuld verloren oder mindestens erkältet zu haben, ließe mir nicht Ruhe mein Leben lang! — Ich mag Nichts mehr sagen, mir stehen die Thränen in den Augen! — —

Wohin hast Du denn vor, Dich diesen Winter zu wenden? Wenn Du noch keinen Ort gewählt hast, so komme hierhin nach Darmstadt! Herr Gott, wie wollt' ich jubeln! Thu's doch, ich bitte Dich! Keine Stadt wird Deinen Bestrebungen zuträglicher sein als eben unsre löbliche Residenz. Du wirst zwar im Ganzen theurer leben als zu Münster, aber doch immer wohlfeil genug. Ein hübsches, trauliches Mansardenlogis ist alle Tage um wenig Geld zu haben, und die Kost läßt sich vielleicht auch billig in irgend einem Privathause ausmachen, möglicherweise gar bei mir selbst, wenn Küche

und Keller erst ein wenig mehr in der Reihe sind. Bei Künzel, der immer ein paar junge Engländer in Kost und Logis hat, wird es gleich von vornherein keine Schwierigkeiten finden, und er würde Dir sicher ein billiger und nicht immer auf den Tag um Zahlung heischender Kostherr sein. Sonst ist das Leben hier still, Zeit und Stimmung werden einem nur selten verdorben, und man kann tüchtig arbeiten. Die Großherzogliche Bibliothek ist ausgezeichnet und namentlich in Rücksicht auf Englische Literatur reicher als die meisten andern ihres Ranges. Das Theater (ich kenn's bis jetzt noch nicht) soll zwar nur mittelmäßig sein, doch ist es immer besser als das Detmoldische, das ja wohl bei Euch spielt — und das Orchester wenigstens ist vortrefflich. Der Kreis, in den Du durch mich kommen würdest und der Dich großentheils schon kennt und liebt, ist ein intelligenter, liebenswürdiger und in mancherlei Weise anregender. Ich nenne nur Buchner (ein herrlicher Mann!), Duller, Künzel, Felsing (der berühmte Kupferstecher), Kaup, Hallwachs (mit Tieck sehr befreundet), Nodnagel, Tenner! Komme und prüfe und wenn's Dir gefällt, so bleib' bei uns! An mir, den ich zuletzt erwähne, weißt Du, was Du hast! Vielleicht zieht Dich auch das! —

Was soll ich Dir nun sonst noch sagen, Du schlechter Mensch, Du malitiöser Kleucker! Daß es mir nach wie vor wohl geht, daß ich ruhig und befriedigt in mir selbst bin, und daß meine Ida das herrlichste Weib von der Welt ist und mich alle Tage lieber hat? Das siehst Du besser mit eignen Augen, und es kann mich also nur zu einem wiederholten: „Caeterum censeo“ veranlassen. Wahrhaftig, Kerl, Du wirst Dich freuen, mich wiederzusehen. Die „toujours liebenswürdige Kreuzfidelität“, von der Du schreibst, wirst Du zwar minder häufig an mir wahrnehmen als sonst, dafür aber eine ruhige Heiterkeit in meinem Wesen ausgesprochen finden, die Du mir vielleicht gar nicht zugetraut hast früher. Komm' recht, recht bald und laß uns froh und glücklich sein, wie zuletzt vorigen Herbst in Unkel, als wir uns von den Prager Studenten Webers letzte Worte und die Marseillaise aufspielen ließen. —

Ach, was haben wir uns viel zu sagen und auszutauschen! Noch einmal: Caeterum censeo, Darmstadium esse adiendum!

* * *

An Levin Schücking.

[Darmstadt, undatirt. Sept. 41.]

Herzenslevin! — wie glücklich hat mich Dein Brief gemacht! Dacht' ich mir's doch gleich, daß Du's nicht so bös gemeint hattest! Als mein Brief fort war und ich Deinen noch 'mal vornahm, sah ich gleich,

daß ich in der Erregtheit der ersten Lectüre zu empfindlich gewesen war, und Ida hat mich von vornherein ausgelacht mit meiner Hyperverletzlichkeit. Doch nun kein Wort mehr davon! Wir wissen jetzt mehr als je, was wir einander sind — nochmals die Hand darauf, alter Kerl! Mach' nur, daß Du bald kommen kannst. Ich sehne mich ungeheuer nach Dir! Nach Deiner Gemüthlichkeit, nach Deinen Gespensteraugen, nach Deinem Second Sight, nach Deiner ganzen tiefen, innerlichen Westphalennatur. Das ist, was uns, als ein gemeinschaftliches landsmännisches Element, so fest an einander kettet! Sie thut es vielleicht um so mehr, als wir uns hauptsächlich außerhalb Westphalens erkannt und aneinander angeschlossen haben: unter den petillirenden, oberflächlichen Niederrheinmännern sind sich unsre soliden, betrachtsamen Biernaturen lieber und mehr zum Bedürfniß geworden, als es vielleicht in Westphalen selbst der Fall gewesen wäre. Denn solid und betrachtsam bin ich, hol' mich der Teufel, auch, mag die böse Welt schwatzen, was sie will, und in Deiner Persönlichkeit erlebt unser treues, tiefes, poetisches Westphalenthum die schönste Verklärung, die ich mir denken kann. — O, unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haidenland! — Mir geht das Herz auf, wenn ich dran denke, — an die eingehegten, friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an Alles, Alles das! — Da ist's still, da ist's friedlich, da saust kein Dampfschiff und da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes verschlossenes Geschlecht, mehr vielleicht als irgend ein andrer deutscher Volksstamm, schon der Verwandtschaft wegen, mit dem Briten gemein hat. Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich später einmal nach Westphalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold, vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein, und am Mund der Mutter hangen, und sterben sehen, und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Innern und Aeußern, gebrochne Herzen und Traualtäre — Alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht, was aufkommen kann? Ich will sehen, was ich zuerst schmiede! Das Leben eines Poeten, poetisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht da gewesen. Denn Byron gibt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob! — Aber wohin gerath' ich? — Ich wollte Dir ja nur sagen, daß

Du mir unendlich lieb bist, und in Gesellschaft Schlicki pictoris bald kommen sollst. Denn auch er ist ein prächtiger Kerl, und wir drei müssen jedenfalls beisammen sein, wenn wir unseren heimathlichen Strich (ich meine Strich Landes und keineswegs den Westphälischen Strich oder Sparren, von dem Immermann einmal mit mir redete) in allen seinen Richtungen zu Darmstadt vertreten wollen. Pack' ihn ja auf zu Unkel, und laß Dich mit einem prächtigen Menschen, Karl Krah, jetzt zu Cöln, früher im Brohlthal, bekannt machen, den ich sehr liebe und den auch Du lieb gewinnen wirst. Ich hab' ihn und seine Schwester Anfangs Juli mit meiner Frau auf seinem Thalschlosse besucht und da ich nicht nach Unkel mochte, Schlickum auch dahin beschieden. Wir haben ein paar herrliche Tage im Thal und am Laacher See mit einander verlebt. — Besuche doch auch Simrathen (in Bonn oder auf dem Menzenberg), ehe Du hierhin kommst. Der Sappermenter antwortet mir in seiner gewöhnlichen altdeutschen Faulheit gar nicht einmal auf meine Einladung zur Britannia. 'S ist aber doch ein lieber Kerl, eine rechte Kernnatur. Wasch' ihm übrigens den Kopf! —

O Prudens, Prudentissime! — Ad vocem meines Lateins: In meinem vorigen Brief steht: adiendum für adeundum! So sagt' ich einmal als Pennal, als wir beim alten Möbius mündlich aus dem Griechischen in's Lateinische vertirten: davit für dedit. Ueber diesen König in Israel ist viel gelacht worden.

Die jetzigen Detmolder Gymnasiasten sind vorgestern altdeutsch in Federbarett zum Hermann hinaufgezogen. Unterdessen ist Herwegh zu Zürich „lebendig". Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts, und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguiren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsers kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kameele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Theil weniger Sorgen gibt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch was Tüchtiges zu leisten. Für's Erste muß ich aber noch in diesem materiellen Druck, in diesem Kampf mit den Verhältnissen drin sitzen, dann wird die Geschichte nachher um so famoser.

Vale, lieber Kleucker! — Dieß ist nun wohl der letzte Brief, den ich Dir vor Deinem Kommen schreibe — werd' ich von Dir noch einen kriegen? Entschuldige mich, daß ich nicht frankire. Meine Casse ist im Augenblick verflucht knapp, und Du hast wohl Pump beim Postboten. Das muß

gegenseitige Convention sein bei uns: Wer Geld hat, frankirt; wer keins hat, läßt's bleiben. — Adieu, Alter! —

* * *

An Luise Grabbe in Mannheim.

Darmstadt, 26. October 1841.

Uebermorgen also werden Sie Ihre Rückreise antreten. Tausend Grüße nach Detmold — an Alle, von denen Sie voraussetzen können, daß sie nahen Antheil an mir nehmen. — — Soest?! Ich bitte: Nein! — Doch geb' ich Ihnen mein Wort, daß ich in kürzester Zeit an meine Familie schreiben, und, so Gott will, alles auf das alte, schöne Verhältniß zurückführen werde. Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu wiederholen, wie diese unselige Störung mir am Herzen nagt, und mir trotz alles übrigen Glückes Tag und Nacht keine Ruh' läßt. — Wozu aber wollten Sie hingehen? Von mir reden? Die Nachricht, daß ich bitter, bitter beklage, würde wohl erfreuen, die gleichzeitige Beschreibung meines Glücks aber eben so sehr verwunden! — Darum bitt' ich nochmals von Herzen: Nein! — Ich muß erst geschrieben haben! — Erkundigen Sie sich aber im Gasthofe, wie es Allen geht und schreiben Sie mir's! — O Gott, weiß ich doch kaum, ob sie noch leben Alle! — Lassen Sie mich bald etwas hören — bald, bald! — Und schreiben Sie mir die reine Wahrheit — ich bin betrübt bis in den Tod! —

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 28. November 1841.

Du mußt meine Faulheit entschuldigen! Es hat seit einem Monat gestürmt — in mir und um mich her, und wie oft ich die Feder angesetzt habe, Dir zu schreiben, so ist doch nie was Gescheutes aufs Papier gekommen. Auch heute nur zwei Worte; in acht Tagen spätestens hast Du einen Dich durchaus befriedigenden Brief. — Vorläufig nur: daß die Britannia wahrscheinlich gar nicht ins Leben tritt. Wie sehr ich mich dadurch im Materiellen für meine nächste Zukunft contrecarrirt sehe, bedarf wohl nur der Andeutung! — Außerdem haben mich Nachrichten aus Soest kürzlich sehr, sehr niedergedrückt, und ich habe manchmal selbst in Gesellschaft Mühe, meinen Thränen zu wehren. — Und das Alles sind Sorgen und Schmerzen, die meine Frau nicht theilen kann! Und einen Freund, wie Du es mir bist, hab' ich hier nicht! So muß ich denn Alles stumm und geduldig in mich hineinfressen!

Sonst geht's mir wohl! Das Glück meiner Ehe, sofern es auf der Liebe beruht, steht auf einem Felsen, und das ist viel, ist alles!

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 3. December 1841.

— Ueber Shakespeare's „Venus und Adonis" bin ich zum Theil Ihrer Meinung, und glaube, daß in dem, worüber wir nicht einverstanden sind, Heinrich Koenig sich auf meine Seite schlagen würde. Nelly und Alice (in William's Dichten und Trachten) sind doch zwei durchaus keusche Erscheinungen, und tragen nichtsdestoweniger kein Bedenken, von dem Gedichte zu reden, es zu loben und es vorlesen zu hören. Ich finde es weniger zuchtlos, als natürlich; und selbst die Zuchtlosigkeit zugegeben, so ist es doch immer noch nicht lüstern. Ein Rubens'sches Bild ist in seiner derbniederländischen Fleischlichkeit bei weitem nicht so gefährlich, als gewisse Pariser Lithographien unserer Zeit, die in berechneter Halbverhüllung erst recht stimuliren. Daß die Nacktheit an sich nicht immer zu verführen im Stande ist, geht ja eben aus diesem Gedichte hervor: hätte Frau Venus nicht so gar plump mit ihren Reizen drein geschlagen, so wäre der keusche Jäger doch noch vielleicht in ihr Garn gegangen. Ich halte eine gute Uebersetzung des Gedichts immerhin für verdienstlich, und meine, daß, wenn wir bloß die Decenz zu Rathe ziehen, wir Nichts von Shakespeare übersetzen dürfen, oder ihn in usum delphinorum castriren müssen. Daß ich den Anfang meiner Uebersetzung in ein Taschenbuch aufnahm, war ein großer Mißgriff, da unsre Damen eben prüder sind, als Nelly und Alice — warum aber eine Uebersetzung des Ganzen, selbständig erscheinend, aus ästhetischen und literarhistorischen Gesichtspunkten nicht dankenswerth sein sollte, seh' ich nicht ein. Vielleicht interessirt es Sie, meine Fortsetzung der Arbeit kennen zu lernen, und ich füge sie drum, soweit sie abgeschrieben ist, ebenfalls dem Couvert bei. Es geht darin fast noch materieller zu als im Anfang.

Nun muß ich aber schließen, und thu' es mit einem herzlichen: Nichts für ungut! In der Hauptsache sind wir doch Einer Meinung! — Mein Exoriare hat das Morgenblatt bereits gebracht. Die belletristischen Blätter wandern mit einer Schneckenhaftigkeit nach Darmstadt, die an's Lasterhafte grenzt.

Die Geschätzte empfiehlt sich wiederum der Geschätzten. Ist es nicht eigentlich treulos, daß wir beiden Schätzenden uns Briefe schreiben über Venerem cupidinesque?

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 5. 12. 41.

Als ich gestern Ihren Brief empfing, hing ich eben mit athemversetzender Gespanntheit über einer Waldscene in Coopers neuestem Romane,

und konnte Ihnen drum nicht gleich antworten. Abends war ich in einem kleinen Kreise bei Prof. Felsing, um von einer liebenswürdigen Dichterin eine handschriftliche „Novelle“ vorlesen zu hören, die eben keine Novelle ist, und der ich, wenn ich den boshaften Kritiker machen wollte, jedenfalls das Epitheton „fatalistisch-pathologisch“ geben würde. Eine einfach erzählte Begebenheit aus dem wirklichen Leben, in der am Ende das sühnende Schicksal im Geifer eines tollen Hundes herangeschwommen kommt, ist, selbst bei aller Unbestimmtheit des noch immer nicht zur Genüge definirten Genre's, für mich wenigstens keine Novelle. Das Herz und das Gemüth der Verfasserin hab' ich auch in dieser Production reichlich zu bewundern Gelegenheit gehabt, als Kunstwerk aber hat sie mich durchaus nicht befriedigt.

Ich führe das Alles nur als abermaligen Beweis an, wie das ästhetische Urtheil über einen und denselben Gegenstand, je nach der Individualität des Empfangenden, verschieden sein kann. So geht's uns auch mit dem alten William. Daß ich Ihnen zum großen Theil in Allem, was Sie gegen „Venus und Adonis“ vorbringen, Recht gebe, wissen Sie; daß ich das Gedicht aber mit demselben Rigorismus (Menzelianismus und Pruderie wollt' ich Ihnen nicht vorwerfen) beurtheilen sollte, wie Sie, ist mir unmöglich. Was Sie zur Entschuldigung der Shakespeare'schen Ungenirtheit überhaupt sagen, daß sie aus seiner Zeit hervorgegangen wäre rc. rc., muß eben auch auf die Venus angewandt werden. Wer ohne diese billige Rücksicht an die Lectüre des Gedichts geht, wird sich immer abgestoßen fühlen, wer es aber aus reinem Interesse an der künstlerischen und psychologischen Entwicklung von Shakespeare's Riesengeiste, als nicht zu übersehendes Antecedens seiner späteren gediegenern Schöpfungen, als erste jugendliche Lanze des gewaltigen „Speerschüttelers (Shakespeare)“ in die Hand nimmt, wird es nur zu seiner Freude thun und das, was ihn sittlich und ästhetisch verletzen möchte, der Zeit und der Jugend des Dichters zur Last legen. Und daß ich nur für solche Zwecke übersetze, trauen Sie mir doch zu!

Die kleine Controverse, bei der am Ende doch jeder auf seiner Meinung bestehen bleibt, wie bei allen Controversen, macht mir Spaß, und ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie sie anregten. Gerade darum, mein' ich, ginge man freundschaftliche Beziehungen ein, daß man sich ohne ängstlichen Rückhalt, ohne Empfindlichkeit und Uebelnehmerei manchmal den Kopf wüsche. Ich hatte übrigens in Jahr und Tag kaum noch an den Gegenstand unseres Streites gedacht, und er ist mir erst durch Sie wieder in frische Erinnerung gebracht worden.

Treulichst und herzlichst Ihr

F. Freiligrath.

An Karl Kraly.

Darmstadt, den 15. December 1841.

Es hat lange gedauert, Du lieber, treuer Freund, eh' ich Deine letzten freundlichen Zeilen, die ersten aus dem Banne des Cölner Doms! — beantwortet habe. Arbeit und Aerger sind Schuld gewesen! Daß ich des letzteren in dieser Zeit nicht wenig gehabt habe, möge Dir der Eine Umstand beweisen, daß die Britannia, nach manchem Zeit- und Geldverlust durch Vorarbeiten, Correspondiren, Anwerben von Mitarbeitern in Deutschland und England u. s. w., ja nach bereits erfolgtem Druck der ersten Nummer sogar, nunmehr doch nicht erscheinen wird. Die Verleger sind nach furchtbarem Hinhalten und Ausflüchten aller Art endlich vorige Woche mit der Erklärung herausgerückt, daß sie bei dem Unternehmen kein Heil voraussähen, und also lieber davon abstehen wollten! Wir erhalten nun freilich einen kleinen Schadenersatz von ihnen, das ist aber auch Alles, und ich komme dadurch kaum zu meinen wirklichen Auslagen. Eh bien, was läßt sich machen? Wie ich die Verlagshandlung kennen gelernt habe, würde die Redaction, auch beim wirklichen Erscheinen des Blattes, fortwährend in Hader mit ihr gelegen haben, und daraus wäre auch kein Heil erwachsen. Der liebe Gott (auf den ich, beiläufig bemerkt, große Stücke halte, und mich mehr auf ihn verlasse, als Du vielleicht glaubst) wird's wohl so zu meinem Besten gelenkt haben, und mich und mein liebes Weib auch ferner führen. —

Auch abgesehen von den Arbeiten zur Britannia hab' ich kürzlich mancherlei gemacht, und Anderes (worunter der unvergessene Laacher See mit der Widmung an Dich und Schlickum) wird in kürzester Frist vom Stapel laufen. Morgenblatt und Europa erhalten vorläufig ausschließlich, was ich zum Druck befördere, und Du weißt also, wo Du mich zu suchen hast, wenn Joseph, der eben so Lange als Redliche, mir nicht die Ehre erweist, mich im Feuilleton seiner Zeitschrift nachzudrucken. Mein Exoriare aliquis muß ja dort, wenn auch in verschiedener Weise, mannichfach angesprochen haben, wie's mich wenigstens der Ausfall dagegen in einer der jüngsten Cölner Zeitungen erwarten läßt. Schreib' mir doch Deine und Deiner lieben Schwester Meinung über das Gedicht. Keinenfalls, Freund meiner Seele, laß' Dich durch Geschwätz über mich, wie Du's in Deinem letzten Briefe ausplauderst, irre machen an mir. Ich fühl' es noch voll und mächtig in mir pulsen, und wenn ich auch in jener gottvergessenen Unkeler Zeit mordsfaul war, und wenn ich selbst jetzt noch manchen Fehltritt thun sollte, so kann ich doch mit vollem, freudigen Bewußtsein sagen, daß ich mich noch nicht ausgegeben habe, und im Gegentheil Besseres und Reicheres versprechen darf, als ich schon gedichtet bis jetzt. — Jene Recension

des Diego Leon enthält übrigens neben einigem Wahren vieles Falsche, und geht insonderheit unredlich zu Werke, insofern sie meine politische Gesinnung verdächtigen will. Ich habe den Stoff lediglich aus menschlichem Interesse aufgegriffen, und wenn ich mich gegen alle und jede Consequenzen, die man aus der Wahl eines solchen Stoffes möglicherweise ziehen könnte, ganz besonders durch die Worte verwahre:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei,

so ist es mindestens nicht ehrlich, die Aufrichtigkeit dieser Verwahrung zu verdächtigen, wie es in jener Recension geschehen. —

* *
*

An Adelheid v. Stolterfoth.

Darmstadt, Sylvester 1841.

Ich kann das alte Jahr nicht beschließen, ohne Ihnen, verehrte Freundin, noch ein Wort des Dankes zuzurufen. Ihr letzter Brief hat mich und meine Ida wieder einmal recht erquickt und gestärkt, und ich hätte Ihnen schon längst darauf geantwortet, wenn ich nicht über die „Britannia" im Ungewissen gewesen wäre. Das Unternehmen ist, noch ehe es geboren war, zu Grunde gegangen. Nachdem die Verleger mich nach Darmstadt gelockt hatten, nachdem in Deutschland und England tüchtige Mitarbeiter geworben waren, nachdem bereits die erste (freilich nur pro forma gedruckte) Nummer vorlag, ziehen die Menschen sich zurück, und da ich mich in meiner Ehrlichkeit nicht contractlich mit ihnen sicher gestellt habe, so muß ich jetzt sehen, wie ich mich mit ihnen abfinde. Es ist eine trübe, bittre Erfahrung, die ich aus dem alten Jahre mit in's neue hinübernehme, und wenn ich nicht von Haus aus einen frischen leichten Sinn hätte, und namentlich jetzt, an der Seite eines lieben Weibes, über die Unbilden des Lebens mich zu erheben im Stande wäre, so könnte der heutige Sylvesterabend ein recht düsterer für mich werden. Aber er soll es nicht! Ich fühle mich jung und liederreich mehr als je, und so will ich denn frisch und vertrauend in 1842 hineinschreiten! Erhalten Sie uns nur auch im neuen Jahr Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme! Sollte es sich mit einer Stellung im Nassau'schen nach Ihrer Idee gestalten, so nehme ich sie aus Ihrer Hand gern und dankbar an! Was ich gefühlt, als ich Ihren gütigen Vorschlag las, brauch' ich nicht zu sagen! Worte sind so wenig! — —

Für die schönen Gedichte zum Cölner Dom-Album meinen herzlichen Dank. Ob das Buch erscheinen wird, ist freilich auch noch die Frage, da

der Dom-Verein unser Project ziemlich gleichgültig aufgenommen hat, und wir ohne ihn nichts wagen können. Ueberall gescheiterte Entwürfe! — Gottlob ist wenigstens dieser letzte noch zu keiner Lebensfrage geworden! —

* * *

Eine Stelle in der Mitte dieses vorstehenden Briefes bezieht sich auf einen um jene Zeit mehrfach besprochenen Plan, Freiligrath die möglichenfalls bald erledigte Stelle eines Landesbibliothekars in Wiesbaden zu verschaffen, wozu Adelheid v. Stolterfoth ihre Unterstützung verhieß.

An Karl Simrock.

[Darmstadt, Ende 41 oder Anfang 42.]

Lieber Simrath!

Nur wenige flüchtige Worte, da Du wahrscheinlich eben so ungern Briefe empfängst, als welche schreibst. Zuerst also ein herzliches: Prost Neujahr! Bleib' mir auch im neuen Jahr zugethan, und wenn Du es auch nicht über Dich gewinnen kannst, mir zuweilen ein kurzes Lebenszeichen zu geben, so laß' wenigstens beim nächsten Wiedersehen (wahrscheinlich findet es im Sommer statt) Deinen Händedruck ebenso warm sein, als er es beim Scheiden war.

Dann bitt' ich Dich, mir die Mitdedication meiner 4. Auflage, von der ich ein Exemplar beilege, nicht verübeln zu wollen. Es drängte mich Dir auch einmal öffentlich zu zeigen, wie werth Du mir bist. Nimm freundlich an, was ich Dir freundlich biete.

Gott mit Dir, Du eben so Fauler, als Redlicher! Dein Bild (auf dem Umschlag der Rheinsagen) liegt in diesem Augenblick vor mir, doch schreibst Du auf ihm wohl eher an Deinem Parcival, als an einem Briefe an mich. Es geht mir wohl, muß ich doch noch zum Schluß bemerken! Ich lebe still und solide vor mich hin und lasse mir von meiner Frau die trüben Wintertage hell und sonnig machen. Ich arbeite jetzt tüchtig an meiner Uebersetzung der Hemans (Proben haben längst im Morgenblatt gestanden), zu der auch meine Frau ein Dutzend Gedichte beisteuern wird.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 11. Januar 42.

Fast fürcht' ich, daß mein Sylvesterbrief ein wenig zu düster war, oder daß die Andeutungen, die ich an das Scheitern der Britannia knüpfte, Sie vielleicht mit zu viel wohlwollender Besorgniß wegen meiner Zukunft erfüllten. Jedenfalls bleibt es ausgemacht, daß mir eine „gesicherte bürgerliche,

Existenz" Noth thut — ein prosaisches Spalier, an dem der Epheu meiner Poesie lustig und ungedrückt in die Höhe ranken möge. Wo ich's finden werde, ist mir freilich noch nicht klar. Ob in Preußen, muß sich jetzt bald entscheiden. Prinz und Prinzessin Wilhelm, denen ich bei ihrem Hiersein vorigen Herbst einigemale aufzuwarten die Ehre hatte, versicherten mich aus freien Stücken, daß man mich in Preußen sicher berücksichtigen würde, wenn ich irgend die Absicht hätte, dahin zurückzukehren. Damals war ich noch durch die Britannia gebunden, und konnte also bloß meinen freudigen Dank für jene huldvolle Aeußerung zu erkennen geben. Nachher aber habe ich mit Herrn von Radowitz zu Frankfurt, auf den mich Prinzeß Wilhelm zu verschiedenen Malen hinwies, mündlich und schriftlich über die Möglichkeit einer Anstellung im Preußischen conferirt, und jetzt bereits vor 1½ Monaten, gemeinschaftlich mit einem von Alex. von Humboldt protegirten Freunde, Noback zu Erfurt, eine Bittschrift an den König gelangen lassen, „daß es uns vergönnt sein möge, eine vom Staat unterstützte und garantirte Handels-Akademie in Berlin zu errichten."

Ich gestehe offen, daß ich mich diesem Unternehmen meines Freundes Noback nur angeschlossen habe, weil ich ihm, für den Fall der Ausführung seines Plans, schon vor längerer Zeit meine Betheiligung zugesagt hatte. Eine Placirung im Bibliothekfach wäre meinen Neigungen weit entsprechender. Herr von Radowitz ist auch der Meinung, daß unsre Bitte, trotz Humboldt's lebhaftem Interesse, aus mancherlei Gründen keine Berücksichtigung finden werde, und wir müssen jetzt zunächst den Bescheid erwarten. Prinzeß Wilhelm habe ich übrigens schon vor Weihnachten von jenem Schritte benachrichtigt.

Keinenfalls kann derselbe schaden, auch für den Fall einer abschlägigen Antwort. Der König weiß jetzt, daß mir an einer Stellung im Preußischen gelegen ist, und die Art, in der ich darum eingekommen bin, bringt mir keine Unehre. Ich habe keine Sinecure verlangt, sondern für eine Sicherung meiner Lage reelle Dienste angeboten! Zudem hab' ich mein Gesuch nicht im Geringsten durch mein Bischen literarischen Renommée's motivirt, sondern nur das Nämliche erbeten, was mein Freund, ein durchaus tüchtiger Mann zwar, aber nicht im Entferntesten eine Notabilität, als Preußischer Staatsbürger überhaupt erbitten zu dürfen glaubte.

Bis jetzt kommt mir ein Ruf nach Preußen immer noch problematisch vor, und Sie werden es mir drum nicht verargen, verehrte Freundin, wenn ich in meinem letzten Briefe die Aussicht nicht zurückwies, die Sie mir, als später vielleicht möglich, in Ihrem Lande eröffneten. Was sich mir in ehrenhafter Weise zunächst darbietet, ist mir das Liebste und Willkommenste. Darin sind Sie gewiß mit mir einverstanden! —

Schücking, der Treue, Tiefe, Gute, sitzt diesen Winter auf dem Schlosse des alten Nibelungen von Laßberg zu Meersburg am Bodensee, und bringt dort die Bibliothek seines edeln Wirthes in Ordnung. Schücking ist eine über Alles liebenswürdige und poetische Natur.

* * *

An Levin Schücking.

Dstdt., 3. Febr. 42.

Theuerster Levin!

Du hast Recht, daß ich ein Schlingel bin, und ein großartiger dazu! Vier Briefe von Dir hab' ich schon aus Meersburg empfangen, und Du hast kaum eben soviel Wische dagegen gekriegt. Nun, sei nicht bös, alter Freund! Du weißt ja, daß ich ein fauler Mensch bin, aber doch eine ehrliche Haut, die von ganzer Seele an Dir hängt, und die Du ad libitum, um im Bilde zu bleiben, ausklopfen und gerben kannst, wenn sie's gar zu arg macht. Basta, Amen, Selah! Der Tuback meines Schweigens ist sehr stark gewesen dießmal, aber ich habe Dir ja schon im Octbr. eine Friedenspfeife geschickt, aus der Du ihn rauchen konntest. —

Lieber Kleucker, Du mußt ja in einem wahren Paradiese sein bei Deinem alten Freiherrn, dem Du seine saubere Fraktur so zierlich nachmalen kannst! Ich sitze derweil zu Darmstadt auf dem Trockenen und würde mich herzlich langweilen drin, wenn ich nicht meine Frau, meine jungen Lieder (Du mußt wissen, daß ich fleißig bin) und dann und wann einen Brief aus Meersburg, Görlitz, Deutz, Unkel und etwelchen andern Gutleutnestern hätte. Nun will ich aber erst das Geschäftswesen auf die Seite bringen und zwar auch nummernweis, sintemal das schneller geht, „hernach dann schwätzen wir!" —

Die Britannia ist wirklich zu Grunde gegangen, und ich habe deßwegen mit Künzel eine Erklärung in der Augsbgr. Allgem. Zeitung losgelassen. Ich habe nicht Lust, die Unternehmung der Britannia noch einmal aufzunehmen, nachdem sie gleich Anfangs so viel Pech gehabt hat. Die Felicia und manches Eigene nehmen mich fast ganz in Anspruch jetzt, und wenn ich damit fertig bin, so wird sich wohl etwas Anderes gefunden haben, das mich dem Prekären einer auf ein Journal angewiesenen Existenz überhebt. Es sind Haken nach mehr als einer Seite ausgeworfen, und sobald irgend ein Wallfisch angebissen hat, sollst Du's wissen.

Ueber Deine ganz superbe Domschrift sollst Du bis zum 15. d. M. eine Anzeige in Du Monts Blatte finden. Die Auspicien für den Bau sind doch herrlich jetzt, es ist eine wahre Lust! In einer Simrathen zugeeigneten Rheinsage, die Du wahrscheinlich in den ersten Tagen im Morgenblatt lesen

wirst, hab' ich auch des Gegenstandes gedacht, und bin eben wieder mit einem besonderen Gedicht darüber beschäftigt, das ich bis zum 15. Du Mont schicken will. Mich soll wundern, was Du über jenes: „Auch eine Rheinsage" sagen wirst. Der Conception nach fällt es noch in die Unkler Zeit, ist aber erst in voriger Woche niedergeschrieben worden. Auf alle Fälle bitt' ich Dich um ein brieflich Urtheil.

Wenn Du wieder hier bist, mach' ich Dich mit einem ganz famosen Frauenzimmer bekannt, die ohnlängst von Wien hierher kam, mit Zedlitz befreundet ist, selbst dichtet und für meine Lieder enthusiasmirt ist. Sie gehört der ersten Darmstädter société an, ist 25 oder 26 Jahre alt, geistreich, witzig, talentvoll, lebendig — kurz ein Mädchen, die einem Dichter gefährlich werden kann. Kerl, da heißt es, die Rococostaatsweste anziehen und das Wasser Deines Steines spielen lassen! Dann wird sie nicht widerstehen können und es wird nicht lange dauern, so tritt die gemeinsame Wirthschaft in's Leben. —

Jetzt ist unser Leben ziemlich still und gemüthlich einförmig! Sonst hat's im Herbst noch manchen Besuch abgesetzt, manche Bekanntschaft ist noch gemacht, manche noch erneuert worden. Clemens Brentano, Freiherr von Gagern, Dingelstedt, Carriere, Frau Grabbe, Frau Gutzkow, Lorenz Diefenbach — Gott weiß, wer sonst noch! Am wohlsten ist uns selbander in traulicher Stille, wie eben jetzt, wo ich in meiner Frauen Cabinetchen, hinter Blumen und zwischen Bildern, bald mit Dir und bald mit Ida kohle und kose.

Wo ist denn eigentlich die Droste, Du Geheimnißkrämer? Empfiehl mich zu Gnaden, ihr und dem Laßberg. Gott mit Dir, Du theurer lieber Kerl, Freund meiner Seele! Künzel, Nodnagel, Duller, Tenner — Alle grüßen bestens. Ist Dein Meerschaumkopf gut geworden? Nochmals, vale! — Mit Kuß und Handschlag in alle Wege Dein wandellos treuer

Freiligrath.

Von Buchner noch einen ganz besonderen Gruß! Er und sie sind die treumeinendsten Freunde, die wir hier gefunden, obgleich man auch mit ihnen im Umgang nicht über gewisse Grenzen hinaus kommt. So vertraut wie mit Dir werd' ich freilich mit Buchner nie werden. Nichtsdestoweniger ist er ein lieber braver Mann, ein ehrenhafter und ehrenwerther Charakter!

* *
*

An Karl Krah.

Darmstadt, 4. Febr. 1842.

— Mein größtes ohnlängst fertig gewordenes Gedicht heißt „Auch eine Rheinsage" und ist Simrathen dedicirt, dem ich es schon vor zwei Jahren

versprochen hatte und erst jetzt mein Versprechen löse. Das durfte wohl doch dem Laacher See noch voraus gehen? Verlaß' Dich übrigens drauf, daß auch der bald eine Ueberschwemmung in den Blättern anrichten soll! Die „Rheinsage" habe ich an's Morgenblatt geschickt (wo sie mir grade 37 1/2 Gulden einbringt), doch wird sie Du Mont wohl gleich im Feuilleton nachdrucken. Sie hat ein speciell Cölnisches Interesse, und mich soll's wundern, wie man sie aufnimmt. Schreib' mir auch, was die Leute sagen. Namentlich, ob sie den Humor und die gutmüthige Selbstpersiflage des Gedichtes verstehen? Da es, der ersten Conception nach, wirklich noch in meine Unkeler Zeit fällt, so hab' ich natürlich auch gethan, als ob es damals geschrieben wäre, doch kann ich Dir im Vertrauen sagen, daß nur die 2 ersten Strophen in Unkel entstanden sind, die 47 übrigen aber vorige Woche hier zu Darmstadt hinter der Katholischen Kirche. Das thut natürlich Nichts zur Sache!

Nun kommt die lustige Carnevalszeit, und Du wirst mit Deiner lieben Schwester wohl jedenfalls den Gürzenichsball mitmachen! Sei solide, altes Haus, und verkneipe nicht so viel Geld, wie ich vor zwei Jahren! Alles vergeht, Tugend besteht, Papiergeld verweht, Vivat die Solidität! Darnach richte Dich! — Melde mir übrigens, was sich Neues im Reiche der Narrheit zugetragen hat. Item, was es Neues in der Dom-Angelegenheit gibt, der großen, herrlichen, der ich grad' heut ein Lied widme.

* *
*

An Karl Buchner
zu seinem
sechs mal siebenten Geburtstage
12. Febr. 1842.

Geburtstag? — Was? — Schon wieder heut?
Was — zweiundvierzig Jahr?
So nehm' sie sich doch Zeit, Frau Zeit!
Sie rennt zu rasch, fürwahr!
Man bliebe gern doch manchmal stehn,
Blieb' immer Jüngling gern!
Ja, schönen Dank! Da hilft kein Flehn:
„Marsch, zu den alten Herrn!"

Altherrlichkeit? — O trister Schluß!
Altherrlichkeit? — Zu viel!
O bittres Muß, o harte Nuß!
O ehrbarernstes Ziel!
Die Stirn gefurcht, das Haupt bemoost —
Wie lag das einst so fern!
Nun ist es da, nun sagt man: „Prost,
Ihr andern alten Herrn!"

Und kann es, mein' ich, freudig thun
Und mit gehobner Brust!
Wohl ist man aus den Kinderschuh'n,
Doch auch — kein Graukopf just!
Noch wirkt man rüstig, strebt und schafft,
Von Mark erfüllt und Kern:
O, gäb' es nur von gleicher Kraft
Recht viele alte Herrn!

Und dann: — Zu Haus ein froh Gemisch
Von Kindern, groß und klein;
Sechs offne Mäuler um den Tisch,
Die lustig „Vater!" schrein;
Und über all der wilden Brut
Ein liebes Weib als Stern: —
So, dächt' ich, sitzt es sich schon gut
Im Rath der alten Herrn!

Auch treue Freunde steh'n bereit
Mit Herz und Mund und Hand:
Drum muthig der Altherrlichkeit
Das Auge zugewandt!
Umfängt das Haupt einst Silberglanz, —
Und wären sie auch fern,
Sie weihen dennoch Lied und Kranz
Dem ur-uralten Herrn!

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 24. 2. 1842.

Liebster, bester Freund!

Kaum war mein gestriger Brief aus dem Thore, als Dein köstlich Packetchen mit seinem allerliebsten Begleitschein eintraf. Wir haben uns köstlich amüsirt über Dich, Du famoser Knöpflesschwab! Hol' mich der Teufel, Du warst trunken von Knöpflen, als Du Deinen Brief schriebst. Ueber Dein: „Hä?!" hab' ich mich fast gewälzt vor Lachen, und meine Frau hat von Herzen mit eingestimmt, Du lieber, excellenter Mensch! Dir muß urwohl sein auf Deinem Schloß am Meere, daß Du am Tage Susannen der Unverführbaren so Kleuckerische Fabelhaftigkeiten schreiben kannst. Dank, tausend Dank für Alles! Jetzt hab' ich aber keine Zeit mehr, drüber zu schwätzen, sondern muß Dir, eh' ich in der nächsten halben Stunde mit der Post gen Frankfurt säusele, in aller Eile noch die gestern angedeutete importante Mittheilung machen. —

[Es folgt nun eine längere Auseinandersetzung über die vom Fürsten Wrede dem Freund angebotene Erzieherstelle.]

Mehr kann ich Dir heute nicht schreiben, da ich gleich fort muß. Erwäge nun Alles in einem feinen Herzen, und geh' mit der Droste und dem Edeldegen säuberlich zu Rathe, auf daß Du keinen dummen Streich begehest! Du wärst wirklich recht ein Mann für den Fürsten! Ich las heute seinen Brief, worin er sich nach einem Erzieher umsieht. Sehr lieb, sehr herzlich, sehr gediegen! Einen „Freiheitsschwindler und Weltverbesserer" will er nicht, wenn auch einen Mann, der auf der Höhe der Zeit steht. Ich wüßte nicht, ob er so leicht Jemanden fände, der dieser Anforderung in dem Maße entsprechen könnte, wie Du! Drum prüfe und überlege und behalte das beste!

Uns am Darm freut es schließlich sonderbar, daß wir am Schwäbischen Meere, wie es einem Könige zukommt, bei Gelde sind, — wegen des Porto's! Wir am Darm befinden uns nämlich augenblicklich im Zustande baldigster Abgebranntheit. Das Rädlein Fortunä hat sich gewaltiglich mit Uns gesenkt, je dennoch hoffen wir zu Gott, daß es sich demnächst wieder erheben werde, wo wir sodann mit gewohnter Generosität frankiren wollen, wie ehedem in den Tagen unserer klingenden Glorie! —

Adieu, liebster Kleucker! Allemal Dein

Kleucker.

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 26. 2. 42.

Herweghs Gedicht ist schön und hat mich gefreut. Ich werde in kurzer Zeit eine Antwort fertig haben, und sie im Morgenblatt drucken lassen. Mein keckes Wort („Der Dichter steht 2c. 2c.") gereut mich nicht. Es hat eingeschlagen und gezündet, gleichviel ob pro oder contra, und die Frage über die Stellung der Poesie zu den politischen Erregungen des Tages ist dadurch in einem weitern Kreise populär geworden, als hundert Recensionen über Hoffmann, Herwegh und Dingelstedt (Kuckuck, Lerche und Nachtigall, wie die neuesten Blätter für liter. Unterhaltung sie nennen) es vermocht hätten. Herweghs Gedicht blitzt und blendet, aber eben mit einigen seiner prächtigen Bilder hat er mir famose Waffen in die Hand gegeben. Sie sollen übrigens mit meiner Antwort zufrieden sein. Ich will bloß die Rechte der Poesie wahren: — es wäre doch grauenvoll, wenn wir einzig politische Gedichte machen dürften! —

* * *

An Christian Matzerath.

Darmstadt, 1. März 1842.

Lieber alter Freund!

Den herzlichsten, wärmsten Gruß zuvor! — Es hat wieder lange

gedauert, eh' ich Deinen Brief vom Juli vorigen Jahres aus einem Wust anderer Reste hervorgesucht und mich über seinen Inhalt und Ton wiederholt gefreut habe! Ich bin eben ein großer Faulenzer, alter Matz, und Du mußt Nachsicht mit mir haben! Haben es doch auch andere Leute mit mir und ich wiederum mit anderen Leuten! Wie ich unter Anderen von Simraths altdeutscher Schweigsamkeit zu leiden habe, davon kannst Du Dir einen Begriff machen, wenn Du erfährst, daß ich seit vorigem Sommer auf zwei Briefe, auf die Mitwidmung meiner 4ten Auflage, auf Einsendung eines Exemplars derselben und allerneuestens auf die Zuschrift meiner fürtrefflichen Rheinsage bis heute auch noch nicht das blasse Insect von dem Parcival-übersetzenden Beatus ille des Menzenbergs gehört oder gesehen habe. Doch vergeb' ich's ihm, denn ich weiß ja, daß es so seine Art ist und daß er's nicht bös meint. — Gleichermaßen möcht' ich mich nun auch Dir zu freundlicher Nachsicht anempfohlen halten! —

Wie Du inzwischen gesehen haben wirst, hab' ich meine 4te Auflage auch Dir mitgewidmet und hoffe, daß Dir die Widmung recht gewesen ist. Ich würde Dir längst ein Exemplar geschickt haben, aber Buchhändlergelegenheiten sind mir wegen ihres Schneckenganges verhaßt, und die Sendung zur Post hätte mich oder Dich schier eben so viel gekostet, als das Buch werth ist. Ich bitte Dich drum, es Dir entweder zu kaufen, oder bis zu Deiner Hochzeitsreise zu warten, wo ich's dann Deiner jungen Frau zum Zeichen meiner alligatorischen Wohlgewogenheit überreichen werde. Vorläufig nimm die Widmung freundlich auf! Wir haben so manche gute Stunde heiterer Jugendlust mit einander verlebt, wir haben so manchen Römer jubelnd zerschmettert, daß die Erinnerung daran mir noch jetzt in der Seele wohlthut und daß es mir Bedürfniß war, Allem dem, für Dich und mich ein Denkmal zu setzen, so gut ich's vermochte. Und das ist eben das Stück Widmung! —

Laß' mich sehen, was mir Dein Brief noch zu besprechen gibt. — Rheinisches Jahrbuch — transeat! Der Schwierigkeiten waren zu viele, und beim Eintreffen Deines Briefes war es ohnehin schon zu spät damit. Laß' uns froh sein, daß wir wenigstens zwei Jahrgänge mit Ehren hinausgeführt haben; es ist doch immer ein ordentliches Unternehmen gewesen, und wir können männiglich damit unter die Augen treten. — Mir ist's seitdem noch schlimmer gegangen, wie Dir! Du wirst wissen, wie Konrad Schwenck[1]),

[1]) Konrad Schwenck veröffentlichte in der Allg. Literaturzeitung, August 1841, Nr. 151, 152 eine sehr bissige, kleinliche und boshafte Kritik von Freiligraths Gedichten, wofür ihm Prutz alsbald darnach in den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst 1841, Nr. 135 ff. derb heimleuchtete.

der aschgraue Lexicograph von Frankfurt, in der Allgemeinen Ztg. mit rother Dinte mich bespritzt hat. Schwenck dagegen ist von Prutz in den Deutschen Jahrbüchern auf eine Weise abgefertigt worden, die mir in der Seele wohlthat, revanchirt sich dagegen eben jetzt wieder im Januarheft der Ztg. mit einer Herunterreißung des Prutzischen Mährchens. Item verhackstückt er jetzt auch andere Leute in ähnlicher Weise, wie früher mich, so namentlich Pfizer, Lenau, Grün und Zedlitz. Solamen miseris socios habuisse malorum. — Du siehst, daß ich noch lange nicht so indifferent gegen die Kritik bin, wie Du, alter Freund! Seh' ich auch wohl ein, daß solche Kerle durchaus unfähig sind, ästhetische Kritiken zu schreiben, so wallt mir doch das Blut, wenn ich mich oder meine Freunde von ihnen gehudelt sehe, und ich könnte sie im Moment des ersten Zornes massakriren. Nachher wird man dann freilich ruhiger und lacht über seinen eigenen Ärger. Vorigen Donnerstag hab ich ganz sittig neben Schwenck im Parterre des Frankfurter Theaters gesessen und mich weidlich an seinem Schrecken und seinen Gesichtern ergötzt, als ein Freund mich absichtlich laut bei Namen rief. Er sah mich zum ersten Mal, und es mochte ihm doch wohl schwül werden, als er mich so plötzlich Seite an Seite neben sich sah. Es hat mir vielen Spaß gemacht. —

Mein ohnlängst keck hingeschmissenes Wort:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
> Als auf den Zinnen der Partei,

scheint jetzt fast ebenso bestritten werden zu sollen, als früher mein: Der Dichtung Flamme rc. rc., es ist mir aber Ernst damit, und es gereut mich nicht. Herweghs schönes Gedicht gegen mich wirst Du mit Ruge's breiter Sauce in den Jahrbüchern gelesen haben — ich bin eben jetzt mit einer Antwort beschäftigt, und wenn ich, wie vorauszusehen, auch nicht das Feld behalte, so tröst' ich mich doch wenigstens mit dem Gedanken, daß ich die Debatte mit einem einzigen dreisten Worte weiter gebracht oder doch populärer gemacht habe, als hundert Recensionen im Stande gewesen wären. Herwegh ist mir übrigens ein werther Kerl, durch und durch Poet, immenses Talent, Wahrheit der Gesinnung — sonst allerdings Fanatiker! Dingelstedt ist dagegen Nichts als ein allerdings sehr bedeutendes Talent; ich bin, beim Teufel, glaub' ich, eben so liberal wie Dingelstedt (wenn ich auch nicht Herweghs vagen, in's Blaue hineinstürmenden Fanatismus theile), aber Gott soll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Trotze Wucher treibe, der wandelbaren aura popularis zu Liebe. Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt, sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und

wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein anderes als das des Refractärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt durch Liebe geläutert und verklärt, Alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: „Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.“ Saubere Parteigänger, diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Aeneas schützte, und warum es wiederum Mars mit der Venus hielt!

Fort drum mit diesem Lumpengottgelichter,
Mit dem du heuer keine Kämpfe stillst!
Laß' Männer für dich reden — Männer, Dichter,
Wenn einem Dichter du begegnen willst!
Wie geht es zu, daß jener Ghibelline
Aus deinem Lied mir nicht entgegendräut,
Der Florentiner mit der strengen Miene,
Der herbe Geißler seiner wüsten Zeit?
Er, der, die Brust erfüllt mit glüh'ndem Hasse,
Nicht bloß mit Liedern als Parteimann stritt,
Und kühnen Fußes seine Läut'rungsgasse
Zum Paradiese durch die Hölle schritt!
u. s. w.

Du wirst Dir den Gang des Gedichtes nach dem oben Gesagten schon denken können. —

Nun sag' mir um Gotteswillen, lieber Matz, bin ich rococo oder gar retrograd mit meiner Meinung? Ich fühle und begreife das Wehen der Zeit; ich weiß, daß ihr Rad sich nicht ungestraft in die Speichen greifen läßt, und es versteht sich von selbst, daß es vorwärts rollen muß. Aber mit diesen theils fanatischen, theils lieblosen Reformationsversuchen kann ich mich nicht befreunden, und kann mich namentlich nicht überreden, daß die Poesie eben nichts anders mehr zu thun hätte, als à la Herwegh die Trompete zu blasen. Dem Fortschritt dienen — wohl, das ist ihr Beruf; es aber in so einseitiger, leidenschaftlicher und eben darum befangener Weise zu thun, wie unsere jüngsten Freiheitsdichter, ohne eine Ahnung höherer Weltanschauung, in den engen Grenzen eines persönlichen und politischen Particularismus, der seines Gleichen sucht — das kann nicht das Rechte sein! Nimmermehr! Schreib' mir doch bald, was Du von Allem hältst, ich bin begierig darauf! — Schreib' mir nur über Alles und von Allem, und vergiß auch nicht, meine

„zum Teufel die Kameele" in der Kürze zu besprechen. Ich hoffe, daß es Dir besser gefallen hat, als dem verbrunobauerten Hegelingen von Cöln.

* * *

Zu diesem Briefe ein kurzes Nachwort.

Georg Herwegh hatte durch seine im Herbst 1841 erschienenen Gedichte eines Lebendigen sich rasch einen gefeierten Namen gemacht; die Fülle seines rednerischen Pathos, der Glanz der Sprache, die sich in diesen Liedern aussprechende hohe Begabung wirkten außerordentlich in einer Zeit, welche sich in einem unerfüllten Drange nach politischer Wirksamkeit verzehrte; diesem Drang ohne klar vorgestecktes Ziel, diesem weltbürgerlichen Rufe nach Freiheit, diesem dumpfen Groll gegen jede Fürstengewalt gaben die Gedichte des Lebendigen vollen Ausdruck, so daß Herweghs Name den seiner Mitstrebenden auf dem Gebiete politischer Dichtung, Hoffmanns v. Fallersleben und Franz Dingelstedts, des „kosmopolitischen Nachtwächters", entschieden verdunkelte. In diesen Siegesjubel der schöngereimten Phrase warf Freiligrath Ausgang 1841 sein keckes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Herwegh antwortete darauf Eingang 1842 mit einem kraft- und schwungvollen Gedicht, in welchem er seine widersprechende Ansicht in den Worten zusammenfaßt:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei! —

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei,
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Etwa gleichzeitig richtete Herwegh an unsern Freund folgendes Schreiben:

Liebster Freiligrath!

Es sollte mir leid sein, wenn Sie das in der Rheinischen Zeitung abgedruckte Gedicht speciell als einen Angriff auf Sie betrachten und es

nicht vielmehr als eine Auflehnung gegen den trostlosen Indifferentismus unserer Poeten im Allgemeinen ansehen würden. Gegen den Indifferentismus, dem Sie durch die schöne, aber nur im Olymp geltende Wendung Ihres Diego Leon eine so brauchbare Waffe in die Hand geben! Die Zeit der Harmlosigkeit ist für den Poeten vorüber, und ich setze zu großes Vertrauen in Ihr Herz und Ihr Talent, als daß ich von Ihnen glauben könnte, Sie hätten im Sinne, bei den fürchterlichen Kämpfen und Krämpfen unsrer Tage nur den gemüthlichen Zuschauer spielen zu wollen und nicht mit uns und allen Guten der schauderhaften diabolischen Reaktion gegenüber entschlossene Opposition zu machen. Sie haben die Wüste und ihre Ungeheuer nicht mehr jenseits des Oceans zu suchen — Sie haben dieselben vor Augen, der Leviathan sitzt auf der Schwelle Ihres Hauses. Hic Rhodus, hic salta! Wozu diese Schritte rückwärts? Warum sich kopfüber in die Welt der Sagen und hundertmal abgeleierten Geschichtchen stürzen?

Diese wenigen Worte im Drang meines Herzens, da ich annehme, Sie betrachten mein Gedicht bloß vom Standpunkt literarischer Polemik. Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftsteller sein; ich schreibe bloß, was heraus muß, und habe vor der Kunst, etwas, gleichviel was, bloß hübsch zu sagen, vor der armseligen Kunst, artige Artikelchen zu machen und kritischen Skandal zu veranlassen, den tiefsten Abscheu. Verse schmieden und schön schreiben ist Millionen Menschen gegeben. Das hilft nichts. Ich will Menschen aus Einem Gusse, ganze Menschen, keine, die auf's Publikum spekuliren, ich will Richtung, und da unsere Universalität ewig nicht zum Handeln kommt, einseitige Richtung. Könnten wir zwei Einen Weg gehen und durch das Band Eines Glaubens verknüpft werden — wie herrlich, wie erwünscht für mich!

Gott zum Gruß! Ihr

Herwegh.

Zürich, 4. März [1842].

* *
*

So wohlgemeint der Brief war, unsern Dichter verletzte doch die Hindeutung auf seinen Löwentöter Gryn, auf den er selbst besonderen Wert legte; außerdem stand ihm die Poesie doch viel zu hoch, als daß er sie lediglich zur Dienerin politischer Meinung herabgewürdigt sehen mochte; er spricht in dem Briefe an Matzerath seine Ansicht hierüber kräftig aus. Die beabsichtigte Erwiderung ward nicht vollendet, und es blieb ein Stachel in der Seele des Dichters zurück. Das Weitere mag bei der Besprechung von Freiligraths dichterischer Thätigkeit in St. Goar entwickelt werden.

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 5. März 42.

Ich sitze in der heitersten Laune am Schreibtisch: ich kann Ihnen eine über Alles frohe Botschaft mittheilen, ein wahres Lorenz-Kindleins-Evangelium: Der König von Preußen hat mir vom 1. Januar d. J. ab eine Pension von 300 Thalern ausgesetzt, ohne alle und jede Verpflichtung rücksichtlich des Aufenthalts oder sonst einer Sache wegen. Wohl aber ist mir in Aussicht gestellt, daß, wenn mein mit Noback gemeinschaftlich entamirtes Projekt zu Stande kommt (wie von Humboldt hofft), alsdann noch mehr für mich geschehen könne.

Ich erhielt die Nachricht gestern Abend spät durch den trefflichen Kanzler von Müller zu Weimar, der sie mir als „das Resultat seiner durch Herrn von Humboldt im Stillen für mich eingeleiteten Unterhandlungen in Berlin" meldet. Sie können sich also denken, liebe Freundin, wie freudig überrascht ich war! Die Pension ist freilich klein, aber dennoch als etwas Sicheres mir unendlich werth. Die offizielle Ausfertigung, schreibt Hr. v. Müller, wird mir in den nächsten Tagen zukommen.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 17. März 1842.

Daß Sie die mir zu Theil gewordene Gnade des Königs mit freudigem Interesse vernehmen würden, hatte ich mir im voraus gedacht. Gottlob, ich kann jetzt sorgenfreier in die Zukunft blicken und darf mich der beruhigenden Hoffnung hingeben, daß es mir gelingen wird, mein Leben in einer Weise abzurunden, wie mein innerstes Wesen es begehrt und danach ringt. Dazu gehörte aber auch allerdings eine gesicherte äußere Lage! Es sind Bessere und Kräftigere an der Ungunst der Verhältnisse zu Grunde gegangen als ich, Bürger ist leider nicht das einzige bürgerliche Trauerspiel der Art! — Aber jetzt athme ich freier! — Meine Ida, meine Lieder und meine 300 Thaler machen mich reich wie einen König, und wenn ich gar noch Kaiser werden soll, so überlaß' ich's getrost der Zukunft! — Ich kann Ihnen aber nicht sagen, ein wie festes Gottvertrauen man sich in so unsichern Verhältnissen erwirbt, wie ich sie durchgemacht habe. Der alte Gott läßt nicht zu Schanden werden! Wenn ich mein Leben, namentlich das der letzten Jahre, durchgehe, so würde es Sünde sein, nicht eine liebende Providenz darin walten zu hen. Ich habe sonst immer gedacht, der Einzelne wäre viel zu geringfügig, als daß es dem lieben Gott der Mühe werth wäre, ihn ganz

apart zu sürveilliren, das war aber eine grundfalsche Meinung. Ich werde, was den Punkt anbetrifft, nachgerade ein zweiter Jung-Stilling.

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 23. März 42.

Liebster Kerl, Herzens-Levin!

Ich bin unendlich froh und könnte doch heulen. Als ich Deinen Brief gestern Abend kriegte, hab' ich gelacht, daß Bauch und Stube wackelte, und doch liefen mir die Thränen über's Gesicht. Es ist ein seltsam Ding, das Leben mit seinen Kreuz- und Quergängen. Aber seine Irrfahrten werden doch überwacht, ich werde in meinem Glauben an eine Führung, an eine allliebende und allsorgende Providenz von Tage zu Tage bestärkt, und mein Gottvertrauen wird nachgerade felsenfest. Das ist mir auch zunächst wieder aus Deinem Briefe klar geworden — und mit dem das Gefühl, daß ich Dich entsetzlich lieb habe!

Daß wir uns diesen Sommer nicht wiedersehen sollen, will mir noch gar nicht zu Sinne! Ach, es ist was Hündisches um solch Getrenntsein! Einen Freund wie Dich hab' ich nicht mehr — gute, redliche, edle Kerle genug (ich wollte, Du kenntest den prächtigen Krah!), aber von einer Mischung wie Du ist Keiner dabei — Du Satansstrolch, der Du, gleich mir, durch Thränen lachen kannst und das Leben, trotz seines Ernstes und im tiefsten Gefühle desselben, dennoch so unendlich spaßig und komisch findest. Wir sind beide ein paar sentimentale Humoristen, und es ist, als ob unsre Alten uns apart für einander gemacht hätten. Gott segne und behüte Dich, Du lieber Herzenskerl, Du reiner singender Schwan im Schilfe der Insel des Traunsees! — Wir sehen uns wieder — glücklich und gereift! Dafür bürgt mir eine innere Ahnung! Laß' uns einander nur immer liebend und freudig im Auge halten! Was mich angeht, so soll's an brieflichem Fleiße nicht fehlen! —

Deine und der Droste jüngste Beiträge zum Morgenblatt hab' ich mit herzinniger Freude gelesen. Auf Deinen Roman bin ich nach der mitgetheilten Probe (die Schilderung des lieben Bergischen Landes hat mir heimathlich durch die Brust gezittert) recht begierig. Der „Knabe im Moor" von der Droste (oder ist die Ueberschrift anders? ich meine das mit der Spinnkatrin) ist ganz vortrefflich. Es ist bösartig von Deiner Freundin, Einen so an's Gruseln zu bringen; die Haare haben mir zu Berg gestanden.

Was sagst Du zu Herweghs Gedicht an mich? Ein Brief, den er mir kürzlich geschrieben, ist gradezu fanatisch, und wenn nicht sein Bestreben, mich

für seine Partei zu gewinnen, schon an sich ein Compliment für mich wäre, so könnte ich die dictatorische Art, in der er, der Liberale, mir schreibt, gradezu für eine Grobheit nehmen.

Ich habe jetzt eine poetische Antwort an ihn in der Mache, worin ich mich nach Kräften, wenn auch mit dem Respect, den ein Kerl von Herweghs Tüchtigkeit erwarten darf, meiner Haut wehre. Ich bin, hol' mich der Teufel, weder servil noch retrograd (jeder ächte Dichter ist von selbst ein Mann des Fortschritts), aber eh' ich zugebe, daß das ewig heitere Reich der Poesie fortan nur ein Streitplatz für wüstes Parteigeschrei und politische Debatten sein soll, laß' ich mich lieber in Stücke hauen. Und nur politische Poesie statuirt Herwegh — seinem Briefe nach wenigstens! Meinen Löwen Gryn greift er verächtlich an: „wozu sich kopfüber in das Reich der Sagen und tausendmal abgedroschener Geschichtchen stürzen?"

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

[Darmstadt] Himmelfahrtstag 1842.

Endlich, hochverehrte Freundin, komme ich dazu, Ihnen das Resultat meiner ferneren Entdeckungsreise mitzutheilen. Ich bin schon Sonntag Abend 11 Uhr wieder hier eingetroffen, habe aber so Mancherlei zu thun vorgefunden, daß ich, was Sie angeht, leider wieder einmal an's Aufschieben gekommen bin. Nun will ich aber auch keine Stunde mehr warten, sondern Ihnen hübsch erzählen, wie mir's weiter gegangen ist! Und recht herzlich bitt' ich um Verzeihung, daß es erst jetzt geschieht!

Vorab das Wichtigste: Ich habe in St. Goar gemiethet! Hübsch, freundlich, billig, und ganz vortreffliche Aussicht. —

Nachdem wir Sie verlassen hatten, ging's in brennender Mittagshitze (die meinem Begleiter zu meiner nicht geringen Belustigung arg zusetzte) weiter nach Rüdesheim, wo wir tafelten und dann den Niederwald sammt Tempel, Rossel und Jagdschloß bestiegen. Dicht bei der Rossel sucht' ich meinen Strohhut voll Waldmeister (auf dem Niederwald muß er wohl Niederwaldmeister heißen), der uns am Abend zu Lorch einen delikaten Maitrank zuwege brachte. Lorch schien mir wegen des fatalen Wisperwindes für meine Frau nicht zuträglich. So ging's denn weiter nach St. Goar, wo ich, da es in St. Goarshausen nichts war, beim Apotheker Ihl zwei ganz köstliche Zimmer fand, und ihm vorgestern von hier aus zugeschrieben habe. Sonntag ging's dann wieder per Dampf stromauf — Geisenheim vorbei! Ich hatte aber wirklich Sehnsucht nach Hause, und dachte, daß ich Sie um so eher und länger wiedersehen würde (und zwar mit Ida) je

bälder ich in Darmstadt zurück wäre und dort alles in Ordnung brächte. Heut' in aller Frühe um 5 Uhr hab' ich nun den Anfang mit Büchereinpacken gemacht und denke, daß wir gegen Pfingsten fortkommen.

Wie freundlich steht mir die kurze Zeit, die ich bei Ihnen zubrachte, noch vor der Seele! Sie selbst, Ihr herrlicher Garten, Ihre Dichterkneipe — ich bin noch ganz voll davon und kann meiner Frau nicht genug davon erzählen!

* * *

An Karl Krah.

[Darmstadt] 25. April 1842.

Daß die Leute meinen Humor nicht verstehen, und daß auch Du ihn nur zum Theil billigst, ist mir — jenes gleichgültig, dieses leid. Wozu denn immer Pathos, wenn der Humor ein wesentlicher Bestandtheil meiner Natur ist? Ihr solltet Euch freuen, daß ich vor und nach zu einer allseitigen Entwicklung komme, und auch das in mir liegende heitere Element künstlerisch zu gestalten mich bemühe. Levin Schücking war eben von den komischen Stellen des Ganzen rein weg. Gott behüte mich, daß ich nur Witze reißen sollte, aber eben so wenig gelüstet's mich, ewig auf den Stelzen des Pathos einherzuschreiten. — Eins beim Andern, wie Stoff und Stimmung es gebieten, das ist das Beste! Der Laacher See wird natürlich durchaus ernst gehalten sein.

Beiliegend Etwas, das Euch gefallen möge!

Da das Opusculum noch nicht buchhändlerisch versandt ist, so halt' es vorläufig noch geheim und laß' es wenigstens nicht circuliren! Ich verlasse mich fest darauf; Jonghaus versendet erst im Lauf dieser Woche.

Ein Gedicht von mir, welches nächstens die Josephina, i. e. die Zeitung Josephi des Redlichen bringen wird, überschrieben: „Ein Denkmal," empfehl' ich Dir zu freundlicher Beachtung. Ich trete darin auf einem für mich neuen Felde, auf dem der Satyre, auf und meine die Aufgabe gut gelöst zu haben.

NB. Gestern den ersten dießjährigen Maitrank getrunken!

NB. Ohne Spitz!

* * *

Den heiteren Schluß des Darmstädter Jahres bilde ein Brief an Dietwaldus — Ganzhorn, damals Referendar zu Stuttgart. Freiligrath schreibt am 12. Mai 1842:

Lieber Dietwalde!

Ich antworte Dir umgehend und wasche meine Hände, wenn der Brief nichtsdestoweniger zu spät ankommen möchte! — Vergib vorab einem faulen

und gehetzten Menschen, wenn er Deine lieben herzigen Briefe vom vorigen Sommer und Winter nicht beantwortet hat. Sie haben mich wahrhaft gelabt und erfreut!

Nun Heidelberg! Dahin kann ich nicht kommen, anmuthig redender Dietwalde, sintemal ich schon Dienstag von Darmstadt fortreise, um den Sommer über in St. Goar zuzubringen. Samstag (übermorgen) muß ich noch im Fluge nach Worms, habe dann an den beiden Pfingsttagen sammt meiner Gemahlin x und etliche Abschiedsvisiten zu schneiden, und säusele dann Dienstag in aller Frühe gen Gernsheim, von wo ich per Dampf recta via nach St. Goar befördert werde. Da ich nicht nach Heidelberg kommen kann, so mach' ich Dir unmaßgeblich folgenden Vorschlag: Mach' das Musikfest als Solitär mit, geh' alsdann Montag Abend nach Mannheim, und fahre von dort Dienstag Morgen den 17. hujus als am Tage Ubaldi mit dem ersten Cölnischen Boote, das in Einem Tage von Mannheim bis Cöln fährt, rheinab. Du bist dann schon auf dem Schiffe, wenn wir zu Gernsheim dasselbe besteigen, und kannst uns bis Mainz, Geisenheim oder auch bis St. Goar begleiten, je nachdem Lust, Wetter, Casse u. s. w. es Dir wünschenswerth machen.

Es gäbe dieß eine wunderschöne Fahrt! Du sähest den Rhein und mich wieder, und wir wollten uns des Wiedersehens in anderer besserer Weise freuen, als wir einst jenen Abschied zwischen Unkel und Coblenz begingen.

* * *

Wenige Tage darnach dampfte Freiligrath fröhlichen Mutes rheinab, St. Goar zu; nur vorübergehend ist der Dichter später nach der stillen Stadt zurückgekehrt, in welcher er sein erstes Ehejahr verbracht. Wir dürfen den Abschied von Darmstadt als einen entscheidenden Wendepunkt im Leben unseres Freundes betrachten. Bis dahin hatte er in idyllischem Selbstgenügen der Poesie gelebt, jenem „holden Wahnsinn", welcher ihm zwar zu Zeiten trübe Stimmungen gab, aber doch unendlich mehr Glück, das Glück des heitern durchgeistigten Lebensgenusses, der Freundschaft, der Liebe. Mit der Übersiedelung nach St. Goar tritt Freiligrath in breitere Lebenskreise hinein; das mächtige Brausen der Zeit, welches er bisher kaum vernommen, es dringt auch in sein trauliches Dichterheim am Rhein; Freiligrath, der Dichter des Meeres, der Wüste, des Urwaldes, er wird der politische Dichter, er singt fortan nicht mehr seine eigenen Schmerzen, sondern er giebt dem Schmerz und dem Zorn seines Volkes volltönigen Ausdruck.

Anhang.

I. Quellen.

Wie bereits im Vorwort erwähnt, erschien eine vollständige Sammlung und Mitteilung aller Briefe des Dichters ebensowenig durchführbar, wie auch nur ein vollständiger Abdruck des Gesammelten. Welche Briefe bei der Arbeit benutzt wurden, zeigt das am Schlusse folgende alphabetische Verzeichnis; es wird wohl aus demselben erhellen, daß die Namen der bedeutenderen Männer, mit welchen Freiligrath brieflich verkehrte, so gut wie sämtlich vertreten sind, wenn auch in den meisten dieser Briefwechsel Lücken, und teilweise beträchtliche Lücken, vorhanden sein mögen. So z. B. in den Familienbriefen, in den Schreiben an L. Grabbe, J. Hub, K. Simrock, O. L. B. Wolff, Chr. Matzerath, G. Kinkel; anderes ist gar nicht mehr vorhanden oder völlig zerstreut, wie die Briefe an El. v. Hohenhausen, an Bachmann, an E. Duller, G. Pfizer, W. Langewiesche, K. F. Dräxler-Manfred, J. Kerner, W. Schulz; anderes wieder ist aus diesen oder jenen Gründen unerreichbar. Familienbriefe, mit Ausnahme der vor 1839 liegenden, sind nur ausnahmsweise, Freiligraths gesamte geschäftliche Korrespondenz ist so gut wie gar nicht herangezogen. Der Leser darf überzeugt sein, daß der Sammler es an Eifer nicht hat fehlen lassen. Allen, welche durch Mitteilung von Material die Arbeit gefördert haben, sei hier nach deren Vollendung der herzlichste Dank gesagt.

Ein gleiches gilt allen denjenigen, welche mir durch ihre Mitteilungen es möglich machten, die Vorgeschichte der Familie, sowie die Daten aus des Dichters Leben genauer festzustellen, oder mich sonst durch biographische Mitteilungen unterstützten. Es sind das vornehmlich Fräulein Gisberta Freiligrath zu Soest, sodann die Herren Bürgermeister Coester zu Soest, Pfarrer Zurhellen zu Mülheim am Rhein, Pfarrer Hardt zu Kettwig, Gh. Rat O. Preuß und Gerichtsrat a. D. Keller zu Detmold, Gutsbesitzer L. Merckel zu Humfeld, Direktor Dr. Morich zu Minden, L. Elbers, Aug. Boelling und E. Rittershaus zu Barmen, Buchhändler Fr. Müller zu Amsterdam,

Landrat K. Heuberger zu Neuwied, C. Stumpf zu Köln, Th. Eichmann zu Düsseldorf, Heinrich Zulauff in Texas, Ferd. Wolff zu London, Bürgermeister Fransquin zu Unkel, Prof. K. Elze zu Halle u. a. Ihre Mitteilungen sind dankbar und gewissenhaft benutzt worden.

Das mir vorliegende handschriftliche Material, Aufsätze, Briefe, Briefabschriften, Auszüge ꝛc. — alles Gedruckte ward natürlich, soweit erreichbar und förderlich, ebenfalls benutzt — ist folgendes:

1. Eine Reihenfolge handschriftlicher Aufzeichnungen von Frau Ida Freiligrath, Erläuterungen und Berichtigungen des ihr mitgeteilten Manuskriptes, sowie eine Anzahl Familienbriefe, Personalakten, Zeugnisse, Diplome u. a. Urkundliches.

2. Ein zwei Finger starkes Quartheft, Frau Ida Freiligrath überlassen von Herrn Herm. v. d. Heydt zu Elberfeld, enthaltend Kinderbriefe von F. Freiligrath aus den Jahren 1817 — 20; Briefe der Großeltern zu Mülheim aus den Jahren 1799 — 1818; Briefe von Luise und Wilhelm Freiligrath aus Mülheim, Detmold und Soest, aus den Jahren 1801 — 28, alle gerichtet an die Elberfelder Verwandten. Außerdem einige Jugendgedichte, mehrere nicht geheftete Briefe von Hermann Tops, Wilh. und Ferdinand Freiligrath ꝛc. aus den zwanziger Jahren.

3. Eine Anzahl Jugendgedichte aus der Detmolder Zeit, Briefe, Brieffragmente, Briefabschriften aus den Jahren 1832 — 39, gerichtet an die Mutter und die Geschwister, Lina und Moritz Schwollmann zu Soest, mitgeteilt durch Frl. Gisberta Freiligrath zu Soest.

4. Eine Anzahl Schul- und Studienhefte aus Detmold und Soest, die letzteren teilweise bis Amsterdam weitergeführt.

5. 21 Briefe an Berthold Auerbach, Sommer 1840 — 1875; dazu dessen Schreiben.

6. 50 Briefe an Aug. Boelling, April 1837 — Februar 1876.

7. 1 Brief an F. A. Brockhaus, Juli 1852.

8. 96 Briefe an Karl Buchner, April 1838 — Feb. 1864; dazu die Antworten.

9. 16 Briefe an Moritz Carriere, Nov. 1838 — Jan. 1874; dazu die Antworten.

10. 5 Briefe an Adelb. v. Chamisso, Dez. 1833 — Dez. 1836; dazu fünf Briefe Chamisso's an Freiligrath, April 1836 — Mai 38.

11. 5 Briefe an Joh. Classen-Cappelmann, Sept. 1868 — Sept. 1873.

12. 15 Briefe an Archivrat Clostermeier und Luise Grabbe, gb. Clostermeier, 1825 — 38. Dazu ein Heft Briefe von Luise Grabbe an Freiligrath, 1832—46.

13. 35 Briefe an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Sept. 1839 — April 1851.

14. 6 Briefe an Lorenz Diefenbach, Nov. 1843 — Januar 1845; dazu dessen Antworten.

15. 2 Briefe an J. P. Eckermann, 1843 und 1844.

16. 1 Brief an Minister Eichhorn, Entwurf, Herbst 1844.

17. 218 Briefe an Theodor Eichmann, August 1849 — März 1876.

18. 30 Briefe an Ludwig Elbers, März 1851 — März 1873.

19. 40 Briefe an Karl Elze, Dez. 1853 — Januar 1876.

20. 2 Briefe an Prof. Jakob Felsing zu Darmstadt, Febr. 43 und Jan. 1874.

21. 14 Briefe an Wilhelm Ganzhorn, August 1840 — Juni 1869.

22. 14 Briefe an Emanuel Geibel, Febr. 1843 — Mai 1875; dazu die Antworten.

23. 1 Brief an Adolf Glaßbrenner 1867.

24. 3 Briefe, Auszug, an Karl Heinzen, aus dem Jahre 1846, mitgeteilt im Bostoner Pionier vom 29. März 1876; dazu die Antworten.

25. 2 Briefe an Wilhelm Hemsen 1876.

26. 63 Briefe an Karl Heuberger, Juli 1842 — Oktober 75, sowie handschriftliche Aufzeichnungen des letzteren über seine Beziehungen zu Freiligrath, Geibel 2c.

27. 16 Briefe an Abr. Wilhelm (2) und Hermann v. d. Heydt (14) zu Elberfeld, Januar 1833 — Mai 1860.

28. 9 Briefe an H. Hoffmann v. Fallersleben, Aug. 1844 — Juni 1869; dazu dessen Antworten.

29. 13 Briefe an Ignaz Hub, März 1839 — März 1874 (mit Ausnahme eines, von 1869 — 74); dazu die Antworten.

30. 17 Briefe an Heinrich Jerrentrup, April 1835 — Mai 1839.

31. 9 Briefe an Karl Immermann, Februar 1838 — Dezember 1839, sowie 2 Briefe an Marianne Immermann, 1842 und 1870; dazu 7 Briefe Immermanns, 1837 — 39, vorliegend in der Urschrift, zum größeren Teil abgedruckt in Freiligraths Immermann.

32. 4 Briefe an Ernst Kapp, Juni 1837 — Juli 1838; dazu die Antworten.

33. 1 Brief an Alexander Kapp, März 1844.

34. 4 Briefe an Gottfried Keller, März 1850 — Nov. 1859; dazu die Antworten.

35. Einige Bruchstücke von Briefen an Hermann Kindt, abgedruckt Gegenwart, Juni 1876.

36. 34 Briefe an Gottfried Kinkel, Mai 1842 — Mai 1863; dazu die Antworten.

37. 51 Briefe an Heinrich Koester, Januar 1838 — April 1874; dazu die Antworten.

38. 44 Briefe an Karl Krah, Mai 1841 — Sept. 1872.

39. 16 Briefe an Heinrich Künzel, April 1838 — Juni 1852; dazu die Antworten.

40. Handschriftliche Aufzeichnungen des Buchhändlers Wilh. Langewiesche, vormals in Barmen, jetzt in Godesberg, über die Jahre 1838 — 40.

41. Zwei Briefe an Frau Dr. Lewald in Berlin, Eingang 1870.

42. Einige Brieffragmente, adr. an P. Lindau, gedruckt Gegenwart 1876, Nr. 13.

43. 6 Briefe an Chr. Matzerath, März 1840 — März 1842; dazu dessen Antworten.

44. 1 Brief an Ulrike Melos, 1866.

45. Mehrere Briefe an Maria Melos.

46. 6 Briefe an Friedrich Merckel, Febr. 1830 — Januar 1832.

47. 27 Briefe an Ludwig Merckel, April 1826 — August 1875, nebst handschriftlichen Mitteilungen desselben über Freiligraths Jugendjahre.

48. 5 Briefe an Isaak Molenaar, Sept. 1836 — Eingang 1839.

49. 24 Briefe an Wolfgang Müller, Dezember 1837 — August 1855.

50. 7 Briefe an Hermann Neumann, Januar 1837 — Nov. 1838. Abgedruckt Deutsche Revue 1878. Mai. Seite 267 ff. Dazu ein Heft Briefe Neumanns an Freiligrath.

51. 8 Briefe an August Nodnagel, März 1837 — Sept. 1845; dazu die Antworten.

52. 3 Briefe an Gustav Pfarrius, 1840.

53. 1 Brief an Otto Preuß, Juli 1862.

54. 8 Briefe an Wilhelm Rauschenbusch, Dez. 1870 — Febr. 1875; die früheren sind verloren. Dazu ein Heft Briefe von R. an Freiligrath, 1838—75.

55. 42 Briefe an Emil Rittershaus, Jan. 1865 — Juli 1875.

56. 3 Briefe an Doris Sagel, Okt. 1860 — Juli 1865, sowie handschriftliche Mitteilungen derselben über des Dichters Jugendjahre.

57. 9 Briefe an den Kanonikus L. F. von Schmitz, Mai 1839 — Nov. 1863.

58. 23 Briefe an August Schnezler, teilweise nur abschriftlicher Auszug, Sept. 1836 — Sept. 1846; dazu die Antworten.

59. 39 Briefe an Levin Schücking, August 1839 — Sept. 1847, sowie dessen Antworten und die Mitteilungen in Westermanns Monatsheften, Bd. 43 ff.

60. 21 Briefe an Gustav Schwab, Ende 1834 — März 1837; dazu die Antworten, Januar 1835 — Frühling 1838.

61. 12 Briefe an Karl Simrock, März 1841 — Okt. 1870; dazu dessen Antworten.

62. 30 Briefe an Adelheid v. Stolterfoth, Okt. 1839 — Sept. 1845, sowie deren Antworten.

63. Einige Billete und Brieffragmente, an A. Strodtmann, mitgeteilt in Dichterprofile I.

64. 1 Brief an Ernst Struve, März 1843.

65. 12 Briefe an Karl Stumpf, August 1850 — Juni 1874.

66. 29 Briefe an Wilhelm Vollmer, Mai 1868 — Febr. 1876.

67. 5 Briefe an Ludwig Walesrode, 1874 und 75.

68. 21 Briefe an Karl Weerth, Febr. 1857 — August 1875.

69. Einige Bruchstücke von Briefen an Richard Wehn, abgedruckt Gartenlaube 1876, Nr. 16.

70. 7 Briefe an die Weidmann'sche Buchhandlung zu Berlin, davon 6 vom Okt. 1835 — Nov. 36, 1 vom Okt. 1849.

71. 6 Briefe an Julius Wolff, November 1869 — September 1874.

72. 4 Briefe an O. L. B. Wolff, 1837 — 42; dazu die Antworten.

73. 19 Briefe an Ferd. Wolff, August 1852 — März 1865.

74. 27 Briefe an Heinrich Zulauff, März 1838 — August 1849.

Zahlreiche, mir vereinzelt zugegangene, weniger bedeutende Briefe sind vorstehend nicht aufgezählt. Dagegen dienten zur Feststellung und Erläuterung des Mitgeteilten eine große Zahl vorhandener gehefteter Briefe der Detmolder, Dortmunder, Soester, Amsterdamer, Erfurter, Darmstädter Freunde; ferner die Briefe von Schlickum, L. v. Gall, Arndt, Brentano, Herwegh, Uhland, Pfizer, Eckermann, v. Müller, Kerner, Andersen, Dräxler, Duller, Koenig, Dingelstedt, Varnhagen, Radowitz u. a.

II. F. Freiligraths Werke.

1. Viktor Hugo's sämtliche Werke. 9. Band. Oden und Vermischte Gedichte, deutsch von F. F. Frankfurt a. M. Joh. Dav. Sauerländer, 1836.

In desselben Werkes 11. Band 1836 findet sich neben den von Fournier übersetzten Herbstblättern die Übersetzung der Dämmerungsgesänge von F. Freiligrath.

Ferner in Band 16. desselben Werkes, welcher 1838 die Orientalen und Balladen unter O. L. B. Wolffs Namen brachte, hat Fr. sechs Gedichte geliefert. Wolff bemerkt darüber: „Unvorhergesehene Hindernisse haben die Übertragung der Orientales wider Willen über Gebühr verzögert; mein Freund Freiligrath, der sich gemeinschaftlich mit mir dazu verbunden hatte, mußte die Arbeit später aus gewichtigen Gründen wieder aufgeben und konnte nur einige wenige Stücke beisteuern, welche sämtlich mit seiner Chiffre bezeichnet sind.“ Vgl. dazu I. S. 253.

2. Rheinisches Odeon, hg. von Ignaz Hub, Ferd. Freiligrath und August Schnezler. Erster Jahrgang 1836. Koblenz, in Kommission bei J. Hölscher.

3. Rheinisches Odeon, hg. von denselben. Zweiter Jahrgang. Düsseldorf, J. H. C. Schreiner. 1838.

4. Gedichte. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1838.

5. Das Malerische und Romantische Westphalen. Von Ferd. Freiligrath und Levin Schücking. Barmen, W. Langewiesche. Leipzig, Franz Volkmar O. J. (begonnen 1839.)

6. Rolands-Album, hg. von F. Freiligrath. Zum Besten der Ruine. Köln am Rhein. M. Du Mont-Schauberg. 1840.

7. Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie, hg. von F. Freiligrath, Christ. Matzerath und Karl Simrock. Erster Jahrgang. Köln am Rhein. Du Mont-Schauberg 1840.

8. Rheinisches Jahrbuch, hg. von denselben. Zweiter Jahrgang, ebenda 1841.

9. Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von F. Freiligrath. Stuttgart. A. Krabbe. 1842.

10. 1862. Gedicht von Eduard Duller und Ferd. Freiligrath. Zum Besten des Kölner Dombaus. Darmstadt, Jonghaus. 1842.

11. Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von F. Freiligrath. Mainz, Viktor v. Zabern 1844. Zweite Ausgabe 1848.

12. Lyrische Gedichte von Viktor Hugo. Deutsch von F. Freiligrath, Frankfurt a. M. Joh. Dav. Sauerländer 1845.

Nicht als zweite Auflage von Nr. 1. bezeichnet, weil nur Auswahl bezw. Umarbeitung. Von den Oden und Vermischten Gedichten hat Freiligrath 33, von den Dämmerungsgesängen 6 Gedichte nicht in diese Sammlung aufgenommen. Den früher übertragenen 6 Orientalen und Balladen sind neun weitere, offenbar nachträglich übersetzte oder in der Verdeutschung vollendete, beigefügt.

13. Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, L. E. Landon, Rob. Southey, Alfr. Tennyson u. a. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1846.

14. Ça ira. Sechs Gedichte von F. Freiligrath. Herisau, Druck und Verlag des Literar. Instituts. 1846.

15. Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1849.

16. Neuere politische und soziale Gedichte. 1. Heft. Köln und Düsseldorf. Selbstverlag des Verf. 1849. 2. Heft. Düsseldorf. Selbstverlag. 1851.

Eine Anzahl politischer Gedichte jener Jahre sind zuerst in Einzeldrucken als fliegende Blätter erschienen; sie sind hier nicht verzeichnet, weil sie nachmals in Nr. 16 und sonst gesammelt erschienen.

17. Venus und Adonis. Nach Shakespeare übersetzt von F. Freiligrath. Düsseldorf. Schaub. 1849.

18. The Rose, Thistle and Shamrock. A Book of English Poetry, chiefly modern. Selected and arranged by F. Freiligrath. Stuttgart. Eduard Hallberger. 1853.

19. Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von F. Freiligrath. Dessau, Gebrüder Katz. 1854.

20. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. With a Biographical Memoir by F. Freiligrath. Leipzig, Tauchnitz 1856.

21. Der Sang von Hiawatha. Von H. W. Longfellow. Übersetzt von F. Freiligrath. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta. 1857.

22. Sämmtliche Werke. 6 Bände. New-York. Friedr. Gerhard. 1858.

23. Gesammelte Dichtungen. 6 Bände. Stuttgart. G. J. Göschen. 1870.

24. Das Waldheiligthum, nach Felicia Hemans. Stuttgart J. G. Cotta. 1871. (Miniatur-Ausgabe eines Teiles von Nr. 13.)

25. Neue Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta 1877.

26. Hallberger's Illustrated Magazine, conducted by F. Freiligrath. Stuttgart, E. Hallberger 1875/76.

Poems from the German of F. Freiligrath. Edited by his Daughter. Second Edition. Leipzig, Tauchnitz 1871.

Rudolf Frielichrath ⁀ Anna Kathar. Forstmann.

Joh. Peter Albert Freilichrath, get. 13. Juli 1755 zu Kettwig, † das. 3 Febr. 1816 (bei seinem Tode als Freilingrath eingetragen). ⁀ Maria Elisabeth vom Bruck (Brock) † 83 J. alt 23. Mai 1831.

…grath, get. 22. Febr. 1778.
…ath, get. 4. Aug. 1782.
…rath, get. 16. Nov. 1788, verh.
…n. Wilh. Lohrmann, † 6. Dez.
…g einer 1817 geb. Tochter Luise.

5. Karl Friedrich, get. 28. Mai 1792.
6. Maria Elisabeth, get. 5. April 1795.
7. Joh. Gottfried, get. 18. Okt. 1798.

II.

…reilingrath, später Freiligrath,
…ez. 1784, 1806 — 27 Lehrer
…oest 23. Nov. 1829.

⁀ Klara Wilhelmine Schwollmann, T. des Predigers Christoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck, geb. 11. Jan. 1793, verh. 8. April 1819, † zu Soest 23. Jan. 1872.

Kinder:
1. Karl Heinrich Wilh. Moritz, geb. Detmold 12. Mai 1820, † Soest 27. April 1846.
2. Luise Karoline Wilhelmine, geb. Detmold 30. Dez. 1821, lebt zu Soest.
3. Klara Charlotte Gisberta, geb. Detmold 19 März 1826, lebt zu Soest.
4. Otto Ludwig Georg Gottfried, geb. Soest 6. Mai 1829, † das. 23. Juli 1830.

…ne, geb. 18. Aug.
…rh. 29. Mai 1869
…iens zu London.

…nn Ferdinand, geb. 14. März 1870.
…ried Makepeace, geb. 26. Febr. 1871.
…eb. 14. Jan. 1875.
…nande Marie, geb. 28. März 1876.
…ard Melos, geb. 16. Dez. 1877.

III. Stammbaum der Familie Freiligrath.

Gerhard Wilhelm Tops, reform. Schullehrer zu Styrum, gest. vor 1768 — Gertrud Eumann

Joh. Tillmann Stürmer zu Hackhausen bei Hilden — Sibylla Marg. Schlickum, geb. 3. Aug. 1713, † 1. April 1778 zu Mülheim a. Rhein.

Rudolf Frielichrath — Anna Kathar. Forstmann.

Johann Hermann Tops, geb. 18. Jan. 1743, seit August 1768 ref. Schullehrer zu Mülheim a. Rhein, † das. 8. April 1805. — Anna Katharina Stürmer von Hackhausen, gest. 73 J. alt 17. Dez. 1819 zu Elberfeld.

Joh. Peter Albert Freilichrath, get. 13. Juli 1755 zu Kettwig, † das. 3 Febr. 1816 (bei seinem Tode als Freilingrath eingetragen). — Maria Elisabeth vom Bruck (Brock) † 83 J. alt 23. Mai 1831.

Acht Kinder, von welchen 1. 4. 5. 8. jung starben. Zu erwachsenen Jahren kamen:
2. Joh. Wilh. Tops, geb. 19. Sept. 1771, lebte in Crefeld und Elberfeld, † in Viersen.
3. Anna Elisabeth, geb. 18. Dez. 1773, verh. 16. Mai 1798 mit Abr. Wilh. von der Heydt zu Elberfeld, † daselbst 7. Juni 1849.
6. Johann Hermann Tops, geb. 2. März 1780, † zu Brüssel.
7. Anna Luise Wilhelmine, geb. 31. August 1783 zu Mülheim a. Rh., verh. 21. Juni 1808, † zu Detmold 24. Jan. 1817. — I.

1. Peter Konrad Freilingrath, get. 22. Febr. 1778.
2. Joh. Heinr. Freilingrath, get. 4. Aug. 1782.
4. Maria Kathr. Freilingrath, get. 16. Nov. 1788, verh. 1816 mit dem Schuhm. Wilh. Lohrmann, † 6. Dez. 1833, mit Hinterlassung einer 1817 geb. Tochter Luise.
3. Johann Wilhelm Freilingrath, später Freiligrath, geb. zu Kettwig 18. Dez. 1784, 1806 — 27 Lehrer zu Detmold, † zu Soest 23. Nov. 1829.
5. Karl Friedrich, get. 28. Mai 1792.
6. Maria Elisabeth, get. 5. April 1795.
7. Joh. Gottfried, get. 18. Okt. 1798.

II. — Klara Wilhelmine Schwollmann, T. des Predigers Christoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck, geb. 11. Jan. 1793, verh. 8. April 1819, † zu Soest 23. Jan. 1872.

Kinder (I.):
1. Hermann Ferdinand Freiligrath, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, † 18. März 1876 zu Cannstatt. Verh. 20. Mai 1841 zu Groß-Neuhausen mit Ida Melos aus Weimar, geb. 20. Dez. 1817.
2. Emma Lisette Pauline, geb. 2. Mai 1813, † 13. Mai 1816.
3. Joh. Luise Wilhelmine, geb. 26. Sept. 1815, † 10. Feb. 1817.

Kinder (II.):
1. Karl Heinrich Wilh. Moritz, geb. Detmold 12. Mai 1820, † Soest 27. April 1846.
2. Luise Karoline Wilhelmine, geb. Detmold 30. Dez. 1821, lebt zu Soest.
3. Klara Charlotte Gisberta, geb. Detmold 19 März 1826, lebt zu Soest.
4. Otto Ludwig Georg Gottfried, geb. Soest 6. Mai 1829, † das. 23. Juli 1830.

Kinder (von Ferdinand Freiligrath):
1. Katharine Karoline Ernestine, geb. Rapperswyl 11. Sept. 1845, verh. 17. Dez. 1867 mit Eduard Kroeker zu London.
2. Marie Mathilde, geb. London 24. Sept. 1846, † das. 1. Nov. 1846.
3. Wilhelm Wolfgang, geb. London 8. Sept. 1847, verh. 5. Juni 1873 mit Mary Eastman.
4. Luise Wilhelmine, geb. 18. Aug. 1849, zu Köln verh. 29. Mai 1869 mit Heinrich Wiens zu London.
5. Karl Otto, geb. Bilk 10. Aug. 1850, † Stuttgart 1. März 1873.
6. Georg Percy, geb. London 7. Aug. 1852.

(von 1.:) Otto Kroeker, geb. London 2. Juli 1877.

(von 3.:)
1. Hermann Ferdinand, geb. 14. März 1870.
2. Siegfried Makepeace, geb. 26. Febr. 1871.
3. Ida, geb. 14. Jan. 1875.
4. Ferdinande Marie, geb. 28. März 1876.
5. Bernhard Melos, geb. 16. Dez. 1877.

Ein Verzeichnis der kleinen Druckfehler, die jeder Leser sich selbst korrigieren kann, erscheint überflüssig; hier nur einige nachträgliche Bemerkungen:

Unter dem Portrait ist zu lesen: J. P. Hasenclever. S. 4, Z. 18 v. o. ist das Wort „wahrscheinlich" zu tilgen. S. 150 citirt Freiligrath die Stelle aus Shakespeare's Heinrich IV. 2. Teil, V. 3 aus dem Gedächtnis ungenau: sie heißt: A foutra for the world and wordlings base. Strophe 1 der „Steppe" ist zweimal mitgeteilt, S. 266 in einem Briefe an A. Boelling vom 5. April 1838, S. 112 in einem Brief an Immermann vom 14. April 1838. An erster Stelle heißt es in Z. 2 „durchritten", im zweiten Briefe „durchschritten." Der Dichter hat beim Abdruck die erste Fassung, wohl aus Gründen des Wohlklangs, wieder hergestellt.

Die „Deutsche Rundschau" 1881, Heft 9, herausgegeben von Julius Rodenberg, äußert sich über das Werk in folgender höchst anerkennender Weise:

Von diesem auf 12 Lieferungen berechneten Werke liegt uns bis jetzt die erste vor, welche wir mit dem tiefsten Interesse gelesen haben. Wenn das Ganze hält, was der Anfang verspricht, so wird unsere biographische Literatur um ein schönes Buch reicher sein; um eines, das gewissenhaft vorbereitet, gut geschrieben und aus authentischen Nachrichten, seinem Hauptbestandteil nach aus den eigenen Briefen des Dichters hervorgegangen ist. Denn mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der edle Gemütsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, sich nirgends schöner entfaltet, als in seinen Briefen. Er war eine Natur, welche den ganzen Reichtum ihres Innern nur der Familie, den Freunden aufgeschlossen hat, an jener mit einer Liebesfülle, an diesen mit einer Treue festhielt, welche den Menschen nicht weniger hochstellen als den Dichter. In ernster Arbeit und in nicht selten allzu großer Strenge gegen sich selbst hat Freiligrath die Höhe seines Ruhmes erreicht; in seiner Häuslichkeit und im persönlichen Umgang war er hingebend, gütig, teilnehmend, anspruchslos, aufgelegt zu munterm Scherz, und von jenem Frohsinn, der nur mit dem Adel der Gesinnung und der vollkommnen Reinheit der Seele verbunden ist. Als ein Solcher erscheint er in seinen Briefen; und so, als den großen Dichter und den trefflichen, im Fühlen weichen, im Handeln starken, charakterfesten Mann hoffen wir ihn in dem Werk wiederzusehen, dessen erste Lieferung, wie gesagt, die günstigsten Erwartungen weckt. Herr Buchner, Sohn eines der Familie Freiligrath nahe befreundeten Hauses, hat die Korrespondenz des Dichters, welche das ganze Leben desselben als bester Kommentar begleitet, seiner Biographie zu Grunde gelegt; aber er beschränkt sich nicht darauf, sondern hat nach allen Seiten hin mit der größten Sorgfalt der Entwickelung des Dichters nachgeforscht und aus gedruckten sowohl als ungedruckten Quellen ein Material zusammengebracht, welches namentlich für die Anfänge von Freiligraths Laufbahn von der höchsten Wichtigkeit ist. In den wahrhaft rührenden drei Briefen an die Großmutter vernehmen wir gleichsam das Stammeln des Kindes, wie wir in den unvergessenen Gedichten des „Soester Wochenblattes" und des „Mindener Sonntagsblattes" die vielversprechenden Erstlinge seiner Muse empfangen: einiges darunter von frappanter Großartigkeit, wie z. B. „Tiger und Wärter," wohl wert, in eine künftige Auflage der gesammelten Dichtungen aufgenommen zu werden, trotzdem es wegen seiner „Blutmalerei" von Chamisso getadelt und zurückgewiesen ward. Was überhaupt auffällt, ist die frühe Reife von Freiligraths Genius: das Gedicht, mit welchem seine erste Sammlung beginnt, „Moos-Thee" hat er als Sechzehnjähriger verfaßt; einige seiner populärsten Gedichte „Der Blumen Rache," „Die Schreinergesellen," „Die Bilderbibel," „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" und „Die Auswanderer" stammen aus seinem einundzwanzigsten bis dreiundzwanzigsten Jahre. Das vorliegende Heft umfaßt die Kindheit und Jugend Freiligraths, die Detmolder und Soester Zeit, von welcher Buchner ein höchst anziehendes und anschauliches Bild entwirft. Mit Dankbarkeit und einer Art von wehmütiger Freude werden diejenigen, welche Freiligrath im Leben näher gestanden, diese Blätter lesen, die so viel Neues und Schönes bringen; aber es ist, von der ersten Seite an, dem Verfasser gelungen, auch die größere Zahl derer, welche bisher nur den Dichter kannten, liebten und verehrten, für dessen Persönlichkeit im vollen Sinne des Wortes zu gewinnen. Wir sehen der Vollendung des Werkes, welches mit einem Portrait Freiligraths von Hasenclever aus seinen Jugendjahren, und einem Portrait aus seiner späteren Lebenszeit geschmückt wird, entgegen, um alsdann in eingehender Weise darauf zurückzukommen.

Aus der „Lippe'schen Landeszeitung" 1881 Nr. 153:

Ferdinand Freiligrath.

Schon fünf Jahre hat die Gruft sich über unsern berühmten Landsmann geschlossen und noch immer entbehrten wir einer wirklichen Biographie des Dichters, der so lange schon der Liebling des deutschen Volks geworden. Erst jetzt hat zur Freude aller Verehrer Freiligraths der Direktor der höheren Töchterschule zu Crefeld, Wilhelm Buchner, den Anfang gemacht, durch die vor kurzem erschienene erste Lieferung seines Buches „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen" (Lahr 1881, Moritz Schauenburg) diese Lücke auf's Trefflichste auszufüllen. Schon das, was uns jetzt erst vorliegt, zeigt, daß der Verfasser wie kaum ein anderer berufen war, der Biograph unseres Dichters zu werden. Nicht nur Familientraditionen stehen dem Verfasser zur Seite, da Freiligrath Jahre lang in dessen elterlichem Hause in Darmstadt freundschaftlich verkehrt hat, sondern es kommt ihm vor Allem zu statten, daß ihm von der Wittwe des Dichters dessen Briefwechsel mit Verwandten und Freunden zur Benutzung anvertraut ist, der gerade bei der Eigenartigkeit Freiligraths eine besonders reiche Fundgrube für

die Darstellung des Menschen und des Dichters bilden mußte. Aber auch sonst ist der Verfasser bemüht gewesen, in größter Gewissenhaftigkeit alles Material heranzuziehen und für seine Biographie zu verwerten, was dazu dienen kann, uns das Bild der liebenswürdigen Persönlichkeit des Dichters zu veranschaulichen. Er hat vor dem Beginne seiner Arbeit selbst hier die Stätte aufgesucht, wo Freiligrath geboren ist und wo er die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens zugebracht hat, und er mußte dazu allerdings auch doppelten Anlaß fühlen, weil er wußte, welch' treues Andenken der Dichter lebenslang seiner lippischen Heimat und seinen dortigen Jugendfreunden bewahrt hat, von dem auch in diesem Sinne die Worte seines Widmungsgedichtes für das „Malerische und romantische Westfalen" Geltung haben:

Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch derselbe.

Wie sorgfältig der Verfasser bei seiner Arbeit zu Werke gegangen, zeigt sich z. B. gleich daraus, daß erst von ihm der einst durch einen Aufsatz in der „Gartenlaube" erhobene Zweifel über das Geburtshaus des Dichters nun aus Briefen der Mutter desselben endgültig zu Gunsten des mit der Denktafel geschmückten Hauses „Unter der Wehme" entschieden ist. Auch über die Eltern Freiligraths und deren Familien und über des Dichters Detmolder Schulzeit erhalten wir, hinsichtlich der letzteren namentlich nach Mitteilungen eines seiner alten Schulkameraden, der auch später ihm stets freundschaftlich nahe gestanden, durch den Verfasser interessante Nachrichten. Dann begleiten wir mit ihm den Dichter, wie er im Juli 1825 mit fünfzehn Jahren nach Soest übersiedelt, um sich im Geschäfte eines Verwandten dem Kaufmannsstande zu widmen, und dort nun sieben Jahre auf dem Komptoir bis zu seinem Abgange nach Amsterdam verweilt. Hier bricht das uns zunächst erst vorliegende Heft ab.

Mit besonderem Eifer hat der Verfasser es natürlich unternommen, der ersten Entwickelung des dichterischen Talents Freiligraths nachzugehen. Es ist ihm gelungen, eine Reihe der ersten poetischen Versuche zusammenzubringen, die zum Teil in westfälischen Zeitschriften zerstreut sind, für deren Mitteilung wir aber dem Verfasser um so mehr dankbar sein müssen, als der Dichter, in zu strenger Selbstkritik, die meisten derselben aus der späteren Sammlung seiner Gedichte ausgeschlossen hat. Es ist in der That anziehend, aus den vom Verfasser uns mitgeteilten Proben zu sehen, wie des Dichters hervorragende poetische Begabung sich nach den ersten unvollkommenen Versuchen nun so bald volle Bahn bricht. Das Gedicht „Moos-Thee", was er, kaum sechzehnjährig, nach Genesung von einer Brustkrankheit verfaßte, „Der Blumen Rache" und das rührend schöne Gedicht, das er wohl dem Andenken seines kurz zuvor, im Jahre 1829, verstorbenen Vaters widmete:

O lieb', so lang du lieben kannst!

von denen die beiden ersten neben einigen anderen wesentlich dazu beitrugen, wenige Jahre später den durch Schwab und Chamisso in die Literatur eingeführten Dichter auf einmal zu einem berühmten Manne zu machen — sie alle sind schon während der Lehrlingszeit in Soest entstanden.

Doch wir brechen hier ab — es ist nicht unsere Absicht, auf eine nähere Würdigung des Buches einzugehen, von dem wir erst den Anfang vor uns haben, das aber, wenn es erst vollendet ist, voraussichtlich in den weitesten Kreisen freudig begrüßt werden wird. Wir haben nur einstweilen schon jetzt auf die schöne Arbeit, die uns in so pietät- und verständnisvoller Art das Lebensbild unseres vaterländischen Dichters vorzuführen unternimmt, hier aufmerksam machen und dieselbe den Lesern dieses Blattes empfehlen wollen. Muß doch gerade dieses erste Heft uns Lippern von besonderem Interesse sein, weil es die von Freiligrath in seiner Heimat verlebten Jugendjahre behandelt, die er später nur wenige Male in kurzen Besuchen wiedergesehen hat. Für uns älteren Detmolder, die wir uns des Dichters als unseres Schulgenossen und seines biedern Vaters als unseres freundlichen Lehrers in der Quarta noch recht gut zu erinnern wissen, wird durch die Mitteilungen des Verfassers aus diesem Lebensabschnitte manch liebe alte Jugenderinnerung wachgerufen.

Aus der „Frankfurter Presse":

Das eigenartige und fesselnde biographische Werk über Freiligrath, das die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr vorbereitet: „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen," wird nicht verfehlen besonderes Aufsehen zu erregen, die Liebe zu Freiligrath neu zu stärken, das Verständnis für seine Entwickelung zu erleichtern. Wir haben bereits einmal aus den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Aushängebogen eine fesselnde Probe gegeben und wollen hier ein weiteres, überaus anziehendes Kapitel auszugsweise folgen lassen &c.

Buchner, Wilhelm,

Ferdinand Freiligrath ein Dichterleben in Briefen

Bd.: 1

Lahr 1882